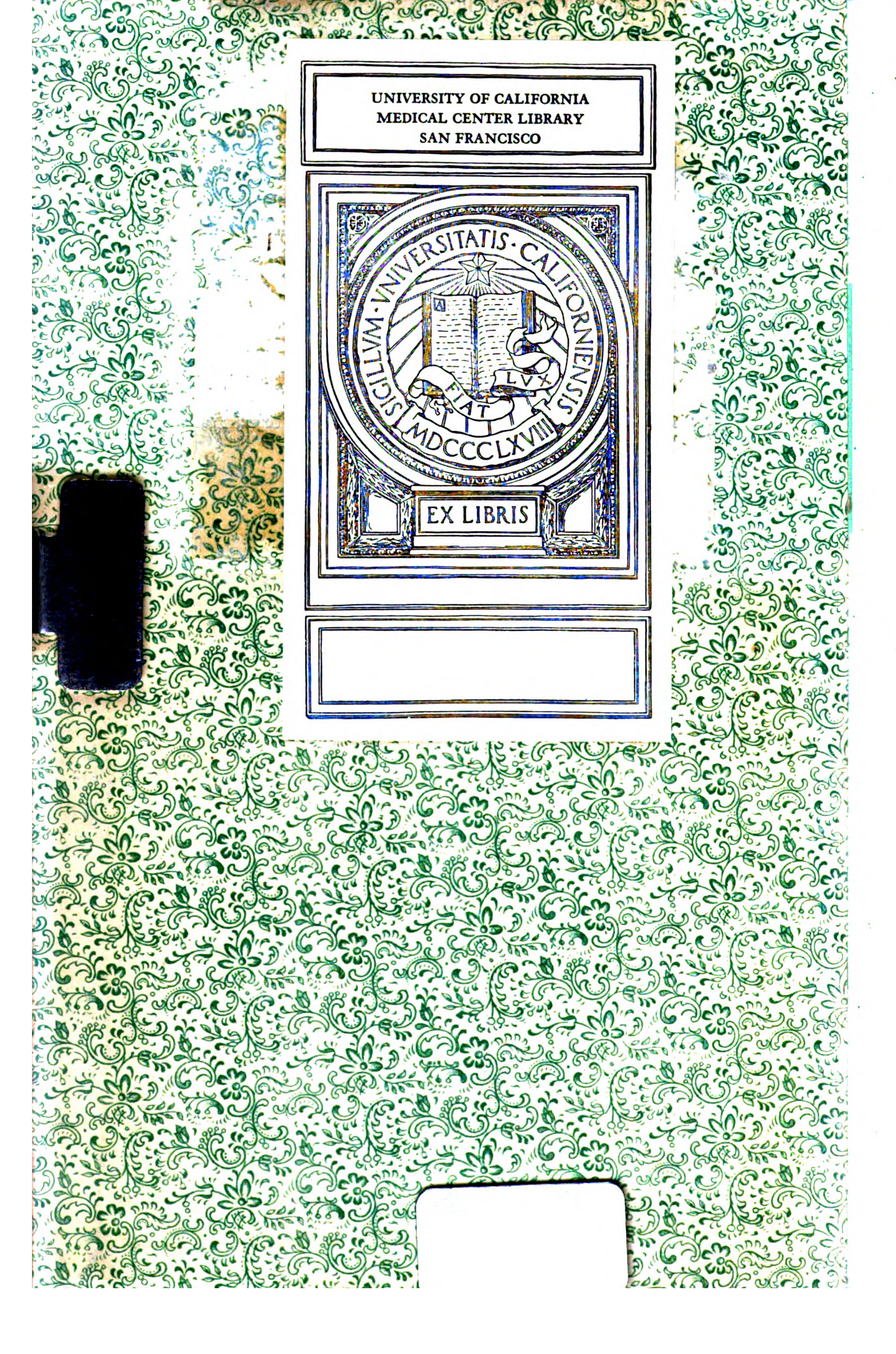
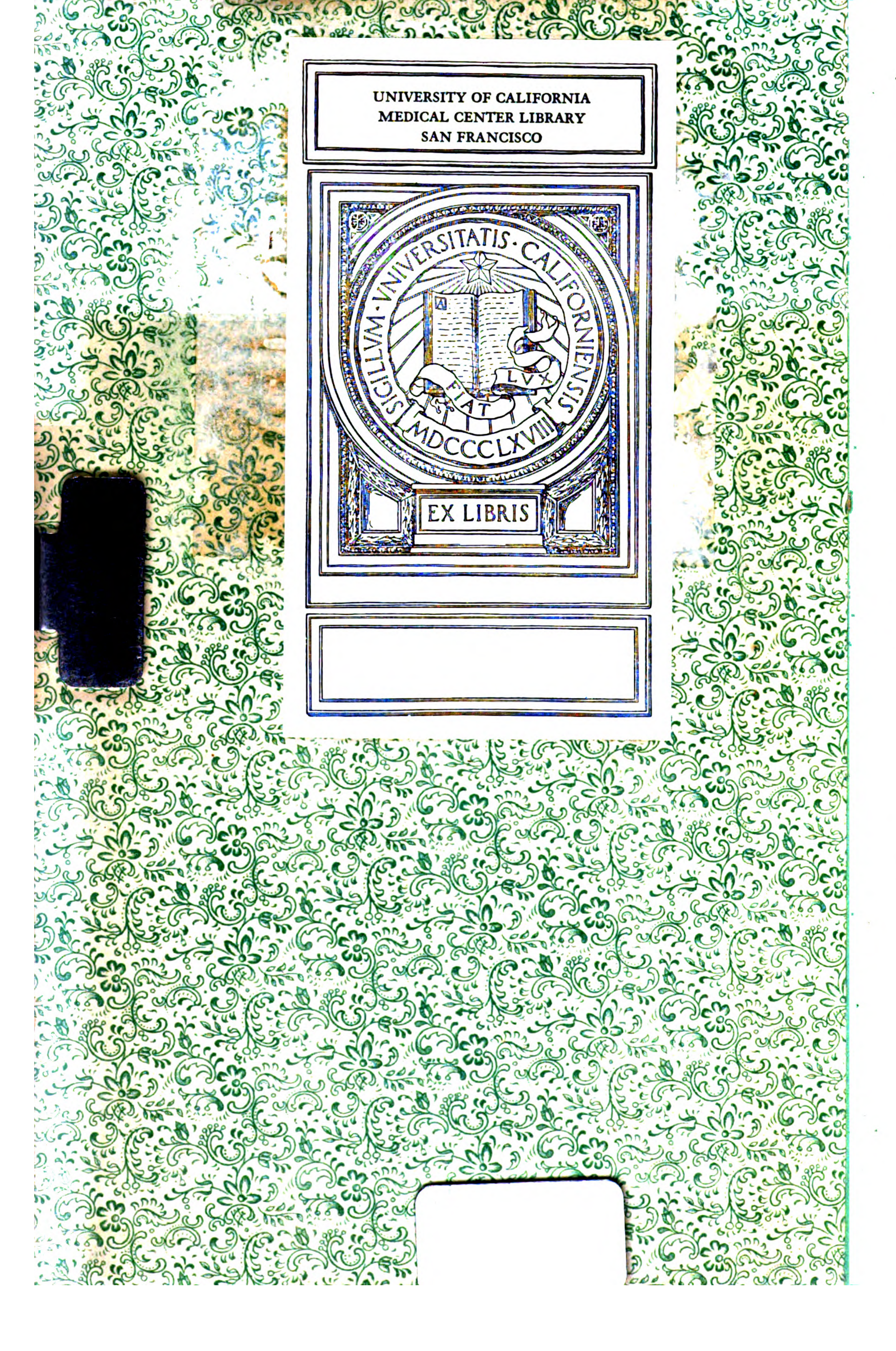
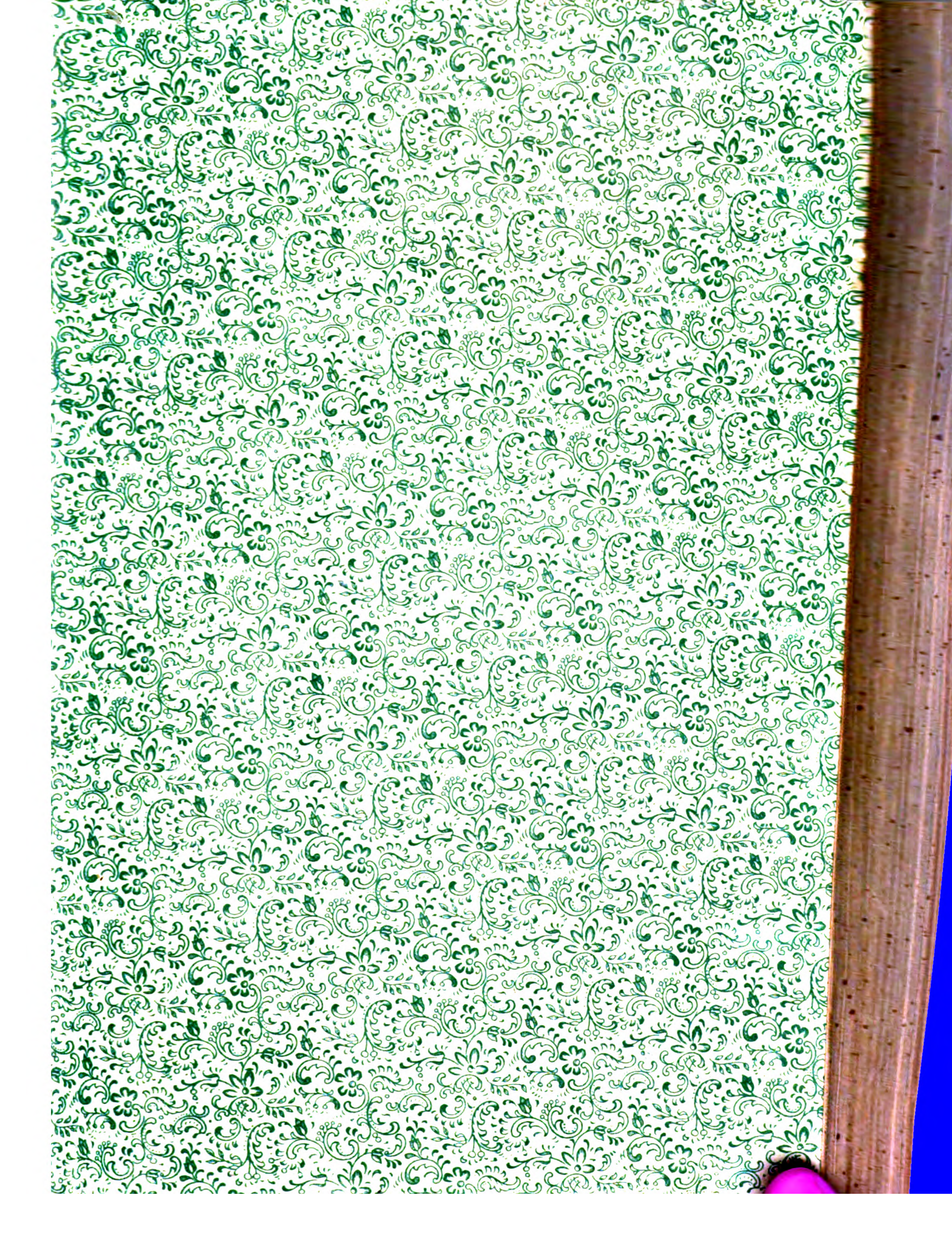

UC-NRLF
B 3 743 221


UNIVERSITY OF CALIFORNIA
MEDICAL CENTER LIBRARY
SAN FRANCISCO
SIGILLVM · UNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS





UNIVERSITY OF CALIFORNIA
MEDICAL CENTER LIBRARY
SAN FRANCISCO
SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Zeitschrift

für

Sexualwissenschaft

Begründet von

Prof. Dr. A. Eulenburg und Dr. Iwan Bloch
in Berlin in Berlin

unter Mitarbeit von Fachgelehrten herausgegeben von

Dr. Iwan Bloch

Band V
April 1918 bis März 1919



A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn

Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H., Leipzig.

Inhaltsverzeichnis.

Originalarbeiten.

Kleine Mitteilungen.

Sitzungsberichte.

Bibliographie der gesamten Sexualwissenschaft.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

Fünfter Band April 1918 1. Heft

Sexualität und Symmetrie.

Ein Beitrag zur Kritik der Periodenlehre von *Wilhelm Fließ* und *Hans Schlieper*.

Von Paul Kammerer

in Wien.

I. Einführung.

Die zeitliche und innere Ordnung der Lebensabläufe lassen Fließ und sein Schüler Schlieper an eine stoffliche Ordnung von Lebenseinheiten gebunden sein, die sich nach außen in doppelter Zweiheit darstellen: einerseits als je vorwiegend männliche und weibliche Individuen, andererseits als rechte und linke Körperhälfte des bisexuell zusammengesetzten Einzelindividuums. Vom Zusammenhange zwischen Zeit und Stoff (Periode und Geschlecht) soll hier abgesehen, nur der andere behauptete Zusammenhang zwischen Stoff und Form (Geschlecht und Seitenbau) der Kritik unterworfen werden. Wie Fließ und Schlieper sich diesen Zusammenhang vorstellen, findet sich — abgesehen von den Hauptwerken genannter Autoren [1]) — auch in der vorliegenden „Zeitschrift für Sexualwissenschaft" kurz beschrieben [2]). Auf die eigene Darstellung der beiden Forscher muß verwiesen, auf sie muß nachfolgende kritische Erörterung basiert werden, ohne daß Lektüre der letzteren die Kenntnis der ersteren verständnismäßig unbedingt voraussetzt.

Daß sich die Kritik mit ihren Darlegungen ausführlich beschäftige, fordern übrigens Fließ und Schlieper einmütig: „... Über männlich und weiblich, über rechts und links, über den Zusammenhang der Generationen, über die organische Grundlage des Künstlertums, über die Stellung des Todes und seinen notwendigen Platz in der Ordnung des Lebens? Für diese Fragen hat die Kritik noch nicht den Augenpunkt gefunden, und so ist sie ihnen bisher blind gegenübergestanden. Und stumm [3]). Man muß ihr wohl noch Zeit lassen" (Fließ 1914, S. 121). „Gerade diese Dinge, die von der Kritik am meisten vernachlässigt worden sind, werden am leichtesten Allgemeingut werden" (Schlieper S. 135).

---

[1]) Fließ, W., „Der Ablauf des Lebens. Grundlegung zur exakten Biologie". Leipzig u. Wien. Verlag Franz Deuticke. 1906 (zitiert als „1906"). — „Vom Leben und vom Tod. Biologische Vorträge". Jena 1909. Verlag Eugen Diederichs. 2. Auflage 1914 (zitiert als „1914"). — Schlieper, H., „Der Rhythmus des Lebendigen". Jena. Verlag Eugen Diederichs. 1909 (zitiert als „Schlieper").

[2]) Fließ, W., „Männlich und Weiblich". Zeitschr. f. Sexualw. I, 1, 1—6, April 1914.

[3]) Ganz stimmt das nicht: denn H. Henning, „Neupythagoräer" (Annalen der Naturphilosophie IX. Band, 3. Heft, 1910) hat in seiner sonst vorwiegend bei der Mathematik einsetzenden Kritik S. 231—236 auch gegen die sexualwissenschaftlichen Anschauungen von Fließ einige Bedenken erhoben!

Ein Teil des Versäumten soll also mit den gegenwärtigen Blättern nachgeholt sein.

II. Zellteilung und Zweiteilung.

Zuerst sei ein Vorwurf entkräftet, den Fließ gegen die „heutige Biologie" erhebt, indem er sie als einzige Ursache der zweiseitigen Symmetrie angeben läßt, daß Zweiteilung die einfachste Form der Teilung sei, und die Natur arbeite immer einfach. Fließ wendet dagegen ein, Zweiteilung sei nur dann einfach, wenn sie Gleichteilung ist; das treffe aber nie zu. Schon die erste Teilung der Keimzelle scheide letztere in Urgeschlechts- und Urkörperzelle; die Ungleichheit der späteren Teilungen aber bestehe im wesentlichen darin, daß männliche und weibliche Substanz den Teilprodukten in verschiedener Menge (wie 23 : 28) zugeschoben werde. Im Endresultat erhalte die rechte Körperhälfte beim Mann mehr männliche, beim Weib mehr weibliche, also stets ein Plus der dem Geschlecht zuständigen Substanz; während die linke Körperhälfte zu ansehnlicherem Prozentsatz als die rechte den Sitz gegengeschlechtlicher Substanz bildet. Bei Mannweibern und Weibmännern sei daher zu allermeist diese heterosexuelle, die linke Seite etwas stärker entwickelt.

Darauf ist der Reihe nach zu erwidern: 1. Die Biologie hat sich keineswegs mit der Erklärung durch das Einfachheitsprinzip der Zwei- und Gleichteilung begnügt, sondern die Ursachen der zweiseitigen wie jeder Symmetrie überhaupt in Bewegungs- und Wachstumsnotwendigkeiten gesucht. Die Lehrbücher begründen den bilateralen Bau mit Erfordernissen gleichmäßiger Belastung im Interesse raschester und bequemster Fortbewegung: sie vergleichen den Säugetierkörper mit einem vierräderigen Wagen, den Vogelleib mit einem zweiruderigen Kahn, dessen Ladung so verteilt sein muß, daß auf keiner Seite ein Übergewicht entsteht. — Der Radiärbau entwickle sich bei festsitzenden Lebewesen, die der geradlinigen Fortbewegung entbehren oder ihr entsagt haben, wie Pflanzen, Schwämme, Quallen- und Blumenpolypen, Seelilien, Röhrenwürmer, Moostierchen, — oder solchen freibeweglichen, die von festsitzenden abstammen und deren ererbte bauliche Eigentümlichkeiten noch nicht ganz abgestreift haben, wie Seeigel, See- und Schlangensterne, Medusen. Bilaterale Blüten (Lippen-, Rachen-, Schmetterlingsblütler, Orchideen) verdanken ihre von der radiären abweichende Form der Anpassung an besondere Bestäubungsart durch bestimmte Insekten; regelmäßig („isophylle") und unregelmäßig zweiseitige („anisophylle") Blätter resultieren aus dem Zusammenwirken von Licht und Schwerkraft, — worüber jede Pflanzenphysiologie Ausführliches mitteilt.

Man mag diese Erklärungen annehmen oder ablehnen, — keinesfalls läßt sich sagen, die Biologie habe die Zweiseitigkeit überhaupt noch nicht als Problem erkannt, die Frage nach ihren Ursachen noch gar nicht aufgeworfen. Nur ist Fließ zuzugestehen, daß er dieselbe Frage präziser und detaillierter stellt, indem er auf die innerhalb anderer Symmetrien oder scheinbarem Symmetriemangel bestehenden Bilateralitäten (z. B. der Blumenblätter in der Strahlenblüte, des einzelnen Seeigelstachels, des einzelnen Seesternradius oder Polypenfangarmes usw.) hinweist.

2. Die Zweiteilung der Zellen aber ist — im Gegensatze zur Annahme Fließ' —, soweit wirkliche Beobachtung reicht, in der Tat meist eine raffiniert genaue Gleichteilung. Am Chromatin des Zellkernes, das während der Teilungsphasen in scharf umrissenen „Chromosomen" gleichsam aus-

kristallisiert, läßt sich (wie Fließ ja ebenfalls darstellt) die Genauigkeit der Aufteilung beurteilen. Bei jedem Teilungsschritt wird jedes Chromosom der Länge nach gespalten, die Spalthälften auf die Tochterzellen so verteilt, daß jede wiederum dasselbe Chromosomensortiment empfängt wie die Stammzelle, — von jedem Chromosom die Längshälfte. So kommt es auch, daß jede Zelle derselben Tier- oder Pflanzenform dieselbe Chromosomenzahl in sich beherbergt.

Damit diese Zahl bei der Befruchtung keine Verdoppelung erfahre, muß sie in den reifen Keimzellen auf die Hälfte herabgesetzt werden: dies geschieht bekanntlich durch die Reduktionsteilung, bei der allerdings keine Spaltung der Chromosomen eintritt; sondern zwei Halbpartien ganzer Chromosomen, die sich zuvor (gleich und gleich paarweise: „Konjugation der Chromosomen") zusammenfanden, wandern in die beiden Tochterzellen hinüber. Hier geschieht es häufig, wenn die Chromosomenziffer eine ungerade ist, daß ein Chromosom (das „Hetero-" oder „Idiochromosom" bzw. auch wohl eine zusammengehörige Gruppe solcher) ungepaart bleibt und einzeln in die eine Tochterzelle gleitet, die dadurch in den alleinigen Besitz des überzähligen Chromosomes gelangt, während die andere Tochterzelle in bezug auf diese Chromosomensorte leer ausgeht. Das ist dann freilich eine ungleiche Aufteilung, die — wie wir hören werden — wirklich mit dem Geschlecht zu schaffen hat, wenn auch nicht in der Art, wie Fließ es meint; sondern in der Weise, daß die Zelle mit dem Minus an Chromatin eine männlich prädisponierte Zelle darstellt.

Sonst aber ist die Gleichteilung eine strenge: R. Goldschmidt[1]) vergleicht sie der Teilung eines Sackes Bohnen, die sich nicht begnügt den Sack mitten durchzuschnüren, sondern jede einzelne Bohne halbiert. Der Reduktionsteilung entspräche es beim Bohnensack, wenn alle Bohnen gezählt und je die Hälfte der Gesamtmenge auf getrennte Häufchen gelegt würden: da könnte gelegentlich wohl ein Böhnchen übrigbleiben.

Aus vielen Erfahrungen — sie sind in jedem Lehrbuche der Biologie nachzulesen — geht hervor, daß neben der genauen Aufteilung der färbbaren Kernsubstanzen etwaige Ungenauigkeiten bei Aufteilung der Zellenleibsubstanzen keinerlei vererbende, entwicklungs- und geschlechtsbedeutende Rolle spielen. Was die erste Eifurchung anbelangt, die angeblich die Urkeimzelle von der Urleibeszelle trennt, so hat embryologische Untersuchung diese mit „Chromatin-Diminution" in den körperlichen (somatischen) Zellen einhergehende „erbungleiche" Teilung nur bei wenigen niederen Tieren wirklich nachweisen können: in ihrer Verallgemeinerung für eine Theorie der Keimplasma-Kontinuität (Weismann) ist sie Hypothese.

III. Bilateralität und Bisexualität.

Nun soll also drittens laut Fließ unsymmetrische Aufteilung der Geschlechtsanlagen (Substanzeinheiten männlichen und weiblichen Stoffes) auf Körper- und Gliederhälften erfolgen; in dieser Asymmetrie soll das Wesen der Symmetrie gelegen sein. Der Mann habe rechts mehr männliche, das Weib rechts mehr weibliche Substanz; Individuen, die ins sexuelle Zwischenreich gehören, mit Einschluß der echten (Keimdrüsen-) Zwitter, sei rechts homologe Sexualsubstanz fortgenommen und links meist entsprechend

[1]) „Einführung in die Vererbungswissenschaft". — Leipzig 1911. Verlag W. Engelmann.

viel heterologe Substanz hinzugegeben. Daher die Linksbetonung (Linkigkeit, Linkshändigkeit) der Hermaphroditen und Pseudohermaphroditen, zu welch letzteren Fließ alle Künstler, überhaupt produktive Menschen und Genies rechnet.

Die von Fließ (1906, 1914) sowie von Schlieper beigebrachten Belege sprechen jedoch keineswegs — und je mehr Details vorliegen, desto minder — eindeutig zugunsten dieser Behauptung. Die Künstlerin mit der linken größeren Brust und ebendort stärkeren Warze (1914, S. 66, 67) ist zwar linksbetont, aber nicht in maskuliner, sondern in femininer Richtung. Ebenso ist Schliepers Schäferhündin (S. 127), wenn sie rechts 4, links 5 Brustwarzen hat, just auf ihrer gegengeschlechtlichen Seite weiblicher und wäre dort nicht maskulin, sondern hyperfeminin: ihr von Schlieper (S. 128) geschildertes sexuelles Verhalten und Zuchterfolg fände in dieser Beleuchtung mindestens ebensogut Deckung wie in der anderen, der der anatomische Befund widerspricht. Der Mann mit verkümmerter Seite, einschließlich des links schwächeren Bartes (1906, Nr. 15, S. 451; 1914, S. 68) ist zwar feminin, aber nicht linksbetont. Also entweder das eine oder das andere stimmt in diesen Fällen nicht: Fließ nimmt, um den letzterwähnten zu erklären, Zuflucht zur Annahme, es könne ausnahmsweise einmal „der Linken männliche Substanz fortgenommen und der Rechten die äquivalente Menge weiblicher Substanz hinzugefügt werden. Dann wird die Rechte überwiegen und doch das Verhältnis zugunsten der weiblichen Substanz ausfallen".

Die Beschreibung Napoleons weist eher auf eunuchoiden Typ, der — wie der Kastratentyp — durchaus keine direkte Konvergenz zum weiblichen Typ bedeutet, sondern Erreichung einer asexuellen Sonderform, die die Speziesmerkmale möglichst frei von Geschlechtsmerkmalen zum Ausdruck bringt. Daß dieser Typ weibähnlicher aussieht als der ausgesprochen männliche, kommt nur daher, weil er dem infantilen Typ nähersteht, dem auch das Weib zeitlebens näher bleibt.

Auch das Beispiel des Leistenbruches ist unstimmig: bedeutet er die Störung oder Schwächung eines exquisit männlichen Vorganges (des Hodenabstieges aus der Bauchhöhle in das Skrotum und Verwachsung der dabei mitgezogenen Bauchfellfalte), so sollte er nach Fließ' Annahme häufiger links vorkommen und nicht rechts, wie es die Statistik lehrt. Fließ aber verwendet den rechten Leistenbruch (1906, Nr. 13, S. 450; Nr. 14, S. 459) ganz ebenso als Stütze seiner Ansicht wie den linken (Nr. 22, S. 453).

Durchprüfung einer größeren Anzahl von Zwitterbildungen bei Tier und Mensch läßt ersehen, daß einfach alle Kombinationen von primären und zugehörigen bzw. eben auch nicht zugehörigen sekundären Geschlechtsorganen vorkommen, nach Körperseiten angeordnet bzw. ungeordnet oder bunt gemischt, ohne jede Bevorzugung und Regel in bezug auf links und rechts. Schon unter den verhältnismäßig wenigen Fällen, die Fließ aus der überreichen Literatur zusammenstellt, befinden sich einige (XVII—XX, XXII in 1906, S. 477—483), von denen Fließ selbst sagt, daß sie „nicht brauchbar", „nicht einwandfrei", in ihrer Deutung „schwierig" seien; Fall XVII deshalb, „weil die Sexualcharaktere so gemischt sind, daß über die ursprüngliche Anlage nicht geurteilt werden kann". Besonders lehrreich sind die „Halbseitenzwitter" (Hermaphrodismus lateralis): der halbseitenzwitterige Gimpel Tichomirows (Schlieper, S. 133) ist, da er ein Ei, wenn selbst ein kümmerliches, im Legeschlauch (also bereits im Eileiter, nicht mehr im Eierstock!) hatte, eher ein Weibchen als ein Männchen, wie die statt-

gefundene Ovulation nahelegt. Das widerspricht dann der geschlechtlichen Flankenverteilung, denn jener Zwitter hatte rechts die rote Brust- und Bauchfärbung des Männchens nebst Hoden, links die graue Färbung des Weibchens nebst Eierstock. Aus der hypothetischen Folgerung: das Männchen hat seinen etwaigen weiblichen Einschlag links, darf eben nicht der umgekehrte Schluß werden: ein Zwitterwesen mit rechtsgelegenem Hoden ist seinem vorwaltenden Ursprunge nach ein Männchen. Besser entspricht der von Poll[1]) beschriebene Halbseitenzwitter eines Gimpels den Fließ-Schlieperschen Voraussetzungen, denn Farben- und Geschlechtsdrüsenverteilung ist so wie beim Exemplare von Tichomirow, aber die männlichen Genitalien etwas besser entwickelt. Man sieht also, daß alle Kombinationen vorkommen: rein nach dem Zufallsgesetz und den Regeln der Wahrscheinlichkeit ist das Ergebnis der Fließ-Schlieperschen Anschauung etwa ebensooft günstig wie ungünstig, und nochmals ebensooft nicht dafür entscheidend. Beispielsweise entsprechen bei den durch Wenke[2]) in ziemlicher Anzahl bekannt gewordenen Halbseitenzwittern der Insekten innere und äußere Geschlechtsunterschiede sich keineswegs immer so „seitenrichtig", wie bei den bisher für Hermaphrodismus lateralis beschriebenen Vögeln. Sondern es kommt vor, daß die weiblich aussehende Seite innen den Hoden birgt, die männliche den Eierstock.

Immerhin bedenklich fürs Stimmen der Fließschen Seitenhypothese ist ferner die Widerlegung des alten Glaubens, daß weiblich und männlich disponierte Keimzellen auf die Keimstöcke einer Körperseite beschränkt seien: so sollte etwa, um eine für Fließ willkommene Version herauszugreifen, der rechte Eierstock nur Mädchen, der linke Knaben hervorbringen. Noch neuerdings tauchte ein Ausläufer dieses Aberglaubens in Gestalt des Schoenerschen „Zahlengesetzes" auf, wonach sich vom rechten Ovar stets zwei männliche Eier nach einem weiblichen, im linken zwei weibliche nach je einem männlichen loslösen. Zahlreiche Erfahrungen an einseitigen Kastraten beiderlei Geschlechts, auch experimentelle Erfahrungen an Ratten, Kaninchen, Fröschen und Kröten, wobei bald nur ein Hoden, bald nur ein Eierstock, bald der rechte, bald der linke entfernt wurden, zeigen zum Überfluß, daß von verbliebenen Keimstöcken stets beide Geschlechter, und zwar annähernd im Verhältnis 1 : 1, entspringen. Die Vögel und Bandasseln (Lithobius) besitzen überhaupt nur einen Eierstock; daher mußten sich besonders einwandfreie Aufschlüsse zur Lokalisationsfrage gewinnen lassen, wenn man etwa Hähne einseitig kastrierte: auch das ist mit dem unzweifelhaften Resultat erledigt, daß von Lokalisation der Geschlechter in einem Ovarium oder Hoden gar keine Rede sein kann (Literatur, auch über Zwitter und Halbseitenzwitter, bei Kammerer[3])).

IV. Linksheit und Zwitterigkeit.

Das Faktum häufiger Linksheit bei Künstlern und anderen Tatmenschen, sowie ihre häufigen Anklänge an Hermaphroditismus secundarius will ich gar nicht in Abrede stellen. Fließ hat recht, wenn er 1914 voraussieht, jeder seiner Leser werde „die Beispiele zu Dutzenden bringen", — auch ich kenne solche.

[1]) „Zur Lehre von den sekundären Sexualcharakteren". — Sitzungsber. der Ges. Naturforsch. Freunde Berlin Nr. 6, S. 331—358, Taf. VII, VIII, 1909.

[2]) „Anatomie eines Argynnis paphia-Zwitters". — Zeitschr. f. wiss. Zool. LXXX, 94—138, 1906.

[3]) „Ursprung der Geschlechtsunterschiede". — Abderhaldens Fortschritte der Naturwissenschaftlichen Forschung V, 1—240, 1912.

Was ich bezweifeln, ja bestreiten muß, ist nur, daß die drei Dinge — Linksheit, Zwitterigkeit, Zweiseitigkeit — irgend fester miteinander korreliert sind. Linksheit und Zwitterigkeit mögen auf dem gemeinsamen Boden der geistig-künstlerisch-gelehrten Produktionskraft ein indirektes Korrelat besitzen, — die zweiseitige Symmetrie hat bestimmt nichts damit zu schaffen.

Hierfür kann ein mehr kritischer und demgemäß negativer, sowie ein positiver Nachweis erbracht werden. Den ersten erbringe ich an dem reichlichen, von Fließ selbst gebotenen Beispielmaterial. Die Kriterien dieser Beispiele, sowohl für Geschlechtlichkeit als für Linksheit, lassen nämlich viel zu wünschen übrig.

Das Tragen von Kindern oder Paketen, das Heben des Kleides mit der linken Hand, von Fließ als Linkshändigkeit gewertet, ist sicher oft umgekehrt zu deuten: man überläßt dem linken Arm eine stabilere, simplere, ruhigere Beschäftigung, um den rechten für mannigfaltigere, wechselndere und kompliziertere Hantierungen frei zu behalten. Nicht Linkser, sondern Rechtser wollen, wenn sie links Pakete tragen (und deshalb tun sie es), rechts Türen öffnen, Schirm oder Stock als Stütze oder Sonde verwenden; dem links sitzenden Baby kann man rechts allerlei zureichen. Links überreichen die „weicheren Lebemänner" der Dame ihres Herzens Blumen, weil sie mit der Rechten den Hut abziehen und zierlich schwenken, oder die Hand der Dame ergreifen und an ihre Lippen ziehen wollen. Das Reichen der Linken ist (Beispiel 34) oft nur Affektation oder Herablassung; andererseits lernt jeder Linke die Rechte geben, um der Höflichkeit zu genügen. Wenn bei mühsamen Beschäftigungen die rechte Hand, die damit begonnen, nach einiger Anstrengung von der linken abgelöst wird (Beispiel 46), wie beim Einfädeln (S. 469) und Auswringen (Beispiel 53, wobei übrigens beide Hände ziemlich gleichzeitig und gleichmäßig in Aktion treten): so ist daraus ebenso eher auf Rechtsheit zu schließen, als wenn die Linke begonnen, und in zweiter Reihe mit der Rechten abgewechselt hätte. Wenn dem Kinde, das die linke Hand benutzt, auf die Finger geklopft wird, so ist dies für Fließ (Beispiel 41) ein Zeugnis für dessen Linksheit; ein Klaps auf die Linke ist aber bei der ersten Erziehung sehr verbreitet, namentlich um dem Kinde begreiflich zu machen, es sei unartig, die linke Hand zu geben u. dgl. In Wien sagt man dem Kinde: „Das ist dein garstiges Handerl!", wenn es mit dem linken Händchen etwas tun wollte; nicht alle Kinder aber, denen die ausgesprochene Rechtsheit mehr oder weniger erst anerzogen wird, sind ausgesprochene geschlechtliche Zwischenstufen [1]).

Das Zukneifen des linken Auges (Beispiel 26) halte ich entschieden für ein Merkmal der Rechtsheit, weil hier nicht das Schließen, sondern das angestrengte Fixieren des Auges Aktivität bedeutet. Was man aber mit einem Auge allein besser zu erfassen glaubt, das faßt man ins rechte Auge: ungeübte Mikroskopiker und Astronomen tun dies, — geübte halten beide Augen offen und wechseln ab, verwenden das linke, wenn sie zeichnen, weil sie dann das rechte brauchen, um die zeichnende (rechte) Hand zu überwachen. Beim Begutachten von Gemälden, beim Blinzeln nach dem Sonnenstand u. dgl. sind analoge Gelegenheiten gegeben. Im Beispiel 29 wird von Fließ gerade wieder Unbeweglichkeit des linken Auges infolge Ophthalmoplegia externa completa als Zeichen der Linksheit angenommen.

Ob die Taschen der Frauenkleidung (Beispiel 55b) rechts oder links liegen, ist viel zu sehr Modesache [1]), um als Kriterium verwendbar zu sein. Ebenso

[1]) Ähnlich Henning, Annalen der Naturphilosophie IX (1910), S. 235.

das Schreiben mit übergroßen Buchstaben bei Frauen (Beispiel 49 und S. 442), oder in kleiner, allenfalls von oben links nach unten rechts geneigter Steilschrift bei Männern: es gibt Zeiten und Orte (gewisse Schulen, Internate), wo die eine oder andere jener Schriften schablonenmäßig gelehrt wird und sich nachher bei allen daraus hervorgegangenen Zöglingen vorfindet, ohne jede Rücksicht auf Links oder Rechts und auf Sexualvarianten.

Vollends die Kriterien für Männlich und Weiblich, wo Fließ sie verwendet, um eine Person als Mannweib oder Weibmann darzutun, schwanken in bedenklichster Weise und werden unbewußt dem Lehrsatze angepaßt, den sie beweisen sollen. Es ist Fließ einerlei, ob die Schilddrüse links oder rechts größer, geschwollen und druckempfindlich ist (Beispiele 53, 54 links, 49 rechts): allemal ist's ein Zeichen für männlichen Einschlag beim Weibe. Eine lange Reihe verbreitetster Krankheiten, darunter sogar Gonorrhöe, Syphilis und Phthisis, verweisen den Patienten — sei er Mann oder Weib — ins sexuelle Zwischenreich, zumal wenn er obendrein linkshändig ist und irgendwelche Begabung besitzt; es ist auch gleichgültig, ob die Krankheit sich auf beide Körperseiten erstreckt oder nur auf eine (Beispiel 28: linksseitige Kieferhöhleneiterung) und auf welche. Zigarettenrauchen fördert beim Manne (Beispiel 9) die Diagnose weiblichen, beim Weibe (34) männlichen Einschlages, und erst recht gilt der Nichtraucher (10) als weiblich beanlagt. Ebenso nimmt Vorliebe für Alkohol (Beispiel 7, 19, 21) diese beiden Gestalten an; dasselbe gilt vom Geschäftsgeist (11, 14). Organisationsgabe bedeutet beim Manne (1) weiblichen, Abneigung gegen Ordnungmachen beim Weibe (54) männlichen Anklang. Eine Bergsteigerin (32) ist selbstredend vermännlicht, aber auch ein Bergsteiger (18), „groß und kräftig ... durchaus männlich im Auftreten", ist verweiblicht, lediglich weil er künstlerische Neigungen hat und Vorliebe für eine energische Frau mit Bärtchen. Ein „glänzender Schläger mit ... riesigen Händen und Füßen" ist ebenso weibisch, wie sein Kommilitone mit hoher Stimme und hübschem Kindergesicht, beide weil linkshändig (auch der Schläger?). Weil Helmholtz als Knabe rechts und links schwer unterscheiden lernte und später Kunstverständnis offenbarte, gilt er als Weibmann (S. 468), wobei ihm die Mathematik nicht heraushelfen kann. Weil Frau Z. (Beispiel 55) sich Kleidung und Hüte selbst fertigt „mit anmutigem, kindlich farbenfrohem Geschmack", trägt sie ein Merkmal des sexuellen Zwischenreiches; ebenso ihr Töchterchen, denn es „ist dick, von zart rosiger, fettreicher Haut und etwas knabenhaftem Ausdruck".

Nach demselben Grundsatze exemplifiziert Schlieper: Ehud, der mit dem Schwerte in der linken Hand den König von Moab erstach (Bibel, Buch der Richter 3, 14—30), hat damit doch nicht wie ein Weib gehandelt. Wenn in künstlerischen Darstellungen Verdorbenheit, Gemeinheit, Dirnen- und Zuhältertum mit unsymmetrischen Gesichtshälften wiedergegeben werden, so ist das zwar vollkommen richtig bobachtet, aber es gelangt darin allgemeine Abnormität zum Ausdruck, und es darf nicht voreilig daraus geschlossen werden, die Abnormität bestehe just im Überwiegen gegengeschlechtiger Tendenz. Jene Wiedergaben bildender Kunst bevorzugen auch nicht regelmäßig gerade die linke Gesichts- und Körperhälfte, und bei Pascin, auf dessen Bilder Schlieper (S. 138) sich beruft, läßt sich Überwiegen der Linksheit schon gar nicht als Regel auffinden.

Allgemeine Normstörung, die sich äußerlich in Asymmetrie ausspricht, ist freilich häufig mit sexueller Störung kompliziert: das Sexualleben ist viel zu sehr allgemeine Tonart unseres ganzen Seins, als daß es bei Gleichgewichts-

schwankungen irgendwelcher konstitutioneller Art ganz intakt bleiben könnte, aber die Störung muß nicht gerade gegengeschlechtiger Beschaffenheit sein. Sie kann sich auch in anderswohin ausschweifenden Bahnen oder nur in abnormer Steigerung des zuständigen Geschlechtsbedürfnisses äußern. Dies kommt in mehreren der von Schlieper herangezogenen Beispielen zum Vorschein.

Die Taube, die „mit einem Glasscherben ein Phantasieverhältnis durch mehrere Wochen weiterführte" (S. 131), braucht nicht homosexuell gewesen zu sein; ein Glasscherben ist keine Taube, weder gleichen, noch entgegengesetzten Geschlechtes. Oder sollte ihr Spiegelbild im Glase den Reiz geliefert haben? Gutes Singen und Nachahmen bei Vögeln, was Schlieper (S. 131—134) als künstlerische Begabung fürs sexuelle Zwischenreich beansprucht, sind dort spezifisch männliche Attribute: man darf nicht vom Menschen rückschließen, wo das Weib sich am Mitbesitz stimmlicher und sonstig künstlerischer Fähigkeiten erfreut. Wären die bestsingenden und -imitierenden Vogelmännchen Weibmänner, so sollte man erstens erwarten, daß auch die Weibchen singen können, was bekanntlich nicht der Fall; nur die Mannweiber (hahnenfedrigen Weibchen) unter ihnen können es zuweilen, aber, trotzdem sie dem „Zwischenreich" angehören, nur stümperhaft. Sie können es wohl nicht, weil sie hermaphroditisch, sondern weil sie maskulin sind; nicht ihr Zwittertum, sondern der Anteil ihrer Männlichkeit bestimmt ihre Fähigkeit. Wären die talentiertesten Vogelsänger Weibmänner, so stünde es zweitens wohl schlimm um die Zucht, denn die besten, lautesten, ausdauerndsten Sänger erringen — soweit ist man über das sexuelle Wahlvermögen immerhin unterrichtet — den besten Lockerfolg; und daß damit Degenerationsgefahren für die Nachkommenschaft verbunden sind, hat Schlieper selbst am Beispiele seiner hyperfemininen (nach ihm maskulinen) Schäferhündin Scharri (S. 127, 128) dargetan. Wenn laut Schlag die kleineren Dompfaffen gelehriger sind, so bedeutet das: die Form Pyrrhula europaea Vieill. ist gelehriger als die Form Pyrrhula pyrrhula L.; nicht aber bedeutet es: kleinere Männchen seien gelehriger, weil sie weiblichen Einschlag haben. In diesem Sinne ist denn auch Gelbtönung der Flügelbinden kein weiblicher Geschlechtscharakter, sondern eine geschlechtlich indifferente Aberration.

Schlieper (S. 133) folgert aus seiner Anschauung, man müsse bei sangesbegabten Vogelmännchen die Linksbetonung des menschlichen Künstlers wiederfinden; eine männliche Kalanderlerche, die „den Grünling, die Rauchschwalbe, den Gelbspötter, die Dorngrasmücke usw." zu imitieren wußte, bestätigt ihm jene Folgerung, denn sie „ist ganz einseitig links organisiert, von der Schädeldecke und dem Auge herab bis zu den Zehen und Krallen. Der linke Sporn ist ca. einen Zentimeter länger als der rechte. Eine albinistische Schwungfeder rechts und der bei jeder Mauser nach links wachsende Oberschnabel macht die Linksbetonung unzweifelhaft". Ähnlich „zwei vorzügliche Rotkehlchen mit großem Umfang der Stimme und ungewöhnlichem Strophenreichtum" (S. 132). Damit tritt aber jetzt Schlieper seinem Meister Fließ entgegen, der bereits 1906, S. 486 einschalten mußte, daß seine Regel nur für Säugetiere erwiesen sei: „Nicht etwa, als ob bei den Vögeln oder irgendwo in der Natur die biologische Bedeutung der Symmetrie eine andere wäre oder sein könnte. Die eine Seite muß immer mehr dem Männlichen, die andere dem Weiblichen entsprechen. Aber welche die männliche, welche die weibliche ist, das wechselt offenbar: wird doch schon bei den Vögeln nur ein Ovarium und Eileiter, der linke, ausgebildet ..."

Aus allen Fließ- und Schlieperschen Beispielen scheint mir folgendes hervorzugehen:

1. Die beiden Körperseiten stellen, unbeschadet ihrer im großen und ganzen spiegelbildlichen Zuordnung, ein Mosaik kleiner Asymmetrien dar, so zwar, daß paarige Organe wohl nie im geometrischen Sinne einander spiegelbildlich gleich sind. Sondern ist bei demselben Individuum der rechte Partner des einen Organpaares (und ebenso die rechte Hälfte eines unpaaren Organes) etwas größer und stärker, so ist es bei einem anderen Organpaare (und einer anderen Organhälfte) der linke. Die rechts stärkeren Organpartner behaupten zwar die Mehrheit; im ganzen besteht ein Vorwalten der rechten Seite und darunter als deutlichster Exponent die generell gewordene Rechtshändigkeit, die aber auch gegenwärtig noch durch erziehliche Einflüsse individuell unterstrichen wird. Trotzdem lassen sich bei wohl jedem Exemplare, bei allen Personen auch etliche linksseitige Präponderanzen feststellen.

2. Ferner ist es nur eine Binsenwahrheit, daß jedes Individuum zu irgend etwas begabt und geschickt erscheint. Faßt man es daher als produktiv veranlagt und sucht seine linksseitige pièce de resistance bzw. seine rechtsseitigen wunden Punkte auf: dann kann man in jedem Einzelwesen die Merkzeichen seiner Gelinktheit und Künstler- oder Tatmenschenschaft zur Diagnose verarbeiten, daß es überdies ins geschlechtliche Zwischenreich gehöre.

3. Diese Diagnose wird noch dadurch erleichtert, daß tatsächlich jedes Individuum in gewissem Betracht doppelgeschlechtlich ist: denn auch bei getrenntgeschlechtlichen Lebewesen ist wirklich der vergleichsweise „reine" Mann, das relativ „unvermischteste" Weib wohl ebenso selten, wie andererseits der vollkommenste Zwitter mit Zwitterdrüsen (Ovotestes); dazwischen liegt der große Durchschnittshaufen von „Männern" und „Weibern" mit mehr oder minder ansehnlichen, heterosexuellen Einsprengseln. Wollte man die Geschlechtsvarianten in eine Reihe und diese in einer Kurve zu graphischer Darstellung bringen, so wäre es eine symmetrische und zweigipfelige Kurve: ihre Tiefenpunkte (Stellen größter Seltenheit) lägen in der Mitte (echtes Zwittertum), zu Beginn und am Ende (volle Männlich- und Weiblichkeit); Anfangs- und Schlußpunkt erhöben sich steil zu den Gipfeln (Stellen größter Frequenz, vorwiegende Männlich- bzw. Weiblichkeit) und senkten sich sehr allmählich (Hermaphrodismus secundaris) zu dem medianen Minimum (Hermaphrodismus verus) hinab.

4. Aus 1 bis 3 folgt: Linksheit, Zwitterigkeit, Talent müssen sehr oft zusammenfallen, aber nur, weil ihre Kurven viele Schnittpunkte haben, ihre Erscheinungsgebiete sich weithin decken. Sie tun es also sozusagen von wegen ihrer Streuung, ihrer räumlichen Verbreitung, ihrer Häufung an gleichem Ort, nicht aber, weil sie einander ursächlich bedingen.

V. Asymmetrische Funktion und Vererbung.

Dafür muß nun noch ein positiverer Nachweis erbracht werden. Den direktesten liefern Asymmetrien, die ganz offenkundig gar nicht vom Geschlecht, sondern nur vom ungleichmäßigen Gebrauch der rechten und linken Seite abhängen. Ein lehrreiches Beispiel liefern die ungleichscherigen Krebse, die, wie der Hummer, mit der gewöhnlich rechts sitzenden großen Knack- oder Knotenschere (beim Pistolenkrebschen Alpheus „Schnalzschere") Schaltiere zertrümmern, mit der kleinen Zwick- oder Zähnchenschere das Fleisch aus der klaffenden Schale herauslangen. Oder die Flachfische, die sich als junge, noch streng bilaterale Brut im Seichtwasser derart umlegen, daß

die morphologisch rechte Flanke zur physiologischen Oberseite, die morphologisch linke Flanke zur physiologischen Unterseite wird, — bei etlichen Arten auch umgekehrt.

Im experimentellen Verfolg (besonders von Przibram[1]) durchgeführt) lassen solche Asymmetrien erkennen, daß keine getrennten Anlagen für Rechts und Links bestehen: sondern es gibt nur Anlagen für Vorn und Hinten, sowie für Oben und Unten. Bei Entwicklung dieser beiden Achsen — der antero-posterioren Längs- oder Hauptachse und der dorso-ventralen Tiefen- oder Sagittalachse — ergibt sich die richtige Anordnung der lateralen Quer- oder Transversalachse von selbst. Eine Hauptstütze dafür ist das Ersatzwachstum der großen Schere bei obenerwähnten Krebsen, wobei sich, wenn sie rechts saß, der „Rechtshänder" in einen „Linkshänder" verkehrt. Bei den Winkerkrabben, wo die Ungleichscherigkeit männliches Geschlechtsabzeichen ist, gelingt der Scherenaustausch zwar nicht; da jedoch die männliche Riesenschere trotzdem bei manchen Winkerkrabben (Individuen und Arten) rechts, bei anderen links steht, legt auch dieses Beispiel nur gegen Fließ Zeugnis ab.

Ebenfalls nur scheinbar für Fließ sprechen variationsstatistische Untersuchungen von Harris[2]), der bei Bohne und Pimpernuß eine schwache Korrelation zwischen Symmetrie und Fruchtbarkeit herausfand: asymmetrische Hülsen und Schoten bergen eine geringere Zahl keimfähiger Samen als symmetrische. Aber Harris sagt, daß diese Beziehung zwischen Unsymmetrie und Unfruchtbarkeit kaum andeutungsweise vorhanden sei; überdies braucht sie keineswegs auf stärkeren gegengeschlechtigen Gehalt unregelmäßiger Früchte bezogen zu werden; sondern Symmetriestörung ist notwendige Folge fast jeder Entwicklungsstörung. Letztere ist zugleich Ursache des geringeren Samengehaltes. Mißgestalt und Mißernte sind beide gemeinsam bedingt durch den Mißwuchs, ohne daß ein falsches Mischungsverhältnis der Geschlechtsstoffe hierzu nötig wäre.

Vererbungsversuche mit verschiedenäugigen Katzen (Przibram[3]) zeigten insofern Umkehrbarkeit der Seitenanlagen, als eine Katze, die etwa rechts ein gelbes und links ein blaues Auge hatte, außer Nachkommen mit beidseits gleichfarbigen Augen und solchen, bei denen das gelbe Auge abermals rechts saß, in gleicher Häufigkeitschance noch andere Katzenkinder mit rechtem blauen und linkem gelben Auge bekam. — Unsymmetrische Farbflecken, etwa bei Foxterriern und Meerschweinchen, sind absolut nicht fest vererbbar, sondern finden sich bei der Nachkommenschaft an allen möglichen Körperstellen in mannigfachem Wechsel von Rechts und Links (Mac Curdy-Castle[4])). Asymmetrie an sich wird also vererbt, aber Linksbetonung nicht unbedingt als solche, sondern ebensooft als Rechtsbetonung. Wenn sich daher unter den Nachkommen linksbetonter Eltern solche befinden, die ihnen darin gleichen, so darf nicht voreilig auf spezifische Erblichkeit der Linksbetonung geschlossen werden; genaueres Nachsehen und genügende Nachkommenzahl wird gewöhnlich das Vorhandensein auch der entgegengesetzten Kombination feststellen. Bestimmt wissen wir, daß beim Menschen der Situs viscerum inversus (rechte Herzspitzen-, linke Leberlage usw.) nicht auf die

---

1) „Asymmetrie-Versuche als Schlüssel zum Bilateralitätsprobleme". — Verh. VIII. Internat. Zoologenkongreß Graz 1910, S. 272, Taf. I. — Erschienen Jena 1912. Verlag Gust. Fischer.

2) Arch. f. Entwicklungsmech. XXXV, 500—522, 1912.

3) Ebenda XXV, 260—265, 1908.

4) Papers of the Station for Exp. Evol. Nr. 8. Washington 1907.

Kinder übergeht, und daß nach Lang[1]) und Künkel[2]) sämtliche Nachkommen linksgewundener Weinbergschnecken, gleichgültig, ob nur ein oder beide Eltern ein linksgewundenes Gehäuse besaßen, rechtsgewunden waren.

Schließlich sei an einen entwicklungsmechanischen Versuch von Roux[3]) erinnert, der aus dem Zweizellenstadium des Froscheies nach Abtötung der einen Furchungskugel die andere zum Halbembryo aufzog. War dieser ein Flanken- und nicht etwa ein Rücken- oder Bauchembryo, so konnte unter günstigen Umständen „Postgeneration" auftreten, — das Flankenstück ergänzte das ihm fehlende, die linke Hälfte eine rechte, die rechte eine linke. Also mußte doch jede Hälfte auch die Anlage für die jeweils andere in sich getragen haben: Vernichtung des für letztere bestimmten Keimmateriales konnte die Möglichkeit ihrer nachträglichen Entwicklung aus der übriggebliebenen Seitenhälfte nicht aufheben.

Wenn also die Anlagen, die Erbeinheiten für Links und Rechts gemeinsam und im Keim ungetrennt gegeben sind, so wird das auch für die Geschlechtsanlagen gelten. Wenn gewisse Menschenkategorien statt normaler, angeborener (durch Erziehung verstärkter) und bis tief ins Tierreich hinabreichender Vorherrschaft ihrer rechten Seite eine solche der linken, oder keinerlei Bevorzugung irgendeiner Seite besitzen, so kann das nicht mit seitenweiser Disponierung des Geschlechtscharakters, sondern muß wohl wie bei den krasseren Asymmetriefällen der Tiere mit funktionellen Tauschvorgängen zusammenhängen.

Bei bildenden Künstlern und Musikern ist evident, daß ihre Beschäftigung stärkere Beanspruchung auch der linken Hand mitbringt. Aber jeder intensiv schaffende Mensch ist schließlich genötigt, alles, was funktionsfähig ist, in den Dienst seiner Arbeit zu stellen: schon die größere Ausdauer, die sie von ihm verlangt, verlegt unwillkürlich das Schwergewicht der ganzen Haltung gern abwechselnd auf beide Körperhälften. Beanspruchung nur eines Körperteiles, etwa der Hand, und die ihrer vermehrten Verrichtung folgende Verstärkung zieht aber korrelativ allmähliche Kräftigung der ganzen betroffenen Seite, oder doch ansehnlicher Bezirke derselben, nach sich: Ja, diese Korrelationswirkung greift sogar auf die entsprechenden Glieder der zunächst nicht oder minder betroffenen Seite über[4]).

Ergänzt wird die individuelle Funktionswirkung durch die von ihr ausgehende — von vielen Forschern freilich noch bestrittene — generelle Vererbungswirkung, mag sie auch schwach sein und erst binnen vielen Generationen merklich werden. Sie spielt wohl mit, wenn Personen links sind, bei deren eigener Beschäftigung das Bevorzugen oder gleichmäßige Heranziehen beider Hände und Hälften nicht in Betracht kommt. Übrigens bin ich davon durchdrungen, daß nicht immer die Funktion und deren abgeschwächte Vererbung als Ursache vorliegt: Austauschprozesse ähnlicher Art wie bei Scherenumkehr heterocheler Krebse — beim Menschen natürlich nicht Restitutionsprozesse nach Verstümmelungen, aber vielleicht Regulationsprozesse nach einseitigen Störungen (etwa des Nervensystems) — dürften oft maßgebend sein, nicht aber die Sexualität.

(Schluß folgt.)

---

[1]) Vierteljahrsschr. Naturforsch. Ges. Zürich XLI, 1896.

[2]) Zool. Anzeiger XXVI, 556—664, 1903.

[3]) Arch. f. Entwicklungsmech. I, 596—618 und Gesamm. Abh. II. Leipzig 1895. Engelmann.

[4]) Volkmann, Ber. d. kgl. sächs. Akad. d. Wiss. S. 70—76, 1858; anschließend an G. Th. Fechners „Beobachtungen, welche zu beweisen scheinen, daß durch die Übung der Glieder der einen Seite die der anderen mitgeübt werden". (Zitiert nach Henning l. c.)

Darwin in Not?

Von Adolf Gerson
in Filehne.

Oskar Hertwig versucht in seinem 1916 erschienenen Buche „Das Werden der Organismen" eine Widerlegung des Darwinismus[1]). Daß der Darwinismus nicht der letzte Erklärungsgrund des lebendigen Seins sein kann, ist von einsichtigen Forschern schon kurz nach seiner Entstehung, u. a. von Herbert Spencer, dargelegt worden. Es ist sicher ein verdienstliches Unternehmen, wenn jemand abzugrenzen sucht, in welchem Umfange die Erscheinungen der Organismenwelt durch das darwinistische Prinzip erklärt werden können, und wenn er gegen eine Überspannung und verkehrte Anwendung dieses Prinzips ankämpft. Es muß aber von vornherein als aussichtslos erscheinen, wenn jemand dieses Prinzip widerlegen, als völlig verfehlt und unverwendbar nachweisen will. Ein Nachweis, daß die natürliche Auslese gar nicht vorhanden sei, oder daß sie doch auf die Gestaltung der Organismenwelt keinen Einfluß habe, kann niemand gelingen. Aus diesem Grunde ist der Untertitel von Hertwigs Buch, „Eine Widerlegung von Darwins Zufallstheorie", nicht glücklich gewählt.

Wer Darwins Schriften nur einigermaßen kennt, wird es auch befremdlich finden, daß Hertwig von einer „Zufallstheorie" Darwins spricht. Das erweckt den Eindruck, als ob Darwin in seiner Lehre dem Zufall einen weitgehenden Einfluß auf die Entstehung der Arten eingeräumt habe, als ob er die Veränderungen an einzelnen Individuen, die der Entstehung neuer Arten voraufgehen, für rein zufällige gehalten habe, als ob er die Variation für völlig gesetzlos angesehen habe. Das ist nicht der Fall. Darwin hat in weitestem Maße das berücksichtigt, was vor ihm schon Lamarck gelehrt hatte, nämlich, daß die Individuen durch die Einwirkungen von Licht und Wärme, von Luft und Wasser, von Kräften und Stoffen der sie umgebenden Natur unmittelbar verändert werden, so daß jede Veränderung in ihrer Umgebung durch unmittelbare Bewirkung eine Veränderung an ihrem Körper — also gegebenenfalls auch eine Variation — bewirkt. Darwin kennt und beachtet die Gesetze der Korrelation und des Wachstums, die ebenfalls auf Variationen hinwirken können. Er sagt ausdrücklich in „Entstehung der Arten" von den Ursachen der Variabilität: „Etwas mag der bestimmten Einwirkung der äußeren Lebensbedingungen zugeschrieben werden; wie viel aber, das wissen wir nicht. Etwas und vielleicht viel, mag dem Gebrauch und Nichtgebrauch der Organe zugeschrieben werden." Und weiter: „Wenn eine Abänderung für ein Wesen von dem geringsten Nutzen ist, so vermögen wir nicht zu sagen, wie viel davon von der häufenden Tätigkeit der natürlichen Zuchtwahl, und wie viel von dem bestimmten Einfluß äußerer Lebensbedingungen herzuleiten ist. So ist es den Pelzhändlern wohl bekannt, daß Tiere einer Art um so dichtere und bessere Pelze besitzen, je weiter nach Norden sie gelebt haben. Aber wer vermöchte zu sagen, wie viel von diesem Unterschied davon herrühre, daß die am wärmsten gekleideten Individuen viele Generationen hindurch begünstigt und erhalten worden sind, und wieviel von dem direkten Einfluß des strengen Klimas? Denn es scheint wohl, als ob das Klima einige unmittelbare Wirkungen auf die Beschaffenheit des Haares unserer Haustiere ausübe." Aus diesen und zahlreichen ähnlichen Aussprüchen Darwins geht hervor, daß er die Variationen der Individuen keines-

[1]) Eine ausführliche Darstellung der Lehre Hertwigs bietet M. Hodann, Zur Revision des Darwinismus. Zeitschr. f. Sexualwissensch. 4. Bd. 3. u. 4. Heft. 1917.

wegs für zufällige, die Variabilität der Arten keineswegs für gesetzlos gehalten hat. Es erscheint daher nicht angebracht, Darwins Theorie als „Zufallstheorie" zu bezeichnen. Wenn Darwin das Gesetzmäßige der Variabilität nicht in dem Umfange erörtert, in dem er die Einwirkung der Auslese auf die Entstehung der Arten bespricht, so rührt dies wohl allein daher, daß ihm die Gesetze der Variabilität nicht genügend bekannt waren und zum Teil unerforschlich schienen. Aber wissen wir Heutigen denn von den Gesetzen der Variabilität viel mehr, als vor einem halben Jahrhundert Darwin wußte? Auch wer heute über die Entstehung der Arten schreibt, muß die Darstellung seiner geringen Kenntnis von den Gesetzen der Variabilität anpassen und läuft Gefahr, von einem späteren Fachgenossen wegen seiner „Zufallstheorie" geschmäht zu werden.

Von den Anhängern und Nachbetern Darwins ist Darwins Lehre vielfach falsch verstanden und falsch gepredigt worden. Darwins Satz, daß die Entstehung der Arten auf der natürlichen Auslese beruhe, ist von einzelnen so verstanden worden, daß sie nur auf der natürlichen Auslese beruhe, daß die Variabilität der Individuen wirkungslos bleibe. Wenn sich Hertwig gegen diese Verdrehung des Darwinismus wendet, so ist er nur im Rechte. Es muß also beachtet werden: 1. Die Individuen variieren; aber eine neue Art entsteht nur, wenn bestimmte Varianten vernichtet und bestimmte erhalten werden. 2. Neue Arten entstehen durch Auslese; aber die Auslese kann nur stattfinden, wenn zuvor die gleichen Individuen einer Art zu variieren anfangen.

Bei dem Kampfe, den Hertwig u. a. gegen den Darwinismus führen, handelt es sich in Wahrheit weniger um das Prinzip der Auslese, das Selektionsprinzip, als um die Frage, inwieweit der Mensch die Variabilität der Indviduen beeinflussen, die Variationen in bestimmte Richtungen leiten könne. Der Züchter, der nach einem vorhergefaßten Plane eine neue Art heranzüchtet, wird nur zu leicht dazu verführt, die Vorbedingungen, an die seine Tätigkeit geknüpft ist, zu übersehen, er hält die Macht der künstlichen Züchtung leicht für unbegrenzt und hält sich, falls man ihm einen genügend langen Zeitraum für seine Experimente zu Gebote stellt, leicht für fähig, aus einer Schwalbe einen Storch, und aus einem Fisch einen Vogel heranzuzüchten. Demgegenüber hat die neuere Forschung ergeben, daß der Züchter auf die Variabilität der Individuen keinen Einfluß hat, und daß er nicht fähig ist, die Variationen in bestimmte Richtungen zu leiten. Aus dem Gefühl heraus, daß ältere Darwinisten und vielleicht auch Darwin selber einen Einfluß des Menschen auf die Variabilität der Individuen zu Unrecht angenommen haben, gelangt man heute zu einer Verwerfung des gesamten Darwinismus, die ungerecht und ungerechtfertigt ist.

Die künstliche Züchtung hat zu der Erkenntnis geführt, daß vererbliche Variationen nur auf zwei Wegen entstehen können: 1. Durch Kombinierung von zwei verschiedenen Idioplasmen, d. h. durch Verbindung einer männlichen und einer weiblichen Keimzelle mit differenten Merkmalspaaren, und 2. durch Mutation des Idioplasma, d. h. durch Veränderung der Keimzellen selber, etwa infolge äußerer Einflüsse. Die Gesetze, nach denen männliche und weibliche Keimzellen zweier Arten kombininert werden können, und nach denen sie ihre Eigenschaften auf die folgenden Generationen vererben, sind uns zum Teil durch die Mendelforschung erschlossen worden. Hat man die Zahl der Abweichungen zweier Arten, die bei der Kreuzung Nachkommen erzeugen, festgestellt, so kann man rechnerisch ermitteln, wieviel verschiedene Formen in den einzelnen Generationen ins Leben treten und welche Formen ins Leben treten müssen (Mendelsche Spaltungsregel). Die Gesetze, nach denen die Mutation des Idioplasma erfolgt, kennen wir noch nicht. Das

wissen wir aber sicher, daß der Mensch bei der künstlichen Züchtung neuer Arten an die Gesetzmäßigkeit des Idioplasma gebunden ist, und daß er nicht aufs Geratewohl neue Arten erzeugen kann.

Die Erfahrungen bei der künstlichen Züchtung haben ergeben, daß die Entstehung neuer Arten mehr von der Variabilität der Individuen, als von der Auslese abhängig ist. Denn die Variationen bilden das Material, aus dem die neuen Arten entstehen müssen; die Auslese ist unbedingt an dieses Material gebunden. Die Variationen aber entstehen ohne Rücksicht auf die Willkür der Auslese, ohne Rücksicht auf die von der Auslese gesuchte Form. Es hat daher den Anschein, als ob den Angriffen auf den Darwinismus eine gewisse Berechtigung innewohnt, insofern, als die neueren Forschungen über Vererbung und Variabilität gezeigt haben, daß die Auslese erst in zweiter Reihe artbestimmend ist.

Also doch Gefahr für Darwin? Für ihn, der die Macht der Variabilität nicht kannte, wie wir Heutigen sie kennen, und der daher der Auslese den überwiegenden Einfluß zubilligte? Doch nein; denn ich glaube zeigen zu können, daß der ganze Streit über das Verhältnis von Variabilität und Auslese zueinander, dieser Streit, der Hertwig veranlaßt, die Wissenschaft gegen Darwin in die Schranken zu rufen, im höchsten Maße unfruchtbar und zwecklos ist, daß der Gegensatz zwischen Auslese und Variabilität ein künstlich formulierter, ein in Wahrheit gar nicht vorhandener ist.

Die Welt der Organismen besteht nämlich aus drei Reichen. Kleinste Lebewesen, Bionten (die wir noch nicht kennen, deren Dasein aber von zahlreichen Forschern hypothetisch angenommen wird) organisieren sich im unteren Reich zu Zellen; Zellen organisieren sich im mittleren Reich zu Individuen oder Personen (die wir als Pflanzen, Tiere und Menschen unterscheiden); und die Individuen organisieren sich im oberen Reich zu Staaten (Tierstaaten und Menschenstaaten). Die natürliche Auslese lernen wir in dem oberen Reiche der Staaten kennen. Wir können sie daher als soziologisches Prinzip bezeichnen. Wir nehmen an, daß dieses soziologische Prinzip auch in den beiden anderen Reichen für die Organisation zu Zellen und zu Individuen wirksam ist, und darauf beruht eben der Darwinismus. Die Variabilität lernen wir in dem unteren Reiche der Bionten kennen; denn die Mendelforschung hat erwiesen, daß alle Variationen zurückgehen auf Kombinationen von kleinsten Teilchen in den Keimzellen der Organismen. Wir können sie daher als biologisches Prinzip bezeichnen. Wir nehmen an, daß dieses biologische Prinzip auch in den beiden anderen Reichen für die Organisation zu Individuen und Staaten wirksam ist. Im mittleren Reiche scheint die Auslese sich u. a. zu offenbaren bei dem sog. „Kampf der Teile im Organismus" (Roux, Abderhalden), scheint die Variabilität sich zu offenbaren in den verwickelten Beziehungen zwischen den Keimzellen und somatischen Zellen. Aber mit den Hilfsmitteln, wie sie der Wissenschaft heute zu Gebote stehen, können wir weder das Prinzip der Auslese bis an die untere Grenze der Organismenwelt, noch das Prinzip der Variabilität bis an die obere Grenze der Organismenwelt verfolgen. Ist aber das Prinzip der Auslese von Anfang an wirksam gewesen — und daran zweifelt niemand — so beginnt seine Wirksamkeit auch heute sicher schon bei den niedersten Lebewesen, die den Wesen des Urbeginns entsprechen, und geht durch alle drei Reiche der Organismenwelt hindurch.

Unser im Monismus geschultes Denken hindert uns nun aber, für den Urbeginn zwei gesondert wirksame Prinzipien anzunehmen. Wir können uns

nicht denken, daß am Urbeginn Auslese und Variabilität gesondert an der Entwicklung der Organismen gearbeitet haben, weil wir uns als den letzten Urgrund aller Entwicklung nur ein Einheitliches, Einziges denken können. War also die Auslese von Anfang an wirksam und ist sie auch heute noch von der unteren Grenze der Organismenwelt ab wirksam, so sind wir genötigt, anzunehmen, daß im letzten Grunde Auslese und Variabilität zusammenfallen, daß an der unteren Grenze der Organismenwelt Auslese und Variabilität nicht unterschieden werden können, weil sie nichts als zwei verschiedene Ausdrucksformen einer und derselben Kraft sind, oder, richtiger gesagt, weil sie nichts als zwei Begriffe für einen und denselben Gegenstand sind, zu deren Formulierung wir gekommen sind, weil wir uns dem Gegenstand von zwei verschiedenen Seiten aus genähert haben, und ihn von zwei verschiedenen Gesichtspunkten aus zu betrachten uns gewöhnt haben.

An einem Beispiel soll gezeigt werden, daß nicht nur naturphilosophische Deduktion, sondern auch der Zwang naturwissenschaftlicher Tatsachen für den behaupteten Zusammenhang zwischen Variabilität und Auslese spricht. Hertwig sagt S. 489 seines Buches: „Ohne Zweifel sind die Gegensätze, die wir als weibliche und männliche Form einer Spezies bezeichnen, aus einer gemeinsamen, indifferenten Grundform phylogenetisch hervorgegangen. Sie haben sich nur bei solchen Organismenarten ausbilden können, bei denen an Stelle der vegetativen Fortpflanzung durch Knospen und Sporen die geschlechtliche Vermehrung durch Keimzellen getreten ist. Denn in dem Prinzip, auf dem alle Geschlechtlichkeit beruht, daß die Entwicklung einer neuen Generation mit der Verschmelzung zweier Zellen beginnt, ist jetzt auch die Möglichkeit zu einer physiologischen Arbeitsteilung und Differenzierung gegeben.... Sind doch bei der Ausbildung der zu einer geschlechtlichen Entwicklung dienenden Zellen zwei sich gegenseitig ausschließende Aufgaben zu erfüllen: 1. Die reichliche Ausstattung der zur Fortpflanzung bestimmten Zelle mit besonders reichem Ernährungsmaterial, damit sich die Anfangsstadien der Entwicklung unabhängig von äußerem Nahrungsbezug rasch und kontinuierlich abspielen können; und 2. die Möglichkeit der Befruchtung durch Annäherung und Vereinigung der beiden Zellen. Die eine Aufgabe verlangt eine große, gut ernährte Zelle; die zweite eine kleine und bewegliche. Hier liegt ein Gegensatz vor, der sich nach dem Prinzip der Arbeitsteilung innerhalb einer Zellengemeinschaft leicht dadurch lösen läßt, daß die einander widersprechenden Aufgaben von zwei Zellen durch ihre ungleiche Ausbildung übernommen werden. Daher halte ich auch die Annahme für die wahrscheinlichste, daß dem getrenntgeschlechtlichen Zustand der hermaphroditische in der Phylogenese vorausgegangen ist. Zu ihren Gunsten läßt sich noch geltend machen, daß im Pflanzen- und Tierreich die tieferstehenden Arten im allgemeinen hermaphroditisch, die höherentwickelten getrenntgeschlechtlich sind, und daß sich fast in allen Klassen neben getrenntgeschlechtlichen auch hermaphroditische Arten bald in überwiegender, bald in geringerer Zahl vorfinden." Die hier von Hertwig angezogene Tatsache der Geschlechtertrennung soll für uns das Beispiel abgeben, an dem gezeigt werden soll, daß Variabilität und Auslese letzten Endes zusammenfallen, und an der unteren Grenze der Organismenwelt identisch sind.

Es haben sich, wie allgemein angenommen wird, ungeschlechtliche Organismen zu hermaphroditischen, und hermaphroditische zu getrenntgeschlechtlichen entwickelt. Auf den höheren Stufen des Tierreichs, wo Männchen und Weibchen dauernd oder zeitweise in der Ehe leben und gemeinsam Brutpflege treiben, teilen sich Männchen und Weibchen die Arbeit dergestalt, daß ein Teil

der Arbeit (etwa der Nestbau, das Heranschaffen der Nahrung, die Verteidigung der Familie) dem Männchen, der andere Teil der Arbeit (etwa das Eierlegen, das Brutgeschäft, die Fütterung der Jungen) dem Weibchen zufällt. Weil beim Menschen und bei zahlreichen höheren Tieren das Zusammenleben von Männchen und Weibchen und die damit verbundene Arbeitsteilung einen greifbaren Erfolg für die Erhaltung ihrer Art gezeitigt hat, meinen nun viele Forscher gleich Hertwig, daß die Geschlechtertrennung erfolgt sei einzig und allein zum Zwecke der Arbeitsteilung zwischen den beiden Geschlechtern, daß sie erfolgt sei aus dem Grunde, weil getrenntgeschlechtliche Arten infolge der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern ungeschlechtlichen und hermaphroditischen überlegen waren. Das kann nun nicht richtig sein. Denn schon bei den Säugetieren, insbesondere bei Raubtieren und Nagetieren lebt ein großer Teil der Arten außer der Ehe; Männchen und Weibchen dieser Arten finden sich nur zur Begattung zusammen und trennen sich dann sofort wieder. Und je tiefer wir in der Tierreihe hinabsteigen, desto seltener wird die Ehe, und die niedersten Zweigeschlechtlichen bei Würmern und Arthropoden kennen sie keineswegs. Findet sich also die Arbeitsteilung zwischen Männchen und Weibchen nur bei einzelnen der höheren Getrenntgeschlechtlichen, so darf wohl nicht angenommen werden, daß bei den Tieren die Geschlechtertrennung wegen der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern erfolgt sei. Endlich gibt es eine Anzahl Pflanzen mit rein männlichen und rein weiblichen Exemplaren, bei denen keinerlei Arbeitsteilung überhaupt denkbar ist, und wie will man bei diesen die Geschlechtertrennung auf eine angestrebte Arbeitsteilung zurückführen?

Wenn nun auch im oberen Reiche der Organismenwelt die Geschlechtertrennung nicht zum Zwecke der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern erfolgt ist, so ist doch die Möglichkeit, daß sie im mittleren Reiche — bei den Zellen — aus diesem Grunde erfolgt ist. Hier scheint auf den ersten Blick eine Arbeitsteilung zwischen männlichen und weiblichen Keimzellen vorhanden zu sein. Die weibliche Keimzelle scheint die Aufgabe zu haben, die zur Fortpflanzung bestimmte Zelle mit Nährstoffen auszustatten; die männliche Keimzelle scheint die Aufgabe zu haben, die Befruchtung herbeizuführen. Die Entscheidung hängt nun davon ab, ob die männliche Keimzelle tatsächlich mit der weiblichen in einer Wirtschaftsgemeinschaft lebt und für die gemeinsame Wirtschaft — den Zellhaushalt der zur Fortpflanzung bestimmten Zelle, der Zygote — einen Teil der erforderlichen Arbeit leistet. Das ist nun nicht der Fall. Bei zahlreichen Wirbellosen bis zu den Insekten hinauf entwickelt sich die weibliche Keimzelle auch dann, wenn die Befruchtung durch die männliche aus irgendeinem Grunde unterblieb (Parthenogenesis). Sie entwickelt sich auch, wie zuerst Jacques Loeb gezeigt hat, bei der Behandlung mit gewissen chemischen Reagentien. Die Arbeit der männlichen Keimzelle ist also wenigstens auf einer gewissen niederen Stufe der Geschlechtertrennung entbehrlich. Ferner: Die Befruchtung der weiblichen Keimzelle durch eine männliche desselben Tieres, eine „Selbstbefruchtung" kommt meines Wissens bei den Tieren nirgendwo vor. Bei den Pflanzen kommt die Selbstbefruchtung allerdings vor; aber die meisten Pflanzen haben Einrichtungen entwickelt, durch die sie die Selbstbefruchtung verhindern wollen. Es reifen bei ihnen männliche und weibliche Keimzellen zu verschiedenen Zeiten, oder es sind die weiblichen und männlichen in verschiedenen Blüten auf verschiedenen Teilen der Pflanze oder gar auf getrennten Pflanzen untergebracht u. dgl. m. Wenn nun männliche und weibliche Keimzellen durch Arbeitsteilung einander nützen sollen, so muß es uns Wunder nehmen, daß die Natur bei den tierischen Zwittern und den meisten Pflanzen

die Wirtschaftsgemeinschaft der auf demselben (tierischen und pflanzlichen) Individuum erwachsenen Keimzellen unterbunden hat, daß ihr nur die Wirtschaftsgemeinschaft der männlichen Keimzellen des einen Tieres bzw. der einen Pflanze mit den weiblichen Keimzellen eines andern Tieres bzw. einer andern Pflanze genehm scheint. Die Geschlechtertrennung bei Tieren und Pflanzen scheint eben keinen andern Zweck zu haben, als die Wirtschaftsgemeinschaft der auf demselben Individuum erwachsenen männlichen und weiblichen Keimzellen zu hindern. Während im Haushalt der Tiere und Pflanzen alle andern Zellen, bei den Tieren insbesondere Muskel-, Knochen-, Nerven-, Blut-, Drüsen-, Epithel- und andere Zellen, in inniger Gemeinschaft miteinander stehen und in wahrhafter Weise die Arbeit untereinander teilen zum Wohle des von ihnen gebildeten Individuums, machen gerade bei den Tieren und bei den meisten Pflanzen die Keimzellen eine Ausnahme, indem männliche und weibliche desselben Individuums streng voneinander geschieden, und außerhalb jeglicher Kommunikation erhalten werden. Wenn also von anderer Seite behauptet wird, die Geschlechtertrennung sei erfolgt zum Zwecke der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern, so kann in Hinsicht auf die Verhältnisse zwischen den männlichen und weiblichen Keimzellen desselben Individuums behauptet werden, daß dies unzutreffend ist.

Was aber kann nun die Natur bezweckt haben, als sie die indifferenten Fortpflanzungszellen der niederen Pflanzen und Tiere sich in männliche und weibliche Keimzellen spalten ließ. Was für einen Vorteil können die einzelnen Individuen davon gehabt haben, wenn sich in ihnen zweierlei Arten von Fortpflanzungszellen entwickelten, wenn aber die einen die andern nicht befruchten durften? Indem wir diese Fragen beantworten, gelangen wir nicht nur zur Erkenntnis des Zusammenhanges zwischen Variabilität und Auslese, sondern auch zu einer neuen Auffassung von Zeugung und Vererbung.

Je größer und organisierter eine Art ist, desto mehr Nährstoff muß bei ihr der mütterliche Organismus zur Entwicklung der Nachkommen hergeben. Bei den Vögeln sind die Eier daher viel größer als bei den Insekten, und im allgemeinen auch als bei den Fischen und Reptilien. Und die Säugetiere geben erst recht viel Nährstoffe für ihre junge Brut her. Je mehr Nährstoffe nun eine Art einem einzelnen werdenden Individuum mitgeben muß, desto weniger Eier können ihre weiblichen Individuen zur Entwicklung bringen. Während bei einzelnen Pflanzen die Zahl der entwicklungsfähigen Samen in die Hunderte, bei einzelnen weiblichen Insekten, Fischen und Amphibien die Zahl der entwicklungsfähigen Eier in die Tausende und Millionen geht, reifen im Eierstock der Vögel und Säugetiere nur wenige hundert Eier, und von ihnen gelangen bei den Säugetieren und Menschen oft nur eine ganz geringe Zahl zur Entwicklung. Eine große Zahl niederer Tiere aber gibt ihren Eiern keinen Nährstoff mit, legt aber ihre Eier in andere Organismen hinein und ermöglicht es ihrer jungen Brut, von diesen Organismen zu zehren (Brutparasitismus). Insbesondere sind die zahlreichen Schmarotzertiere in der glücklichen Lage, ihre Eier ohne Nährstoffe ablegen zu können. Diese Tiere können, weil sie ihren Eiern keinerlei Nährstoffe mitzugeben brauchen, eine riesige Zahl Eier, weit über die Million hinaus, zur Reife bringen. Bei schmarotzenden Einzelligen kann sogar die Vermehrung erfolgen, ohne daß durch Zellteilung eine neue Zelle gebildet wird. Das fortpflanzungsfähige Wesen zerfällt bei ihnen vielfach, wie wir es z. B. bei der Gregarine sehen, in eine Unzahl kleiner Sporen, die in andere Zellen ge-

langen, von deren Nährstoffen zehren und sich zu vollständigen Einzelwesen ihrer Art entwickeln. In ähnlicher Weise erzeugen zahlreiche niedere Pflanzen keine Samen, sondern Sporen, welche auf und in anderen Organismen heranwachsen. Die Natur hat also die Vermehrung der Pflanzen und Tiere nach zwei verschiedenen Richtungen hin ausgebildet. In der einen Richtung erfolgt die Bildung weniger, aber reichlich ausgestatteter Eier und Embryonen; in der andern erfolgt die Bildung einer Unzahl von Sporen, Samen und Eiern, die eine geringe oder gar keine Mitgabe an Nährstoffen erhalten.

Da die männlichen Keimzellen der Pflanzen und Tiere in der Struktur ihres Kernes den weiblichen völlig gleichen und sich nur durch den gänzlichen Mangel an Nährstoffen von ihnen unterscheiden, so kann man sie als aus verkümmerten weiblichen Keimzellen hervorgegangen denken. Bei den Organismen mit hermaphroditischen Geschlechtsdrüsen [1]) gehen tatsächlich männliche und weibliche Keimzellen aus den gleichen Gebilden der Zwitterdrüse hervor, und die männlichen Keimzellen sind offenbar nichts anderes, als verkümmerte weibliche Keimzellen, als Keimzellen, die infolge der reichlichen Aussteuer einzelner von ihnen ohne Mitgabe geblieben sind. So mögen, wie es auch Hertwig annimmt, in der Urzeit bei einem ungeschlechtlichen Lebewesen die ersten männlichen Keimzellen dadurch entstanden sein, daß ein Teil der Fortpflanzungszellen dieses Lebewesens überreichlich ausgestattet wurde, und infolgedessen für die andern keine Mitgabe übrigblieb [2]).

Ebenso aber, wie die männlichen Keimzellen mit den weiblichen der „begüterten Richtung" hinsichtlich ihrer Herkunft verwandt sind, stimmen sie mit den Sporen, Samen und Eiern der „unbegüterten Richtung" in ihrer Lebensweise überein. Sie werden in ungeheuren Mengen erzeugt. Sie bewegen sich gleich den Schwärmsporen zahlreicher pflanzlicher und tierischer Schmarotzer mit Hilfe von Geißelfäden. Sie dringen in andere Zellen ein und entwickeln sich in ihnen. Die Übereinstimmung zwischen den Schwärmsporen der pflanzlichen und tierischen Schmarotzer und den männlichen Keimzellen der höheren Pflanzen und Tiere ist eine so auffällige, daß man sich versucht fühlt, die Beziehungen des männlichen Geschlechts zum weiblichen geradezu als eine A b - a r t d e s P a r a s i t i s m u s zu bezeichnen [3]).

Und könnte denn nicht die geschlechtliche Zeugung in Wirklichkeit eine Abart des Parasitismus sein? Dafür, daß d i e g e s c h l e c h t l i c h e Z e u g u n g t a t s ä c h l i c h e i n e A b a r t d e s P a r a s i t i s m u s i s t, sprechen folgende Erwägungen:

---

[1]) Hermaphroditische Geschlechtsdrüsen finden sich bei S e r r a n u s und C h r y s o p h r y s regelmäßig, beim Karpfen u. a. hin und wieder.

[2]) Einzelne Individuen einer Vortizellen-Kolonie liefern durch wiederholte Teilung eine Nachkommenschaft besonders kleiner Geschöpfe, welche sich von ihren Stielen ablösen und frei im Wasser umherschwimmen, man nennt diese kleinen Formen „Mikrogameten". Andere Individuen der Kolonie bleiben von normaler Größe, es sind die „Makrogameten". Bei den Paarungen kopuliert immer ein Mikrogamet mit einem Makrogameten, indem die ersteren freischwimmend die letzteren aufsuchen. Die Vorgänge bei der Vortizellen-Kolonie geben ein ungefähres Bild von der in der Urzeit erfolgten Scheidung der Keimzellen in männliche und weibliche.

[3]) Selachier- und Pulmonatenspermien haben eine auffallende Ähnlichkeit mit den Zoosporen von Flagellaten, insbesondere von P o l y t o m a u v e l l a E h r., die Bombinatorspermien mit den einzelnen Individuen von H e r p e t o m o n a s L e w i s i, einer im Rattenblute lebenden Flagellate. Bei einzelnen Sporozoen, z. B. bei C o c c i d i u m S c h u b e r g i S c h a u d., finden wir Bildungen, die aus der Teilung von männlichen Befruchtungsindividuen, Mikrogametoblasten, hervorgehen und sich in allen wesentlichen Dingen wie fadenförmige Spermien verhalten.

1. Die oben erwähnten äußerlichen Übereinstimmungen zwischen den Schwärmsporen der Schmarotzer und den männlichen Keimzellen können keine zufälligen sein.

2. Ebensowenig wie eine Muskelzelle unseres Körpers urplötzlich die Fähigkeit erlangen kann, in eine andere Muskelzelle einzudringen, wie irgendeine andere Zelle des Körpers urplötzlich die Fähigkeit erlangen kann, in eine gleichartige einzudringen, kann bei einem ungeschlechtlichen Vielzelligen der Urzeit eine Fortpflanzungszelle urplötzlich die Fähigkeit erlangt haben, in eine andere einzudringen und in ihr zu wuchern. Das Auftreten verkümmerter Eizellen ist, wie wir oben sahen, erklärlich; aber die Umwandlung dieser verkümmerten Eizellen in bewegliche Samenzellen (Spermatozoen), ihr Eindringen in benachbarte unverkümmerte Eizellen und die Tatsache, daß die weiblichen Keimzellen bei den meisten Organismen erst dann zur Entwicklung gelangen können, wenn eine solche Samenzelle in sie eingedrungen ist, ist der Wissenschaft bisher ein Rätsel gewesen. Keine der bisher aufgestellten Zeugungstheorien reicht zu seiner Lösung aus. Nimmt man aber an, daß das ungeschlechtliche Vielzellige, bei dem in der Urzeit die männlichen Keimzellen entstanden sind, ein parasitisch lebendes oder Brutparasitismus treibendes Wesen war, so ist das Zustandekommen der geschlechtlichen Zeugung ohne weiteres erklärt. Dann haben nämlich schon die undifferenzierten Fortpflanzungszellen dieses Lebewesens, aus denen die männlichen Keimzellen durch Verkümmerung hervorgegangen sind, die Fähigkeit, in andere Zellen einzudringen, in ihnen zu wuchern und in ihnen sich zu entwickeln, besessen, und die männlichen Keimzellen haben dann die Fähigkeit, in andere Zellen einzudringen, von ihnen in derselben Weise geerbt, wie die weiblichen Keimzellen desselben Individuums. Wir denken uns also in der Urzeit ein ungeschlechtliches vielzelliges Wesen, dessen Fortpflanzungszellen sich entwickelten, indem sie in Zellen anderer Organismen eindrangen und in ihnen wucherten. Die Fortpflanzungszellen dieses Wesens schieden sich sodann in solche mit reichlicher Mitgabe an Nährstoffen und solche ohne Nährstoffe. Die mit reichlichen Nährstoffen versehenen Fortpflanzungszellen — wir nennen sie jetzt weibliche Keimzellen oder Eizellen — waren nun nicht mehr auf das parasitische Leben in anderen Organismen angewiesen, und konnten sich mit Hilfe ihrer Mitgabe außerhalb des Körpers ihres Wirtes entwickeln, und sie taten dies auch. Die Fortpflanzungszellen ohne Mitgabe aber blieben bei ihrem Brutparasitismus. Bei einzelnen Arten mögen die parasitisch lebenden Fortpflanzungszellen mit Vorliebe in die Fortpflanzungszellen anderer Organismen eingedrungen sein, bei einzelnen Arten mögen die parasitisch lebenden Fortpflanzungszellen speziell in die Fortpflanzungszellen gewisser nahe verwandter Organismen eingedrungen sein, und endlich mögen die parasitisch lebenden Fortpflanzungszellen auch in die nährstoffreichen Eizellen von anderen Individuen ihrer eigenen Art eingedrungen sein. Das Entstehen der geschlechtlichen Zeugung ist damit genügend erklärt[1]). Die männlichen Keimzellen der heutigen Pflanzen und Tiere stellen dann die ursprüngliche Form der Fortpflanzungszellen dar; die weiblichen Keimzellen stellen eine höhere Stufe der Entwicklung dar, bei welcher eine vom Körper des Wirtes unabhängige embryonale Entwicklung gewährleistet wird. Die Arten, die neben der parasitisch sich entwickelnden Nachkommenschaft noch eine Anzahl von Nachkommen aus freilebenden Eizellen

---

[1]) Nur das Entstehen der geschlechtlichen Zeugung; nicht deren steigende Ausbreitung im Tier- und Pflanzenreich. Worauf letztere beruht, kann hier nicht dargestellt werden.

zeugen konnten, wurden den anderen, die nur eine parasitisch sich entwickelnde Nachkommenschaft zeugen konnten, überlegen, und so entstanden in der Urzeit neben den ungeschlechtlichen Vielzelligen hermaphroditische Arten, die gleichzeitig zum Brutparasitismus bestimmte — männliche — Keimzellen und mit Nährstoffen versehene — weibliche — Keimzellen zeugen konnten. Aus ihnen sind dann später die getrenntgeschlechtlichen Arten hervorgegangen.

3. Ist die geschlechtliche Zeugung ihrer Herkunft nach ein Parasitismus der männlichen Keimzellen an den weiblichen, so ist verständlich das Bestreben der Natur, die weiblichen Keimzellen vor dem Überfall durch die auf demselben (hermaphroditischen) Lebewesen erwachsenen männlichen Keimzellen zu schützen, dadurch, daß sie die männlichen und die weiblichen Keimzellen zu verschiedenen Zeiten reifen läßt, daß sie ihnen den Zugang zu den weiblichen Keimzellen erschwert oder verbaut, daß sie die männlichen und weiblichen Keimzellen möglichst weit auseinanderrückt, sie endlich auf zwei Individuen verteilt und die Übertragung der männlichen Keimzellen auf die weiblichen an genau bestimmte Vorbedingungen (Insektenbesuch u. a.) knüpft.

4. Bei den niederen Getrenntgeschlechtlichen, insbesondere bei Krebsen, Käfern und Spinnen, aber auch noch bei einzelnen Wirbeltieren bis zu den Säugetieren hinauf, setzt das Weibchen der Begattung durch das Männchen einen Widerstand entgegen. Es kämpft gegen das Männchen, und diese Kämpfe enden bei den Käfern und Spinnen nicht selten mit der Niederlage und dem Tode des Männchens. Der Instinkt, der die Weibchen zum Kampf gegen die Männchen treibt, trotzdem ihre Keimzellen der „Befruchtung" durch die männlichen bedürfen, muß entstanden sein bei ihren Vorfahren und zu einer Zeit, wo deren Keimzellen einer „Befruchtung" durch männliche noch nicht bedurften, wo vielmehr das Eindringen der männlichen Keimzellen in die weiblichen eine Schädigung für deren Träger bedeutete.

5. Hätte die Natur die männlichen Keimzellen zur Befruchtung der eigenen weiblichen Keimzellen jedes Lebewesens geschaffen, so würde das ungleiche Zahlenverhältnis zwischen beiden unerklärlich sein. Die auf demselben Lebewesen erwachsenen männlichen und weiblichen Keimzellen hätten dann an Zahl annähernd gleich sein müssen, während doch die männlichen Keimzellen bei allen hermaphroditischen Lebewesen die weiblichen an Zahl um mehr als das 1000fache übertreffen [1]). Die übergroße Zahl der männlichen Keimzellen ist aber erklärlich, wenn man annimmt, daß sie nicht zur Befruchtung der weiblichen Keimzellen desselben Individuums, sondern dazu geschaffen worden sind, ihrem Mutterwesen eine möglichst große Vermehrung auf Kosten anderer, rivalisierender Lebewesen zu verschaffen. Als in der Urzeit die ersten hermaphroditischen Lebewesen aus den ungeschlechtlichen entstanden waren, bewirkte das Eindringen der männlichen Keimzellen des einen Individuums in die Fortpflanzungszellen der andern, daß deren Vermehrung gehemmt, die aber des Individuums, aus dem die männlichen Keimzellen stammten, gefördert

[1]) Beim Menschen wurden (von Lode) auf 1 cbmm Ejakulat 60876, beim Hunde 61795 Spermien gefunden. Auf das Gesamtejakulat berechnet ergaben sich beim Menschen (rund 3370 cbmm) über 200 Millionen Spermien, beim Hunde (rund 950 cbmm) 55778000 Spermien. Lode berechnet daraus, daß ein Mann während seiner zeugungsfähigen Jahre rund 340 Billionen Samenfäden hervorbringt. Vergleicht man damit die 200 Eier, welche das menschliche Weib in seinen beiden Eierstöcken zur befruchtungsfähigen Reife bringt, so kommen auf jedes derselben nahezu 850 Millionen Spermien, während doch nur ein einziges Spermium für jedes Ei nötig ist. Bei den Koniferen kommt rund 1 Milliarde Pollenkörner auf eine befruchtete Eizelle.

wurde; denn aus den mit männlichen Keimzellen „befruchteten“ Fortpflanzungszellen der ungeschlechtlichen Individuen entwickelten sich Lebewesen, die nach dem hermaphroditischen Elter schlugen. In dem Kampf, den alle Arten um Wohnplatz und Nahrung führen, spielt noch heute die Produktion männlicher Keimzellen eine wichtige Rolle, insofern als jede Art — auch der Mensch — durch Produktion zahlreicher männlicher Individuen das Übergewicht über die andere zu erlangen sucht. Wie die höheren Tiere heute durch Vermehrung ihrer Männchen ihre Kampfkraft, und durch Kämpfe mit andern Arten ihren Nahrungsspielraum zu erweitern suchen, so diente in der Urzeit die Produktion männlicher Keimzellen den sie erzeugenden Individuen zur Verdrängung der andern, die keine männlichen Keimzellen oder nicht so zahlreiche aussenden konnten.

6. Daß die Beziehungen zwischen männlichen und weiblichen Keimzellen ursprünglich feindliche waren und jetzt noch sind, darauf deutet, wie schon gesagt wurde, die Tatsache, daß die Weibchen sich vielfach gegen die Begattung durch die Männchen wehren und mit ihnen erbittert kämpfen. Dann sind wohl die Vorgänge, die sich zwischen den männlichen und weiblichen Keimzellen bei der „Befruchtung“ abspielen, als Formen eines Kampfes aufzufassen. Das Vorstrecken des sog. Empfängnishügels, die Bildung der schützenden Membran, die Bewegungen des Kernes, die Ausstoßung der Polkörperchen usw. bei der befruchteten Eizelle sind daher als Verteidigungsmaßregeln und Kampfhandlungen der Eizelle zu betrachten. Es wird schwer halten, für die sonderbaren Bewegungserscheinungen, die die Befruchtung an der Eizelle hervorruft, einen anderen, einleuchtenden Grund zu finden [1]).

7. Aus dem feindlichen Verhältnis zwischen den männlichen und weiblichen Keimzellen erklärt sich auch die Tatsache, daß bei der Kreuzung zweier Arten die Befruchtung bzw. die embryonale Entwicklung häufig unterbleibt. Die weiblichen Keimzellen einer Art werden im allgemeinen nur durch die männlichen derselben Art befruchtet, und die Befruchtung einer weiblichen Keimzelle durch männliche höherer oder niederer Arten ist um so weniger möglich, je entfernter sie mit ihr verwandt sind. In einzelnen Fällen erfolgt bei Kreuzung die Befruchtung der Eizelle, aber ihre Entwicklung endet bald; in anderen Fällen entstehen Bastarde, aber diese sind wenig lebensfähig; sie gehen zugrunde, bevor sie sich fortpflanzen können, oder sie erzeugen keine Keimzellen, oder ihre Keimzellen degenerieren. Loeb u. a. konnten jedoch durch Behandlung von Eizellen mit chemischen Reagentien bewirken, daß sie durch männliche Keimzellen weit entfernter Arten befruchtet wurden. Die Entwicklung kam aber auch hier bald zum Stillstand.

Die eben genannten Tatsachen lassen sich erklären, wenn man sie in Beziehung setzt zu ähnlichen aus dem Leben der Schmarotzer. Das Verhältnis zwischen Parasit und Wirt ist kein gleichförmiges. Es gibt Fälle, in denen der Parasit seinen Wirt in kurzer Zeit zugrunde richtet, und andere Fälle, in denen der Parasit seinen Wirt nur wenig schädigt, so daß dieser trotz des Parasiten das normale Alter erreicht. Zwischen diesen beiden Extremen gibt es zahlreiche Abstufungen. In gewissen Fällen siegt der Parasit über den Wirt

[1]) Bütschli ist es allerdings gelungen, die bei der Zellteilung entstehenden Strahlungs- und Kernspindelsysteme in flüssiger Gelatine zur Darstellung zu bringen. Wollte man aber aus dieser Tatsache darauf schließen, daß die Befruchtungsvorgänge an der Zelle rein physikalische Vorgänge sind, so wäre das ebenso irrig, als wenn jemand von den Leistungen der Drozschen Maschinenmenschen darauf schließen würde, daß alle Bewegungen beim Menschen rein maschinenmäßig zustande kommen.

und richtet ihn zugrunde; in anderen siegt der Wirt über den Parasiten und macht ihn unschädlich. Ist das Wachstum und die Vermehrung eines Parasiten eine zu reißende und gewaltsame, so werden alle seine Wirte zugrunde gerichtet, ausgerottet; mit ihnen muß dann aber auch der Parasit enden. Ist umgekehrt die Organisation eines Parasiten eine zu unvollkommene, so gelingt es seinen Wirten, ihn unschädlich zu machen und auszurotten. Würden sich die pflanzenfressenden Tiere — die man gewissermaßen als Parasiten der Pflanzenwelt bezeichnen kann — im Laufe eines Jahres um das Zehn- und Hundertfache vermehren, so würden sie die Pflanzen in kurzer Zeit aufzehren und ausrotten. Wäre es ihnen umgekehrt nicht möglich gewesen, den Schutzmitteln, mit denen sich die Pflanzen gegen Tierfraß gewaffnet haben, ein vervollkommnetes Verdauungssystem mit Zähnen und Zellulose lösenden Säften entgegenzustellen, so hätten die Pflanzen die pflanzenfressenden Tiere unschädlich gemacht und ausgerottet. Ein Parasit kann sich daher nur dann auf die Dauer erhalten, wenn seine Organisation der seines Wirtes auf gewisse Weise angepaßt ist, wenn ein gewisses Gleichgewicht zwischen ihren beiderseitigen Wachstums- und Vermehrungsmöglichkeiten besteht und bestehen bleibt. Diese Anpassung zeigt sich am deutlichsten beim Brutparasitismus. Ei und Larve des Parasiten sind so organisiert, daß sie den Kampf mit dem Organismus des Wirtes siegreich bestehen; aber ihr Wachstum und ihre Zahl halten sich hinwiederum in solchen Grenzen, daß der Wirt lebensfähig bleibt, bis die aus dem Ei geschlüpfte Parasitenbrut fähig ist, ihre Nahrung außerhalb des Wirtes zu suchen.

(Schluß folgt.)

Geschlechtsgemeinschaften.

Von H. Fehlinger
in München (z. Z. im Felde).

Es ist nun schon länger als ein halbes Jahrhundert her, seitdem durch die Veröffentlichung der Werke von Joh. Jak. Bachofen [1], J. F. Mac Lennan [2]) und L. H. Morgan [3]) Zweifel an dem ursprünglichen allgemeinen Bestande der Monogamie auftauchten, und doch ist diese Frage noch immer nicht endgültig entschieden. Aber es mehren sich die Beweise dafür, daß die Monogamie nicht immer und überall die anerkannte Art der Regelung der geschlechtlichen Beziehungen war, daß es vielmehr Zustände gab und noch gibt, welche die sexuelle Gemeinschaft größerer Gruppen von Personen wahrscheinlich machen. Hierher gehören vor allem gewisse polygame Einrichtungen, sowie die Unkenntnis des ursächlichen Zusammenhanges zwischen Kohabitation und Konzeption bei verschiedenen Völkern, bei denen also die Legitimität der Kinder keine Rolle spielen kann. Am meisten verbreitet ist eine Art Gruppenehe noch bei den Eingeborenen Australiens. Sie wurde bisher einwandfrei festgestellt bei vielen Stämmen Zentralaustraliens, des Nord-Territoriums, Queenslands und Südaustraliens. Zwar bestehen Abweichungen zwischen den einzelnen Stämmen, aber im Grunde ist das System überall dasselbe. Die wichtigsten Angaben sind enthalten in Howitt: „The Dieri and other kindred tribes of Central-Australia"; Journal of the Anthropological Institute, 20. Band; Howitt:

[1]) Bachofen, Das Mutterrecht. Basel 1861. (2. Aufl. 1897.
[2]) Mac Lennan, Primitive Marriage. London 1865.)
[3]) Systems of Consanguinity and Affinity. Washington 1871.

„Native Tribes of South-East Australia", London 1904; Spencer und Gillen: „Native Tribes of Central-Australia", London 1898; Spencer: „Native Tribes of the Northern Territory", London 1914; Frazer: „Totemisen and Exogamy", London 1910.

In weiten Gebieten Australiens, man darf wohl sagen bei der Mehrheit der Eingeborenen des australischen Festlandes, bestehen zwei Formen der geschlechtlichen Verbindung nebeneinander. Die eine Form besteht darin, daß jedes Mädchen einem Manne zur Frau gegeben wird, zumeist ohne Rücksicht auf den Altersunterschied und ebenso ohne Rücksichtnahme auf persönliche Sympathien; eine solche ist gewöhnlich gar nicht möglich, denn die Mädchen werden schon in sehr jungem Alter an Männer vergeben. Diese Verbindung entspringt anscheinend vornehmlich wirtschaftlichen Beweggründen, sie sichert dem Mann eine Haushälterin, die den größten Teil der Nahrungsmittel zu sammeln hat, denn der Ertrag der von den Männern betriebenen Jagden liefert nur einen kleinen Teil der überhaupt notwendigen Nahrung. Überdies kann jeder Mann und jedes Weib mit einer oder mehreren Personen des anderen Geschlechts eine Verbindung eingehen, deren Zweck lediglich sexueller Verkehr ist. Der Abschluß solcher polygamer Verbindungen geschieht nicht wie die Schließung der vorerwähnten „Ehen" ohne jede Formalität, sondern unter Erledigung eines bestimmten Zeremoniells. Diese Art der geschlechtlichen Verbindung wird in der ethnologischen Literatur gewöhnlich als „Pirrauru" bezeichnet, nach der bei dem Stamme der Dieri gebräuchlichen Bezeichnung, da bei den Dieri die Gemeinschaftsehe zuerst festgestellt wurde. Die Männer einer Pirraurugruppe sind entweder leibliche Brüder oder auch laterale Brüder, Angehörige einer und derselben Unterabteilung des Stammes; ebenso sind die Pirraurufrauen einer Gruppe leibliche oder laterale Schwestern. Der sexuelle Verkehr mit einer Pirrauru-Gattin findet statt im Falle der Abwesenheit des Ehemannes, mit dem sie in wirtschaftlicher Gemeinschaft lebt, sowie bei gewissen Festen. Wenn die Haushälterin eines Mannes stirbt, werden ihre hinterlassenen Kinder von einer Pirraurufrau dieses Mannes gepflegt, bis er wieder eine andere Haushälterin hat. Es ist nicht zu bezweifeln, daß wir es bei der Pirrauru-Einrichtung mit Gruppenehe zu tun haben, wobei eine Anzahl von Männern der gleichen exogamen Gruppe mit einer Anzahl Frauen einer anderen exogamen Gruppe kohabitieren. Die Kinder sind mögliche Geschwister.

Bei der Mehrheit der Stämme, welche die Einrichtung der Pirrauru haben, besteht Unkenntnis des Zusammenhanges zwischen Geschlechtsverkehr und Empfängnis [1]). Die Zeugung von Nachkommenschaft kann daher weder als Zweck der „häuslichen Gemeinschaft" eines Mannes und einer Frau, noch der Pirrauru-Verbindungen in Betracht kommen.

Dem australischen Pirrauru ähnliche Einrichtungen bestehen außerhalb Australiens ebenfalls. Codrington [2]) hat festgestellt, daß auf den Salomo-Inseln und anderwärts in Melanesien die noch nicht mit einem bestimmten Manne verheirateten weiblichen Personen einer exogamen Klasse mit den Männern einer anderen exogamen Klasse, die als ihre möglichen Gatten in Betracht kommen, sexuellen Verkehr pflegen, der als zulässig gilt. Die exogamen Klassen spielen im Leben der Melanesier eine weit wichtigere Rolle als die individuelle Ehe. Auf den Fidschi-Inseln hat jeder Mann das Recht zum Ver-

---

[1]) Vgl. Zeitschr. f. Sexualwissensch. 2. Bd. Heft 4.

[2]) Codrington, The Melanesians, S. 22.

kehr mit den Schwestern seiner Frau [1]), bei gewissen zeremoniellen Anlässen ist der Verkehr zwischen den Gruppen männlicher und weiblicher Personen gestattet, die zueinander in dem Verhältnis möglicher Ehegatten stehen.

Bei den Toda in Südindien haben die Männer außer den eigentlichen Ehefrauen häufig Nebenfrauen und auch die Frauen sind zum Verkehr mit Nebenmännern berechtigt. Dabei wird sogar manchmal die Regel der Endogamie mißachtet; es gehört z. B. die Nebenfrau eines Mannes einer Stammesgruppe an, aus welcher er eine Ehegattin in gewöhnlichem Sinne nicht nehmen darf [2]). Auch bei anderen indischen Völkerschaften sind Anklänge an die Mehrehe vorhanden. Bei den Tschuktschen in Nordostasien sind die Nachkommen von Geschwistern in zweiter und dritter Generation in der Regel durch sexuelle Gemeinschaft verbunden; außerdem gibt es noch geschlechtliche Gemeinschaften von Nachbarn und befreundeten Personen. Eingehend beschrieben wurden diese Gruppenehen von Waldemar Bogoras [3]). In Afrika kommt sexuelle Gemeinschaft, die als rechtmäßig gilt, zeitweise bei den Herero vor [4]). Bei zahlreichen anderen Bantustämmen ist sexueller Kommunismus besonders bei Gelegenheit der Aufnahme Jugendlicher in den Kreis der Erwachsenen Brauch, doch scheint dieser Brauch keine Rechtsgrundlage zu haben. Über den früheren Bestand der Gruppenehe bei den nordamerikanischen Indianern hat L. H. Morgan (a. a. O.) ausführlich berichtet und seine Forschungen sind durch neuere bisher nicht überholt worden.

So wie die Geschlechtsgemeinschaften keineswegs auf die Australier beschränkt sind, so ist auch die Unkenntnis des Zeugungsvorganges, und in Verbindung damit der Glaube an dieWiedergeburt, weit verbreitet. In Melanesien scheint vor noch nicht langer Zeit der Zusammenhang zwischen Kohabitation und Konzeption nicht bekannt gewesen zu sein. R. Thurnwald schreibt [5]), daß jetzt bei den von ihm besuchten Stämmen auf den Bisamrck- und Salomo-Inseln dieser Zusammenhang wohl bekannt ist, allein der Kausalzusammenhang wird keineswegs so festgefügt angenommen, wie von unseren psychologisch durchgebildeten Ärzten. Phänomenologisch tritt bald conceptio ein und bald auch nicht. Absicht und wirkliches Vergessen, ungenaue Zeitberechnung und Fremdheit der Männer den als inferior eingeschätzten Weibern gegenüber, das alles läßt es l o g i s c h möglich erscheinen, daß auch ohne cohabitatio die conceptio eintreten kann. Dazu kommt das Wunderbare an dem ganzen Vorgang, dem man eben auch eine wunderbare Interpretation gibt und jene Art des Denkens, die die junge Menschenfrucht mit dem Ort, wo man sie findet, in Verbindung bringt: mit Früchten einer Pflanze, den Jungen eines Vogels usw. Codrington berichtet über gleiche Verhältnisse bei den Banks-Insulanern. (The Melanesians, S. 250—252.)

Eine ähnliche Unkenntnis der Zeugung besteht bei einem Teil der Stämme in Zentralborneo (Ostindien), die in bezug auf geistige Fähigkeiten und materiellen Kulturbesitz weit über den australischen Eingeborenen stehen. A. W. Nieuwenhuis berichtete [6]), daß z. B. die Bahau nur eine sehr unbestimmte Vor-

---

[1]) Thomson, The Fijians, S. 185, London 1908.

[2]) Rivers, The Toda, S. 521, London 1908.

[3]) Bogoras, The Chukchee, S. 602—605, Leiden 1909.

[4]) Brinker, Charakter usw. der Bantu. Mitt. d. Seminars f. orientalische Sprachen, 1900/III, S. 86. Kohler, Das Recht der Herero. Zeitschr. f. vergleichende Rechtswissensch., 1900, S. 298.

[5]) Thurnwald, Ethno-psychologische Studien an Südseevölkern. Beihefte z. Zeitschr. f. angew. Psych. H. 6. S. 106.

[6]) Nieuwenhuis, Quer durch Borneo. Leiden 1904. Bd. 1. S. 444 f.

stellung von der normalen Dauer der Schwangerschaft haben; sie nehmen an, daß die Schwangerschaft bloß vier oder fünf Monate währe, nämlich so lange, als man an den Frauen äußerlich die Schwangerschaft erkennt und daß das Kind kurz vor dem Sichtbarwerden der Schwangerschaftszeichen in den Leib der Mutter gelange. Diese borneischen Stämme wissen auch nicht, daß die Testikel zur Fortpflanzung erforderlich sind.

In Afrika ist mindestens von den Baganda festgestellt, daß sie an die Möglichkeit der Konzeption ohne Kohabitation glauben. Auf einen ähnlichen Glauben weist der konzeptionelle Totemismus der Bakalai im Kongogebiet hin [1]). Konzeptioneller Totemismus — Annahme der Schwängerung durch die als Totems verehrten Tiere — besteht bei Indianerstämmen im nordwestlichen Amerika gleichfalls.

In Hinterindien, Indonesien, Melanesien und anderwärts bleiben bei manchen Völkerschaften nur die kleinen Kinder bei den Eltern, die größeren Kinder werden gemeinsam in besonderen Knaben- und Mädchenhäusern untergebracht und gewissermaßen gemeinsam erzogen. Die Beziehungen zwischen den Kindern und ihren eigenen Eltern sind kaum merklich enger, als die Beziehungen zu anderen Personen derselben Altersklassen. Diese Kindergemeinschaft dürfen wir wohl kaum lediglich als Kuriosität betrachten, sondern als einen Beweis dafür, daß die soziale Entwicklung von wenig zu höher differenzierten Formen vorgeschritten ist. Darauf weist eine weitere Tatsache hin, die Beobachtung einer noch viel weitergehenden Kindergemeinschaft auf den Inseln der Torresstraße (zwischen Neuguinea und dem australischen Festland). W. H. R. Rivers, der die Bevölkerung dieser Inseln sehr gut kennt, berichtet, daß auf den Murrayinseln in der Torresstraße Kinder von Familie zu Familie häufig und in einer Weise übertragen werden, wofür die Leute keinen zureichenden Grund anzugeben vermögen; noch bieten andere soziale oder religiöse Einrichtungen Anhaltspunkte zur Erklärung des Brauches, der sich vermutlich aus einer Gesellschaftsorganisation erhielt, in der „Kinder, soweit es sich um ihre Aufzucht handelte, größtenteils den Frauen einer Gruppe gemeinsam zugehörten". Auf jeden Fall kann diese Adoption in Massen den zivilisierten Menschen zu verstehen helfen, daß Völker mit geringer Kultur in bezug auf die Elternschaft von den bei uns herrschenden verschiedene Ideen haben und daß Gruppenmutterschaft nicht so absurd ist, als z. B. Dr. Thomas [2]) meint. Die Existenz der Gruppenmutterschaft bei primitivem Gemeinwesen, deren Glieder im Kampf ums Dasein viel mehr aufeinander angewiesen waren, als die Glieder einer weiter vorgeschrittenen Gesellschaft es sind, würde gewiß oftmals für diese Gemeinwesen von erheblichem Vorteil gewesen sein. Wenn man die „Gruppenmutterschaft" annimmt, so ist es auch leicht erklärlich, daß Kinder dieselbe Anrede für ihre eigenen Geschwister, wie für alle anderen Kinder der Gruppe gebrauchen [3]). Damit verliert auch das klassifizierende Verwandtschaftssystem alles Rätselhafte; es wird erklärlich, warum beim Bestande dieses Systems ganze Gruppen von Personen sich gegenseitig als Ehemann und Ehefrau bezeichnen, warum sich die Kinder aller Personen dieser Gruppen gegenseitig Brüder und Schwestern nennen usw. Die Annahme ist berechtigt, daß die Menschen auf tiefer Stufe der Kultur bloß Gruppenverwandtschaft kannten; von diesen Verwandtschaften wurden erst später weitere Unterscheidungen abgeleitet, wodurch das klassifizierende System, wie

[1]) Frazer, Totemism and Exogamy. Bd. 2. S. 506 u. 507, 611 u. 612.
[2]) Kinship Organisations and Group Marriage etc. Kapitel 11—14.
[3]) The Classificatory system of Relationship. Anthrop. Essays etc. Oxford 1907. S. 307—323.

wir es gegenwärtig vorfinden, zustande kam. Bei den Völkern, wo Rivers dieses System untersuchen konnte, waren Anzeichen einer Entwicklung vorhanden, die dahin geht, daß es immer mehr zur Kennzeichnung der tatsächlichen Bluts- oder Heiratsverwandtschaft, als zur Kennzeichnung der sozialen Stellung benutzt wird, was der anfängliche Zweck war. Eine Beziehung zwischen Heiratsregeln und dem klassifizierenden Verwandtschaftssystem besteht sowohl bei den drawidischen Völkern, als bei den nordamerikanischen Indianern und zweifellos bei anderen Zweigen des Menschengeschlechts. Rivers sagt: „Das klassifizierende Verwandtschaftssystem ist in einer oder der andern Form so weit über die Erde verbreitet, um es wahrscheinlich zu machen, daß es seinen Ursprung in einem universellen oder fast universellen Stadium der gesellschaftlichen Entwicklung hat“, und „die Art der Gesellschaftsorganisation, aus der sich seine hauptsächlichen Eigenheiten am leichtesten erklären lassen, ist eine solche, die durch eine Form der Ehe charakterisiert ist, bei welcher bestimmte Gruppen von Männern die Ehegatten bestimmter Gruppen von Frauen sind.“

Die Bibliographie der sexuellen Zwischenstufen

(mit besonderer Berücksichtigung der Homosexualität) aus den Jahren 1913 bis in das Jahr 1917 (mit Ausschluß der Belletristik).

Referierend und kritisch dargestellt von Numa Praetorius.

Inhaltsverzeichnis.

VII. Sonstige sexuelle Zwischenstufen (Transvestitismus, körperliches Zwittertum, sexueller Infantilismus).
A. Transvestitismus: Ellis, Oehmig, Eug. Wilhelm, Marcuse.
B. Körperliches Zwittertum: Eug. Wilhelm.
C. Sexueller Infantilismus: Hirschfeld und Burchard.
D. Hirschfelds Sexualpathologie.

VIII. Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen, herausgegeben von Magnus Hirschfeld 1. April 1913 bis 1. Januar 1917.

Einleitung.

Verfasser hat die Bibliographie der Homosexualität in dem seit 1899 von Magnus Hirschfeld im Namen des wissenschaftlichen-humanitären Komitees herausgegebenen „Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen unter besonderer Berücksichtigung der Homosexualität" (seit 1. Oktober 1909 in Vierteljahrsheften erscheinend) vom 2. Jahrgang 1900 ab bis zu Beginn des Krieges veröffentlicht, und zwar zuletzt in dem Juliheft 1914 einen Teil der Bibliographie 1913 (bis zum Buchstaben „H" nur).

Da seit Kriegsbeginn der Inhalt der Vierteljahrshefte etwas geändert und gekürzt wurde und Verfasser die Bibliographie der Homosexualität fortan auch in einer anderen wissenschaftlichen von den Zwecken des wissenschaftlichen-humanitären Komitees losgelösten Zeitschrift aufgenommen wünschte, hat er die ihm gewährte Gastfreundschaft dieser Zeitschrift in Anspruch genommen.

Der Vollständigkeit halber werden auch die im Juliheft 1914 des Jahrbuch schon besprochenen Werke aus dem Jahre 1914 hier mitaufgenommen.

Der größte Teil der homosexuellen Schriften seit 1913 stammt aus den Jahren 1913—1914. Denn seit Anfang des Krieges ist naturgemäß die homosexuelle Frage sehr in den Hintergrund getreten und auch die Literatur darüber eine kleine geworden. Dazu kommt, daß kurz vor dem Kriege, Anfang 1914, ein umfassendes und zusammenfassendes Buch erschienen ist, welches einen gewissen Abschluß in der wissenschaftlichen Behandlung der Homosexualität bedeutet.

Dagegen fallen allerdings in die Zeit seit 1914 die Fortsetzungen und Ergänzungen in den hochbedeutsamen Forschungen Steinachs sowie neue Experimente von Goldschmidt, welche sämtlich für die konstitutionelle Erklärung der sexuellen Zwischenstufen eine gesicherte Grundlage schaffen.

I. Zusammenfassende Werke.

Hirschfeld, Ellis.

Das eben erwähnte große Werk ist das von Dr. Magnus Hirschfeld: **„Die Homosexualität des Mannes und des Weibes".** Mit einem Namen-, Länder-, Orts- und Sachregister. Berlin, Louis Marcus. Bd. 3 des Handbuchs der gesamten Sexualwissenschaft: Herausgeber Dr. med. Iwan Bloch (1067 S., 10 Mk., — 12 Mk. geb.).

Das Buch bildet zweifellos die wichtigste literarischeErscheinung der letzten Jahre auf dem Gebiet der Homosexualität. An groß angelegten Werken über den Gegenstand fehlt es ja nicht: Ich nenne nur diejenigen von Krafft-Ebing, Moll, Eulenburg, Schrenk-Notzing, Iwan Bloch, Rohleder, Karsch und unter den ausländischen die von Ellis, Laupts, Raffalowich.

Aber diese Werke sind entweder wegen der schon etwas weit zurückliegenden Zeit ihres Erscheinens und des inzwischen angesammelten neuen Materials mitunter etwas veraltet oder aber sie beschäftigen sich nur — oder wenigstens eingehend nur — mit bestimmten Seiten des Problems, deshalb erfüllt das Buch Hirschfelds, trotz seiner Vorgänger, ein wirkliches Bedürfnis, denn es behandelt die homosexuellen Fragen ausführlich nach allen Richtungen hin, in medizinischer, psychologischer, ethnographischer, historischer, soziologischer, juristischer Beziehung.

Am besten charakterisiert man das Buch als eine wahre Enzyklopädie der Homosexualität, welche unser gesamtes heutiges Wissen über die Materie verarbeitet hat. Eine eingehende Inhaltsangabe ist hier nicht möglich, es sei nur folgendes hervorgehoben:

Hirschfeld erfaßt und schildert den homosexuellen Mann und insbesondere auch das homosexuelle Weib, wie sie leben und leiben, nicht vom grünen Tisch aus mehr oder weniger theoretisch, auch nicht bloß auf Grund von ein paar Dutzend oder einigen wenigen Hunderten von Beobachtungen, sondern auf Grund jahrelanger täglicher Explorationen, auf Grund von Erfahrungen an einem Material, das in die Tausende geht. Deshalb vermag Hirschfeld auch alle Verhältnisse, welche die Homosexuellen betreffen, von allen Seiten hin zu beleuchten und nicht nur theoretisch zu erörtern, sondern auch wertvolle Ratschläge zu erteilen und für die schwierigsten Situationen die praktischen Lösungen anzuraten. Wenn man einem Teil den Vorzug geben will, so wäre der erste Hauptteil (Homosexuelle Männer und Frauen als biologische Erscheinung) wenigstens als der einheitlichere zu bezeichnen.

In diesem Teil wird der urnische Mensch recht plastisch und mit charakteristischen Eigenheiten vor Augen geführt und Hirschfeld schildert ihn als eine vom Normalen sich unterscheidende Persönlichkeit, aus der auch ihr gleichgeschlechtlicher Trieb gleichsam wie ein Naturphänomen herauswächst. Allerdings ist es trotzdem heute noch nicht möglich die Homosexualität eines Menschen an objektiven Merkmalen mit unbedingter Sicherheit festzustellen und es bleibt in dieser Hinsicht noch manches der zukünftigen Forschung vorbehalten, namentlich wären Vergleiche in der Blutuntersuchung, in der Körperstruktur mittels Messungen u. dgl. zwischen einer größeren Anzahl von Heterosexuellen und einer gleich großen von Homosexuellen anzustellen.

Jedenfalls ergibt sich aber aus dem Buch von Hirschfeld, daß der Streit, ob es eine erworbene Homosexualität gibt oder nur eine angeborene praktisch und namentlich hinsichtlich des § 175 von nur äußerst geringem Belang ist. Möge man auch gewisse Fälle als erworben anstatt als Fälle von Bisexualität oder tardiver Homosexualität betrachten, so drängt sich doch jedem aufmerksamen Leser der Hirschfeldschen Ausführungen und jedem, der selbst viele Homosexuelle kennen zu lernen Gelegenheit hatte, die Überzeugung auf, daß derartige Fälle selten sind gegenüber der großen Masse der Homosexuellen, die eben auf Grund ihrer eigenartigen Konstitution für das gleich geschlechtliche Fühlen prädestiniert waren.

Im zweiten Teil begegnet man einem ungeheueren Material, insbesondere hinsichtlich der Verbreitung der Homosexualität über den ganzen Erdball. Sehr geschickt sind hier die zahlreichen Berichte kundiger Homosexueller oder Beobachter der jeweiligen Länder verwendet.

Gerade in diesem zweiten Teile gelingt es Hirschfeld, dem Kenner viel Neues über verschiedene Länder — Historisches und Soziologisches — zu bringen, andererseits nützt er aber doch schon bekannte Arbeiten manchmal nicht ganz aus. In letzterer Beziehung fällt es etwas auf, daß die Darstellung der Antike oder vielmehr der alten Griechen und Römer, nicht vielseitiger erschöpfend geworden ist. Namentlich kommen die römischen Zustände etwas knapp weg.

Zwar sind die griechischen Schriftsteller, welche die Homosexualität behandelten, sehr genau und in interessanter Weise durchgegangen, aber man hätte doch eher ein abgerundeteres Bild der kulturellen, ethischen, sozialen Rolle der Homosexuellen in Griechenland und Rom gewünscht, wobei die Schriftsteller, die sich am eingehendsten mit der Homosexualität im Altertum beschäftigten, mehr hätten herangezogen werden sollen, so Schrenk-Notzing, Symonds (bei Ellis) und ganz besonders Iwan Bloch, der sowohl in seinem „Ursprung der Syphilis" als in seiner „Prostitution" Bd. 1 am tiefsten und fleißigsten geschürft hat bezüglich der prostitutiven homosexuellen Verhältnisse und der sinnlichen Seite.

Besonders verdienstlich ist die Tabelle über die Strafgesetze, welche in einer bisher noch nirgends erreichten Vollständigkeit angeführt sind.

Der schon oben gerühmte Reichtum der Erfahrungen Hirschfelds begegnet einem auf fast jeder Seite, obgleich Verf. von spaltenlangen, ermüdenden, allzu zahlreichen Autobiographien mit Recht absieht. Nur verhältnismäßig wenige sind — an richtiger Stelle — zur treffenden Illustration angebracht, dagegen beleben das Ganze viele kürzer formulierte Beispiele: Gutachten, Beobachtungen aus der eigenen umfangreichen Praxis.

Dabei kommt auch sehr oft die unfreiwillige Komik zur Geltung, die die Mitteilungen über Ignoranz oder Dummheit in der Beurteilung oder Behandlung der Homosexualität seitens Laien, Ärzten, Richtern, Behörden liefern.

Möge das — auch glänzend geschriebene — Werk des ersten Sachverständigen auf homosexuellem Gebiet dazu beitragen, in weiteren Kreisen ein richtigeres Verständnis

der homosexuellen Frage zu verbreiten und namentlich eine gerechte Lösung des strafrechtlichen Problems herbeizuführen.

Von größeren Werken über die Homosexualität ist nur noch die letzte Ausgabe von Havelock Ellis: **„Das konträre Geschlechtsgefühl“**, in englischer Sprache, zu nennen, die während des Krieges erschienen ist.

Darin wird die neueste Literatur, namentlich die deutsche, berücksichtigt, insbesondere sind Hirschfeld und seine Mitarbeiter des Jahrbuchs an zahlreichen Stellen angeführt.

II. Die Psychoanalytiker der Freudschen Schule und verwandte Autoren.

A. Sadger, Coriot.

Sadger von der Freudschen Schule bringt in der „Berliner Klinik“, Februar 1915 eine Arbeit **„Neue Forschungen zur Homosexualität“**, die das ganze Heft ausfüllt.

Die allgemeinen Anschauungen Sadgers und Freuds über die Entstehung der Inversion gehen dahin: alle Neurosen beruhten auf sexueller Basis und wiesen Spuren von Inversion auf; der Geschlechtstrieb völlig unabhängig vom Objekt, alle Menschen ursprünglich bisexuell veranlagt. Die Inversion entstehe durch Verdrängung der Liebe zur Mutter als erstes Sexualobjekt.

Die Thesen von Sadgers sog. neuen Forschungen sind:

1. Der Urning verhalte sich den weiblichen Sexualobjekten gegenüber genau wie der psychisch Impotente, weil er wie dieser an die Mutter, selten die Schwester verlötet sei.

2. u. 3. Die spezifische Konstitution des Urnings weise einerseits eine von Haus aus herabgesetzte Muskelerotik auf, andererseits eine erhebliche Steigerung der genitalen Libido und der sexuellen auf die Geschlechtsorgane gerichteten Schaulust, zeige ferner häufig eine besondere Verstärkung jener erhöhten genitalen Libido durch Reizungen seitens des Vaters, der seinen Sprößling übertrieben liebe.

Nun, warum bewirkt dann nicht die Erhöhung der Liebe des Vaters später Verdrängung dieser Libido auf das Weib, wenn nach Sadger große Liebe der und zur Mutter in umgekehrter Richtung wirkt?

Zu ähnlichen Fragen regen Nr. 4 und 5 an. Sadger konstatiert 4. Es bestehe beim Urning eine Überschätzung des männlichen Gliedes, welche manchen wie einen Dämon verfolge und 5. eine besondere Lust zum Hingreifen ad membrum.

Diese allerdings bei vielen Homosexuellen vorhandenen Momente beweisen gerade das Direkte, Instinktive des Triebes, nicht einen Zusammenhang mit der Liebe zur Mutter.

Trotzdem bringt es Sadger fertig, einen solchen Zusammenhang zu konstruieren: nämlich 6. es führe die Überbetonung der genitalen Libido ausnahmslos (!) zu früher Verliebtheit in das andere Geschlecht, vor allem in die Mutter (oder deren frühe Vertreterin), auf welche der Urning grobsinnliche Gelüste nähre, 7. und deren starke Zurückweisung dann seine erste Enttäuschung bedinge; die weit stärker und schwerer als vom normalen Jungen empfundene zweite Enttäuschung sei das Fehlen des Penis bei der Mutter.

8. Infolge der in der Reifezeit wieder durch die Mutter bewirkten Enttäuschung in sexualibus komme es zur Fixierung ans eigene Geschlecht auf dem Wege der Regression zur ungeliebten Mutter mit dem Penis und der steten Überschreibung vom Weib auf den Mann.

9. Diese Regression ermögliche es ihm, die beiden stärksten Liebesempfindungen jeglicher Menschen, zu Mutter und Ich, gleichzeitig zu geben und zu empfangen, daher die Hartnäckigkeit, mit der die Fixierung an den Mann vom Urning festgehalten werde.

Jede Autobiographie und Analyse des Liebeslebens Homosexueller zeigt, daß meist sehr früh eine Verliebtheit in irgendeinen Mann oder Knaben besteht und oft frühzeitige Sucht, dessen oder anderer Männer Geschlechtsteile zu sehen oder zu fassen; von einer vorangegangenen infolge Zurückweisung inzestuoser Gelüste und Penismangel der Mutter zu homosexuellem Drang umgewandelter Verliebtheit in die Mutter kann gar keine Rede sein. Wie man auch die Entstehung der Inversion auffassen mag, auf den gekrümmten Schleich- und Umwegen der Auslegungskunst von Freud oder Sadger kommt sie nicht zustande. Die zwei weiteren Aufsätze Sadgers sind mehr polemischer Natur und wenden sich in geradezu aggressiver Weise gegen die Homosexuellen.

1. **Welcher Wert kommt den Erzählungen und Autobiographien der Homosexuellen zu?**
2. **Ketzergedanken über Homosexualität,**
beide im Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik von Groß ad 1. Bd. 53. H. 1 u. 2; ad 2. Bd. 59. H. 3 u. 4.

Den Autobiographien der Homosexuellen will Verf. jeden Wert absprechen. Er wirft den Homosexuellen vor Unaufrichtigkeit, maßlose Selbstverliebtheit usw., so daß er geradezu den absurden Satz aufstellt: „Der Weg zur Homosexualität führe über den Narzißmus“ (über diese angeblichen engen Zusammenhänge zwischen beiden z. vgl. weiter unten meine Kritik des Aufsatzes von Senf); einerseits sagt dann Verf., der Homosexuelle verberge, ähnlich dem Weib, sorgfältig, oft auch dem Arzt gegenüber, sein Geschlechtsleben (nur dem feindseligen oder verständnislosen Arzt gegenüber — deren Zahl nicht gering ist — gilt das, übrigens fällt es leider vielen — und gerade oft Psychiatern mit Namen, wie mir zuverlässig mitgeteilt wurde — gar nicht ein, die wegen nervösen Beschwerden sie konsultierenden und auf eine Beichte und Darlegung ihrer seelischen Qualen erpichten Homosexuellen auch nur nach ihrem Sexualleben zu fragen). Andererseits beklagt sich Sadger wieder darüber, daß die Homosexuellen den Arzt geradezu mit schriftlichen Autobiographien überschütteten.

Nach Sadger sollte man glauben, daß alle bisherigen Sachverständigen auf dem Gebiet der Homosexualität sich durch die Urninge hinters Licht führen ließen. Ja, meint er wirklich, daß ein Mann von der wissenschaftlichen Qualifikation eines Krafft-Ebing (auf dessen Psychopathia sexualis wohl die Stichelei der „immer neu vermehrten vielen Auflagen“ gemünzt ist), daß ein sachverständiger und anerkannter Forscher wie Moll, Hirschfeld, Ellis, Iwan Bloch sich einfach durch erlogene Erzählungen täuschen ließen und auf wertlose Konfabulationen ihre Werke aufbauten?

Sadger selbst gibt sich der Illusion hin, daß e r durch die Psychoanalyse festgestellt habe, daß die Homosexuellen nicht das Richtige sagten und nicht einmal sich selbst kennten.

Allerdings bei dem wochenlangen H i n e i n fragen in die Patienten und der Festlegung des Arztes auf eine bestimmte Theorie, bei der absonderlichen Auslegung und Sexualisierung aller und jeder Gefühle würde es sich zur Genüge erklären, daß der Arzt gar nicht mehr in der Lage ist, das wahre Empfinden des Kranken zu erkennen und daß dessen Bekenntnis seines wirklichen Sexualgefühls nicht mit der Umdeutung seitens des Arztes übereinstimmt.

Sadger wendet sich auch gegen die Theorie des Angeborenseins und besonders der Unabänderlichkeit des homosexuellen Triebes. Dadurch würden viele, namentlich ältere Homosexuelle, abgehalten, sich durch die Psychoanalyse heilen zu lassen.

Nun diesen Beweis der d a u e r n d e n Heilung insbesondere älterer echter Homosexueller ist bis jetzt die psychoanalytische Schule schuldig geblieben. Bei Jugendlichen mit bisexuellem oder noch schwankendem Trieb kann vielleicht eine dauernde Zurückdrängung der konträren Neigung möglich sein, eventuell mag auch bei Jugendlichen mit ausgesprochener Homosexualität eine (übrigens kaum wünschenswerte) Art heterosexuellen Artefaktums erreicht werden und vorübergehende Maskierung des homosexuellen Triebes bisweilen gelingen, obgleich derartige Maskierungen doch gerade mit den Theorien der Psychoanalytiker in Widerspruch stehen, die ja stets Befreiung von Verdrängungen, Herunterreißen, nicht Aufsetzen von Masken erstreben (zu vgl. M a s k e n d e r S e x u a l i t ä t von Dr. Stekel in der „Neuen Generation“ vom 14. Februar 1913).

Besonders in dem Aufsatz Nr. 2 kämpft Sadger insofern gegen Windmühlen, als er sogar „den Gemäßigten“ unter den über Homosexualität Schreibenden und Aufklärenden unzulässige Beschönigung der Wirklichkeit vorwirft, indem sie stets die Homosexuellen als die besten, edelsten Menschen schilderten und die sexuelle Betätigung als kaum vorhanden außer unschuldigen Umarmungen und Küßchen beiläufig abtäten. Die ernsten Sachverständigen haben niemals sich derartiger Beschönigungen schuldig gemacht. Ich wüßte nicht, daß ein „gemäßigter“ Autor wie Moll z. B. jemals die Schattenseiten und die sexuellen Handlungen der Homosexuellen verhehlt oder daß ein Hirschfeld, den Sadger vielleicht zu den weniger Gemäßigten zählen wird, ähnliches getan hätte. In seinem neuesten Werk hebt er sogar audrücklich hervor, daß fellatio und irrumatio auf 40% zu schätzen sei und auch eigentliche Päderastie — wenn auch seltener zu 8% — vorkomme.

Übrigens hätten ja gerade die Bestrebungen zwecks Aufhebung des § 175 gar keinen Sinn, wenn man behaupten wollte, die Homosexuellen verstießen kaum oder nur höchst selten gegen ihn.

Wenn etwas beitragen kann, ein falsches Bild der Homosexuellen zu erzeugen, als von Menschen, die sexuell weniger bedürftig und edler seien als die Heterosexuellen, so ist es gerade die Tendenz der Psychoanalytiker, eine unheilvolle Verwirrung in die bloßen Freundschaftsgefühle hineinzutragen unter Vermengung mit Homosexualität und Herausklügeln sog. unbewußter Homosexualität.

Nicht recht verständlich sind Sadgers Spötteleien über das „Lied vom unverschuldeten Jammer und Martyrium" der Homosexuellen, da er doch selber den § 175 für ungerechtfertigt hält und seine Abänderung unter Aufrechterhaltung des Schutzes Jugendlicher bis zum 18. Jahr mit Ausnahme von Prostituierten und Erpressern verlangt, andererseits aber auch bei seiner Theorie von der Entstehung der Homosexualität infolge zwingender Assoziationen im Kindheits- und Pubertätsalter den Homosexuellen eine „Schuld" für ihren Trieb und ihre Lage doch nicht zuschreiben kann.

Mit den Gedankengängen Freuds zur Erklärung der Homosexualität operiert auch Coriot, Isodor: **„Homosexuality".** In New York med. Journ. 1913, S. 589.

Ödipuskomplex, Übermacht der alle anderen heterosexuellen Neigungen ausschließenden Mutterliebe. Behandlung durch Hypnose, besser noch durch Psychoanalyse. Heilende Wirkung der psychoanalytischen Aufdeckung des unbewußten Ödipuskomplexes. Aus der Änderung des anfänglich homosexuellen, dann sexuell neutralen, schließlich heterosexuell werdenden Inhalts der Träume erkenne man die Heilung. Mitteilung der angeblich in dieser Weise geheilten Fälle.

(Nach dem Referat von Hans Willige-Halle. In der Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie — Referate und Ergebnisse — Bd. 7. H. 8 vom 15. Aug. 1913.)

(Fortsetzung folgt.)

Bücherbesprechungen.

Stekel, Dr. Wilhelm, Nervenarzt in Wien, **Onanie und Homosexualität.** (Die homosexuelle Neurose.) Urban & Schwarzenberg, Berlin, Friedrichstraße 105 b; Wien, Maximilianstraße 4. 1917. 387 S. Brosch. 15 Mk., geb. 17 Mk.

Das Buch Stekels ist wohl das erste umfassendere Werk, welches die Onanie und die Homosexualität eingehend vom psychogenen und psychoanalytischen Standpunkt aus behandelt.

I. Ungefähr zur selben Zeit wie das Werk Stekels ist der erste Band Hirschfelds: Sexualpathologie (Geschlechtliche Entwicklungsstörungen mit besonderer Berücksichtigung der Onanie), Bonn 1917, A. Marcus & E. Webers Verlag, erschienen.

Hirschfeld steht auf anderem Boden als Stekel, auf dem der physischen Bedingtheit der Sexualität. Bezüglich der Onanie stimmen aber beide in vielen Punkten überein. Beide verwerfen die landläufige Anschauung von den angeblichen sehr schlimmen Folgen der Onanie und sehen umgekehrt die Hauptursachen der ihr zugeschriebenen Schädlichkeiten in den übertriebenen Schilderungen der Folgen und in der dadurch erzeugten Angst und neurotischen Symptomen.

Stekel hebt insbesondere hervor, daß es das Aufhören der Onanie sei, welches Schädlichkeiten hervorrufe und den Ausbruch der Neurose hervorbringe, weil dann dem Sexualtrieb Gewalt angetan werde und eine gewaltsame Verdrängung stattfände.

Überdies komme der Onanie eine soziale Funktion zu: Sie bilde den Schutz für die Gesellschaft gegen übermächtige, asoziale Triebe und rette manchen vor den Gefahren des Strafgesetzbuches.

Diese Behauptungen Stekels können insofern als richtig anerkannt werden, als in manchen Fällen die Verdrängung des auf normale oder konträre oder sonst abnorme Betätigung gerichteten Triebes derart gelingt, daß die Onanie gewissermaßen als hinreichender Ersatz betrachtet wird und allerdings auf diese Weise die von der Gesellschaft verpönten Akte und für das Individuum nachteiligen gesellschaftlichen oder strafrechtlichen Sanktionen verhütet werden.

Was aber die gesundheitliche Seite anbelangt, so wird doch sehr oft, wenn die Onanie nicht adäquate Befriedigung bildet und neben ihr das ungestillte Sehnen nach der zusagenden Betätigung mit einer anderen Person weiter fortbesteht (und das wird meist bei stärkerem Geschlechtstrieb zutreffen), die Onanie die aus der Nichtstillung des Triebes hervorgerufenen Schädigungen nicht beheben.

Überhaupt aber fällt Stekel in das andere Extreme, die Schädlichkeit der Onanie an und für sich eigentlich so gut wie völlig zu leugnen. Das dürfte nun doch zu weit gehen.

Die Onanie birgt sicherlich ihrem Wesen und ihrer leichten Ausübungsmöglichkeit nach die Gefahr des Exzedierens, und der Abusus der Onanie wirkt sicherlich schädlich.

Sind diese Schädlichkeiten auch bisher nur allzuoft arg übertrieben worden und mag es auch keine spezifische durch die Onanie erzeugte Gesundheitsschädigung geben, so bleibt doch sicherlich wahr, was Hirschfeld S. 162 seines genannten Buches über diesen Punkt sagt: „Die mit größter Wahrscheinlichkeit nachgewiesene Folge ist bei exzessiver Onanie und neuropathischer Anlage eine reizbare Nervenschwäche (sexuelle Neurasthenie) meist allgemeinen, gelegentlich auch örtlichen genitalen Charakters (ejaculatio praecox). Ferner treten nach ihr seelische Depressionen hypochondrischer Färbung auf, die nicht allein durch unberechtigte exogen erzeugte Furchtvorstellungen bedingt zu sein scheinen, sondern in vielen Fällen auch als endogene Reaktion auf die onanistische Reizung anzusehen sind."

Eine Hauptunklarheit in der Behandlung der Onanie besteht bei Stekel darin, daß man nicht recht weiß, was er eigentlich unter Onanie versteht.

Zwar verlangt er als Merkmal die Alleinbetätigung und rechnet onanistische Akte zu zweien nicht zur Onanie im Gegensatz zu Hirschfeld und anderen, welche von onanistischen Akten auch bei Mitwirkung einer dritten Person sprechen, da, wo die Kontrektation, die seelische Anziehung, fehlt, da, wo inadäquate Handlungen vorliegen.

Andererseits bezeichnete man bisher als Onanie nur den Akt, der mit Ejakulation endet oder wenigstens sie beabsichtigt, wobei die Onanie allerdings, entsprechend auch der Annahme Stekels, nicht bloß durch mechanische, sondern auch psychische Reize bewirkt werden kann. Nach Stekel braucht aber überhaupt der onanistische Akt nicht auf Erektion und Ejakulation abzuzielen. Er versteht anscheinend unter Onanie jede bewußte oder unbewußte Aufregung, deshalb operiert er besonders mit der sogenannten larvierten Onanie und begreift darunter eine ganze Anzahl von Handlungen, die zweifellos mit Onanie und überhaupt mit Sexualität nichts gemein haben: so Ludeln, Nasenbohren, Kratzen, Defäkation, wenn nur irgendwelche angenehmen oder erleichternden Empfindungen damit verbunden sind. Namentlich braucht nach ihm gar keine wirkliche sexuelle Lust zu entstehen; er behauptet, es komme eine Art Orgasmus vor, die Endlust bliebe aus oder werde so gedämpft, daß sie nicht als Lust zum Bewußtsein gelange, sondern als Schwäche, Müdigkeit.

Mit Recht bezweifelt auch Hirschfeld (S. 132—133), daß in solchen Fällen onanistische Handlungen vorlägen. Daß bei einer derartigen weiten Begriffsbestimmung der Onanie alle Menschen sie einmal ausgeübt haben, ist sicher, dagegen ist es falsch, zu behaupten, daß alle Menschen im eigentlichen Sinne onanierten; mögen auch 90% oder meinetwegen 95% es tun, so gibt es doch Ausnahmen, deren mir einige zweifellose bekannt sind.

Interessant ist Stekels Kapitel über die Beziehungen der Religion zur Onanie, das namentlich die bemerkenswerte Biographie eines Mädchens enthält, das in einem sogenanntem christlichen (!), tatsächlich aber unglaublich mittelalterlich fanatischen Geist geleiteten Damenpensionat wegen ihrer vertrauensvoll eingestandenen sinnlichen (aber gar nicht schlimmen) Gefühle eine überaus rohe Behandlung erfährt, derart, daß ihr Nervenzustand eine schwere Zerrüttung erlitt, ein typischer Fall christlichen Verständnisses, der die Gefährlichkeit gewisser religiöser Erziehungsmethoden gegenüber Jugendlichen drastisch illustriert.

Ein abschreckendes Beispiel sexueller Aufklärung von kirchlicher Seite bildet auch die von Stekel mitgeteilte unerhörte Schilderung der sog. schrecklichen Folgen der Onanie seitens eines gewissen Pfarrers Hauri, demgegenüber das auf der Psychoanalyse gegründete Vorgehen des Schweizer Pfarrers Pfister — wie man sich auch im einzelnen zu seiner Methode stellen mag —, doch wegen seiner echt christlichen Teilnahme, seines liebevollen Versenkens in den Geist der Jugendlichen und seines psychologischen Feinblicks rühmend hervorgehoben zu werden verdient.

Im Anschluß an die Wiedergabe der Zwangshandlungen eines Onanisten, die recht gesuchte Deutungen erfahren, bringt Stekel allgemeine Schlußbetrachtungen.

Manche davon enthalten Zutreffendes, zum Nachdenken Anregendes, vielen allerdings kommt nur der Wert subjektiv philosophischer Spekulationen zu.

So erscheint es z. B. richtig, daß in den sozialen Bewegungen die individuellen Motive des Einzelnen die größte Rolle spielen, und ergötzlich wirkt u. a. das Beispiel des Sittlichkeitspredigers, der im Augenblick, wo er potent wird, das Interesse an seinem Verein zur Bekämpfung der Prostitution verliert. Die Nutzanwendung dieses Grundsatzes individueller Interessiertheit auf den Kampf gegen die Onanie dürfte aber nicht ganz stimmen

so wie sie Stekel zieht. Er meint, das furchtbare Zetern gegen die Onanie entspringe der Absicht, Verstärkungen der eigenen Hemmungen zu schaffen, also der eigenen Furcht der Onanie zu unterliegen.

Tatsächlich dürfte hauptsächlich eine sich forterbende, gewohnheitsmäßig ohne Prüfung hingenommene, irrtümliche Wertung der Onanie und ihrer angeblichen fürchterlichen Folgen die Ursache ihrer so argen Verpönung sein.

In der Art und Weise, wie die Eltern sich zur Onanie der Kinder stellen, aber nicht bloß zu ihr, sondern überhaupt zum Geschlechtsleben der Kinder, tritt, wie Stekel richtig bemerkt, allerdings ein gewisser Neid hervor und insbesondere die Sucht, möglichst lange eine gewisse sexuelle Bevormundung über die Kinder zu bewahren. Daß gerade eine derartige Bevormundung einen neurotischen Trotz hervorrufen und den Trieb zur Onanie aus diesem Trotz heraus zu bestärken vermag, finde ich gleichfalls zutreffend.

Andere Behauptungen Stekels sind weniger glücklich, so wenn er sagt, es liege in der Onanie auch die Revolte des Menschen gegen das Teleologische und diese Revolte gegen das Zweckmäßige der Liebe treibe das Individuum auch zur Homosexualität.

Wer in aller Welt ist auf diese Weise homosexuell geworden? Der homosexuelle Trieb schließt den Menschen von der Zweckmäßigkeit im Sinne der Fortpflanzung aus.

Die Revolte gegen das Zweckmäßige ist aber nicht Ursache, sondern Folge der Homosexualität.

Die Onanie und der Kampf gegen sie hat nach Stekel eine tiefere, gleichsam kulturell-metaphysische Bedeutung. Die Onanie repräsentiere die Ursexualität des Menschen. In ihr tobe sich der sexuelle Urmensch aus, der sich seine Lust raubte, wo und wie er wollte. Heute könne der Mensch seine Lust sich nur am eigenen Körper rauben. Mit der fortschreitenden Kultur nehme die Onanie immer mehr zu. Damit müsse auch die Reaktion gegen diese Art des Lusterwerbes zunehmen, weil das Bedürfnis nach ihr größer werde. Der Kampf gegen die Onanie sei zugleich ein Kampf gegen die kulturwidrigen Urinstinkte. Dieser Kampf sei berechtigt; trotzdem müßten die Ärzte jedem einzelnen seine sexuelle Freiheit und die Möglichkeit der Genesung wiedergeben. Die Menschheit habe im Kampfe gegen die Vergangenheit die notwendige Drosselung der wilden Urkraft Sexualität zu stark vorgenommen. Für so viel verlorene Lust, wie sie das Aufgeben der autoerotischen Triebe verlange, müsse Ersatz geschaffen werden, denn ohne Libido gehe der Mensch zugrunde. Die Energien der Sexualität sublimierten sich und wandelten sich um.

Diese Schlußbetrachtungen übertreiben Rolle und Charakter der Onanie ganz maßlos und vergessen, daß in der Regel die Onanie doch nur einen Ersatz für andersartige sexuelle Befriedigung (meist die normale, bei Konträrsexuellen die homosexuelle) bedeutet und nicht die selbständige Wichtigkeit hat, die ihr Stekel zuschreibt. Das Ziel der Ärzte und Sozialpolitiker wird es sein, einmal allerdings die Furcht vor den angeblichen schrecklichen Folgen der Onanie zu beseitigen, zweitens aber zu verhüten, daß sie den Charakter adäquater Befriedigung erlange, drittens aber darauf hinzuwirken, insbesondere durch möglichste Schaffung der dazu nötigen äußeren Bedingungen, daß die normale Betätigung erstrebt werde und erreicht werden könne.

II. Viel mehr noch als der erste Teil reizt der zweite zum Widerspruch, der die Homosexualität behandelt.

1. Stekel verwirft die Ansicht von dem Angeborensein der konträren Sexualempfindung und die Theorie der sexuellen Zwischenstufen von Hirschfeld, und doch ist der Gegensatz zwischen ihm und Hirschfeld gar nicht so groß wie Stekel meint. Beide sprechen oft nur eine andere Sprache für Dinge, die im Grunde sich sehr nahe kommen. Stekels Auffassung unterscheidet sich jedenfalls von der alten Erwerbstheorie derjenigen, die die Homosexualität ohne Zusammenhang mit einer angeborenen Anlage intra vitam entstehen lassen, seine Anschauung geht dahin, daß alle Menschen bisexuell sind, aber von Haus aus homo- und heterosexuellen Trieb besitzen. Er drückt sich also eigentlich falsch aus, wenn er sagt, die Homosexualität sei nicht angeboren.

In dem Moment, wo er Bisexualität anerkennt, gibt er das Angeborensein auch der Homosexualität zu; er meint im Grunde nur, daß es von vornherein nicht sicher sei, ob Homo- oder Heterosexualität sich voll oder überwiegend entwickeln wird und läßt für die dominierende Fixierung der einen der beiden Richtungen fast ausschließlich psychische Momente, bewußte und besonders unbewußte Assoziationen, Eindrücke, „Einstellungen", Verdrängungen usw. (meist aus früher Kindheit, doch manchmal auch spätere „Umbiegungen") entscheiden.

Eine Wirkung dieser Verdrängung des einen Triebes zugunsten des andern, namentlich wenn die Verdrängung nicht gut gelinge, sei die Neurose, insbesondere sei jeder Homosexuelle Neurotiker. Im Gefolge dieser Verdrängung stellten sich als neurotische

Reaktion der Abwehr des verdrängten Triebes Angst, Scham, Ekel, Haß ein. Auf diese Weise sei der Haß des Homosexuellen gegenüber dem Weibe zu erklären, der gerade die negative Einstellung, die negativ betonte Begierde beweise.

Dem Normalhomosexuellen — wenn es einen solchen gäbe — müßte das Weib gleichgültig sein.

Der gesunde Mensch sei eigentlich der dauernd bisexuell gebliebene, der sich bisexuell betätigen müßte.

Daß die Grundlage aller Sexualität eine bisexuelle ist, wird man zugeben können, und gerade Hirschfeld und andere leiten ja die Homosexualität aus der bisexuellen Uranlage des Menschen her.

Nur sind es nicht psychische Eindrücke und „Einstellungen", welche die Triebrichtung bestimmen, sondern die in der physischen Konstitution liegenden und wirkenden Momente, welche ab ovo den Geschlechtstrieb in bestimmte Richtung drängen. Der schwächste Punkt in der Theorie Stekels ist seine nahezu völlige Vernachlässigung der physischen Ursachen.

Diese Vernachlässigung gibt ja Stekel als eine bewußte und gewollte selbst zu an einer Stelle (S. 280). Wenn er sich damit entschuldigt, er beabsichtige eben die große Bedeutung der psychischen Momente hervorzuheben, so erspart ihm das nicht den Vorwurf, durch Einseitigkeit die psychische Methode in falsche Beleuchtung gerückt zu haben, aus der notwendigerweise unrichtige Ergebnisse entspringen müssen.

Bei der Frage nach der Entstehung und Entwicklung der Homosexualität ist von der physischen Basis auszugehn. Denn das Psychische ist selbst mindestens stark vom Physischen abhängig (möge man nun das Psychische als Produkt des Physischen oder als selbständiges Element auffassen. Auch letzteren Falles wird man das starke Gebundensein des Geistigen an das Körperliche anerkennen müssen). Jedenfalls weisen aber in puncto der Homosexualität die Tierexperimente der letzten Zeit eines Steinach und Goldschmidt darauf hin, daß die konträre Sexualempfindung auf körperlicher Grundlage entsteht. (Vgl. das zusammenfassende Referat Hirschfelds in den Vierteljahrsberichten des wissenschaftlich-humanitären Komitees, Januar 1917: „Die Untersuchungen und Forschungen von Prof. E. Steinach über künstliche Vermännlichung, Verweiblichung und Hermaphrodisierung", sowie über Goldschmidts Forschungen das Referat von Max Hodann in den gleichen Vierteljahrsberichten April-Juli 1917: „Neue Forschungen zur Kenntnis der hereditär-physiologischen Grundlagen sexueller Zwischenstufen" und den Aufsatz von Goldschmidt selber im Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie Bd. XII, 1: „Die biologischen Grundlagen der konträren Sexualität und des Hermaphroditismus beim Menschen".)

Eine direkte Bestätigung dieser Annahme bringt aber im Augenblick des Abschlusses dieser Besprechung die in den erwähnten Vierteljahrsberichten von Hirschfeld, Oktoberheft 1917, veröffentlichte Mitteilung Steinachs, daß es ihm gelungen sei, einen schweren passiven Homosexuellen, mit ausgesprochen weiblichen Geschlechtscharakteren, nach Kastration und Einpflanzung des Testikel eines einwandfrei heterosexuellen Mannes von dem homosexuellen Triebe ganz zu befreien und völlig normalfühlend umzugestalten.

Demnach ist der Schluß wohl gerechtfertigt, daß bei der Entstehung der Triebrichtung physische Substrate maßgebend sind, und zwar, daß wahrscheinlich die innere Sekretion der sog. interstitiellen Geschlechtsdrüsen eiae Hauptrolle spielt. Wahrscheinlich ist diese Sekretion verschiedener Art, männlicher, oder weiblicher oder gemischter, vorausahnend hatte ja auch Hirschfeld schon längst von Andrin und Gynäzin gesprochen.

Von allen diesen körperlichen und chemischen Einwirkungen und Substraten findet sich bei Stekel sehr wenig, wenn er auch an einigen Stellen, namentlich gegen Ende sie kurz erwähnt. Und doch gelangen jetzt die meisten Sexualforscher dazu, die Homosexualität „konstitutionell" zu erklären. So hat Marcuse, der noch vor wenigen Jahren hauptsächlich eine — wenn auch nicht im Sinne der Wiener Schule gemeinte — psychische Entstehung der konträren Sexualempfindung verteidigte, mit Recht letzthin betont, daß künftig jede Erörterung der Entstehung sexueller Anomalien infolge der neueren Tierexperimente von der physischen Grundlage ausgehen müsse. (Vgl. Marcuse: Ein Fall von periodisch-alternierender Hetero-Homosexualität in der Monatsschrift für Psychiatrie und Neurologie Bd. 41, H. 3, S. 188, 1917.)

Desgleichen zieht Rohleder in seiner den Ergebnissen der Steinachschen Versuche gewidmeten lesenswerten Abhandlung: „Moderne Behandlung der Homosexualität und Impotenz durch Hodeneinpflanzung" in der „Berliner Klinik", Dezemberheft 1917, den Schluß, daß nunmehr zweifellos gleichsam eine anatomisch-physiologische Grundlage der Homosexualität insbesondere der Bisexualität in der zwitterigen Pubertätsdrüse gefunden sei.

Ich verkenne nicht, daß die Einwände, welche neuerdings Löwenfeld: (Sexualchemismus und Sexualobjekt in dieser Zeitschrift, Augustheft 1917) gegen die Annahme eines Zusammenhanges zwischen der Entstehung der Homosexualität und der inneren Sekretion erhoben hat, zu denken geben, sie können aber doch gegen die Wucht des durch das Tierexperiment und namentlich zuletzt durch das gelungene Experiment am lebenden Menschen geschaffenen Wahrscheinlichkeitsbeweises nicht aufkommen, jedenfalls muß auch Löwenfeld zugeben, obgleich er in vielen Fällen äußeren Einflüssen eine ausschlaggebende Bedeutung zuschreiben will, daß sicherlich konträres Geschlechtsgefühl nur auf Grund einer eigenartigen Gehirnanlage entstehen kann, möge nun diese Anlage selbst durch die von der Pubertätsdrüse aus erfolgenden inneren Sekretion ausschließlich oder teilweise bedingt werden oder von ihr unabhängig sein.

Die Bedeutung auch der psychischen, der seelischen Einflüsse für die Gestaltung der Geschlechtsgefühle will ich allerdings keinesfalls leugnen. An und für sich finde ich es gar nicht so schwierig, mich zu den Folgerungen zu bekennen, die Stekel als für den Anhänger mechanistischer Theorien ganz unannehmbar hinstellt, nämlich daß Wünsche, psychische Erschütterungen und Strebungen usw. körperliche Wirkungen hervorrufen könnten. Tatsächlich ist ja gar nicht zu leugnen, daß Erregungen, Wünsche, Schreck, Angst, Ekel auch den Körper beeinflussen (wobei ich dahingestellt sein lasse, ob diese Phänomene doch nichts weiter sind als physischer Natur) und ich halte es nicht für unmöglich, daß derartige seelische Vibrationen auch die Sekretion beeinflussen und die eine oder andere Richtung des Geschlechtstriebes begünstigen können. Aber soviel lehrt die tägliche Erfahrung desjenigen, der zahlreiche Homosexuelle kennen lernte, daß auf psychogene Weise regelmäßig sich konträre Sexualempfindung nicht entwickelt, sondern daß die große Mehrzahl ab origine derart auf die homosexuelle Geschlechtsrichtung eingestellt ist, daß die Ursache nur in einer körperlichen Eigentümlichkeit erblickt werden kann, die nicht durch seelische Einstellungen umbiegbar ist und auch nicht durch solche Einstellungen sich entwickelte.

Weil die eine oder andere Richtung stark physisch, konstitutionell bedingt ist, setzt sie sich durch und damit sind dann allerdings Abwehrgefühle gegen die andere Richtung verbunden, und zwar je stärker, je ausgeprägter dies entgegengesetzte Geschlechtsgefühl; insofern ist es richtig, daß die Heterosexuellen durch Ekel, Haß, Angst vor der Homosexualität geschützt sind.

Aber diese Gefühle beweisen nicht, wie Stekel meint, daß ein starker Kampf, eine starke gewaltsame Verdrängung der einen Richtung der Herrschaft der anderen voranging und daß dieser Kampf eine Neurose erzeugte wegen nicht völlig gelungener Verdrängung.

Bei dem Durchschnittsheterosexuellen und -homosexuellen findet ein solcher Kampf beider Triebrichtungen gar nicht statt, vielmehr setzt sich der Trieb auf Grund der drängenden chemo-physischen Substrate glatt durch. Wenn allerdings viele Homosexuelle neurasthenisch sind, so braucht man sich angesichts der sozialen und seelischen Konflikte, denen die Verpönung und Verfehmung ihres Triebes sie aussetzt, darüber nicht zu verwundern, und auch angenommen, die Neuropathie der Homosexuellen sei nicht durch die mißlichen äußeren Umstände hervorgerufen, so liegt kein Beweis vor, daß gleichsam ein unbewußter Kampf beider Triebrichtungen in eine Neurose ausartete, sondern die Vermutung hat mehr Wahrscheinlichkeit für sich, daß eine originäre Nervenschwäche besteht, auf Grund deren sich auch die chemo-physischen Grundlagen der Homosexualität leichter entwickelt haben mögen ohne eines Kampfes mit der heterosexuellen Richtung zu bedürfen.

Konflikte, Kampf um die Vorherrschaft zwischen hetero- und homosexuellen Gefühlen werden bei schwankenden Naturen, bei auch später bisexuell Gebliebenen, bei gewissen Homosexuellen und Heterosexuellen mit Rudimenten der anderen Richtung wohl vorkommen können. Es sind das aber Ausnahmen von der großen Menge der Hetero- und Homosexuellen. Ich gebe zu, daß Stekel manche interessante Einblicke gerade in die Psyche solcher Leute gewonnen und die Aufmerksamkeit auf Mischungen und Grenzfälle von Homo- und Heterosexualität gezogen hat, die vielleicht bis jetzt von anderen weniger beachtet wurden.

Es handelt sich meist gar nicht um homosexuelle, sondern um heterosexuelle Neurotiker, bei denen Keime der Homosexualität wohl angenommen werden können, obgleich man bei den oft mehr als gewagten Deutungen Stekels vielfach im Unklaren ist, ob es sich um eine anfechtbare subjektive Auslegung Stekels, oder tatsächlich um mehr oder weniger versteckte homosexuelle Triebe handelt. Jedenfalls lassen sich auch die unzweideutigen Fälle Stekels, wo bei äußerlich und nach dem eigenen Bewußtsein typisch Heterosexuellen doch homosexuelle Triebe aufgedeckt werden, durchaus mit der Zwischenstufentheorie Hirschfelds vereinigen, ja sie bestätigen diese Theorie geradezu;

denn es kommen eben zwischen dem Vollmann und der ganzen Frau Zwischenstufen in allen möglichen Schattierungen vor. Diese Fälle erfahren gleichfalls ihre natürlichste Erklärung in der Lehre der Sekretionen und der physischen Substrate der Sexualität, die ja die verschiedensten Gestaltungen und Mischungen aufweisen können.

Daß bei derartigen Leuten mit ausgesprochener einseitiger Triebrichtung, aber mit verstecktem, unbewußt störendem und quälendem konträren Stachel, eine Neurose entstehen und die Aufdeckung der Ursache, das Bewußtwerden des als der eigenen Natur fremden Bestandteiles Heilung bewirken kann, mag zutreffen, obgleich andererseits auch die Gefahr besteht, daß das Hervorzerren latenter, verborgener Gefühle an das Tageslicht ihre Kraft bestärkt und infolge psycho-physischer Wechselwirkung dann erst recht ein Kampf beider Richtungen und eine neurotische Verwirrung der Persönlichkeit erfolgt. Ob in vielen Fällen auch da nicht der Spruch zu Recht besteht: Quieta non movere? Jedenfalls kann die Heilung der eigentlichen Homosexuellen nicht durch psychoanalytische Methoden, insbesondere durch Aufdecken versteckter Triebe erfolgen. Denn hier stört gar nicht der homosexuelle Trieb, im Gegenteil.

Das scheint Stekel ja selbst einzusehen, denn er sagt, die Heilung des echten Homosexuellen sei nur möglich beim Willen zur Gesundheit. Dieser komme aber nur bei den leichteren Formen der Homosexualität vor. Mit Recht erblickt Stekel die Heilung auch nicht schon in dem gelungenen Koitus, sondern in einer wahren Liebe zur Frau.

Homosexuelle werden aber nun tatsächlich einer solchen echten sexuellen Leidenschaft für eine Frau unfähig sein und selbst bei ausgesprochen Bisexuellen wird es kaum gelingen, eine dauernde, die homosexuelle Neignng für immer ausschließende Konzentration auf das Weib herbeizuführen.

2. Ein charakteristischer Irrtum Stekels, sowie der meisten Psychoanalytiker liegt darin, nicht nur für die Neurose, sondern allüberall einen sexuellen Untergrund herauszutüfteln. In dieser Beziehung fallen die Psychoanalytiker in den entgegengesetzten Fehler der Psychiater der Schulwissenschaft, von denen viele (typische Beispiele wurden mir erst wieder neulich zuteil) es nicht der Mühe für wert halten, ihre neurasthenischen Patienten auch nur im mindesten nach ihrem Geschlechtsleben zu fragen, und die meist jede seelische Ausforschung vermeidend, sich auf das Verschreiben der bekannten Schlafmittel und höchstens einiger Wasserprozeduren beschränken.

Diese Ärzte allerdings scheinen die Bedeutung der Sexualität bei den Neurotikern zu unterschätzen und auf die erfolgte Verdrängung sexueller Triebe nicht genügend Rücksicht zu nehmen.

Stekel und die Ärzte seiner Richtung dagegen sehen alles Heil im tagelangem Ausfragen und Heraussuchen von Sexuellem und scheinen zu glauben, daß jedem neurotischen Zustand eine Verdrängung sexueller Triebe zugrunde liegt.

So sehr man nicht mehr leugnen darf, daß verdrängte sexuelle Wünsche und Triebe neurotische Erscheinungen auslösen können und so sehr man die wissenschaftliche Erforschung dieser Tatsache als ein Hauptverdienst der psychoanalytischen Schule wird anerkennen müssen, wird man aber doch die einseitige Betonung in dieser Hinsicht zurückweisen und nicht vergessen dürfen, daß derartige schädliche Verdrängungen auch durch Unterdrückung anderer als sexueller Gefühle stattfinden, so z. B. können sicherlich neurotisch wirken: unbefriedigter Ehrgeiz, ungestillter Haß, erlittene Demütigung und tausenderlei seelische und soziale Konflikte, deren psychisches Räderwerk die Betroffenen oft selbst sich nicht bewußt werden.

Stekel und überhaupt die meisten Psychoanalytiker erblicken überall und in allem nur das Sexuelle; so begnügt sich Stekel nicht bloß offensichtlich Sexuelles zu erforschen, sondern Nichtsexuelles sexuell umzudeuten oder zum sexuellen Symbol umzuformen. Für diese Versexualisierung werden verschiedene Mittel gebraucht: Alle möglichen Sympathiegefühle, namentlich die freundschaftlichen, werden — ähnlich wie das schon Benedict Friedländer und seine Anhänger taten — (vgl. Die Renaissance des Eros Uranios: Die physiologische Freundschaft, ein normaler Grundtrieb des Menschen und eine Frage der männlichen Geschlechtsfreiheit, Verlag „Renaissance“, Schmargendorf-Berlin 1904) zu sublimiert sexuellen oder auf sexueller Grundlage beruhend aufgefaßt; auf diese Weise kann dann namentlich lebhafte freundschaftliche Zuneigung zwischen Männern ins Homosexuelle interpretiert werden.

Des weiteren wird nicht zwischen homosexuellen Gefühlen und sonstigen konträren Neigungen unterschieden, jedes weibliche Merkmal beim Mann, jedes männliche beim Weib wird als homosexuell bezeichnet. Endlich wird oft aus homosexuellen Handlungen einfach auf Homosexualität geschlossen, ohne genau zu prüfen, aus welchen Motiven die Handlung vorgenommen wurde, insbesondere, ob sie homosexuellem Fühlen entsprang oder ob sie nicht faute de mieux oder aus sonstigen vom homosexuellen Kontrektationstrieb unabhängigen Gründen erfolgte.

So begreift man denn, daß Stekel leicht viele sogenannte „Masken der Homosexualität“ findet, Zustände, die verkappte konträre Sexualempfindung angeblich bergen.

Daß tatsächlich Stekel in den mitgeteilten Biographien manche homosexuelle Einschläge aufdeckt und in vielleicht bisher oft verkannte psychosexuelle Tiefen hineinleuchtet, soll nicht verkannt werden, aber wie viele subjektiv gefärbte Deutungen, wie viele gesuchte, wie viele in die Augen springende falsche Erklärungen überwuchern und maskieren die Wahrheitskörnchen.

Oft handelt es sich im Grunde einfach um deutliche Zwischenstufen im Sinne Hirschfelds, die Stekel „Masken der Homosexualität“ nennt, so z. B. bei den Transvestiten. Diese Leute sind nicht homosexuell und nicht maskiert homosexuell, sondern sie haben konträre Züge, fühlen aber heterosexuell.

Ebenso mag man z. B. Männer, die männliche Weiber lieben, als Zwischenstufer bezeichnen, dagegen nicht als maskierte Homosexuelle, denn sie sind Heterosexuelle.

Noch viel weniger wird man regelmäßig impotenten Heterosexuellen, die nur bei Dirnen potent sind, versteckte homosexuelle Triebe zuschreiben mit der Behauptung, sie erregten sich bei den Dirnen nur infolge des Gedankens an die die Dirnen besitzenden Männer.

Derartige psychische Verbindungen kommen bei Homosexuellen und auch bei Bisexuellen vor, die oft ganz bewußt sich das Bild des die Frau koitierenden Mannes vorphantasieren, um selbst den Beischlaf vollziehen zu können, auch unbewußt mögen Homosexuelle auf diese Weise potent sein.

Die Vorliebe für Dirnen oder auch die einzige Beischlafsmöglichkeit mit diesen seitens Heterosexueller erklärt sich aber ganz natürlich aus anderen als homosexuellen Motiven, aus dem Reiz des Gemeinen, der Sucht nach starkem Kontrast, dem Aufregenden des Milieus usw.

Noch gewagter ist der Versuch Stekels, die Satyriasis und Nymphomanie, den stets ungestillten Trieb des Don Juan, sowie des sogenannten rudimentären Don Juan, d. h. des Mannes, der von Liebesabenteuern träumt und ihnen nachgeht, niemals aber die völlige Ausführung wagt, auf ungestillten, unbewußten, homosexuellen Trieb zurückzuführen.

Zu welchen seltsamen Erklärungen mitunter Stekel gelangt, beweist seine Behauptung, auch die Syphiliphobie bilde eine der Masken der Homosexualität. Die Angst vor der Syphilis sei das Symbol für die Angst vor der Homosexualität.

Und doch ist gerade diese Phobie bei nervenschwachen, für alle Eindrücke empfänglichen Menschen angesichts der tatsächlichen vielfachen Möglichkeit des Syphiliserwerbs und der heutzutage so häufigen Warnungen unter Ausmalung der schrecklichen Folgen der Krankheit psychologisch doch recht verständlich und hat mit „Flucht vor der Homosexualität“ nichts zu tun.

Auch die Beziehungen zwischen Alkohol und Homosexualität werden von Stekel stark übertrieben.

Es ist ihm zuzugeben, das oft der Rausch verborgene Triebe, so unbewußte homosexuelle und umgekehrt zutage fördern kann, aber Stekel übersieht, daß in vielen Fällen die Vornahme von sexuellen Handlungen in der Trunkenheit, die dem normalen Wesen des Betreffenden widersprechen, nicht einen Rückschluß auf den adäquaten Kontrektationstrieb bedeuten, sondern grobsinnlicbe Befriedigung des Geschechtskitzels darstellen.

Bei der Erörterung der sog. tardiven Homosexualität bringt Stekel zum Teil Fälle, welche eigentlich gar nicht als tardiv bezeichnet werden können, da der Durchbruch der Homosexualität schon in der Pubertätszeit oder in den darauffolgenden Jahren vor sich geht; daher können sie auch nicht als Beweis dienen, daß durch bestimmte Ereignisse und psychische Einwirkungen eine Umbiegung der Geschlechtsrichtung stattfand.

Allerdings scheint es, daß auch Fälle vorkommen, wo ziemlich spät nach heterosexuellem Geschlechtsleben eine ausgeprägte homosexuelle Neigung zutage tritt. Ob aber die Heterosexualität nicht Pseudo-Heterosexualität ohne wirklichen Kontrektationstrieb war und das Ereignis lediglich den letzten Anstoß zum Manifestwerden des längst nur der Erweckung wartenden homosexuellen Triebes bildete?

Derartige Fälle sind aber — und das dürfte feststehen — nur verschwindende Ausnahmen gegenüber der Unmasse der schon vor der Pubertätszeit oder um diese Zeit herum deutlich und in prägnanter Weise ausbrechenden Homosexualität.

3. Am meisten zum Nachdenken, aber auch zum Widerspruch regen die Kapitel der zweiten Hälfte (Kap. VII—XIV) an, in denen namentlich die Entstehung der Homosexualität durch familiäre Einstellung — Beziehung zur Mutter, zum Vater, den Geschwistern — erörtert werden, ferner Kap. X Homosexualität und Eifersucht, Kap. XI Homosexualität und Paranoia, Kap. XII und XIII Homosexualität und Sadismus.

Hinsichtlich der Beziehungen der Homosexualität zur Familie sind sich die Psychoanalytiker selber nicht einig über Bedeutung und Wirkung dieser sog. familiären Einstellung. Während Sadger stets eine Fixierung an die Mutter und Identifizierung mit ihr als Ursache der Homosexualität ansieht, erklärt Stekel, daß die verschiedensten Entstehungsmöglichkeiten vorkämen, daß bei dem einen die Liebe zur Mutter, bei dem andern zum Vater, bei andern zu den Geschwistern für die Entwicklung ihres Geschlechtslebens bestimmend sein könne, ja die Liebe zu einem Verwandten z. B. zur Mutter könne verschieden wirken, je nachdem das Ich eine aktive oder passive Rolle spiele.

Tatsächlich ist zu bestreiten, daß bei der großen Masse der Heterosexuellen und Homosexuellen die Gefühle zu den Nächstverwandten das spätere Geschlechtsleben bestimmen, sei es direkt, sei es durch psychische Reaktionen und Verdrängungen. Regelmäßig wird mit der Liebe zu den Eltern und Geschwistern keinerlei sexuelles Gefühl verbunden und daher auch die Zuneigung auf das Objekt des Sexualgefühls nicht übertragen. Meist wird instinktiv eine Schranke errichtet zwischen Verwandten- und Sexualliebe. Es sind zwei Gebiete, die bei den meisten Menschen sich nicht berühren.

Würde z. B. die große Liebe zur Mutter hindern, daß irgendeine andere Frau im Leben geliebt werden kann und deshalb bewirken, daß die Liebe sich dem eigenen Geschlecht zuwendet, so müßte die Mehrzahl der Männer homosexuell werden.

Ein charakteristisches Beispiel absonderlicher Deutung, wie man sie so oft bei Stekel findet, das zugleich typisch die psychogenetischen Fäden der Deutungsweise Stekels offenbart, sei aus dem Kap. IX: „Die Rolle des Vaters und der Geschwister — Der Kinderhaß" angeführt.

S. 297 wird behauptet: Der Wille junger Ehepaare, keine Kinder zu haben oder sich nur mit einem oder zwei zu begnügen, die Angst vor dem Kind äußere sich als Flucht vor der Geschlechtsbestimmung und enthalte ein Stück Homosexualität, ein Abweichen von den biblischen Grundsätzen der Fortpflanzung.

Daß diese Eheleute von den biblischen Grundsätzen der Fortpflanzung abweichen, trifft zu, sie tun das aber nicht, weil sie etwa einen homosexuellen Einschlag in sich hätten oder nicht heterosexuell liebten, sondern weil ökonomische oder sonstige mit der Homosexualität in keinerlei Beziehung stehende Motive sie dazu veranlassen. Homosexualität und Wunsch, keine oder wenig Kinder zu haben, stimmen in den Folgen überein, nämlich in der Beschränkung bzw. Ausschaltung der Fortpflanzung. Zwei Erscheinungen mit ähnlichen Folgen aber deshalb einfach als wesensgleich oder wesensähnlich hinzustellen, ist ein logischer Fehler. Mit dieser Methode der Analogie kann man überall Identifizierungen herauskonstruieren.

Die Kapitel Homosexualität und Eifersucht, Homosexualität und Sadismus, Homosexualität und Paronoia schürfen vielleicht am tiefsten psychoanalytisch, aber sie enthalten auch die subjektivsten und gewagtesten Ausführungen.

Bei der Eifersucht will Stekel die verschiedensten Verkleidungen der Homosexualität nachweisen, dabei wird abermals jedwede Zuneigung homosexuell ausgelegt, so z. B. die Liebe der Schwiegermutter, die aus homosexueller Liebe zur Tochter auf den Schwiegersohn eifersüchtig sei, und doch handelt es sich in diesen Fällen regelmäßig um Mutterliebe und nicht um Erotik.

Wenn in dem einen von Stekel mitgeteilten Falle die Mutter angeblich anerkannt habe, daß sie ihre Tochter homosexuell liebe, so ist dies kein Beweis, daß dem wirklich so gewesen sei, da vieles dafür spricht, daß diese Patientin suggestiv beeinflußt die Auslegung Stekels als richtig annahm.

Umgekehrt kann man sicherlich nicht Stekel recht geben, wenn er das Ableugnen homosexueller Gefühle seiner Patienten einfach als irrig bezeichnet, weil sie sich über ihre verborgenen Gefühle täuschten. Daß sich sowohl unter den Sadisten als unter den Paranoikern auch Homosexuelle befinden, ist selbstverständlich, nicht begreiflich aber trotz aller psychoanalytischen Deduktionen Stekels, daß gerade die Homosexualität enge Zusammenhänge mit Sadismus und Paranoia habe.

Allerdings versteht Stekel unter dem angeblich bei allen Homosexuellen anzutreffenden Sadismus nicht das, was man gewöhnlich darunter begreift, nicht die deutliche Anomalie der sexuellen Befriedigung durch Martern oder Quälen, sondern mehr psychische, von den Neurotikern „bewußtseinsunfähig gewordene sadistische Triebkräfte", die verdrängt seien und zu dem beharrlich übersehenen und beiseite gestellten Inventarium der Homosexuellen gehörten.

In der Tat kein Wunder, daß bisher diese sadistischen Triebkräfte des Homosexuellen übersehen wurden, wenn man sieht, was alles Stekel dazu rechnet.

Sehr gewagt dürfte es sein, den Verfolgungswahnsinn in engste Verbindung mit der Homosexualität zu bringen, wie Stekel es tut. Nach ihm — wie schon nach Freud —

ist der Verfolgungswahn des Paranoikers durch Männer die Projektion eigener homosexueller Gefühle, die Umwandlung und Abwehr der Liebe in Wut und Haß.

In dem letzten Kapitel: „Rückblick und Ausblick“ gibt Stekel zu, daß die „organische Disposition zur Homosexualität“ von Bedeutung sei, doch hält er die Psychogenese für das wichtigste.

4. Es seien hier zum Schluß die eigenen Anschauungen Stekels über Wesen und Sinn der Homosexualität angeführt, die ein deutliches Bild seiner psychologisch-philosophisch-metaphisch-psychogenen Betrachtungsweise geben, die in den meisten Punkten ebensowenig beweisbar wie zu widerlegen ist und eher literarisch philosophisch-spekulativ als wissenschaftlich genannt zu werden verdient.

Die Geschlechtsdifferenzierung zwischen Mann und Weib durch die Kultur nehme zu. Der Homosexuelle sei eine Rückschlagserscheinung und repräsentiere eine Stufe der Menschheit, in der die bisexuelle Gestaltung des Organismus viel ausgeprägter gewesen sei; er bringe daher schon die Disposition zur Einfühlung in beide Geschlechter ab ovo mit. Soweit kann man Stekel zustimmen, weniger in dem Folgenden.

Der Homosexuelle zersetze das Liebesgefühl, das aus Liebe und Haß bestehe, in seine zwei Komponenten und verteile sie auf die Geschlechter. Er hasse die Frau wie ein Urmensch und liebe den Mann als Kulturmensch. Erwachsen müsse dieser tödliche Haß verdrängt werden und zwischen dem Homosexuellen und dem Weib stehen. Weil er unfähig sei, ein ganzer Mann zu sein, weil er aus dem Infantilen nicht herauskommen könne, hasse er auch das Weibische in sich. Er überschätze die Männlichkeit und wende ihr mit dieser Wertschätzung seine ganze Liebe zu. Der Haß gegen alle Frauen entspringe aus dem Haß gegen das eigene Weibliche — als Reaktion gegen die persönliche Ohnmacht, das Weib in sich zu überwinden und ein ganzer Mann zu sein. Er könne schließlich in dem Bestreben zur Beendigung des inneren Kampfes zwischen Mann und Weib sich als Weib fühlen. Das heißt: er nehme dann nur ein Weib von dem Hasse aus . . . sich selbst. Auf diesem Wege werde er dann zum Transvestiten. Er könne sich heterosexuell betätigen, scheinbar die Homosexualität überwinden und zur Buße für seinen Haß jenes Kleid anlegen, das ihm so verächtlich erschienen sei. Nur über die Brücke des Schuldbewußtseins werde der latente Homosexuelle zum Transvestiten. Und weiter heißt es:

„Die polare Spannung zwischen Mann und Weib ist gewachsen! Das erklärt uns den Unterschied zwischen der griechischen Homosexualität und der modernen. Der Grieche war bisexuell. Er konnte neben dem Knaben noch den Freund und die Frau und Sklavin lieben. Der moderne Homosexuelle, der die bisexuellen Instinkte der archaistischen Zeit in sich trägt, findet ein anderes Geschlecht vor. Er wird sozusagen vor die Wahl gestellt und sucht dann immer den Typus, dem er selbst angehört, den Mann, der ein Weib ist, oder das Weib, das ein Mann ist. Ausnahmen beweisen nichts gegen die Regel. In dem Maße aber, als die polare Geschlechtsspannung zugenommen hat, ist auch der Haß zwischen Mann und Weib stärker geworden. Der Homosexuelle, der scheinbar abseits von diesem Kampfe zu stehen scheint, nimmt in seinem Innern die feindlichste Stellung ein. Er haßt das Weib mit so grimmiger Leidenschaft, daß er aus Angst vor dieser Leidenschaft das Weib fliehen muß. Sein Haß ist der Wille zur Vernichtung! Aber diesem Hasse entspricht auch das polare Gegenstück: die Liebe bis zur eigenen Vernichtung. Der absolute Wille zur Unterwerfung.

Die moderne monosexuelle Homosexualität ist also eine Form, in der sich der Kampf der Geschlechter ausdrückt. Die Fülle angeborenen Hasses gestattet es dem Homosexuellen nicht, diesen Haß als Resonanz der Liebe nach Belieben umzugestalten; er muß ihn dem entgegengesetzten Geschlecht zuwenden. Dadurch wird allen Homosexuellen der Stolz auf das gleiche Geschlecht eigen. Sie nennen sich die „Eigenen“, sie blicken mit Verachtung auf die Frauenknechte und ‚weibisch‘ gilt manchem männlichen Homosexuellen als Schmähung, ausgenommen die Typen, die Frauenkleider tragen oder sich als männliche Weiber gebärden. Den gleichen Haß können wir bei den weiblichen Homosexuellen finden. Die Suffragettenbewegung hat uns genug der Beweise geliefert.

Es ist klar, daß die Zahl der Homosexuellen nicht abnehmen wird. Im Gegenteil! Die Tatsache der extremen polaren Spannung zwischen Mann und Weib unter bestimmten Umständen wird immer wieder gewisse Individuen mit entsprechender bisexueller Anlage in die Homosexualität treiben und die Anzahl der Homosexuellen wird zunehmen.“

Die interessanten und geistreichen Auslassungen Stekels, gegen die sich gar Vieles erwidern läßt, haben den Hauptfehler, daß versucht wird, den Homosexuellen nach theoretischen, philosophischen Spekulationen zu erklären, denen aber die Wirklichkeit in vielen Punkten direkt widerspricht.

So ist insbesondere die Rolle des Hasses maßlos übertrieben, ja falsch gedeutet.

Der Homosexuelle haßt regelmäßig gar nicht grimmig das Weib, er haßt nur den Geschlechtsverkehr mit dem Weib, ähnlich wie der ausgesprochene Heterosexuelle meist homosexuelle Betätigung verabscheut.

Aber als Persönlichkeit haßt der Homosexuelle das Weib nicht, oft schätzt er die Frauen und mancher unterhält tiefgehende Freundschaften mit gebildeten Frauen, die eine größere seelische Gemeinschaft und Zuneigung aufweisen können als die Beziehungen des Heterosexuellen zum Weibe. Vielleicht stößt man auf die eigentlichen Weiberhasser und -verächter gerade in viel größerer Anzahl bei den heterosexuellen Don Juans und Frauenjägern.

Den sog. „Stolz auf das eigene Geschlecht“ und die Überschätzung der Homosexualität haben nur gewisse überspannte Homosexuelle, und zwar nicht infolge des Hasses gegen das Weib, sondern als Reaktion gegen die Verachtung der Homosexuellen seitens der großen Masse und gegen die Verfehmung seitens der öffentlichen Meinung. Ähnlich mehr sozial bedingt ist auch die Suffragettenbewegung, deren Übertreibungen namentlich als Gegendruck gegen die Vorenthaltung auf gerechtfertigte Ansprüche der Frau erscheinen.

Unrichtig ist auch die Behauptung, daß der Homosexuelle stets den Mann sucht, der ein Weib ist. Die zahlreiche Klasse der Homosexuellen, die den echten Mann liebt, insbesondere kräftige Volkstypen bevorzugt, beweist das Gegenteil und bildet keine Ausnahme, sondern eine mindestens ebenso häufige Erscheinung, wie die Gruppe, die durch zarte oder weibliche Männer angezogen wird.

5. Mit Recht verlangt Stekel die Aufhebung des die homosexuelle Betätigung mit Strafe bedrohenden Paragraphen, ebenso täuscht er sich leider wohl nicht, wenn er glaubt, daß nach dem Weltkrieg die Stimmung einer Erlösung der Homosexuellen von der sozialen und gesetzlichen Ächtung wegen der Frage der Volksvermehrung nicht günstig sei, sondern gerade das Gegenteil eintreten werde.

Ich glaube auch mit Stekel, daß wir uns bald auf schärfere Bestimmungen gegen die Homosexualität gefaßt machen dürfen (d. h. wenigstens bei den Mittelmächten, denn die freiheitlichen Anschauungen der Ententegenossen, jedenfalls soweit Belgien, Frankreich, Italien und Rußland in Betracht kommen, werden Strafbestimmungen gegen die Homosexuellen unmöglich machen); dagegen bin ich nicht der Ansicht, daß wir wieder auf den testamentarischen Standpunkt der Fruchtbarkeit um jeden Preis zurückkommen müssen.

Einmal selbst angenommen, eine große Fruchtbarkeit sei wirklich unbedingt nötig, so bleibt es ein Wahn, daß die Straflosigkeit der homosexuellen Handlung die Volksvermehrung schädige, jedenfalls stehen die durch die Bestrafung hervorgerufenen privaten und öffentlichen Schäden in keinem Verhältnis zu einer Herabsetzung der Fruchtbarkeit infolge Freigabe homosexueller Betätigung.

Sodann aber bestreite ich, daß eine möglichst große Fruchtbarkeit tatsächlich für Volk und Menschheit von besonderem Segen sei.

Hauptsächlich vom militaristischen und imperialistischen Standpunkt, zum Zwecke möglichst baldigen neuen Krieges, zum Zweck der Erlangung möglichst vieler Soldaten ist sie von hoher Wichtigkeit. Diese Anschauung soll und wird aber hoffentlich nach dem Krieg anderen Auffassungen von Volksglück und Menschheitsziel weichen. Gerade die zu rasche Vermehrung einiger Völker hat zum Ausbruch des gräßlichen Gemetzels der letzten Jahre geführt.

Trotz aller meiner Einwendungen gegen die Methode und Denkweise Stekels und gegen viele Einzelheiten, halte ich das Buch für die Wissenschaft — womit ich nicht lediglich die auf die Psychoanalyse eingeschworene Schule meine — für bedeutsam und beherzigenswert, weil mit dem Gesuchten und Phantastischen gar manches Richtige, Feinsinnige und Tiefe im guten Sinne sich verbindet, insbesondere weil ich zugebe, daß die Schulwissenschaft bisher die mehr oder weniger unbewußten psychischen Vorgänge und Wirkungen des Seelenlebens nicht genügend gewürdigt hat und Stekel auf manche seelischen Zusammenhänge und Knäuel aufmerksam macht, die bisher unbeachtet blieben, mögen auch noch seitens Stekels und überhaupt der Psychoanalytiker gar viele Irrtümer, Willkürlichkeiten und Überspanntheiten in der Lösung der Probleme begangen werden.

Numa Praetorius.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Iwan Bloch in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

Fünfter Band | Mai 1918 | 2. Heft

Sexualität und Symmetrie.

Ein Beitrag zur Kritik der Periodenlehre von *Wilhelm Fließ* und *Hans Schlieper.*

Von Paul Kammerer
in Wien.

(Schluß.)

VI. Geschlechtertrennung und Zeugung.

Ich stimme mit Fließ vollkommen darin überein, wenn er die Anwesenheit beider Geschlechtsstoffe (Weibstoff oder Gynoplasma — Mannstoff oder Androplasma) in jedem, gleichviel ob männlichen oder weiblichen Individuum, vertritt. Wenn ich auch zu diesem Abschnitte der Fließschen Ausführungen einige Anmerkungen mache, so geschieht es also nicht, um seine Grundanschauung zu bekämpfen; sondern, um einige nicht stichhaltige Argumente seiner Beweisführung gegen mögliche Einwände von dritter Seite her sicherzustellen.

Als nebensächlich soll dreingehen, daß Fließ behauptet: „Auch die staubtragenden Blütenpflanzen haben leuchtendere Farben — angeblich zur Insektenanlockung — als die nur mit dem Stempel versehenen weiblichen." Da die bei weitem meisten insektophilen Blumen — und nur diese tragen lebhafte Farben, nicht aber die öfter getrenntgeschlechtigen anemophilen — zwitterig sind, so ist die genannte Auffassung nicht zulässig.

Der weibliche Bartanflug, die rudimentäre Männerbrust sind insofern unbeweisend für Doppelgeschlechtlichkeit, als sie aus einer Zeit stammen, da diese Geschlechtsmerkmale noch ungeschlechtliche, beiden Geschlechtern gemeinsame Systemmerkmale waren. Dies gilt nämlich, wie insbesondere Tandler[1]) darlegt, für alle die Geschlechter unterscheidenden Charaktere. Ursprünglich waren sie in schwächerer oder mittlerer Ausbildung nicht geschlechtlich differenzierte Artcharaktere; erst später gerieten sie unter die Herrschaft der Keimdrüsenhormone, wodurch in jedem Geschlecht einige gehemmt, andere zu erhöhter Entwicklung, zuweilen geradezu hypertrophischer Ausbildung, gebracht wurden.

Die Mammae der Säuger entstanden aus Schweißdrüsenaggregaten, — die innere Sekretion des Eierstockes brachte sie zur Stufe der äußeren Milchsekretion empor. Die stammesgeschichtlich alten Hirschformen, wie das Ren, besitzen noch in beiden Geschlechtern ein Geweih, und Kastration hat hier keinen Einfluß auf den Geweihwechsel. Reh und Edelhirsch dagegen haben wohl auch im weiblichen Geschlecht kümmerliche Geweihanlagen (die, wie Brandes[2]) an einer jungen Damhirschkuh gezeigt hat, durch Einsetzung von Hoden

[1]) Tandler und Groß, „Die biologischen Grundlagen der sekundären Geschlechtscharaktere". Berlin 1913. Verlag S. Springer.

[2]) Festrede in der Tierärztl. Hochschule Dresden am Geburtstage des Königs von Sachsen 1914: „Über die wissenschaftliche Bedeutung der Zoologischen Gärten."



nach Steinachs[1]) Methode zu neuem Leben erweckt werden können!), aber nur der Bock bringt sie zu üppiger Entfaltung; die Kastration, die den hierfür verantwortlichen Zustrom des Hodensekretes versiegen läßt, bereitet nach nächstfolgendem Abwurf des Geweihes auch seinem neuerlichen vollwertigen Wachstum ein Ende. Kastration — mindestens wenn die Entfernung der Keimdrüsen vor Eintritt der Geschlechtsreife erfolgte — stellt eben nicht das Gegengeschlecht her, sondern annähernd eine asexuelle Sonderform, die der Romancier unzutreffend „Das dritte Geschlecht" benannte.

Dem muß eine Bemerkung von Fließ (Zeitschr. f. Sexualw. I, 1) weichen, die das Bestehenbleiben des Somageschlechtes nach Entfernung der Gonaden und Genitalien betont: genügend zeitige, präpuberale Operation läßt es nur so weit bestehen, als es eben eigentlich kein Geschlecht mehr ist, so weit, daß die Geschlechtsabzeichen ihre primordiale Stufe rückgewinnen, da sie noch geschlechtlich indifferente Speziesabzeichen gewesen waren.

Nicht die Anwesenheit rudimentärer Geschlechtsattribute, die scheinbar ausschließliches Eigentum des anderen Geschlechtes sein sollten, sondern die gelegentliche Entwicklung jener Rudimente zum Höhepunkte dessen, was sonst nur im fremden Geschlechte erreicht wird, ist ein Zeugnis doppeltgeschlechtiger Anlage. Daß Männer ihre Brustdrüse bis zur Milchergiebigkeit bringen; daß Frauen den längsten Vollbart beschämen; daß Hennen hahnenfiedrig und Hähne hennenfiedrig werden können, schließt die Beweiskette, die von der Existenz einer inneren Zwitteranlage (Spuren heterologer Keimdrüsen und Geschlechtswege) eröffnet und von den modernen Resultaten der Geschlechtsbestimmung und Geschlechtsverwandlung erweitert wird.

Das von Fließ verwendete Beispiel der Geschlechtsumwandlung, parasitäre Kastration männlicher Dreieckskrabben (Inachus) durch Wurzelkrebse (Sacculina) mit der als Folge davon auftretenden Eibildung in den verödeten Samenkanälchen, der inneren und äußeren Verweiblichung: dieses Beispiel ist insofern mit Vorsicht zu behandeln, als die schmarotzenden Sacculinen durchweg Weibchen sind, an denen alles rudimentär ist außer ihrem monströsen Eierstock; laut Biedl[2]) ist die Zuführung weiblicher Substanz aus dem Schmarotzer, der einem Ovarialtransplantat vergleichbar wäre, in den Wirt nicht auszuschließen. Beweisender für das, was Fließ zeigen will, nämlich gleichzeitige Anwesenheit männlicher und weiblicher Substanz von Haus aus, ist die parasitäre Kastration weiblicher Lichtnelken (Melandryum) durch den Brandpilz Ustilago violacea nach Strasburger[3]) und die — von Fließ nicht erwähnte — analoge Kastration von Maiskolben durch Ustilago maydis nach Iltis[4]), in welch beiden Fällen aus den weiblichen Organen Staubblätter, also männliche Organe, hervorgetrieben werden. Nur ist die Behauptung von Fließ, kein Experimentator könne die Leistung des Pilzes nachahmen, durch Versuche von Shull[5]) an der Lichtnelke Lychnis dioica, und von Blaringhem[6]) an Zea Mays überholt.

Was nun die Geschlechtsbestimmung und Geschlechtsentstehung, Anfang und Ausbreitung der Bisexualität anbelangt, so erhebt Fließ wiederum ungerechte Vorwürfe gegen die „moderne Biologie". Fließ,

---

1) Arch. f. Entwicklungsmech. XLII, Heft 3, 1916.
2) „Innere Sekretion". 2. Aufl., II. Teil. S. 225.
3) Biol. Zentralbl. Nr. 20 ff., 1900.
4) Zeitschr. f. induktive Abst.- u. Vererbungslehre V, 1—20, Taf. II, III, 1911.
5) Botanical Gazette LII, Nr. 5, 1911; Science XXXVI, Nr. 928. 1912.
6) „Mutations et Traumatismes". Paris 1908. Verlag F. Alcan.

der der Kritik ihre Unsinnigkeit und Leichtfertigkeit so verargt (1914, besonders Kap. VIII, S. 107 ff.), sollte nicht in denselben Fehler verfallen, den er seinen bisherigen Rezensenten mit so viel Recht zum Vorwurfe macht. Denn nie hat die Biologie gesagt (auch der von Fließ hierfür zitierte Oskar Hertwig nicht), „die Geschlechter seien nichts Fundamentales, nichts Prinzipielles, nichts Notwendiges. Sie sind unerhebliche Einrichtungen, Einrichtungen untergeordneter Art". Nie hat sie geschlossen: „Der sexuelle Gegensatz kann auch bei den höheren Wesen nichts Prinzipielles sein, weil er bei den einzelligen nicht vorhanden ist." Nach dieser Folgerung wären z. B. die Knochen der Wirbeltiere nichts Prinzipielles, weil die niedrigsten nur Knorpel, oder weil die Wirbellosen nichts dergleichen haben.

Mindestens schon lange sagt die Biologie nicht mehr, es „fehlen die Geschlechter in der ganzen Gruppe der einzelligen Lebewesen", weil sie ja den auch von Fließ ins Treffen geführten Generationswechsel zwischen sich teilenden und verschmelzenden Zellgenerationen entdeckt hat, dessen Geltungsbereich ein immer weiterer wird, die Fabel von der endlosen, unsterblichen Weiterteilung der Zellindividuen immer mehr in die Enge treibt. Auch daß in der Kopulationsepoche „zwei beliebige Zellen" sich paaren, „sagen unsere Biologen" wenigstens heute nicht mehr, seitdem Popoff u. a. aus ihrem physiologischen Verhalten die Verschiedenwertigkeit der nur zur Teilung befähigten („vegetativen"), und der zur Kopulation bestimmten Zellen („Gameten") auch dort erkannten, wo sie sich morphologisch nicht unterscheiden lassen, oder wo, wie beim Glockentierchen Carchesium polypinum, wenigstens die eine Sorte der Gameten, die großen „Makrogameten", den vegetativen Zellen ganz gleich zu sein scheinen.

Wohl ist anscheinend — ich will mich im Sinne von Fließ so vorsichtig ausdrücken — bei den Urwesen eine „Isogamie" weitverbreitet, bei der die kopulierenden Zellen (Gameten) einander wirklich gleichen: sie üben einen Geschlechtsakt aus, haben aber, soweit Beobachtung reicht, noch keine geschlechtliche Differenzierung erklommen. Das klassische Beispiel dafür ist die Alge Ulothrix, auch die „Konjugaten" unter den Grünalgen und die Wimperinfusorien (z. B. Didinium, Paramaecium) mit ihrer Konjugation — letztere wenigstens in herrschender Ansicht — sind isogametisch. Geschlechtsakt ohne differente Geschlechter: das ist nicht so paradox, wie es klingt, ist kein Widerspruch und nichts Überraschendes; nicht bloß die Geschlechtsfunktion — alle Lebensfunktionen werden zuerst von gleichartigen Zellen, bzw. auch von ein und derselben einzelnen Zelle ausgeübt, ehe Arbeitsteilung zwischen ihnen einsetzt. Die Reizbarkeit ist eine elementare, universale Fähigkeit des lebenden Stoffes vor der hierzu spezialisierten Nervenzelle, die Bewegbarkeit vor der hierfür besonders ausgestatteten Muskelzelle usw.

Auch Andro- und Gynoplasma müssen nach allgemeinen Entwicklungsgesetzen einmal aus sexuell indifferentem Grundstoff, aus asexuellem Protoplasma gebildet worden sein; und da alle Wahrnehmung dafür spricht, daß die Stufen jener Entwicklung uns im Protistenreiche noch unverwischt vor Augen stehen, so darf unsere diesbezügliche Behauptung wohl ziemlich entschiedene Form annehmen.

Nun fragt aber Fließ, woher wir vom Mangel eines Geschlechtsunterschiedes bei isogametischen Urwesen Kenntnis haben. „Man höre und staune: einfach daher, weil man mit unseren heutigen mikroskopischen und färberischen Mitteln keinen Unterschied wahrnehmen kann. Ist das nicht köstlich?

Was wir heute nicht sehen, das existiert nicht, wenn auch tausend Vernunftgründe für die Existenz sprechen.“ Fließ ist im Rechte, wenn er uns die Befugnis abspricht, die Existenz des Unsichtbaren abzuleugnen; er ist im Unrecht, wenn er daraus für sich die Vollmacht ableitet, die Existenz des Unsichtbaren zu behaupten. Die Vernunftgründe sprechen für allmähliche Entwicklung, für Entstehung von Verschiedenem aus Gleichem und nicht für unvermitteltes Vorhandensein von Verschiedenem.

Die Periodik braucht darunter nicht zu leiden. Da Fließ die Allgemeingültigkeit, die Allverbreitung einer weiblichen Periode von 28 und einer männlichen Periode von 23 Tagen im ganzen Tier- und Pflanzenreich beansprucht, so müsse überall schon Weibliches und Männliches vorhanden sein: denn 28 Tage betrage die Lebensdauer einer Stoffeinheit Gynoplasma, 23 Tage die einer Einheit Androplasma. Und da der Lebensablauf des Individuums sich aus Summenfunktionen beider Perioden, der 28- und der 23tätigen, zusammensetze, so müsse auch weibliche und männliche Substanz in demselben Individuum zugegen sein, dessen Geschlechtscharakter nur ein vorherrschender, kein alleinherrschender sei. Nach dem, was wir hörten, ist der letzte Teil dieses Lehrsatzes richtig, der erste unrichtig: die Periodenlehre kann nur gewinnen, wenn sie diese Unrichtigkeit abstreift und die Entwicklung getrennter Geschlechtssubstanzen aus ungeschlechtlicher Lebenssubstanz anerkennt; denn das zweifellose Beisammensein und Aufeinanderwirken der beiderlei Plasmen im selben Keim und dann — verdeutlicht und verschärft — im selben Individuum wäre entwicklungshistorisch gar nicht denkbar ohne ihr ursprünglich ungetrenntes Beisammensein in der Urzelle.

Durch Erwähnung der von Schaudinn entdeckten Binnenbefruchtung bei der Darmamöbe und Flagellaten ist dies übrigens auch bei Fließ zum Ausdruck gebracht: das Beisammensein der beiderlei Sexualplasmen in der Stammzelle jedes, auch des höchstdifferenzierten Individuums ist nur zwangsläufige biogenetische Folge ihrer Stammesentwicklung aus asexuellem Urplasma. Die periodischen Abläufe — meinetwegen selbst diejenigen von 28 und 23 Tagen, die ja bestimmt nur ein winziger Ausschnitt sind aus dem reichen Periodenrepertoire des Organismus — mögen trotzdem allgemein verbreitet sein: nur dürften sie, wo weibliches und männliches Plasma noch ungeschieden ist, ebenfalls nicht getrennt konstatierbar sein, sondern sich in resultierenden Mitteln von 28 und 23 bewegen.

An sein „Was Ihr nicht rechnet, glaubt Ihr, sei nicht wahr; was Ihr nicht wägt, hat für Euch kein Gewicht“ knüpft Fließ nochmals an und fragt: „In allem Ernst: wie weit gehen denn unsere heutigen Mittel zur Unterscheidung? Ein einziges Beispiel wird das erhellen. Sie wissen schon aus dem vorigen Vortrag, daß ganz früh, bei der ersten Teilung nach der Befruchtung, sich die Urgeschlechtszelle von der Urkörperzelle absondert. Von der ersteren stammen alle Fortpflanzungszellen, von der zweiten der ganze übrige Körper ab. Welcher Mikroskopiker kann aber sagen, ob aus dieser Urgeschlechtszelle Samenkörper oder Eier hervorgehen werden?“ Die Antwort lautet: „Jeder Mikroskopiker kann das!“ Fließ selber ist damit vertraut, da er (1914, S. 81 in einer Fußnote) anführt, was er aber drei Seiten vorher nicht anwendet. Ja, es ist gar nicht einmal nötig, die sogenannte Urgeschlechtszelle dafür in Anspruch zu nehmen, da die angebliche Urkörperzelle — wir betonten schon vorhin das für die meisten Lebewesen höchst Problematische dieser Unterscheidung — und sämtliche später aus der „Urkörperzelle“ ent-

standenen Organzellen ebenfalls verraten, ob wir es mit einem männlichen oder weiblichen Keimling zu tun haben.

Man braucht nur die nächstfolgende Teilungsphase abzuwarten, in der die Chromosomen wieder deutlich werden, und sieht dann, ob der Chromosomenbestand das „X-Chromosom“ in einfacher oder doppelter Zahl enthält: im ersteren Fall stammt der Keim aus Befruchtung zweier Keimzellen, von denen die eine das X-Element hatte, die andere nicht — es wird diesfalls ein spermaproduzierendes Männchen daraus. Im zweiten Falle stammt der Keim aus Befruchtung von Keimzellen, die beide das X-Element besaßen — es wird ein Weibchen daraus, die „Urgeschlechtszelle“ wird Eier liefern. Oder, um wenigstens eine der vorkommenden und mikroskopisch erkennbaren Varianten dieses Verhältnisses zu erwähnen: die Teilungsfigur zeigt zwar stets zwei „Heterochromosomen“, aber das eine Mal sind beide gleich groß (2 X-Elemente), das andere Mal findet sich neben dem größeren (X-Element) ein kleineres (Y-Element). Zwei große machen abermals den Keim zum Weibchen, das kleinere neben dem großen macht ihn zum Männchen: immer ist die Entstehung von Männlichkeit an einen Fehlbetrag von Chromatin gebunden.

Wir sprachen auch schon von der Reduktionsteilung, die den Chromosomenbestand auf die Hälfte herabsetzt und unpaare Chromosomen immer nur der einen von beiden aus ihr hervorgehenden Keimzellen zuweist. Hat also die Reduktionsteilung mit heranreifenden Keimzellen (Keimmutterzellen) zu tun, die vorher 2 X-Elemente enthielten, so enthält nachher jede nur 1 X-Element. Hatte aber die Reduktionsteilung mit Keimmutterzellen zu tun, die schon vor der Teilung nur 1 X-Element enthielten, so enthalten nach der Teilung 50% der reifgewordenen Keimzellen das X-Element, die übrigen 50% enthalten es nicht. Nach dem oben Gesagten sind es die Eier (als weibliche Zellen), die vor der Reduktionsteilung stets 2 X-Elemente beherbergen, die Samenfäden (als männliche Zellen) nur 1 X-Element: im Reifezustand, den die Reduktionsteilung herbeiführt, enthalten daher sämtliche weibliche Sexualzellen das X-Element, dagegen bekommt es nur die Hälfte der reifen, männlichen Sexualzellen. Verschmilzt nun ein X-freier Samenfaden mit einem beliebigen Ei, so empfängt der befruchtete Keim nur ein X-Element und wird zum Männchen; verschmilzt ein X-haltiger Samenfaden mit irgendeinem Ei, so empfängt der befruchtete Keim 2 X-Elemente und wird ein Weibchen.

Für Tierarten, die dort, wo im soeben ausführlicher abgeleiteten Fall das X-Element fehlt, ein kleineres Y-Element tragen, gilt genau dasselbe: alle Eier sind untereinander gleich, $^1/_2$ aller Samenfäden gleichen den Eiern und haben das X-, $^1/_2$ statt dessen das Y-Element. Erstere Sorte liefert bei Befruchtung weibliche, letztere männliche Keime.

Daraus folgt aber, daß im regelmäßigen Verlaufe der Geschlechtsverteilung genau ebensoviele Männchen wie Weibchen entstehen müssen. Statistische Aufsammlungen haben dies vielfach bestätigt; wo das Geschlechtsverhältnis der erwachsenen oder doch der bereits fertig entwickelten Tiere und getrenntgeschlechtigen Pflanzen ein anderes ist als 1:1, da liegt es (wenn nicht an der Unvollständigkeit der Aufsammlung) meist daran, daß das eine Geschlecht schon während der Entwicklung oder im späteren Alter größerer Sterblichkeit unterworfen ist. Manchmal läßt sich auch das Walten eines geschlechtsbestimmenden Faktors erweisen oder wahrscheinlich machen, der die Geschlechtsproportion mehr oder weniger zugunsten des einen Geschlechtes verschiebt. Davon jedoch, daß das Verhältnis männlicher und weiblicher Exemplare im ganzen Tier- und Pflanzenreiche 105 oder 106:100 betrage, wie Fließ es behauptet

und mit Beispielen der deutschen, italienischen Statistik und Heyers Auszählungen des Bingelkrautes (Mercurialis annua) belegt, kann gar keine Rede sein. Ebensowenig ist das Verhältnis der männlichen zu den weiblichen Totgeburten — der preußischen und dänischen Statistik mit 128 bis 129:100 entnommen — „unverrückbar in der Natur gegeben".

Fließ kommen diese Zahlen deshalb zustatten, weil der totgeborene Knabenüberschuß sich zum lebendgeborenen wie 128:105 oder noch genauer wie 129:106 = 28:23 verhält. Da die stets wiederkehrenden Ziffern 28 und 23 hier nicht Tage, sondern ein Verhältnis von Individuen bezeichnen, wird jenes Resultat zum Nachweise benützt, daß die Zahlen allemal Lebenszeiten der beiderlei (männlichen und weiblichen) Substanzeinheiten vorstellen, an deren Vielfachen wir die Anzahl solcher vorhandener Substanzeinheiten zu messen in der Lage seien. Aus derselben Geburtenstatistik, der die obigen Überschußzahlen der tot und lebendig geborenen Knaben entnommen sind, steht weiter fest, daß die Gesamtzahl der Totgeburten sich zur Gesamtzahl der Geburten überhaupt verhält wie 2:51, was man, da 51 = 28 + 23, auch schreiben kann $\frac{1+1}{28+23}$. Gilt die 28er Kategorie für Mädchen, die 23er für Knaben, so ergibt sich von ersteren auf je 27, von letzteren auf je 22 Lebendgeburten eine Totgeburt. Multipliziert man Zähler und Nenner des Bruches, der das Verhältnis totgeborener Knaben und Mädchen darstellt, entsprechend mit jenen Zahlen $\frac{129 \cdot 22}{100 \cdot 27}$, so gewinnt man als Probe aufs Exempel abermals das von der Statistik unabhängig festgestellte, oben bereits aufgeschriebene Geschlechtsverhältnis der Lebendgeburten $\frac{105}{100} = \frac{\text{Knaben}}{\text{Mädchen}}$.

Eine Bestätigung dessen, daß die 28er Kategorie weiblich, die 23er männlich ist, hat Fließ noch nicht mit verwertet: sie ist in der von ihm (1914, S. 35) benützten zehnjährigen Statistik des Deutschen Reiches gegeben, wo je eine Totgeburt auf 28 eheliche, dagegen bereits auf nur 23 uneheliche Geburten entfällt; der Grund dafür liegt darin, daß im unehelichen Verhältnis die Knabengeburten um vieles häufiger sind als die Mädchengeburten.

Wie dann Fließ weiter die Abhängigkeit dieser Werte prüft, ihre analytische Funktion aufsucht und zum Ergebnis gelangt, 28 und 23 seien trotz ihres arithmetisch verschiedenen Wertes biologisch gleichwertig; das Verhältnis der Tot- zu den Lebendgeburten mit 2 : 51 = 1 + 1 : 28 + 23 bedeute also, die Zahl aller Geburten stehe um eine „biologische Dimension" höher als die der Totgeburten . . ., das alles umgreift einen der fesselndsten, genialst durchgeführten Abschnitte im Fließschen Werke: man wird ihm vollen Beifall nicht versagen können, wenn seine Geltung hinsichtlich der Zahlen 28 und 23 nur für diejenigen Zeiten und dasjenige Lebensmaterial behauptet wird, dessen Statistik dabei verwendet wurde. Die Statistik anderer Länder, Zeiten, Menschen, Tiere und Pflanzen ergibt nämlich, wie gesagt, ganz andere Werte, die anderen periodischen Abläufen ihrer Lebenseinheiten entsprechen.

Was die biologische Gleichsetzung von 28 und 23 und ihre Verwertung als einfaches Dimensionsverhältnis der Lebend- und Tot-, der Mädchen- und Knabengeburten betrifft, so ist noch folgendes zu bemerken: Fließ erkennt daraus, „daß auch die Gesamtzahl aller geborenen Knaben (lebend und tot) biologisch gleich derjenigen aller Mädchen sein muß. Damit aber wird eine Forderung unserer Vernunft befriedigt. Die Natur hat beide Geschlechter

erschaffen. Sie braucht beide in gleicher Weise. Ihr müssen also auch beide gleichwertig sein". Fließ kommt also durch seine Ableitung biologischer Äquivalente zur Erfüllung eines Postulates, das die Natur selbst, wie wir früher zur Kritik des „unverrückbaren" Geschlechtsverhältnisses 105 Knaben zu 100 Mädchen bereits ausführten, noch viel genauer, nämlich tatsächlich in arithmetischer Äquivalenz (100 : 100) befriedigt hat durch Einrichtung der kraft des Reduktionsteilungsmechanismus in gleicher Häufigkeit auftretenden männchen- und weibchenerzeugenden Keimzellen — eine Genauigkeit, von der die Natur bloß abgeht, wenn biologische Gründe (ungleiche Sterblichkeit und ihr entgegenwirkende geschlechtsbestimmende Faktoren) eine arithmetische Verschiebung hervorrufen und erforderlich machen. Dann aber ist diese arithmetische stets zugleich auch eine biologische Verschiedenwertigkeit.

Ein solcher Fall liegt eben bei den Knabenüberschüssen von 5% der Lebenden und 28% der Toten vor uns. Warum, fragt Fließ, ist der Knabenüberschuß bei den Totgeburten um so vieles gewaltiger als bei den Lebendgeburten? Weil, so lautet unsere Antwort, das Männchen sich stets an den Grenzen der Entwicklungsmöglichkeit heranbildet: geht es dem Keimling so schlecht, daß er gerade noch imstande ist, sich zu entwickeln, so wird ein Männchen daraus. Wie stimmt diese Erkenntnis mit derjenigen der Geschlechtschromosomen überein?

Sehr gut, seit durch Wilson[1]) mehr als wahrscheinlich geworden, daß jedes Plus an Chromatin die Assimilationstätigkeit der Zelle erhöht, und folglich dies Plus an Kernsubstanz unter entsprechenden Bedingungen auch Aussicht auf ein Plus an Zellenleib-Substanz verleiht. Die Zelle mit dem größeren Zellenleib aber — das ist die besser ernährte Zelle, und bessere Ernährung wirkt weibchenbestimmend. Jetzt haben wir die Kette von Ursachen und Wirkungen beisammen, die vom frühest sichtbaren Geschlechtsunterschied (der Zahl und Größe geschlechtsbegleitender Chromosomen) zur endgültigen Geschlechtsentfaltung heraufführen. Wie es scheint, kann diese Kette zuweilen auch umgekehrt verlaufen, so daß jede Wirkung zur Ursache und jede Ursache zur Wirkung wird: ist z. B. die äußere Ernährungsmöglichkeit sehr schlecht, dann kann das genaue Geschlechtsverhältnis 1 : 1 nicht eingehalten werden — dann wird ein Teil weiblich vorbestimmter Keime (in Mitteleuropa, wo der Konkurrenzkampf scharf ist, die mehrfach erwähnten 5%) in solche mit männlicher Tendenz umgeschaltet.

Wie sich das im Detail vollzieht, ist noch unbekannt: vermutlich wird vom Zelleib aus gelegentlich der dem äußeren Einflusse zunächst unterstehenden Teilungen der Chromatingehalt des Kernes reguliert, also etwa bei Hungerwirkung ein Chromoson in den schmächtig gewordenen Zelleib ausgestoßen, wo es zerfällt. Einstweilen genug daran: der geschlechtsbestimmende Vorgang vollzieht sich und unterliegt bei einer langen Reihe niedriger Tiere und Pflanzen der experimentellen Beherrschung. So fließt der Überschuß an Knaben-Gesamtgeburten und die noch größere Überzahl von Knaben-Tot- (und Fehl-) Geburten aus derselben Quelle: aus schwierigen Existenzverhältnissen, die einen großen Prozentsatz der Bevölkerung darben lassen (nur dieser kommt tatsächlich für den durchschnittlichen Knabenüberschuß der ganzen Bevölkerung auf!), weshalb sich das Geschlechtsverhältnis zuungunsten der Mädchengeburten verschiebt. Resultieren aber zahlreichere Geburten aus schlechterer Keimernährung, so äußert sich die Folge hiervon selbstverständlich auch

[1]) Arch. f. mikr. Anat. LXXVII, 249—271, 1911.

darin, daß die schlechter ernährten (männlichen) Keimlinge ihr Entwicklungsziel in geringerer Menge lebensfähig erreichen als die besser ernährten (weiblichen) Keimlinge.

Diese bei Rotatorien, Entomostraken, Fröschen, Sporenpflanzen ganz sicher, bei Blütenpflanzen und Säugetieren sehr wahrscheinlich erwiesene Umschaltefähigkeit der durch Chromosomen angekündigten Geschlechtstendenz zeigt uns aufs neue die Anwesenheit von beiderlei Geschlechtssubstanzen im selben Keim und selben Individuum. Die Geschlechtschromosomen bedeuten also nicht unwiderrufliche Bestimmung, sondern nur vorherrschende Neigung zur Entfaltung des einen Geschlechtes; unter Umständen kann diese Neigung und augenblickliche Mehrheit der ihr behilflichen Geschlechtsstoffe unterdrückt, können doch noch die entgegengesetzten Geschlechtsstoffe gefördert werden und dann der Entwicklung zum anderen Geschlecht Geltung schaffen. Wenn wir daher mit positivem Erfolg einen äußeren geschlechtsbestimmenden Einfluß (Mast, Hunger oder was diese Faktoren indirekt mitbringt, wie Wärme, Kälte; assimilationsfördernde oder hemmende Chemismen usw.) auf den unentwickelten Keim ausüben, so tun wir im Grunde nichts anderes, als wenn wir bei einem entwickelten Zwitter (Süßwasserpolyp, Wassermelone lieferten positive experimentelle Ergebnisse) die eine Art von Geschlechtsorganen vernichten und ihn dadurch zu einem reingeschlechtlichen Organismus machen. Deshalb nannte ich[1]) den Zustand der unbefruchteten und unentwickelten Keimzelle, trotzdem sie einseitig sexuell abgestempelt, also weder asexuell noch wie ein wirklicher Hermaphrodit deutlich bisexuell ist, den einer „potentiellen Hermaphrodisie": er wiederholt ontogenetisch den Zustand der zu allererst ungeschlechtlichen Protistenzelle, der phylogenetisch zur Getrenntgeschlechtlichkeit (Gonochorie) emporwuchs. Natürliche oder künstliche Keimes- und Stammesentwicklung macht aus anlagenmäßig (potentiell) gegebener Mischgeschlechtigkeit die eigenschaftsmäßig (aktuell) gegebene Rein- und Eingeschlechtigkeit.

Nochmals müssen wir zur Reduktionsteilung und den geschlechtsbegleitenden Chromosomen zurückkehren; es muß noch daran erinnert werden, daß der Reduktionsteilung eine wie gewöhnlich chromosomenspaltende und nicht (wie erstere) ganze Chromosomen disponierende „Äquationsteilung" vorangeht oder nachfolgt: beide zusammen bilden die „Reifeteilungen", welche die Sexualzellen aus dem Zustande unreifer Keimmutterzellen in denjenigen reifer, kopulationsbereiter Keimzellen überführen. Dabei werden nun aber aus einer Samenmutterzelle (Spermatozyte) vier reife Samenfäden (Spermatozoen); aus einer Eimutterzelle (Ovozyte) wird nur eine einzige reife Eizelle (Ovulum). Die Spermatozyte wird in zweimal zwei gleichgroße, gleichartige, gleich lebensfähige Zellen zerlegt — sie vollführt echte „Zellteilung"; die Ovozyte dagegen vollführt „Zellknospung", bei der die Teilprodukte sehr ungleich ausfallen, nämlich das eine abgeschnürte Stückchen viel kleiner — hier so klein, daß es für dauernde Lebensfähigkeit nicht ausreicht. So stößt die Eizelle bei ihren beiden Reifeteilungen nur zwei „Polzellen" oder „Richtungskörperchen" ab, von denen sich das erste zwar bisweilen nochmals teilen kann, die aber normalerweise doch samt ihren Chromosomensortimenten zugrunde gehen. Und nur die eine Eizelle, der ein Löwenanteil an Plasma verblieb, dauert aus.

Die Richtungskörperchen spielen auf folgende Art in die Fließschen Ideengebäude hinein, wobei er sich zunächst auf den Entdecker der Ovogenese,

[1]) Kammerer, „Bestimmung und Vererbung des Geschlechtes bei Pflanze, Tier und Mensch". Leipzig 1913. Verlag Theod. Thomas.

van Beneden, stützt (1914, S. 82): „Für die Befruchtung müsse der Samen seinen weiblichen, das Ei seinen männlichen Anteil verlieren, damit nach der Vereinigung wieder das richtige Mischungsverhältnis vorhanden sei. Also im Richtungskörper des reifenden Eies wandert männliche Substanz aus. Nun sagen allerdings moderne Biologen, diese Deutung müsse aufgegeben werden. Denn der Richtungskörper, welcher die Chromosomenhälfte fortführt, wäre seiner Formentstehung nach ein rudimentäres Ei und könne als solches keine männliche Substanz fortführen. Dazu müßte es ein rudimentäres Samenkörperchen sein."

Wiederum sagen das die Biologen durchaus nicht: erstens eben, weil es keine solchen „rudimentären Samenkörperchen" gibt, die in Analogie und notwendiger Reziprozität zu den rudimentären Eikörperchen den weiblichen Anteil aus der Spermazelle wegtransportieren müßten; denn die ganze Substanz der Sperma-Mutterzelle wird ja auf 4 vollkräftige Spermien aufgeteilt.

Zweitens sagen das die Biologen nicht, weil sie auf Grund ihrer Kenntnis der Geschlechtschromosomen sehr genau wissen, daß es weibliche und männliche Samenkörperchen gibt (weibchenerzeugende mit und männchenerzeugende ohne X-Chromosom — immer nur den einfachsten, den sog. „Protenor-Typus" der chromosomalen Geschlechtsdisponierung in Rechnung gezogen!); in anderen Fällen ebenso männliche und weibliche Eikörperchen (männchenerzeugende mit Y- und weibchenerzeugende mit Z-Chromosom — „Echinus-Typus"). Da das Männchen wie das Weibchen je seinerseits aus befruchtender Mischung von männlicher und weiblicher Substanz hervorging, so muß diese auch in den vom Vater- wie vom Mutterkörper abgestoßenen Keimkörperchen gemischt zugegen sein; und da diese Keimzellen zwar, wie wir hörten, einsinnige Geschlechtstendenz, aber doppelsinnige Geschlechtsveranlagung besitzen, so kann auch hier, auch nach der letzten Reifeteilung keine restlos reinliche Scheidung von männlicher und weiblicher Substanz vollzogen worden sein. Fließ selbst empfindet (1906, S. 515, 2. Absatz) die Schwierigkeit, die ihm daraus erwächst, daß er durchaus der veralteten Annahme von van Beneden folgen will; denn jeder Lebensvorgang geschieht ja nach Fließ durch Reaktion der beiderlei Geschlechtsstoffe aufeinander: restlos entmischte Zeugungskeime wären ja nach Fließ' eigener Meinung weder lebens-, noch dauer-, noch entwicklungsfähig. Es ist auch gar nicht einzusehen, wozu der Umweg einer geschlechtlichen Entmischung und Wiedermischung dienen sollte, da das Mischungsverhältnis und seine Auffrischung auch ohnedem ein „richtiges" bleiben kann.

Wir besitzen aber noch einen Beweis dafür, daß die Polzellen in der Tat rudimentäre Eierchen und keine abortiven Ansammlungen rein dargestellten Androplasmas sind: ein Teil der Teratome, deren Zustandekommen Fließ auf parthenogenetischem oder vegetativem Wege erklärt (was für einen anderen Teil dieser Geschwülste wirklich recht akzeptabel ist), dürfte aus befruchteten Richtungskörperchen entstehen. „Man hat viel hin- und hergeraten", sagt Fließ, „was die Bildungen eigentlich seien. Heute faßt man sie in Ermanglung eines Besseren als entgleiste Zwillinge auf. Aber Zwillinge existieren immer nebeneinander, nie ineinander." Macht man die Polzellen zu einem gewissen Prozentsatze für Entstehung der Teratome verantwortlich, so können sie in einem sehr engen und sehr bezeichnenden Sinne ganz wohl „entgleiste Zwillinge" und trotzdem ineinandergewachsen sein.

Fließ wird uns antworten: wenn Mannes- und Weibesstoff in deren Keimprodukten, den Spermien und Eiern, reinlich geschieden und damit zu-

nächst, der Möglichkeit ihrer lebensspendenden Reaktion aufeinander beraubt sind, so schadet das nichts; für sich allein sollen sie ja gar nicht lebensfähig sein, und in ihrer Vereinigung bekommen sie, was sie brauchen. — Wie aber bei der jungfräulichen Zeugung, der Parthenogenese aus Eiern allein?

Auch dafür hat Fließ eine Antwort bereit: die Parthenogenesis habe nichts Jungfräuliches an sich. Denn in parthenogenetisch sich entwickelnden Eiern unterbleibt die zweite Reifeteilung oder sie führt nicht zur Ausstoßung des Richtungskörpers, sondern dessen Kern verschmilzt mit dem Eikern. Von der zweigeschlechtlichen Fortpflanzung unterscheide sich diese „eingeschlechtliche“ also nur durch Verlegung der sonst äußeren Befruchtung nach innen; und diese Binnenbefruchtung diene gleichzeitig als Beweis für den männlichen Charakter der Polzelle.

Nun trifft aber das Ausbleiben der zweiten Reifeteilung durchaus nicht auf alle Parthenogenesen zu. Speziell bei künstlichen Parthenogenesen der Seeigel, Seesterne, Würmer, Weichtiere, Fische und Frösche, zu denen reife Eier verwendet werden, aus denen beide Richtungskörperchen schon enfernt sind, konnten die Eier ihren Chromosomenvorrat nicht auf den vollen Betrag ergänzen, sondern behielten in allen Zellen — auch des herangewachsenen Körpers — den auf die Hälfte reduzierten Bestand. Was Fließ von der Zentrosphäre des zu jungfräulicher Entwicklung angeregten Eies sagt, die reaktiviert wird, während sie sonst vom Zentrosom des eingedrungenen Spermiums beigestellt werden muß: das hat ja mit Fließ' vorher geäußerten Behauptung bezüglich der Fortführung männlicher Substanz in den Polkörpern bereits nicht das geringste mehr zu tun. Und Tiere von jungfräulichem Ursprung sind, wie die beiden von Fließ erwähnten Seeigel der Delâge'schen Züchtungen, männlichen Geschlechtes: folglich war erstens die männliche Substanz nicht entführt worden; zweitens war die Entwicklung ohne Binnenbefruchtung vonstatten gegangen; drittens ist die Ursache, die solche Geschöpfe zu Männchen werden läßt, ganz offenbar in ihrem unvollständigen Chromatinvorrat gelegen, der dem Kern nicht diejenige Assimilationskraft verleiht, wie sie zur Herstellung der weiblichen Plasmarelation nötig wäre. Nur daß bei der echten Parthenogenese nicht bloß — wie in den männchenerzeugenden Spermien — ein einzelnes X- oder Y-Element fehlt, sondern die Hälfte des ganzen Chromosomenbestandes.

Bei aller Anerkennung dessen, daß Andro- und Gynoplasma sich nie völlig trennen — und zwar (über die gleiche Ansicht Fließ' hinaus) auch nicht in den spezifischen Geschlechtszellen von Mann und Weib — wird sich mithin die Behauptung doch nicht aufrechterhalten lassen, jede Entwicklung werde einem Zeugungsvorgang, einem Aufeinander- und Zusammenwirken von Mann- und Weibstoff, verdankt. Wohl ist jeder Entwicklungs-, jeder Lebensvorgang eine Wechselreaktion verschiedener Stoffe, aber nicht bloß dieser Zweiheit, sondern einer Vielheit von Stoffen, die das Biomolekül aufbauen. Es ist der Kardinal-, ja sozusagen der einzige, ins Gewicht fallende Fehler der geistigen Pfadfinderarbeit von Fließ, daß sie die Möglichkeiten des Geschehens zu eng faßt, daß sie (wie bei den Perioden von 28 und 23 Tagen) eine Einheit, bzw. einheitliche Zweiheit dort sieht, wo eine unendliche Mannigfaltigkeit, eine Allheit herrscht.

VII. Asexualität, Individualität und Lebensdauer.

Das zuletzt Gesagte findet schließlich seine Anwendung auch dort, wo Fließ sogar die „ungeschlechtliche" (vegetative) Fortpflanzung als bisexuellen Vorgang retten will. Er tut es (1914, S. 89) kurz unter Hinweis auf die männlichen und weiblichen Sexualorgane, die von jedem Steckling so gut wie von jedem Sämling hervorgebracht werden: „Es müssen in ihm also männliche und weibliche Stoffe gewesen sein."

Gewiß — aber das ist doch wohl noch nicht gleichbedeutend damit, daß die vegetative Fortpflanzung einem Zeugungsvorgang, einer chemischen und physikalischen Reaktion zwischen männlichem und weiblichem Stoff ihre Möglichkeit verdankt. Vielmehr ist das Erscheinen von Blüten an jedem kleinsten, in die Erde gesteckten Pflanzenreis ein Beweis dafür, daß Keimplasma aus rein körperlichem (somatischem) Plasma regeneriert werden kann, oder, noch besser, — daß es mit der säuberlichen Scheidung von „Urkörperzelle" und „Urgeschlechtszelle", die sich Fließ (1914, S. 61 und 78) zu eigen macht, nichts ist. Keimplasma und Soma sind nicht zwei getrennte, voneinander unabhängige und einander schroff gegenüberstellbare Bestandteile des Organismus; sondern unmeidbar wirken sie aufeinander und ineinander.

Auf anderen Wegen, die mich hier entschieden zu weit führen würden, habe ich mich in meiner „Allgemeinen Biologie"[1]) bemüht, letzten Endes die Wesenseinheit von vegetativer und sexueller Fortpflanzung abzuleiten; und da wir also beide — Fließ und ich —, wenn zwar nicht im übereinstimmenden Detailsinne, so doch im großen das gleiche meinen, dürfte eingehendere Auseinandersetzung darüber müßig sein.

Nur die von Fließ vertretene Beziehung zwischen dem Alter vegetativer Abkömmlinge und dem ihres Stammes muß angefochten werden. Zwar mit dem Symmetrieproblem hat sie nichts mehr zu tun; aber sie ist, da Lebensdauern in Betracht kommen, ein Bestandteil der Periodenlehre, dessen falsche Auffassung unrichtige Konstruktion des ganzen Fließschen Lehrgebäudes mitbedingen müßte.

Fließ ist der Meinung, daß Ableger, Ausläufer, Brutknospen, Brutzwiebeln, Stecklinge, Pfropfreiser — mit einem Wort alle auf ungeschlechtlichem Wege „selbständig" gewordenen „Nachkommen" eines Individuums — nicht ihrerseits als Individuen, nicht als Kinder des Ursprungsexemplares angesehen werden dürfen; sondern alle bilden zusammen nur ein und dasselbe Individuum, wovon sie räumlich getrennte Sektionen vorstellen. Von jenem bezogen sie aber ihren (nach Fließ periodisch bestimmten) Vorrat an Lebenskraft, die daher überall gleichzeitig aufgebraucht werden müsse — in neuesten, klein abgetrennten Teilen nicht später als im großen, gealterten Stamm. So hat Fließ, der Fortpflanzung durch Zeugung und Fortpflanzung durch Wachstum wesenseins sein lassen wollte, doch wieder einen Grundunterschied zwischen ihnen aufgerichtet: jene bringe durch sexualchemische Reaktion, durch Aufeinanderwirken gegengeschlechtiger Kräfte Verjüngung; diese nicht, trotzdem sie doch auf eben demselben Aufeinanderwirken beruhen soll.

Es ist Fließ zuzugeben, daß vegetative Fortpflanzung keine so starke Verjüngung hervorbringt wie sexuelle; lehrreiche Beobachtungen hierzu hat Braem[2]) am Moostierchen Pectinatella magnifica angestellt. Ähnlich steht

[1]) Stuttgart 1915. Deutsche Verlagsanstalt. S. 230, 231.
[2]) Arch. f. Entwicklungsmech. XXXII, 1911 u. XXXV, 1912.

es bei jungfräulicher Zeugung; beweisende Zuchtergebnisse hierfür gewannen Woltereck[1]) und v. Scharfenberg[2]) an Daphniden. Andererseits ist nicht zu leugnen, daß auch bei der zweigeschlechtlichen Fortpflanzung das Altern in den Nachkommen fortschreitet und jede Generation sich um einen Schritt dem Lebensende ihrer Rasse nähert: hierfür sprechen namentlich paläontologische Befunde, besonders von Steinmann[3]). Vegetative, unisexuelle und bisexuelle Fortpflanzung sind also in ihrem Einfluß auf das Altern von Person und Generation durch gradweise, nicht durch grundlegende Unterschiede getrennt.

Doch darin kann Fließ nicht Gefolgschaft geleistet werden, daß vegetative Abkömmlinge ihr Stammstück nicht zu überleben vermöchten. Fließ stützt sich auf zahlreiche Beispiele pflanzlicher Ableger und Edelreiser: Pyramidenpappel (Populus italica), vereinzeltes weibliches Exemplar vor mehr als 100 Jahren durch Fürsten Leopold in den Wörlitzer Park bei Dessau (Anhalt) eingeführt, durch Stecklinge über ganz Mitteldeutschland verbreitet, überall zugleich mit dem sterbenden Erstlingsexemplar greisend und dahinsiechend; Korallenbaum (Erythrina indica) von Ceylon, Sämlinge immergrün, Stecklinge mit der Stammpflanze gleichzeitigen Laubfall zeigend; amerikanische Wasserpest (Elodea canadensis), von der nur weibliche Ranken — in Mitteleuropa eingeschleppt — die Flüsse versperrten, mit einem Male aber verschwanden; Malvasierrebe und Kartoffelsorten, fortgesetzt durch Pfropfreiser bzw. Knollen vermehrt, dann ausgestorben, immer wieder neue Sorten aus fremdbestäubten Samen gezogen; Borsdorfer Apfel und La France-Rose, ebenso plötzlich von den Märkten verschwunden, weil die Exemplare, denen die Okulate entnommen worden waren, zugrunde gingen. Alle Beispiele begrenzt wahr; falsch jedoch, sobald sie in unbegrenztem Sinne Geltung beanspruchen.

Über die „Wörlitzer Pappel“ hat Welten[4]) Erkundigungen eingezogen, aber nur erfahren können, daß von der sagenhaften alten Pappel den heute lebenden Einwohnern von Dessau und Wörlitz nichts Sicheres mehr bekannt sei; sie soll im Dessauer Schloßgarten (also nicht im unfern davon gelegenen Wörlitzer Park) gestanden haben und in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts gefällt worden sein. Ob alle gegenwärtig in mitteldeutschen Gärten und Alleen angepflanzten Pyramidenpappeln Sprößlinge späterer Importe sind, muß bezweifelt werden; vielleicht haben ihre „Absprünge“ — darin bestehend, daß bei Pappeln und einer Reihe anderer Bäume der Laubfall vom Abwerfen ganzer Zweigspitzen und vorher kahl gewordener Äste begleitet ist — zum Irrtum verleitet, als handle es sich um eine Alters- und Absterbeerscheinung.

Ebenso handelt es sich beim Borsdorfer Apfel, den Weinreben- und Kartoffelsorten, sowie den La France-Rosen höchstens um örtliches Absterben, bestimmt nicht um Aussterben dieser ausschließlich durch Pfropfreiser weitergezogenen Rassen, die an anderen als den von Fließ beaufsichtigten Orten ohne weiteres erhältlich sind. Laut Schupp[5]) ist es von

[1]) Internationale Revue der gesamten Hydrobiol. u. Hydrographie IV, 91—128, 1911.
[2]) Ebenda Suppl. 1910.
[3]) Einführung in die Paläontologie. 2. Aufl. Leipzig 1907.
[4]) Kosmos 1917, Heft 1, S. 10—12.
[5]) Kosmos 1917, Heft 5, S. 134.

einer großen Menge sonstiger Zier- und Nutzpflanzen sichergestellt, daß Wuchssprößlinge ihre „Mutterpflanzen" bei weitem überleben; kurzlebige Pflanzen — wie Pelargonien, Heliotrop, Fuchsien, Coleus, bei denen die Züchter auf die mühseligere Samenvermehrung fast gänzlich verzichtet haben — eignen sich besonders zu jener Feststellung und müßten längst aus den Gärtnereien verschollen sein.

Was hier von Landpflanzen in Kulturerde gilt, das gilt nicht minder von der wildwachsenden Wasserpflanze Elodea canadensis: einen Tümpel, worin sie dichte Rasen bildet (unterhalb der „Knödelhütte", Spaziergang von Hütteldorf) habe ich sogar in meiner unmittelbaren Nähe.

Bei allen Transplantaten stünde Fließ der Ausweg offen, daß sie vom „Wildling", ihrem lebenden Substrat, Lebensenergie beziehen und deshalb länger davon zehren als das Exemplar ihrer Herkunft. Auch beweisen nichts gegen Fließ die von Knauer[1]) angeführten Fälle, wo (wie bei Haut- und Gefäßstücken) verpflanztes Gewebe allmählich durch eigenes ersetzt wird. Selbstverständlich spielt es ferner keine Rolle, wenn das Tier, dem die zur Verpflanzung verwendeten Gewebe entnommen wurden, dabei getötet wird; denn gewaltsamer Tod zählt nicht fürs periodisch-vorbestimmte Lebensende. — Da jedoch Fließ selber die Pfropfreiser in seine Behauptung einbezieht, muß ihm entgegengehalten werden, daß menschliche Transplantate sogar aus frischen Leichenteilen (Knochen mit Beinhaut und Mark, Gelenke in Operationen von Küttner-Breslau) auf ihrer lebensfähigen Unterlage ein neues Eigenleben beginnen, das doch — am Lebenslaufe ihres verstorbenen Heimatsorganismus gemessen — längstens binnen wenigen Stunden hätte zu Ende gehen müssen. — —

VIII. Zusammenfassung.

Die kritische Untersuchung Fließscher Anwendungen der Sexualitätslehre hat uns — mit Rücksicht auf ihren Zusammenhang mit der Periodenlehre — weit über ihren Zusammenhang mit der Bilateralitätslehre hinausgeführt. Wir fassen alles in kurzen Thesen zusammen:

1. Ein Kausalnexus zwischen Symmetrie und Geschlecht besteht in keiner Weise und auf keinem Gebiete des Lebens.

2. Die geometrisch-strenge, spiegelbildliche Gleichheit im Verhältnisse zwischen rechter und linker Körperseite ist wohl stets durch mehr oder minder unbedeutende Asymmetrien gestört: von paarigen Organen wird meist das eine im Vergleich zum anderen etwas verschieden groß, stark und geschickt sein; desgleichen bei unpaaren Organen ihre linke Hälfte im Vergleiche zur rechten und umgekehrt. Ein Befund, wonach z. B. an einigen Stellen die linke Seite vorwaltet, berechtigt noch nicht dazu, den betreffenden Organismus in seiner Gänze als „links" zu bezeichnen.

3. Bei irgendwelchen aus dem Durchschnitt hervortretenden Individuen — seien sie Plus- oder Minusvarianten — werden gewöhnlich auch jene Symmetriestörungen deutlicher heraustreten. Und da die Norm („Mode" im variationsstatistischen Sinne) beim Menschen die Prävalenz der rechten Seite heischt, wird umgekehrtes Prävalieren der linken Seite auffälliger sein.

4. Zu den Abweichern vom Mittelwert gehören auch geschlechtliche Zwischenstufen einerseits, Künstler und sonstige Tatmenschen andererseits.

---

[1]) Kosmos 1917, Heft 4, S. 110, 111.

Partielle oder totale Linksheit, produktive Begabung aller Art und Androgynie bzw. Gynandrie werden daher öfter in Kombination treten; es besteht aber zwischen ihnen keinerlei direkte, kausale Korrelation.

5. Ohne daher irgend auf die Flanken des Organismus und der Organe ungleichmäßig verteilt zu sein, ist jede lebende Substanz — etwa ausgenommen die allerursprünglichste (asexuelles Archiplasma niederster Einzeller) — doppeltgeschlechtig: sie enthält in wechselndem Mischungsverhältnis männlichen Stoff („Androplasma") und weiblichen Stoff („Gynoplasma").

6. Dieser Satz gilt mit Einschluß der reifen Keimzellen (Ovula und Spermien): ihre Reifung — einschließlich der Chromatinreduktion und Ausstoßung von Richtungskörpern — hat mit Entmischung von Andro- und Gynoplasma nicht das mindeste zu tun.

7. Hingegen hängt es mit dem Mechanismus der Reduktionsteilung aufs innigste zusammen, daß die Geschlechter genau im Verhältnis von 1:1 hergestellt werden, insolange die Geschlechtsverteilung nicht selektiv oder determinativ aus ihrer Bahn gelenkt ist. Die periodischen Zahlen 23 und 28 haben absolut nichts damit zu schaffen.

8. Von der durchgängigen Bisexualität des Plasmas machen vegetative Sprößlinge keine Ausnahme: indes ist dies nur eine Selbstverständlichkeit; einen Schluß auf die Natur der ungeschlechtlichen Fortpflanzung als latent geschlechtlicher Zeugung läßt es nicht zu.

9. Bisexuelle Nachkommen sind zwar stärker verjüngt als unisexuelle, und diese stärker als vegetative; andererseits aber altern auch letztere nicht derart in gleichem Schritt mit ihrem Stammexemplare, daß sie synchron mit ihm zugrunde gehen. — —

Den Anschuldigungen von Fließ und Schlieper wider die Kritik, mit denen ich vorliegende Studie eingeleitet habe, kann ich im allgemeinen nur zustimmen: auch ich habe schwer unter der Oberflächlichkeit, ja unbewußten und bewußten parteilichen Böswilligkeit einer engherzigen Kritik gelitten und kann den diesbezüglichen Empfindungen eines Bahnbrechers vom Range eines Fließ um so besser nachfühlen. Die ungewöhnliche Ausführlichkeit, mit der ich alles, was mir an seinem Schöpferwerke Schlacke erscheint, zu entfernen trachte — ein Streben, mit dem ich nunmehr einem Teil der Forderung Fließ' nach kritischer Prüfung von „Männlich und Weiblich, Rechts und Links, der organischen Grundlage des Künstlertums" bereits nachgekommen bin —, diese Ausführlichkeit muß mir das Zeugnis ausstellen, wie ernst es mir mit der Bewunderung ist, die ich seinen epochemachenden Forschereigenschaften entgegenbringe.

Darwin in Not?

Von Adolf Gerson
in Filehne.

(Schluß.)

Betrachten wir nun das Verhältnis der männlichen zu den weiblichen Keimzellen unter demselben Gesichtspunkt, so wird verständlich, warum die männlichen Keimzellen einer Art im allgemeinen nur die weiblichen Keimzellen derselben Art befruchten können, warum Kreuzungen verschiedener Arten im allgemeinen unfruchtbar sind oder unfruchtbare Bastarde ergeben, warum die Befruchtung um so weniger möglich ist, je weiter die Arten hinsichtlich ihrer Verwandtschaft auseinander gehen. Die Befruchtung der weiblichen Keimzelle und die Entwicklung des Eies zum lebenden Wesen ist nämlich nur dann möglich, wenn männliche und weibliche Keimzellen einander so angepaßt sind, wie die parasitische Brut und ihr Wirt es sind. Ist die in der männlichen Keimzelle einer Art ausgebildete Fähigkeit zum Parasitismus [1]) schwächer als die in der weiblichen Keimzelle einer anderen Art ausgebildete Fähigkeit, sich zu schützen [2]), so ist eine Kreuzung dieser beiden Arten unmöglich, da die männliche Keimzelle dann nicht in die weibliche einzudringen, bzw. sie auszubeuten vermag, und die Befruchtung der weiblichen Keimzelle dann ausbleibt. Ist die in der männlichen Keimzelle einer Art ausgebildete Fähigkeit zum Parasitismus stärker, als die in der weiblichen Keimzelle einer anderen Art ausgebildete Fähigkeit, sich zu schützen, so richtet die männliche Keimzelle durch ihr starkes Wachstum und ihre starke Vermehrung in der weiblichen Keimzelle diese bald zugrunde [3]). Ist dagegen die in der männlichen Keimzelle einer Art ausgebildete Fähigkeit zum Parasitismus gleich der in der weiblichen Keimzelle derselben oder einer anderen Art ausgebildete Fähigkeit, sich zu schützen, so kann die männliche Keimzelle in die weibliche eindringen und von ihr zehren, die weibliche aber kann sich trotz der an ihr zehrenden männlichen Keimzelle lebensfähig erhalten, und darin liegt dann auch die Bürgschaft für die Erhaltung der männlichen Keimzelle. Es zeugen daher nur solche Individuen und Arten Nachkommen, *deren männliche und weibliche Keimzellen einander angepaßt sind.*

Es sind vor allem männliche und weibliche Keimzellen *einer und derselben Art* einander angepaßt, weil alle Wesen einer und derselben Art die gleiche Stammesentwicklung durchgemacht haben, und weil mithin auch ihre Keimzellen die gleiche Stammesentwicklung durchgemacht haben. Männliche und weibliche Keimzellen *verschiedener* Arten aber werden aus einem bestimmten Grunde diese Anpassung vermissen lassen. Je höher wir nämlich in

---

[1]) Die Parasitennatur der männlichen Keimzellen scheint sich auch aus der Beobachtung zu ergeben, daß sie nach der Einführung in die Bauchhöhle eines Tieres dort in derselben Weise wie Bakterien aller Art von Leukozyten aufgezehrt werden. Bei Einführung von Schafbockspermien in die Bauchhöhle von Kaninchen erlangt das Blutserum des Kaninchens eine spermiozide und agglutinierende Eigenschaft frischen lebenden Schafbockspermien gegenüber; es bildet sich eine Art Immunserum.

[2]) Die weiblichen Keimzellen besitzen die Fähigkeit, sich gegen feindliche Angriffe zu schützen, nicht nur den männlichen Keimzellen fremder Arten, sondern auch den Bakterien gegenüber. Während die andern Zellen des Körpers bei Infektionen sehr leicht deren Beute werden und zugrunde gehen, wissen sich die weiblichen Keimzellen zu erhalten, und zwar durch phagozytische Aufnahme und Verdauen der Bakterien.

[3]) Es erfolgen dann zunächst lebhafte Zellteilungen, die aber bald erlahmen und zu körnigem Zerfall der ganzen Zellmasse führen.

der Tier- und Pflanzenreihe hinaufsteigen, desto mehr erlischt die Fähigkeit der Individuen zum Parasitismus. Während unter den Würmern und Insekten die Parasiten noch recht zahlreich sind, ist unter den Wirbeltieren kein einziges ausgesprochen parasitisch. So mag auch bei den Keimzellen in aufsteigender Tier- und Pflanzenreihe die Fähigkeit zu parasitischer Lebensweise einer gesetzmäßigen Abänderung unterworfen sein, einer Abänderung, die sich entwicklungsgeschichtlich begründen läßt. Die weiblichen Keimzellen mögen in der Urzeit, als die Scheidung der Fortpflanzungszellen in männliche und weibliche eben erst begann, und männliche und weibliche Keimzellen einander noch stark glichen, die Fähigkeit zu parasitischer Lebensweise annähernd ebenso besessen haben, wie die männlichen Keimzellen[1], und sie mögen diese Fähigkeit nur in dem Maße verloren haben, wie sie vom mütterlichen Organismus mit Nährstoffen ausgestattet und eigener Nahrungssuche enthoben wurden. Die männlichen Keimzellen dagegen mögen in der Urzeit, als sie noch gewohnt waren, vom mütterlichen Organismus Nährstoffe zu empfangen, und als sie noch den weiblichen Keimzellen an Größe, Schwerfälligkeit und in der fehlenden Ausstattung mit Bewegungsorganen völlig glichen[2], die Fähigkeit zu parasitischer Lebensweise nur in dem geringen Grade besessen haben, wie sie auch die weiblichen Keimzellen der Urzeit besaßen, und sie mögen die Fähigkeit zu parasitischer Lebensweise in aufsteigender Tier- und Pflanzenreihe in dem Maße vervollkommnet haben, wie sie kleiner und beweglicher wurden, und wie an ihnen kontraktile der Fortbewegung dienende Fasern entstanden. Nimmt im allgemeinen die Fähigkeit zu parasitischer Lebensweise in aufsteigender Tierreihe bei den weiblichen Keimzellen ab, bei den männlichen zu, so kann die Anpassung zwischen männlicher und weiblicher Keimzelle, auf welcher, wie oben gesagt wurde, die Befruchtungs- und Entwicklungsmöglichkeit der weiblichen Keimzelle beruht, bei Wesen verschiedener Arten nur in den seltensten Fällen — nur rein zufällig — vorhanden sein, sie kann um so weniger vorhanden sein, je weiter die Arten verwandtschaftlich auseinanderstehen, sie kann im allgemeinen nur bei Wesen derselben Art vorhanden sein und sie kann, wie die zahlreichen Fälle von Unfruchtbarkeit bei menschlichen und tierischen Ehen zeigen, auch bei Wesen derselben Art fehlen.

8. Auch die von Mendel entdeckten Tatsachen der Vererbung verlangen eine Deutung in derselben Richtung. In jedem männlichen Wesen sind nicht nur die Eigenschaften des männlichen Erzeugers, sondern (latent) auch die Eigenschaften des mütterlichen Organismus vorhanden, und in jedem weiblichen Wesen sind nicht nur die Eigenschaften des mütterlichen Organismus, sondern (latent) auch die Eigenschaften des männlichen Erzeugers vorhanden. Dies beruht darauf, daß jedes getrenntgeschlechtliche Lebewesen durch Verschmelzung einer männlichen und weiblichen Keimzelle entsteht. Es fragt sich aber, warum Wesen, die durch Verschmelzung einer männlichen und einer weiblichen Keimzelle entstehen, unbedingt die Merkmale beider Eltern tragen müssen, weshalb die weiblichen Nachkommen nicht rein weibliche, die männlichen nicht rein männliche Eigenschaften zeigen können. Es ist doch geradezu befremd-

---

[1]) Bei zahlreichen weiblichen Keimzellen, bzw. den „Ureiern", aus denen sie hervorgehen, hat man amöboide Bewegungen festgestellt. Bei einzelnen Zölenteraten, auch noch bei einzelnen Würmern, machen die weiblichen Keimzellen Wanderungen vom Orte ihrer Entstehung bis zu ihrer „Reifungsstätte" und legen mit Hilfe amöboider Bewegungen verhältnismäßig große Strecken zurück.

[2]) Spermien in Form kugeliger Zellen (ohne Faden oder Schwanz) bei Ascaris megalocephala, bei Myriopoden, Dekapoden, Nematoden u. a.

lich, daß auch beim Menschen noch das männliche Geschlecht eine Anzahl Geschlechtscharaktere des weiblichen, das weibliche eine Anzahl Geschlechtscharaketre des männlichen besitzt; denn ein Vorteil ist aus dieser rudimentären Zweigeschlechtlichkeit nicht zu ersehen. Geht man aber von der unter 7. erschlossenen Tatsache aus, daß in der durch die Verschmelzung einer männlichen und einer weiblichen Keimzelle entstehenden Zygote männliche und weibliche Zellbestandteile einander das Gleichgewicht halten müssen, daß weder die männlichen das Übergewicht über die weiblichen, noch die weiblichen das Übergewicht über die männlichen erhalten dürfen, weil sonst eben beide Teile zugrunde gehen würden, so ist die Zähigkeit, mit welcher sich männliche und weibliche Artmerkmale, die der Zygote durch die Keimzellen überliefert worden sind, durch tausend und abertausend Zellteilungen hindurch erhalten, erklärlich. Die Verschmelzung von männlicher und weiblicher Keimzelle in der Zygote ist also eine rein äußerliche; innerlich verschmelzen beide ebensowenig miteinander, wie etwa der Parasit mit seinem Wirt verschmilzt; und nur indem die beiden Zellbestandteile, der männliche und der weibliche ihre Eigenart getrennt bewahren, kommt das Resultat zustande, daß das aus der Zygote durch Zellteilung entstehende Individuum männliche und weibliche Merkmale, väterliche und mütterliche Eigenschaften an sich vereinigt[1]).

9. Lebewesen, die durch Kreuzung zweier Arten entstanden sind, zeigen bei ihrer Nachkommenschaft das Mendelsche Spaltungsgesetz, wonach in jeder von Bastarden erzeugten Generation nur die Hälfte den Bastardcharakter trägt, ein Viertel aber auf die männliche Stammart und ein Viertel auf die weibliche Stammart zurückschlägt. Bleiben eben männliche und weibliche Keimzellenteile in der Zygote gesondert[2]), so sind wir genötigt anzunehmen, daß die Zelle eine Organisation kleinster Lebewesen ist, und daß der Zellorganismus aus diesen kleinsten Lebewesen etwa in derselben Weise entsteht, wie die Individuen aus Keimzellen entstehen. Von dieser Annahme führt ein weiterer Schritt zu der Annahme, daß der Gegensatz der Geschlechter, wie er im oberen Reiche der Individuen und im mittleren Reiche der Zellen vorhanden ist, auch im unteren Reiche der kleinsten Lebewesen vorhanden ist. Gehen aber die Zellen hervor aus der Paarung von je zwei geschlechtsverschiedenen kleinsten Lebewesen, so muß bei der Paarung dieser kleinsten Lebewesen in einer Zygote, die durch Verschmelzung zweier Keimzellen A und B entstanden ist, nach den Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung die Hälfte

[1]) Boveri nimmt auf Grund von Beobachtungen an Seeigeleiern an, daß die geschlechtlichen Zwischenformen zwischen männlichen und weiblichen Wesen bei einzelnen Arten entstehen, wenn das Eindringen des Spermatozoon in das Ei durch irgendwelche Umstände gehemmt wird, so daß sich dann der Spermakern nicht auf die bei den ersten Furchungen entstehenden Blastomeren gleichmäßig verteilt, sondern sich nur mit einzelnen bzw. einer einzelnen Blastomere verbindet. Der Widerstand, den das eindringende Spermatozoon findet, ist wohl zurückzuführen auf die Eizelle. Nach Beobachtungen von Koehler entstehen die geschlechtlichen Zwischenformen dann, wenn die Spermatozoen und Eizellen nicht das erforderliche Optimum der Reife besitzen, wenn also reife und unreife Zellen aufeinander einwirken. Auch diese Tatsache wird verständich bei der Annahme eines Kampfes zwischen männlichen und weiblichen Keimzellen, da der Ausgang des Kampfes wesentlich von dem beiderseitigen Entwicklungsstandpunkt abhängen muß. Boveri, Th., Über die Entstehung der Eugsterschen Zwitterbienen. Arch. f. Entwicklungsmechanik 41, 264 ff. (1915). Weitere Literatur dorts. S. 308 f.

[2]) Daß in jeder Eizelle männliche und weibliche Teilchen vorhanden sind, ist schon früher von Balfour, Minot und Van Beneden behauptet worden („Hermaphroditismus der Zelle"). Nach ihnen werden bei der Richtungskörperbildung die männlichen Kernteile ausgestoßen und das Ei somit auf die Befruchtung angewiesen.

der aus A stammenden kleinsten Lebewesen sich mit anderen aus A, und die Hälfte sich mit solchen aus B paaren; und ebenso muß die Hälfte der aus B stammenden kleinsten Lebewesen sich mit anderen aus B, und die Hälfte sich wiederum mit solchen aus A paaren. Auf diese Weise würde eine Spaltung der Zellen zu $^1/_4$ A, $^1/_4$ B und $^2/_4$ AB, wie sie die Mendelsche Spaltungsregel fordert, zustande kommen.

Die geschlechtliche Zeugung muß also tatsächlich eine Form des Parasitismus sein. Und der Kampf ums Dasein besteht demnach nicht nur in dem aus Individuen bestehenden oberen Reiche der Organismen, sondern auch in dem aus Zellen bestehenden mittleren, und insbesondere auch zwischen den bei der Zeugung sich verbindenden Keimzellen. Geht die Variabilität der Tiere und Pflanzen, wie die Biologen der Gegenwart mit Recht annehmen, auf die Kombinierung zweier verschiedener Idioplasmen zurück, so ist sie unzweifelhaft von dem Kampfe zwischen männlichen und weiblichen Keimzellen abhängig, so ist sie mehr oder weniger ein Resultat der natürlichen Auslese. Ebenso wie der Züchter bei der Heranzüchtung einer neuen Varietät abhängig ist von den sich ihm bietenden Variationen seiner Versuchstiere und -pflanzen, wie überhaupt im oberen Reiche der Organismen die Auslese mit dem Material von Variationen rechnen muß, das ihr die vorhandenen Individuen und deren geschlechtliche Verbindungen liefern, können im mittleren Reiche der Organismen die Variationen nur erzeugt werden durch Auslese zwischen den miteinander kämpfenden Keimzellen. Variabilität und Auslese sind auf dieser Stufe nicht voneinander zu trennen, und sicher auch nicht im unteren Reiche der Organismen, dem der kleinsten Lebewesen.

Die kleinsten Lebewesen, die das untere Reich der Organismen bilden, konnten bisher nicht voneinander isoliert und einer auf das einzelne Lebewesen gerichteten Untersuchung zugänglich gemacht werden. Wir wissen daher über ihre Beziehungen zueinander nur wenig; doch erlauben uns Mendelforschung, Bakteriologie, Serologie und verwandte Wissenschaften gewisse Rückschlüsse auf sie. Hier soll nur ganz kurz eingegangen werden auf einige Rückschlüsse solcher Art, die geeignet sind, die oben entwickelte Ansicht über Variabilität und Auslese, bzw. über Parasitismus und geschlechtliche Zeugung, zu stützen.

In der Bakteriologie ist man von der von Metschnikoff und seinen Anhängern vertretenen Ansicht, daß die in den Körper der Vielzelligen eingedrungenen parasitären Mikroorganismen nur durch Phagozytose besonderer Zellen, der Leukozyten, vernichtet werden können, und von der gegensätzlich gerichteten Ansicht Pfeiffers und seiner Anhänger, daß die Vernichtung der Mikroorganismen allein durch das Blutserum des infizierten Tieres, bzw. durch die im Blutserum enthaltenen Antikörper, erfolgen könne, abgekommen und nimmt nunmehr an, daß die Vernichtung der eingedrungenen Mikroorganismen nur bei vereinter Tätigkeit der Leukozyten und der im Blutserum enthaltenen Antikörper erfolgen könne. Über das Wesen dieser Antikörper ist man noch im Unklaren; man vermutet aber, daß sie in derselben Weise auf das in der Blutbahn befindliche blutfremde Eiweiß einwirken, in der die von den Zellen der Darmwand ausgeschiedenen Fermente auf das im Darm befindliche fremde Eiweiß einwirken, daß sie das für die Leukozyten zunächst unverdauliche und gefährdende artfremde Eiweiß abbauen, und daß sie demnach selber Fermente darstellen. Man hat die Antikörper, deren Tätigkeit sich auf den Abbau artfremden Eiweißes beschränkt, auch als Opsonine oder Abwehrfermente

bezeichnet. Ebenso aber, wie in der Blutbahn und im Darm von Zellen ausgeschiedene Gebilde niedrigster Organisation bei der Vernichtung parasitärer Mikroorganismen und beim Abbau artfremden Eiweißes die Zellen unterstützen und ersetzen, sind umgekehrt in der Blutbahn und in den Geweben der Vielzelligen von den Mikroorganismen ausgeschiedene Gebilde niedrigster Organisation, die sogenannten Toxine, tätig, die Zellen des Körpers anzugreifen und zu zerstören, die Mikroorganismen vor den Antikörpern zu schützen, und diese in gleicher Weise zu unterstützen und zu vertreten, wie dies die Antikörper in bezug auf die Leukozyten tun. Man hat u. a. nachgewiesen, daß das durch Zerreibung, Abtötung oder andere Weise aus Mikroorganismen und artfremden Zellen gewonnene Eiweiß, wenn es in den Körper eines Warmblüters subkutan, intraperitoneal oder intravenös eingeführt wird, dort eine ähnliche Reaktion hervorruft, wie die Infektion mit Mikroorganismen selber, und man hat endlich nachgewiesen, daß nicht nur das Eiweiß artfremder Zellen im Blutserum eine Reaktion hervorruft, die der von Mikroorganismen bewirkten gleicht, sondern daß sogar artgleiches Eiweiß von anderen Individuen derselben Art, oder von einzelnen Organzellen desselben Individuums, in die Blutbahn eingeführt, die genannte Reaktion erzeugen. An dem Kampf zwischen Individuum und Individuum, zwischen Zelle und Zelle schließt sich mithin der Kampf von Gebilden niedrigster Organisation, die zum unteren Reiche der Organismen, dem der kleinsten Lebewesen, gehören, ein Kampf, den wir besonders innerhalb der Blutbahn der Warmblüter mit Hilfe der serologischen Methoden verfolgen und erforschen können [1]).

Es ist hier zunächst darauf hinzuweisen, daß ebenso, wie jeder Parasit einem bestimmten Wirt angepaßt ist, wie die Mikroorganismen im allgemeinen nur in bestimmten höheren Tieren ihre tödliche Wirkung entfalten können, und häufig innerhalb des infizierten Organismus nur in einer bestimmten Zellform wuchern können, auch die Wirkung der Antikörper (Opsonine) einerseits, die des artfremden Eiweißes bzw. der Toxine andererseits nur eine spezifische ist, indem der Angriff der einen sich immer nur gegen einen genau bestimmten Gegner richten, der Schutz der anderen immer nur vor einem bestimmten Gegner bewahren kann. Wie ferner beim Eindringen eines Parasiten in einen Wirt dreierlei Möglichkeiten entstehen, indem 1. der Organismus des Wirtes den Parasiten durch Gegenwirkung vernichten, oder 2. der Parasit durch übergroße Ausbreitung den Wirt vernichten, oder 3. Parasit und Wirt sich das Gleichgewicht halten und nebeneinander fortbestehen können, so hat auch beim Eindringen artfremden Eiweißes in die Blutbahn der Warmblüter die Beobachtung ergeben, daß dreierlei Möglichkeiten entstehen können:

1. Das eingedrungene artfremde Eiweiß wird durch die Antikörper vollständig abgebaut und von den Leukozyten aufgezehrt. Es erfolgt dann vollständige Heilung. Unter Umständen erfolgt gar keine ernstliche Erkrankung, sondern nur ein unmerklicher Temperaturanstieg, eine vielleicht örtlich begrenzte Vermehrung der Leukozyten u. dgl. Die im Körper nun in größerer Menge verbleibenden Antikörper schützen ihn auch vor weiterer Infektion, sie machen ihn immun.

2. Der infizierte Organismus besitzt nicht die spezifischen Antikörper und kann sie nicht oder nicht ausreichend erzeugen. Das artfremde Eweiß breitet sich dann im Organismus aus, greift die Organzellen, denen es angepaßt ist, an, und richtet den Organismus zugrunde.

[1]) Siehe besonders: Abderhalden, E., Abwehrfermente 1914.

3. Der infizierte Organismus läßt zwar die Ausbreitung des artfremden Eiweißes zu, aber nur bis zu einer gewissen Grenze, nur so weit, als sein Bestand nicht bedroht ist. Jede weitere Ausbreitung hindert er, indem er Opsonine bildet, und mit ihrer Hilfe die Menge des artfremden Eiweißes auf das Höchstmaß beschränkt. Das artfremde und das arteigene Eiweiß bestehen dann im Serum nebeneinander, so wie ja auch im Körper gesunder Menschen und Tiere Parasiten und parasitäre Mikroorganismen wuchern.

Man bezeichnet den Zustand, in den Menschen und Tiere gelangen, wenn in ihnen artfremdes Eiweiß bis zur Grenze der Erträglichkeit aufgespeichert ist, als Anaphylaxie oder Überempfindlichkeit. Denn während bei Menschen und Tieren, die nach 1. immun sind, auch die Injektion größerer Dosen von artfremdem Eiweiß ohne Schaden ertragen wird, während bei Menschen und Tieren, die nach 2. an Infektionskrankheiten leiden, vielfach eine Besserung ihres Zustandes erzielt wird, wenn man ihnen ihr eigenes Serum oder das gleich infizierter Tiere subkutan in nicht zu großen Dosen injiziert (da dadurch die Bildung von Opsoninen abseits vom Krankheitsherde angeregt wird), erzeugen bei Menschen und Tieren, die nach 3. bis zur Grenze der Erträglichkeit mit artfremdem Eiweiß gefüllt sind, ganz minimale Dosen desselben Eiweißes, intravenös injiziert, äußerst schwere und tödlich wirkende Anfälle. Der Organismus kann nämlich jeden Zuwachs an artfremdem Eiweiß nur allmählich ausgleichen, und solange dieser Ausgleich nicht erfolgt ist, wirkt die ganze in ihm enthaltene Menge artfremden Eiweißes auf seine Zellen, nicht nur das neu injizirte, sondern auch das vorher darin enthalten gewesene Eiweiß.

Die Beziehungen zwischen arteigenem und artfremdem Eiweiß, die man sonst allgemein als biochemische aufzufassen pflegt, haben, wenn man sie als Beziehungen kleinster Lebewesen zueinander betrachtet, eine auffällige Ähnlichkeit mit den Erscheinungen des Parasitismus. Das ergibt sich besonders aus den zuletzt angegebenen Tatsachen. Wir müssen hier auf die Anführung weiterer Tatsachen verzichten, es sollen nur noch einige angeführt werden, aus denen das Gemeinsame von Parasitismus, geschlechtlicher Zeugung und Biochemismus besonders deutlich wird. Erwähnt wurde schon die Tatsache, daß bei intraperitonealer Injektion von Spermien das Blutserum der Tiere eine spermiozide und agglutinierende Wirkung Spermien gegenüber erhält (Moxter). Sodann ist von Wassermann und Jolles gezeigt worden, daß Serum von Syphilitikern bei Seeigeleiern den Furchungsprozeß auslöst. Ferner ist noch bedeutsam die Tatsache, daß das Eiweiß des Embryos auf den mütterlichen Organismus als artfremdes wirkt und in ihm dieselben Störungen hervorruft, wie jedes andere artfremde Eiweiß; es besteht wenigstens kaum ein Zweifel, daß die in den meisten Fällen tödliche Eklampsie der Schwangeren auf ihre Infektion mit dem Fruchtwasser zurückzuführen ist. Und endlich hat Wolff-Eisner nachgewiesen, daß auch das Heufieber eine anaphylaktische Erkrankung ist, indem das Eiweiß der Pollenkörner von Adoxantum odoratum, ins Blut gelangt, dort dieselben Störungen hervorruft wie jede andere Infektion. Diese Tatsachen zeugen für einen innigen Zusammenhang zwischen dem Parasitismus und der geschlechtlichen Zeugung; denn wenn die männlichen Keimzellen dem Blutserum gegenüber ihre parasitäre Natur nicht verleugnen, so ist daran nicht zu zweifeln, daß sie sie auch den weiblichen Keimzellen gegenüber besitzen. Diese Tatsachen zeugen aber auch dafür, daß der Kampf ums Dasein schon bei Wesen niedrigerer Organisation, als sie die Zellen darstellen, vorhanden ist, daß er schon im unteren Reiche der Organismen, dem der kleinsten Lebewesen, wirkt und webet.

Mögen sich nun auch einzelne Anschauungen Darwins über das Verhältnis von Variabilität und Auslese zueinander im Laufe der Zeit als unrichtig erwiesen haben, auf eine Überwindung der gesamten darwinistischen Theorie, wie sie O. Hertwig erstrebt, wird man zu Unrecht hoffen. Der Fortschritt der biologischen Wissenschaften wird das Prinzip des Kampfes ums Dasein, das Prinzip der natürlichen Auslese, nicht erschüttern und nicht beseitigen; im Gegenteil, er wird es festigen und zu umfassenderer Geltung erheben.

Zur Geschichte der Berliner Bordelle.

Von Dr. jur. Hans Schneickert
in Berlin.

Durch Königliche Kabinettsorder vom 5. August 1844 wurde die Aufhebung der Bordelle in Berlin mit Wirkung vom 1. Januar 1845 ab befohlen, und seitdem wurden solche hier keine mehr errichtet. Eine der ersten Folgen dieser Maßregel war die vollständige Ratlosigkeit der mit der Handhabung der Polizei zunächst beauftragten Behörden, die teils aus dem Mangel an neuen gesetzlichen Bestimmungen, teils aus der Neuheit der Lage, in welche die Polizei der Prostitution gegenüber versetzt worden war, die nun weder in den bis dahin gemachten Erfahrungen, noch in den bisher angewendeten Mitteln eine Abhilfe zu finden vermochte. In den damals geltenden Bestimmungen des § 999 des Allgem. Landr. Teil II, Titel 20 war vorausgesetzt worden, daß von der Polizei geduldete Bordelle vorhanden seien. Dieser Paragraph lautet: „Liederliche Weibspersonen, welche mit ihrem Körper ein Gewerbe treiben wollen, müssen sich in die unter Aufsicht des Staates geduldeten Hurenhäuser begeben." Gegen die Unzucht überhaupt gab es dagegen keine Strafgesetze.

Im April 1850 wurde der Berliner Syphilidologe Dr. Fr. J. Behrend vom Ministerium des Innern beauftragt, das Verfahren anzugeben, welches für die in Berlin etwa wieder zu gestattenden Bordelle von ihm für notwendig erachtet werde. In einer umfangreichen Denkschrift, die unter dem Titel: „Die Prostitution in Berlin und die gegen sie und die Syphilis zu nehmenden Maßregeln" im Jahre 1850 im Verlag von Palm und Enke in Erlangen erschienen ist, sind auf Grund amtlicher Quellen folgende Tatsachen der Vorgeschichte der Aufhebung der Bordelle in Berlin zu entnehmen.

Das älteste Freudenhaus bestand in der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts in der Rosenstraße in Berlin. Es war förmlich privilegiert und mußte dem Stadtrate, behufs der nötigen Beaufsichtigung, vierteljährlich eine Abgabe von einem halben Schock Groschen zahlen. Die Disziplin über die Dirnen führte der Scharfrichter von Berlin aus. Nach den Ratsstatuten aus dem Jahre 1486 mußten die Dirnen, die wie einige andere Gewerbe als unehrlich galten, um sich von den ehrlichen Frauen und Jungfrauen zu unterscheiden, kleine Mäntelchen in Form von Schleiern auf dem Kopfe tragen. Auf die mannigfaltig wechselnden Strafen und Maßnahmen gegen die „fahrenden Weiber" und die Winkelhurerei soll hier nicht näher eingegangen werden.

Der 30jährige Krieg, der fast auf alle damaligen Verhältnisse in Deutschland auflösend wirkte, lockerte auch die eben begonnene Sittenpolizei. Unter der Regierung des Kurfürsten Friedrich III. hatte sich die Zahl der Dirnen in der Stadt Berlin und nächsten Umgebung sehr angehäuft, so daß an den

Stadtrat im Jahre 1690 der strenge Befehl erging, solche Personen aufzugreifen und in das Zucht- und Spinnhaus in Spandau abzuliefern. Um die Überwucherung der Prostitution wirksam zu bekämpfen, wurde sogar befohlen, sämtliche Freudenhäuser in Berlin auszurotten und die Dirnen im Spandauer Zucht- und Spinnhause einzusperren. Man glaubte damit das Übel mit der Wurzel zu vertilgen. Aber alle noch so scharfen Maßnahmen konnten das Übel der Prostitution nicht beseitigen, so daß man gezwungen war, die Freudenhäuser wieder zu dulden.

Bei den neuen Vorschriften machte zum ersten Male das sanitätspolizeiliche Moment sich geltend, was um so verwunderlicher war, als die Syphilis schon um mehr als anderthalb Jahrhunderte über Europa sich zu verbreiten begonnen hatte. Allein die Folgen des 30jährigen Krieges und der höchst mangelhafte Zustand des Medizinalwesens in früherer Zeit gibt eine genügende Erklärung dafür. Der sanitätspolizeiliche Gesichtspunkt mußte aber sogleich entschieden in den Vordergrund treten, da die Sorge für die öffentliche Gesundheit ein wichtiger Teil der Landespolizei wurde, eine Sanitätsbehörde begründet und für Unterricht im ärztlichen Wissen gesorgt worden war.

Nach dem ältesten Berliner Bordellreglement aus dem Jahre 1700 mußte in jedem Viertel der Stadt ein dazu bestellter Chirurgus forensis die Dirnen alle 14 Tage untersuchen, was die Mädchen mit je zwei Groschen zu honorieren hatten. Bei festgestellter Krankheit wurde das Mädchen in den Pavillon für Geschlechtskranke in die Charité geschickt, wo sie unentgeltlich geheilt wurde.

Dieses älteste Bordellreglement hatte bis zum Jahre 1792 Geltung und war auch für die später folgenden vorbildlich geblieben.

Einen höchst nachteiligen Einfluß auf die Prostitution und deren Einschränkung durch polizeiliche Maßregeln hatte der 7jährige Krieg. Eine im Jahre 1717 vorgenommene Visitation der Hurenwinkel und Bordelle brachte die Überzeugung, daß die liederlichen Frauenzimmer größtenteils Soldatenkinder waren, welche aus Mangel an Erziehung und schicklichem Broterwerbe das Laster zu ihrem Gewerbe gemacht hatten. Die Spinn- und Zuchthäuser waren nur zu bald angefüllt worden und alle bisherigen Mittel zur Zerstörung des Übels waren nicht ausreichend, solches in der Wurzel zu tilgen. Andere Mittel wußte man nicht sogleich anzuwenden, und so sah man sich genötigt, dem Hange zur Ausschweifung durch die größere Toleranz von öffentlichen Freudenhäusern, die man der polizeilichen Aufsicht strenge unterwarf, aufs neue ein Ableitungsmittel zu verschaffen. Die Zahl solcher Häuser vermehrte sich mit der Zunahme der Bevölkerung und dem Zuflusse vieler Fremden und der Vergrößerung der Garnison unter dem Könige Friedrich II., besonders nach Beendigung des 7jährigen Krieges immer mehr, so daß im Jahre 1780 an 100 solcher Häuser vorhanden waren, in deren jedem 7 bis 9 Mädchen gehalten wurden. So berichtete Fidicin über die damaligen unhaltbaren Verhältnisse.

Die wiederholten Versuche, die Bordelle in Berlin gänzlich aufzuheben, hatten sich immer durch größere Zunahme der Winkelhurerei bestraft. Man hatte die feste Überzeugung gewonnen, daß, um von zwei Übeln das kleinste zu wählen, die Prostitution unter polizeilicher Beaufsichtigung eine gewisse Duldung erfahren müsse und daß diese Duldung ein besseres Mittel sei, den traurigen Folgen dieses untilgbaren Gebrechens der Gesellschaft zu begegnen, als der vergebliche Versuch, es gewaltsam auszurotten.

Im Jahre 1791 wurden auf Vorschlag des Polizeipräsidiums durch Reskript des Generaldirektoriums, der damals zuständigen Ministerialinstanz, neue Grund-

sätze aufgestellt, die eine Besserung der sitten-, sicherheits- und sanitätspolizeilichen Maßnahmen bedeuteten. Bemerkenswert ist der folgende neue Grundsatz, um dessen Bestand auch heute noch bei der neuzeitlichen Bevölkerungspolitik gekämpft werden muß: „Eine mit venerischer Krankheit behaftete Manns- oder Frauensperson, die überführt wird, in solchem Zustande den Beischlaf ausgeübt und den anderen angesteckt zu haben, soll neben Erstattung der Heilungskosten, auch des etwaigen sonstigen Interesses, mit dreimonatiger Zuchthaus- oder Festungsstrafe belegt werden oder dieses Vergehen mit 100 Talern Geldstrafe verbüßen." Hier sei eingeschaltet, daß gegenwärtig ein Antrag des Reichstagsausschusses für Bevölkerungspolitik folgenden Wortlaut hat: „Der Herr Reichskanzler soll ersucht werden, eine Ergänzung des Reichsstrafgesetzbuches durch eine Gesetzesvorlage nach der Richtung zu bringen, daß jede Person, die, obwohl sie weiß oder wissen mußte, daß sie geschlechtskrank ist, trotzdem geschlechtlich verkehrt, bestraft werden kann." Eine ähnliche Bestimmung enthielt schon der Art. 76 des schweizerischen Vorentwurfes zu einem Strafgesetzbuch vom Jahre 1903.

In dem Reskript von 1791 tritt zum ersten Male auch der Schutz der Jugend in den Vordergrund, insbesondere in der Anweisung, Minderjährige von der Einschreibung als Dirne fernzuhalten.

Das von 1792 bis 1829 in Kraft gewesene Reglement führte den Titel: „Verordnung wider die Verführung junger Mädchen zu Bordells und zur Verhütung der Ausbreitung venerischer Übel" und enthielt 24 ausführliche Paragraphen; die §§ 11 und 12 setzten die Strafbestimmungen für die schuldhafte Ansteckung mit Geschlechtskrankheiten fest. Es war damals auch eine besondere „Hurenheilungskrankenkasse" eingeführt worden [1]), um die Bordellwirte von den ihnen schwer fallenden Kur- und Verpflegungskosten in der Charité zu entlasten, da sie andernfalls zu leicht zur Verschweigung von Krankheiten ihrer Bordellinsassen neigten. In diese Kasse mußte jeder Bordellwirt für jede Dirne, die er hielt, 6 Groschen zahlen. Um die Einkünfte dieser Kasse später zu erhöhen, wurden durch Reskript vom Dezember 1795 sämtliche Bordelle in Berlin, je nach der Art ihrer inneren Ausstattung und der ungefähren Schätzung der dort verkehrenden Kunden in drei Klassen eingeteilt. Es gab damals 6 Bordelle erster Klasse mit 16 Dirnen, 8 zweiter Klasse mit 33 Dirnen und 40 Bordelle dritter Klasse mit 141 Dirnen, zusammen 190 Dirnen, wozu noch 67 sogenannte „Einspännerinnen" kamen, d. h. Dirnen, die außerhalb der Bordelle wohnen durften, insgesamt demnach 257 eingeschriebene Prostituierte.

Mit dem Jahre 1800 wurde das Polizeipräsidium wiederholt angewiesen, dahin zu wirken, daß die Zahl der eingeschriebenen Dirnen und somit auch die Zahl der Bordelle sich vermindere, und daß außerdem die Winkelhurerei nach wie vor auf das ernstlichste verfolgt werde. Als darauf gegen das Jahr 1795, trotzdem die Bevölkerung um fast 20 000 Seelen zugenommen hatte, und trotzdem der Fremdenverkehr bei den großen politischen Bewegungen in anderen Ländern in hohem Grade gegen früher vermehrt war, die Zahl der Bordelle und der Eingeschriebenen sich wieder um vieles vermindert hatte, wurde dies als Beweggrund angesehen, auf die gänzliche Unterdrückung dieses damals zuerst so benannten „schändlichen Polizeiinstituts" hinzuwirken. Traten Klagen ein, daß die Winkelhurerei dagegen übermäßig zunähme, so wurde diese Zunahme gewöhnlich der Nachlässigkeit der Polizei beigemessen, die nicht strenge

[1]) Solche Kassen gibt es auch heute noch; z. B. in Hildesheim (vgl. die „Polizei" 1916/17, S. 419).

genug in der Verfolgung derselben sich zeige. Auf Grund solcher Klagen, ganz besonders aber auf die Beschwerde, daß die Geschlechtskrankheiten unter den Soldaten sich sehr zu verbreiten beginne, ließ die Polizei eine genaue Untersuchung anstellen. Aus dem Bericht des damaligen Stadtphysikus ging mit Bestimmtheit hervor, daß die Syphilis weniger durch die eingeschriebenen Dirnen, als durch die Winkelhuren verbreitet worden sei, daß die Zahl der letzteren bedeutend zugenommmen, und zwar in dem Maße, als die Zahl der eingeschriebenen Dirnen abgenommen hatte. Aus diesem Grunde fühlte sich der Stadtphysikus gezwungen, eher für eine zu gestattende Vermehrung der Bordelle, als für ein Anstreben auf Verminderung derselben sich auszusprechen.

Die unglückliche Zeit, die im Jahre 1809 auf Preußen hereinbrach und alle Bande der Gesellschaft lockerte und löste, gestattete auch der Prostitution eine Freiheit, die sie sehr lange nicht gehabt hatte. Es wurden infolge dieser Verhältnisse und der Überzahl fremder Truppen, womit Berlin und Potsdam überzogen worden waren, weit mehr Bordelldirnen und „Einspännerinnen" als früher eingeschrieben. Aber trotzdem hatte die Menge der Winkeldirnen so zugenommen, daß alsbald sehr üble Folgen sich bemerkbar machten. Namentlich wurde die Syphilis in hohem Grade verbreitet.

Als endlich General von Wrede von Potsdam aus ernstliche Beschwerde erhob, daß fast alle seine Kavalleristen syphilitisch angesteckt worden seien und ernstliche Maßregeln dagegen verlangte, wurden genaue Untersuchungen vorgenommen, die ergaben, daß von sämtlichen eingeschriebenen Dirnen augenblicklich nur eine einzige geschlechtskrank war. Dagegen wurden allein in Potsdam an 200 mit Syphilis behaftete Winkeldirnen ermittelt. Ferner ergab sich, daß noch außerdem an 200 bis 300 Frauenspersonen sich herumtrieben, die brotlos oder der Arbeit entwöhnt waren und der Gewerbsunzucht nachgingen. Darunter waren ganz junge Mädchen von 12 und 13 Jahren, die sich den französischen Soldaten anhingen. Auch das Verbot gegen die Verbindung der Bordelle mit Tanzböden und Schankwirtschaften wurde nicht mehr beachtet. Darüber beklagte sich besonders das französische Gouvernement, da nicht nur ein großer Teil der französischen Garnison Berlins syphilitisch angesteckt worden war, sondern auch mehrere Bordelle in eigentliche Spielhöllen, in denen unaufhörlich Raufereien, Duelle, Selbstmorde und Kassendiebstähle hervorgerufen wurden, sich umgewandelt hatten. Eine im Jahre 1808 vorgenommene Visitation ergab in Berlin 433 eingeschriebene Dirnen, wozu noch etwa 400 notorische Winkelhuren kamen, von denen 60 hochgradig syphilitisch waren. Ein solches Übermaß der Unzucht, die bei der damals sehr verminderten Bevölkerung Berlins (150 000 Seelen) noch um so greller hervortrat, mußte natürlich die Polizei zu der größten Gegenwirkung anregen.

In einem Ministerialreskript vom Mai 1809 wird zum ersten Male die Zweckmäßigkeit der Duldung der Bordelle offiziell in Frage gestellt und betont, daß es auf jeden Fall unschicklich und schädlich sei, solche Wirtschaften zu konzessionieren und ihnen dadurch eine gewisse Sanktion zu geben. In der Antwort, die das Polizeipräsidium auf Grund seiner Erfahrungen darauf geben mußte, war die, daß es zu dem allergrößten Unheile führen würde, die Bordelle aufzuheben oder gar zu sehr einzuschränken; es gab damals nur noch 43 Bordelle in Berlin mit 198 Dirnen, wozu noch 113 eingeschriebene „Einspännerinnen" kamen, zusammen also 311. Die Einwohnerzahl Berlins betrug damals 180 000 Seelen. Ein Erlaß des Ministeriums vom Oktober 1810 verbot u. a. die Duldung der sog. „Einspännerinnen", die entweder

in den Bordellen unterzubringen seien, oder ausgewiesen, oder in ein Arbeitshaus verschickt werden müßten; es war ferner befohlen, daß unter keinen Umständen die Zahl der vorhandenen Bordelle vermehrt werden dürfe, vielmehr mit allen Mitteln eine Verminderung derselben angestrebt werden müsse, daß die Bordelle aus den verkehrsreichen Gegenden in abgelegene Straßen zu verlegen seien und schließlich, daß die Zahl der gegenwärtig eingeschriebenen Dirnen nicht überschritten, auch minderjährige Mädchen durchaus nicht mehr eingeschrieben werden dürfen.

Auf die befohlenen einschränkenden Maßregeln folgte auch schnell, wie vorauszusehen war, das alte Übel, nämlich das starke Anwachsen der heimlichen Prostitution. Die Syphilis verbreitete sich rascher und in größerem Maße als kurz zuvor, so daß im Jahre 1811 die um diese Zeit nicht sehr zahlreiche Garnison von Berlin 305 Venerische zählte. Auf Grund einer neuen Untersuchung, die nur alte Erfahrungen brachte, und auf Grund eines Gutachtens eines Obermedizinalrates, stellte das Polizeipräsidium im August 1811 beim Minister den Antrag, sämtliche einzeln lebende Dirnen zu beseitigen und nur noch in Bordellen zu dulden. Dieser Antrag wurde aber vom Minister abgelehnt, weil die Absicht entschieden dahin gehe, die öffentliche Duldung des Hurengewerbes übérhaupt künftig abzustellen. Wenn die Polizei zugleich, wie in allen anderen Ländern' und auch in den diesseitigen, außer den großen Städten, jede der körperlichen Preisgebung verdächtige Person nötige, ein erlaubtes ehrliches Gewerbe nachzuweisen, wenn das Bekenntnis des Hurengewerbes nicht mehr gewagt werden dürfe, werde es schon dadurch zum Teil unterdrückt und eine große Reihe von Folgen der öffentlichen Liederlichkeit werde abgewendet. Diese Ansicht beweist das Vorherrschen gewisser Dogmen und den daraus entsprungenen theoretischen Standpunkt, von welchem aus höheren Orts die Frage der Prostitution damals aufgefaßt wurde.

Um diese Zeit hatte das Polizeipräsidium wiederholt gegen den grundlosen Vorwurf sich zu verteidigen, daß es die Gewerbsunzucht gleich einem ordentlichen Gewerbe hege und pflege, daß es Verträge dafür schließe, daß es Einkünfte davon ziehe, und daß es bei Zulassung von Dirnen in die Bordelle nicht abmahnend und widerstrebend genug verfahre. Um das Jahr 1812 wird das Polizeipräsidium wiederholt angewiesen, dem Schandtreiben gegenüber eine andere und würdigere Stellung einzunehmen; es antwortete, wie immer, durch Tatsachen, die es durch Untersuchungen genau festzustellen sich bemühte.

Im Jahre 1814 wurde höheren Orts von neuem beim Polizeipräsidium auf Einschränkung und Verminderung der Bordelle gedrungen und die Frage der gänzlichen Schließung derselben in Anregung gebracht. Der Zwang der Verhältnisse hatte aber keine Änderung gebracht.

Mit dem Jahre 1816 kam eine das Bordellwesen betreffende Frage zur Erörterung, welche bis dahin noch nicht angeregt war, nämlich die Frage des Einflusses der Bordelle auf die nächste Nachbarschaft. Diese Frage zieht sich durch die folgenden Jahre hindurch, führt zu Beschränkungen und endet nach mancherlei Episoden mit der Aufhebung der Bordelle im Jahre 1845.

Die Zeit der Einwohnerpetitionen fand erst im Jahre 1839 einen günstigeren Boden, als eine gewisse religiös-asketische oder kirchliche Dogmatik auf die Regierungsmaximen ihren Einfluß auszuüben begannen und nicht mehr mit derselben Unbefangenheit in den verschiedenen Verwaltungszweigen nach dem praktisch Zweckmäßigen und unumgänglich Notwendigen gefragt wurde.

Die Zahl der Bordelle war im Jahre 1841 auf 28 mit 246 Dirnen zurückgegangen, im Jahre 1844, also kurz vor ihrer Aufhebung, auf 24 mit 240 Dirnen.

Der eigentliche Kampf gegen die Bordelle, bei denen mitunter sehr unlautere Privatinteressen mitspielten, begann im Jahre 1840, der durch einen anonymen Brief „einer Anzahl Berliner Bürger" an Prinz Wilhelm, den Onkel des regierenden Königs, ausgelöst wurde, in dem laute Klagen gegen die Bordelle an der „Königsmauer" geführt wurden. Den Brief wurde so dem König in die Hand gespielt, dessen Kabinett vom Polizeipräsidium Aufschluß über die angeregten Punkte verlangte. 1841 gelangte eine neue Beschwerde „mehrerer Bürger Berlins" an das Ministerium und kurze Zeit darauf mischte sich, aufgefordert von einigen christlich und religiös gesinnten Bürgern, das Schulkollegium der Provinz Brandenburg in diese Angelegenheit, dem das Polizeipräsidium eine achtungsvolle, aber entschiedene Zurückweisung der Beschwerde zuteil werden ließ. Die Geistlichkeit ließ aber nicht locker und brachte wiederholt, mit besonderer Wirkung aber bei einer Stadtverordnetenwahl, die Unzucht hinter der „Königsmauer" zur Sprache.

Ein Geistlicher im Verein mit einem Branntweinfabrikanten und einigen Bürgern häufte nunmehr Beschwerden auf Beschwerden an die Ministerien des Innern und der geistlichen Angelegenheiten, und brachte schließlich eine mit 50 gesammelten Hauseigentümer- und Mieterunterschriften versehene wahre Philippika gegen die Bordelle an den Tag und forderte darin von dem damaligen Minister des Innern, dem Grafen von Arnim, die gänzliche Aufhebung der Bordelle. Damit setzte der Erfolg endlich ein, indem im Februar 1843 verfügt wurde, daß die Hälfte der Bordelle außerhalb der Stadtmauer unterzubringen sei. Die Kontrolle der übrigbleibenden Bordelle sollte bis auf weiteres wenigstens sechsmal täglich von Gendarmeriepatrouillen ausgeübt werden. Jede dritte Übertretung der Bordellvorschriften durch den Bordellwirt oder die Insassen habe die sofortige Schließung seines Bordells zur Folge. Sollten diese Maßregeln eine gründliche Besserung des gegenwärtigen Zustandes nicht zur Folge haben, so werde nichts übrig bleiben, als die Aufhebung sämtlicher Bordelle eintreten zu lassen. Für diesen Fall habe jedoch das Polizeipräsidium schon jetzt in vorläufige Erwägung zu ziehen, welche Anordnungen alsdann zu treffen sein werden, um der gewerblichen Unzucht auch dann mit Erfolg entgegenzutreten, wenn Bordelle nicht mehr ausdrücklich konzessioniert, sondern nur insoweit geduldet würden, als die Notwendigkeit es erfordere und die Sorge für Aufrechterhaltung des öffentlichen Anstandes es gestatte. Das Polizeipräsidium erwiderte darauf, daß keine Gegend in Berlin ausfindig zu machen sei, wohin die Hälfte der hinter der „Königsmauer" befindlichen Bordelle zu verlegen wäre, daß aber im unweigerlichen Notfalle bei jedem dritten Übertretungsfalle das Bordell geschlossen und an seiner Stelle ein neues nicht mehr genehmigt werden solle. Damit erklärte sich der Minister einverstanden.

Zu diesem Experiment kam es aber nicht mehr, da die von jenem Geistlichen geleitete Königsmauer-Agitation von neuem begann und dieser Unentwegte sich am 12. März 1844 direkt an den König wandte. Bald darauf wurde durch den Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg beim Minister des Innern erneut die Frage der gänzlichen Schließung der Bordelle angeregt. Inzwischen hatte aber die Vorstellung des Geistlichen beim König vollen Erfolg gezeitigt und am 26. August 1844 wurde dem Polizeipräsidium vom Minister des Innern angezeigt, daß durch königlichen Befehl über eine Immediatvorstellung des Predigers X die hier bestehenden Bordelle bis zum 1. Januar 1846 zu schließen seien. Das Polizeipräsidium habe die nötigen vorbereitenden

Schritte dazu zu tun, damit die Ausweisung der noch in den Bordellen befindlichen Weibspersonen in das Ausland oder in andere Verhältnisse erfolge.

Am letzten Tage des Jahres 1845 wurden in aller Ruhe, und ohne daß eine Störung eintrat, sämtliche Bordelle in Berlin geschlossen und zugleich auch den einzeln wohnenden eingeschriebenen Dirnen die Duldung entzogen. Alle nicht in Berlin heimatberechtigten Dirnen erhielten Marschbefehl entweder nach ihrer Heimat, oder ihren Wünschen gemäß nach den von ihnen bezeichneten Orten außerhalb Preußens. Einzelne Ausnahmen traten nur da ein, wo ein redlicher Broterwerb glaubhaft nachgewiesen wurde, oder wo das betreffende Mädchen gar keine Heimat hatte; in dieser Lage befanden sich Dirnen, die bis zu 15 Jahren in einem und demselben Bordelle verblieben waren.

Kleine Mitteilungen.

Kurze Mitteilung der bisherigen Erfahrungen über sexuelle Perversitäten der Tiere [1]).

Anknüpfend an die betreffenden Fälle, welche Moll [2]) und Bloch [3]) in ihren Werken erwähnen, mögen einige Beobachtungen aus den letzten Jahren, wie sie sich in einigen Zeitschriften zerstreut finden, in aller Kürze hervorgehoben werden. Einleitend möge auf H. Ellis [4]) verwiesen werden, welcher in einer seiner Schriften der sexuellen Perversitäten der Tiere besonders ausführlich gedenkt. So berichtet er auf Seite 168 seines erwähnten Werkes, daß Pferde, welche nur wenig arbeiten, oftmals den Penis so lange hin und her bewegen, bis Samenerguß erfolgt; eine Manipulation, die als Onanie bezeichnet werden muß. Ein Gewährsmann teilte Ellis auch mit, daß Bullen und Ziegenböcke Samenergüsse hervorriefen, indem sie sich aufrichteten und ihre Vorderfüße zum Ausüben des Reizes benutzten. Stuten reiben die Vulva an geeigneten Gegenständen. Hirsche, welche in der Brunstzeit kein weibliches Tier gefunden haben, reiben so lange an Bäumen, bis Samenerguß erfolgt. Ebenso wird berichtet, daß Schafe und Kamele masturbieren. Elefanten pressen den Penis zwischen die Hinterbeine, um Ejakulation zu erzielen. Féré (Perversions sexuelles chez les animaux, Revue philosophique 1897) erwähnt Fälle, in welchen weibliche, ja sogar männliche Tiere (beispielsweise Hund und Katze) Masturbation an den Brustwarzen trieben. Affen sollen selbst in der Freiheit der Onanie sehr ergeben sein, wobei die männlichen Affen die Hand benutzen, um den Penis zu reiben und zu schütteln.

Anschließend an die Darlegungen H. Ellis' möge Lomer [5]) zu Worte kommen, der von Bullen berichtet, welche den Penis so lange in der Vorhaut hin und her bewegen, bis Ejakulation eintritt. Lomer bezeichnet den Affen als den größten Onanisten unter den Tieren. Er führt weiter Féré an, nach welchem junge Hunde Notzuchtsakte an Hühnern verübt haben. Unter anderem soll auch ein Truthahn Hühner, Enten und Gänse nicht verschmäht haben.

Im Jahrgang 1913 der „Sexualprobleme“ finden sich Mitteilungen Heims [6]) über sexuelle Verirrungen bei Vögeln. Er erwähnt einen zahmen Pfau, im

---

[1]) Vorliegende Ausführungen sollen den Zweck haben, zur weiteren Beachtung eines Gebietes anzuregen, das bis jetzt keine weitgehende Behandlung gefunden hat.

[2]) Moll, Untersuchungen über die Libido sexualis.

[3]) Bloch, Sexualleben unserer Zeit. 1908.

[4]) H. Ellis, Geschlechtstrieb und Schamgefühl. 1901.

[5]) Lomer, Geschlechtliche Abnormitäten bei Tieren. Neurol. Zentralbl. 1906.

[6]) Heim, Sexuelle Verirrungen bei Vögeln in den Tropen. „Sexualprobleme“. 1913.

Besitze eines holländisch-indischen Bauern, der einen bestimmten Hahn der großen Hühnerzucht wie einen weiblichen Pfau behandelte. Der Gewährsmann Heims berichtete weiter von einem Gänserich, dessen Ehehälfte überfahren wurde, nach welchem Ereignis er sich mit einem Hund zu schaffen machte. Lag dieser auf der Steinplatte vor dem Hause, so setzte sich der Gänserich auf ihn und brachte es bis zum Samenerguß. Ein einsamer, zahmer Lori-Papagei benutzte die Hand seines Herrn als Mittel zur geschlechtlichen Reizung, was Berichterstatter (Heim) selbst gesehen. Fischer-Sigwart machte Heim von einem Enterich Mitteilung, der einem Kaninchen seine Zuneigung geschenkt, das er regelmäßig betrat und auf dessen Rücken jeweils ein nasser Fleck von der Samenflüssigkeit des Vogels konstatiert wurde.

Von Interesse sind die Darlegungen Jakobs[1], welcher erwähnt, daß männliche Hunde oft ständig an ihrem in Erektion befindlichen Penis lecken (also Auto-Cunnilingus), oder diesen so lange an weichen Gegenständen reiben, bis Samenerguß eintritt. Neu dürfte die Beobachtung Jakobs sein, nach welcher die onanierende Hündin gerne einen Vorderfuß benutzt, um mit der Pfote oder den Krallen oftmals sehr ungestüm das Vestibulum vaginae, resp. die Klitorisgegend zu bearbeiten, wobei häufig Verletzungen vorkommen. Auch reitet sie häufig unter reibenden Bewegungen auf etwas spitz zulaufenden Gegenständen. Eine stets zu beobachtende Erscheinung ist der Geschlechtsverkehr, oder wenigstens der versuchte Geschlechtsverkehr männlicher Hunde untereinander. Nach Jakob wird dabei der Penis in den After eingeführt, oder am Schenkel, Kopf oder in der Maulregion gerieben. Bei weiblichen Hunden soll gegenseitiges Belecken der Geschlechtsteile vorkommen. Cunnilingus ist überhaupt ein regelmäßiges Vorkommnis bei den Haustieren (Rind, Hund). Ich hatte selbst Gelegenheit zu sehen, wie ein Stier nach dem Koitus die Vulva der Kuh beleckte. Daß männliche Hunde bei läufigen Hündinnen Cunnilingus üben, und diese der Prozedur durch ruhiges Verhalten und Aufrichten des Schweifes entgegenkommen, konnte wiederholt beobachtet werden. Der Cunnilingus dürfte als Anregung und Werbemittel zum Koitus geübt werden und ist in dieser Hinsicht als normale Erscheinung zu werten. Der Cunnilingus der Tiere stellt somit die primitivste Äußerung männlicher Erotik vor, die in der Ritterlichkeit des menschlichen Mannes dem Weibe gegenüber ihren Höhepunkt erreicht, im primitiven Gebaren der Tiere aber sicherlich ihre Wurzel hat.

Auf ein Vorkommnis, welches seltener Erwähnung findet, soll schließlich noch verwiesen werden. Es handelt sich nämlich um abnorme Kopulation bei Insekten, wie sie Weber[2] gesehen und geschildert hat. Weber bemerkte am 14. Mai 1914 in einem Behälter, in welchem männliche und weibliche Maikäfer gehalten wurden, drei eng beisammensitzende Männchen. Bei näherer Betrachtung ergab sich, daß das eine Männchen sein Kopulationsorgan in die Kloakentasche des zweiten Männchens eingeführt hatte, welches mit eventriertem Kopulationsorgan dasaß. Laboulbène machte eine ähnliche Beobachtung. Bei dem passiven Individuum war in seinem Falle der Kopulationsapparat nicht ausgestreckt. Von gleichen Fällen (wie die beschriebenen) berichten Noel, Maze, Féré. Die entsprechenden Darlegungen beziehen sich auch auf andere Käfer, so auf Lucanus, Rhizotrogus, auch Männchen verschiedener Gattungen wurden in abnormer Kopula gesehen. Gadeau de Kerville (Perversions chez les Coléoptères males, Bull. Soc. Eut. France LXX. 1896) erklärt diese Erscheinung als „pédérastie par necessité", welche nach ihm geübt wird, wenn die Männchen keine Weibchen finden, zum Unterschied von der „pédérastie par goût", welche — wie im Falle Webers — trotz vorhandener Weibchen betrieben wird.

---

[1]) Jakob, Diagnose und Therapie der inneren Krankheiten des Hundes. 1913.
[2]) Weber, Abnorme Copula bei Melolontha vulgaris. Zool. Anz. 1916. Bd. 46. S. 219.

Eine Erklärung für die sexuellen Perversitäten der Tiere zu finden, hält schwer; wahrscheinlich spielt die „pédérastie par necessité“ doch eine wesentliche Rolle. Der Detumeszenztrieb drängt stürmisch nach Entspannung, so daß ein männliches Tier, ohne erst nach dem Weibchen lange zu suchen, irgendein Objekt angeht, um sein Sperma abzusetzen. Für diese Ansicht spricht auch Floerickes[1]) Mitteilung, nach welcher Gras- und Wasserfrösche, die zur Paarungszeit kein Weibchen gefunden, Fische anfallen, um dem Umklammerungsreflex Genüge zu leisten. Fehlt schließlich das Weibchen überhaupt, wie etwa in den Fällen Heims, so ist es begreiflich, daß die Männchen in ihrer sexuellen Erregung sich irgendeinem anderen Lebewesen zuwenden. Wird der abnorme, sodomitische[2]) Geschlechtsverkehr lange Zeit fortgesetzt, so wird er so zur Gewohnheit, daß er später dem normalen Koitus vorgezogen wird, auch wenn diesen zu üben Gelegenheit vorhanden ist. L. R.

Zur Frage der psychischen Geschlechtscharaktere.

Von Dr. Ernst Ulitzsch, z. Z. Insel Ösel.

Einer Notiz der „Vossischen Zeitung“ (andere als Zeitungsliteratur steht einem auf Ösel augenblicklich schwer zur Verfügung) entnahm ich die Nachricht, daß es durch ein Heilverfahren Steinachscher Methode gelungen sei, bei einem Homosexuellen die Umwandlung des psychischen Sexualcharakters zu erzielen. Freilich war dies eine Zufallstherapie, als man gerade einen Hoden exzerpieren mußte, und auch der betreffende Homosexuelle vor der Frage der Kastration stand. Selbstverständlich würde dies an der Frage an sich nichts ändern, selbst wenn Steinachs Methode vorläufig immer ein Spiel des Zufalls bleiben sollte. Denn nichts hindert, zu glauben, daß es in Zukunft gelingen werde, ein Serum zu erzielen, das die Exzerption der Hoden überflüssig macht. Indem möchte ich, immer auf jener Zeitungsnotiz fußend, doch folgende Bemerkungen machen:

Bei Steinachs Experimenten mit Ratten war es verhältnismäßig einfach, die Resultate zu beobachten. Die schon damals daran geknüpften Hoffnungen gleicher Ergebnisse beim Menschen wagte ich seinerzeit mit einigen Fragenzeichen zu beantworten, da psychische Elemente bei Tieren kaum in Frage kommen. Wir haben augenblicklich (und vielleicht immer) nur den einen Maßstab zur Wertung der Geschlechtsveranlagung: das ist die offene Aussage. Wenn ein Durchschnittsmensch behauptet, heterosexuell zu sein, so glaubt man ihm, weil man gar nichts anderes erwartet. Der Beweis dafür ist aber auch, wie bei mathematischen Grundsätzen, schwierig, oder überhaupt nicht zu erbringen. So beruhen die Heilungen Homosexueller, die man nach den verschiedenen Therapien unternommen hat, letzten Endes immer auf den Aussagen der Betreffenden, da sich ein wissenschaftlicher Beweis dafür eben leider nicht führen läßt. Einstweilen auch bei Steinachs Methode nicht.

Bei jener ersten Heilung ist als Beweis Heirat und spätere Abscheu vor homosexuellen Akten angegeben worden. Daß eine Heirat nichts beweist, leuchtet jedem Kenner der Literatur ein. Man schätzt wohl nicht zu hoch, wenn man annimmt, daß $^3/_5$ aller Homosexuellen verheiratet ist. Und der in Worten bekundete Abscheu muß auch in gutem Glauben hingenommen werden. Der Frage, wie weit Homosexuelle fortpflanzungsfähig sind, ist noch nicht nähergetreten worden; daß es viele sind, steht fest. Eine Anzahl homosexueller Väter scheint ihre besondere Geschlechtsveranlagung auf die Nach-

[1]) Floericke, Kriechtiere und Lurche Deutschlands.

[2]) Unter Sodomie kann man den Geschlechtsverkehr zwischen Vertretern verschiedener Arten verstehen.

kommenschaft zu vererben; dagegen sind mir auch Fälle bekannt, in denen eine Nachkommenschaft vorhanden war, an deren Heterosexualität nie ein Zweifel laut wurde. Manchmal waren einige Kinder heterosexuell, andere homosexuell, und zwar sowohl Knaben als Mädchen, so daß in Wirklichkeit noch viele Geheimnisse dunkeln.

Die Wirksamkeit der Steinachschen Methode aber müßte sich auf dem umgekehrten Wege ergeben, wenn man einem Heterosexuellen die Hoden eines Homosexuellen einnähte. Träte dann Homosexualität auf, so wäre ein Teil des Beweises erbracht. Wie verhält es sich aber nun mit der Bisexualität, der ja ein großer Prozentsatz der Forscher an sich zweifelnd gegenübersteht. Die Annahme läge nicht fern, daß der eine Hoden heterosexull, der andere homosexuell reagierte. Auch wäre es interessant, die Reaktion zu erfahren, falls nur ein heterosexueller Hoden eingeflickt würde und der andere homosexuelle an Ort und Stelle zurückbliebe.

Gesetzt, durch Steinachs Methode wäre uns ein Mittel in die Hand gegeben, das Geschlecht des Menschen nach Belieben willkürlich zu vertauschen, so ließe sich das erfolgreich doch nur bei jüngeren Individuen durchführen. Denn neben dem Geschlechtlichen laufen so viele davon ausstrahlende Fäden, daß eine Operation eines Erwachsenen sie nicht ohne weiteres zerreißen könnte. Das Weltbild eines Heterosexuellen muß ein anderes sein, als das des Homosexuellen — vielleicht sogar des Junggesellen ein anderes, als das des Familienvaters. Wie ich mir nicht vorstellen kann, daß es einem nach Steinach operierten Heterosexuellen ein Leichtes sein würde, in das gleichgeschlechtliche Lager zu schwenken, so wird ein etwa im Mannesalter stehender Homosexueller seine Vergangenheit und seine von der Sexualität beeinflußte Weltanschauung nicht von sich abstreifen können wie eine Schlangenhaut. Eine so vollständige Umwandlung wie bei den Experimentalratten kann sich beim Menschen nicht in kürzerer Zeit vollziehen, wahrscheinlich wird ein vollkommenes Abreagieren überhaupt nicht möglich sein. Unsere Weltanschauung, mehr noch unsere Phantasie, sind meist nichts als kritische Niederschläge der Erlebnisse; zum mindesten ist erwiesen, daß die Erlebnisse unsere Phantasie stark in wunschgemäße Bahnen lenken. Nun hat aber jeder Mensch immer nur dieselben typischen Erlebnisse — von Äußerlichkeiten abgesehen, und selbst die werden von den Wünschen in einer bestimmten Richtung widergespiegelt — da eben jeder triebhaft dieselben Situationen zu wiederholen sucht — komplementär der erotischen „Lieblingssensation". Kann man annehmen, daß alle diese Erlebnisse nun infolge der Hodenoperation vergessen — unterdrückt im Sinne Freuds — werden? Wohl nicht. Denn es müßte sonst eine Lücke im Gedächtnis entstehen, da durch den Filter der sexuellen Welt- und Moralanschauung schließlich auch das mechanische Wissen getropft ist.

Die aus der Naturwissenschaft hervorgegangene Sexologie operiert mit den dort verwendeten Ausdrücken männlich und weiblich. Durch die vielfache Verwendung, die diese beiden Wörter gefunden haben, ist aber ihr Inhalt verbraucht, so daß sie jetzt nicht viel mehr als leere Hülsen sind. Denn was ist beim Menschen eigentlich männlich und was ist weiblich? Grob gesprochen, nicht einmal die Geschlechtsteile, die zum Teil rudimentär beim anderen Geschlecht nachzuweisen sind. Die medizinische Auffassung vom Körperbau ist hier beeinflußt von dem in Statuen uns hinterlassenen Schönheitsideal der Griechen. Aber wie wenig moderne Menschen entsprechen dem noch! Und wenn nun, vom Körperlichen zu schweigen — seelische Eigenschaften in Frage kommen, welche kann man nur für die Männer, und welche nur für die Frauen mit Beschlag belegen? Wer sich in völkerkundliche Studien vertieft, wird schließlich erkennen, daß die Diagnose der Männlichkeit oder der Weiblichkeit sowohl eine ethnologische, als historische und soziologische Frage ist. Die Auffassung schwankte in den verschiedenen Jahrhunderten bei den verschiedenen Völkern — und noch heute

erscheint ein Diplomat „feminin“ einem Rollkutscher gegenüber — äußerlich wenigstens.

Denn wir haben erfahren, daß es für die „Seele“ (bildlich gesprochen) nicht von Belang ist, was für ein Körpergehäuse sie bewohnt. Wir sehen Männer, deren Körper eine starke Annäherung an die weichen Formen der Frauen zeigt, die Charaktereigenschaften besitzen, die zumeist Eigentum der Frauen sind und dennoch einwandfrei heterosexuell sind. Casanova, dieser beste Frauenkenner, hielt es sogar für vorteilhaft, wenn ein Mann starke Annäherung an die Frau zeige, da sie dann leichter zu gewinnen sei. „Ein Mann von ausgeprägter Männlichkeit macht nie lange Eindruck bei den Frauen; er wirkt auf sie teilweise erheiternd, teilweise abschreckend.“ Wenn man die modernen und historischen Frauenlieblinge betrachtet, scheint aus Casanova nicht nur sein Zeitalter zu sprechen, das ja allgemein für feminin erklärt wird — wie weibisch erscheinen alle Don Juans, zum anderen sehen wir, daß nicht alle Homosexuellen sich in den Körperformen den Frauen nähern, ja, daß einige von jener potenzierten Männlichkeit sind, für die Frauen, bei heterosexuellen Männern, kein Verständnis mehr haben. Wie überall, so sind auch im Geschlechtlichen alle Dinge im Fluß. Wird hier wirklich die Sexualchirurgie Grenzpfähle errichten können, innerhalb derer man jenseits von Gut und Böse lebt?

Die Bibliographie der sexuellen Zwischenstufen

(mit besonderer Berücksichtigung der Homosexualität) aus den Jahren 1913 bis in das Jahr 1917 (mit Ausschluß der Belletristik).

Referierend und kritisch dargestellt von Numa Praetorius.

(Fortsetzung.)

B. Senf und Blüher.

Anklänge an die Theorien der Freudianer finden sich bei Senf und besonders bei Blüher, obgleich beide doch wieder ihre eigenen Wege gehen.

Senf, Max Rudolf, Dr. jur., **Narzißmus** in den „Sexualproblemen“ von Marcuse. März 1913.

Verf. hat schon in früheren Schriften seine etwas verwickelte und dunkel gefaßte Ansicht von der Entstehung der sexuellen Anomalien, insbesondere der Homosexualität auseinandergesetzt, so in seinem Buch „Das Verbrechen als strafrechtlich-psychologisches Problem“ (Hannover, Helwingsche Verlagsbuchh. 1912), ferner in dem Aufsatz: „Geschlechtstrieb und Verbrechen“. Mit einem Anhang: „Zur Psychologie des Lustmörders“. In dem Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik von Groß Bd. 48. H. 1 u. 2 (16. Juli 1912). (Beide von mir eingehend besprochen in dem Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen Januar 1914. S. 100—111.)

Danach huldigt Senf im Grund der Theorie der die Homosexualität erzeugenden zwingenden psychischen Assoziationen, die aber nicht intra vitam, sondern durch Generationen hindurch sich bildeten und Gefühlserscheinungen hervorbrächten, bei denen die echte Homosexualität das letzte Glied darstelle. Sie ergäbe sich nicht aus der an und für sich anzuerkennenden bisexuellen Anlage des Menschen, sondern sei als sekundäre Neubildung aufzufassen, die besonders durch Mikroskopie, d. h. den Anblick der Erregung eines anderen Mannes gefördert werde; allmählich entwickle sich das Streben, diese Erregung selbst zu genießen und daraus: beim virilen Homosexuellen der Wunsch des Besitzes des anderen Mannes, beim femininen die eigene Substituierung als Objekt dieser Erregung ähnlich wie das Weib.

In dem obigen Aufsatz läßt nun Senf aus dem homosexuellen Charakter, der selbst aus der Dissolution des normalen sexuellen Erlebnisses entstehe, den Assoziationskomplex des „Narzißmus“ sich entwickeln, der verschiedene Gruppen umfasse, in denen die eigene Person zum Mittelpunkt und Gegenstand des Geschlechtslebens gemacht werde.

Er unterscheidet: 1. Integritätserotik, d. h. das Bewußtsein, daß die eigene sexuelle Anziehungskraft durch die Unberührtheit geschaffen, gesteigert und unterhalten werde, daher der Drang des Niemalsunterliegens. Man finde diese Form namentlich bei Frauen und Homosexuellen.

2. Die Inspirationserotik, d. h. die sexuelle Entspannung und die Quelle aller Wollust, werde in dem eigenen seelischen Wirken gefunden. Der Zustand führe zur sog. romantischen Liebe, die alle Lebensverhältnisse in die Emotionen der Liebe auflösen, ferner zur Belanglosigkeit der Geschlechtsunterschiede des Liebesobjekts, da nur die aus dem Verkehr mit einem bestimmten Typus Mensch, aus bestimmter Situation oder Milieu (abenteuerlicher, raffinierter usw.) sich ergebenden Stimmungsfaktoren maßgebend seien. Der Inspirationserotiker könne daher leicht homosexuellen Reizen unterliegen.

3. Die Konturerotik, d. h. die Freude an den Linien des eigenen Körpers, das wollustbetonte, die sexuelle Entspannung vermittelnde Fühlen der eigenen Körperlichkeit; sie könne zur Lust am gleichgeschlechtlichen Körper führen, doch handle es sich nicht um wirkliche Homosexualität, weil das Liebesgefühl fehle und das etwa vorhandene Wohlgefallen am Körperlichen niemals erotischer Selbstzweck sei.

Bei allen narzistischen Formen habe wohl der homosexuelle Faktor in der Aszendenz eine Rolle gespielt. Vielleicht habe sich auf dem Boden der die Lust am Begehrtwerden in sich schließenden femininen Homosexualität die Integritätserotik herausbildet, ferner bei einer Mischung der genialen mit der homosexuellen Anlage durch Zurücktreten der letzteren die Inspirationserotik, während die Konturerotik eine zur Unkenntlichkeit verkümmerte homosexuelle Anlage darstelle.

Die behaupteten Zusammenhänge zwischen sog. Narzißmus und Homosexualität sind recht fraglich. Regelmäßig hat die Homosexualität jedenfalls mit Narzißmus nicht mehr und nicht weniger zu tun als die Heterosexualität.

Wenn man allerdings den Begriff des Narzißmus statt ihn auf die charakteristische sexuelle Anomalie einer Art Autoerotismus zu beschränken (wie dies auf gewisse Fälle von Onanie zutrifft), im Sinne von Senf auf die verschiedensten psychosexuellen Bestandteile ausdehnt, kann man schließlich jede Liebe — homo- und heterosexuelle — als Narzißmus bezeichnen, insofern jede in erster Linie physischer und psychischer Betätigungsdrang des eigenen Wesens und jede Libido und Wollust Genuß durch den und am eigenen Körper bedeutet.

Vieles, was daher Senf zum Narzißmus zählt, ist einfach zur Liebessehnsucht nach einem anderen Wesen zu rechnen, so gehört die Zuneigung des reifen Mannes zum Jüngling zur gewöhnlichen Homosexualität und ist nicht, wie Senf will, sog. Inspirationserotik, die sich wesentlich an dem Wieder- und Miterleben längst abgeschlossener Entwicklungsgänge entzünde, denn diese Homosexuellen haben nicht erst als reife Männer angefangen, den Jüngling zu lieben, sondern durchgängig diese Geschmacks- und Triebrichtung seit ihrer Kindheit oder Pubertät besessen, wie z. B. umgekehrt Gerontophile die ihrige nicht etwa im Alter verlieren.

Die Fälle des weiteren, wo nach Senf durch einen bestimmten Typus Mensch oder unter bestimmten Bedingungen der Reiz ausgelöst wird, sind nicht narzistischen Charakters, sondern gehören zur Bisexualität oder zum Fetichismus oder einer Abart desselben.

Mehr noch als Senf wird Blüher von den Theorien Freuds beeinflußt in seinen Arbeiten:

1. **Die drei Grundformen der Homosexualität** in Hirschfelds Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen, in Vierteljahrsheften, 15. Jahrg., Heft 2, 3, 4 (Januar, April, Juli 1913).

2. **Die deutsche Wandervogelbewegung als erotisches Phänomen.** Ein Beitrag zur Erkenntnis der sexuellen Inversion. (Berlin-Tempelhof 1912, Verlag Bernhard Weise) und 2. verbesserte u. vermehrte Aufl. 1914.

3. **Zwei psychosanitäre Forderungen** in den Sexualproblemen von Marcuse. Augustheft 1913.

4. **Niels Lyhne von J. P. Jakobsen und das Problem der Bisexualität.** Eine literaturkritische Studie in „Imago", Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaft (Hugo Heller u. Cie. Leipzig u. Wien).

Blüher weicht zwar in vielen Punkten von Freud ab, wie dieser führt er aber alle möglichen Gefühle auf die Sexualität zurück und bringt die verschiedensten psychischen Erscheinungen mit Verdrängungen des Liebestriebes zusammen. Besonders fußen aber die Auslassungen Blühers auf den Theorien von Benedict Friedländer, die dieser in seinem Hauptwerk „Die Renaissance des Eros Uranios" (1904, Verlag „Renaissance" [Otto Lehmann] Schmargendorf-Berlin, niedergelegt hat, wonach Freundschaft, Geselligkeitstrieb,

ja allgemeine Menschenliebe gleichsam nur Abarten der Erotik seien und ihre Wurzeln aus letzterer zögen, so daß namentlich Freundschaft und Homosexualität ineinander übergingen.

Eine derartige Umwandlung des bisherigen Sexualbegriffes ist falsch, nicht jedes Sympathiegefühl von Mensch zu Mensch ist, wie Blüher meint, sexuellen Ursprungs, nicht jede seelische Zuneigung, jede freundschaftliche, soziale Sympathie zwischen Männern ist als „Inversion“ zu bezeichnen.

„Inversion“ hat bisher bedeutet, und kann nur bedeuten „konträres Geschlechtsgefühl“ und ist synonym mit homosexuellem Gefühl; dem Begriff „Inversion“ eine andere Bedeutung zu geben und doch wiederum auf erotischer Grundlage aufzubauen, wie Blüher es tut, heißt eine Begriffsverwirrung anrichten, eine Verwirrung, die eben mit der Verwirrung des Begriffsinhaltes zusammenhängt, mit der irrigen Meinung, als ob eine scharfe Grenze zwischen Freundschaft und Liebe nicht existiere und „jedes seelische Ereignis den Freund und Gefährten zum Geliebten“ machen könne.

Diese Anschauung ist verkehrt einerseits hinsichtlich der erwachsenen Homosexuellen, weil Freundschaft und Liebe auch bei ihnen in der Regel getrennte Gefühle sind und die Homosexuellen meistens wissen, wen sie lieben und begehren, wer „ihr Fall“ ist und mit wem sie Freundschaft — oft die innigste und herzlichste, aber ohne jedes sexuelle Verlangen — verbindet.

Insbesondere muß gegenüber Blüher bestritten werden, daß im Gegensatz zu den Heterosexuellen bei den Homosexuellen oft nur ein Kontrektationstrieb zum eigenen Geschlecht bestehe, dagegen ein Detumeszenztrieb fehle. Regelmäßig ist ihnen, wie den Heterosexuellen die sinnliche Triebstillung in den Armen des Liebesobjektes Endziel der Wünsche. Dabei ist es auch gleichgültig, welche Form die Betätigung beim Homosexuellen annimmt, ob die extreme Form (seltener) oder andere Modalitäten, vielleicht sogar die leichteste Form — völlige physische Befriedigung schon durch innigste Umarmung und Küsse.

Gerade letztere Form mag dazu verführen, der Homosexualität einen idealeren, vergeistigteren Anstrich anzusinnen, aber zu Unrecht, da auch hier neben dem Kontrektionstrieb Stillung des Detumeszenztriebes am Liebesobjekt vorliegt.

Ja es bleibt sich gleich, ob die Befriedigung des Triebes erzielt wird oder nur das Verlangen danach besteht, denn auch letzteren Falles sind beide Triebe der Kontrektion und Detumeszenz vorhanden.

In der zweiten Auflage seiner obigen Schrift ändert Blüher seine Anschauung von dem häufigen Fehlen des Detumeszenztriebes beim Homosexuellen dahin, daß dieser Trieb bestehe, aber nur der Verdrängung oft anheimfalle.

Das eine ist gerade so unrichtig, wie das andere. Die Sache verhält sich nicht so, wie Blüher sie sich ausmalt, als ob regelmäßig das sinnliche Begehren im Gegensatz zu den Heterosexuellen völlig schlummere und nur durch besondere Umstände, Rausch, heftigen Affekt usw. zum Durchbruch käme.

Dieses nur gelegentliche Erwachen eines sonst schlummernden homosexuellen Trieblebens trifft nur für Ausnahmefälle zu, so z. B. bei bisexuellen Naturen, wo der Trieb zum Weib über den Trieb zum Mann täuschen kann, oder bei Homosexuellen mit besonders schwachem Geschlechtstrieb oder namentlich bei jugendlichen Homosexuellen, ja bei solchen, die erst Mitte der Zwanziger zum klaren Bewußtsein ihrer wahren Natur gelangen und die längere Zeit auch abstinent gelebt oder heterosexuell — aber ohne Befriedigung — verkehrt haben mögen.

Andererseits ist nun aber auch Blühers Ansicht von der Vermengung von Freundschaft und homosexuellem Gefühl erst recht hinsichtlich der Heterosexuellen verfehlt, denn bei diesen besteht eben regelmäßig keine Inversionsneigung und bei ihnen ist kein Raum für die Entstehung konträrsexueller Empfindungen.

Auch hier hat sich Blüher zu seinen unrichtigen Anschauungen wegen des Verhaltens gewisser Jugendlicher verleiten lassen und aus dem öfteren Vorkommen homosexueller Gefühle und Handlungen bei Jugendlichen im Pubertätsalter oder in den ersten Jahren nachher, trotzdem später völlige Heterosexualität sich entwickelt, falsche Schlüsse gezogen.

Wie schon Moll seinerzeit in seiner Polemik gegen Friedländer (vgl. Zukunft vom 27. Mai und 10. Juni 1905) treffend betonte, kann man aus derartigen Zuständen Jugendlicher keine Beweise für die Beurteilung der Gefühle Erwachsener herleiten, insbesondere nicht für eine bei allen Menschen eingewurzelte Inversionsneigung, da es sich bei ersteren nur um die tastenden, irrenden Gefühle in der Zeit des noch unbestimmten Geschlechtstriebes handelt.

Seine Theorien wendet Blüher hauptsächlich auf die Wandervogelbewegung an, die er als ein erotisches Phänomen betrachtet.

Gerade aber weil hier vorwiegend Jugendliche, zum Teil Knaben, darunter auch noch recht junge, in Betracht kommen, sind Schlüsse aus den sexuellen Verhältnissen in dieser Gruppe auf die Homosexualität an und für sich nicht gestattet, selbst wenn die ganze Wandervogelbewegung wirklich nur als erotisches Phänomen zu begreifen wäre.

Mit Recht aber haben Dr. phil. Erich Janke und Dr. med. Hans Janke in Marcuses Sexualproblemen Juni 1913 in einer Entgegnung auf Blühers Auffassung betont, daß die Entstehung des Wandervogels sich ganz ungezwungen aus dem romantischen Hang der Jugend, dem Wandertrieb, dem Spieltrieb usw. erkläre.

Daß auch homosexuelle Erwachsene in dem Wandervogel zu finden sind, ist leicht begreiflich, weil die Wandervogelbewegung einer gewissen Gruppe von Homosexuellen einen besonders günstigen Boden zur sentimentalen — und auch sinnlichen — Befriedigung ihrer Neigung abgibt. Es ist daher des weiteren verständlich, daß solche Invertierte „Zentren und Wirbelpunkte" der Bewegung werden und ihr Interesse für die Jungen wiederum bei diesen Gegenliebe weckt, ohne daß — selbst wenn homosexuelle Handlungen vorkommen — homosexuelle Triebrichtung auf seiten der Jungen vorzuliegen braucht.

Andererseits ist die Behauptung aber ganz übertrieben, daß ohne die homosexuellen Führer die ganze Bewegung undenkbar gewesen wäre; dabei begeht Blüher eben den Fehler, daß er allen mit Verständnis und Interesse die Bewegung Leitenden Inversionsneigung zuschreibt, wobei er dann in den schon gerügten Circulus vitiosus verfällt, bei vielen das sexuelle Begehren als nicht bestehend oder verdrängt zu bezeichnen und doch von Invertierten zu reden.

Unter den Homosexuellen unterscheidet Blüher den Männerheld und den invertierten Weibling, sowie den latent Invertierten.

In den Hauptpunkten dieser Einteilung stimme ich Blüher insofern zu, als es allerdings einen Typus der Homosexuellen gibt, der vom Heterosexuellen im wesentlichen nur durch die konträre Liebesrichtung sich unterscheidet, die keineswegs als pathologisch, als Entwicklungshemmung zu betrachten sei. Nur muß ich den Einwand erheben, daß Blüher in optimistischer Schwärmerei diesen sog. Männerhelden in Wesen, Charakter und Wirkung auf die geliebte Jugend allzu schönfärberisch schildert.

Was den Weibling anbelangt, so sieht Blüher sein charakteristisches Merkmal darin, daß er den Mann nicht wie der Männerheld aktiv liebt, sondern in passiver Form. Das trifft auf viele Effeminierte zu, doch möchte ich mehr in der Gesamtheit der weiblichen Züge, welche bei vielen sogar in körperlichen, androgynen Merkmalen sich ausprägen, die Eigenheit des effeminierten Homosexuellen erblicken, während Blüher diese Zusammenhänge nicht genügend anerkennt, wobei ihm zugegeben werden mag, daß manche recht unsympathische Weiblinge absichtlich Weibliches, ja Weibisches aus sich hervorkehren und „arrangieren".

Sodann darf aber nicht vergessen werden, daß die große Masse der Homosexuellen gleichsam ein Gemisch der beiden Typen, des virilen und des effeminierten, bildet, wie denn auch die Art zu lieben und das Alter des Liebesobjektes die mannigfaltigsten Variationen aufweisen.

Die von Blüher angegebene dritte Kategorie der Inversion, die „latente", kommt auch bei Erwachsenen vor, namentlich bei Bisexualität mit starker heterosexueller Richtung. Jedoch ist es zweifelhaft, ob diese Form häufig ist, als falsch, ja geradezu grotesk muß man aber Blühers Versuch bezeichnen, mit Hilfe der sog. „Verdrängungstheorie" Gegner der Homosexuellen, namentlich die im Wandervogel gegen die Homosexualität eifernden Sittlichkeitsfanatiker (den sog. Verfolgungstyp nach Blüher) als verkappte Homosexuelle, als latente Invertierte zu charakterisieren!

In sozialer Beziehung tritt Blüher nicht nur für Aufhebung des § 175 ein, sondern ihm kommt es hauptsächlich darauf an, daß alle homosexuellen Kräfte zum Segen eines gesunden Volkstums frei werden, damit dadurch insbesondere die nach ihm schädliche Alleinschätzung der Frau und die in der europäischen Kultur sich breitmachende Frauenherrschaft geschwächt werde.

Auch diese Auffassung fußt eben auf der Vermengung der sozialen und freundschaftlichen Gefühle mit den homosexuellen und der Überschätzung der Bedeutung der Homosexualität.

Meiner Ansicht nach würde bei den heutigen sozialen und kulturellen Zuständen einer- und der relativ geringen Anzahl der Homosexuellen andererseits selbst die Beseitigung der moralischen Verfemung der Homosexuellen in den allgemeinen Beziehungen der Geschlechter und der Geltung der Frau keine Änderung hervorbringen, insbesondere erhielten die gesellschaftlichen und freundschaftlichen Verhältnisse zwischen Männern keine andere Gestaltung, etwa indem bloßgelegte homosexuelle Bestandteile zur größeren

Entwicklung gebracht würden, denn regelmäßig enthalten sie eben keine derartigen Bestandteile.

Seine Auffassung von der sexuellen Färbung jeder Zuneigung zu einer anderen Person sucht Blüher in der Besprechung von Jakobsens Roman Niels Lyhne an dem Helden zu exemplifizieren. Infolge seiner Gefühlsgemengselstheorie nimmt er eine Freundschaftserotik Niels Lyhnes an, obgleich er zugibt, daß Jakobsen die Freundschaftsgefühle seines Helden bis zur Kälte abstrakt schildert im Gegensatz zu der verschwenderisch ausgeschmückten Liebe zum Weibe und obgleich er verschiedentlich betont, daß die Inversion Niels Lyhnes der Sinnlichkeit, ja überhaupt jedes sexuellen Begehrens ermangele.

III. Theorie des Erwerbes.

A) Ziemke, Hindersin, Fritsch.

Außerhalb der Freudianer geht wie seit langem der Streit weiter, ob die Homosexualität erworben oder angeboren sei.

In dem Vortrag, gehalten auf der 8. Tagung der deutschen Gesellschaft für gerichtliche Medizin in Münster, 16.—18. September 1912, abgedruckt in der Vierteljahrsschrift für gerichtliche Medizin und öffentliches Sanitätswesen, 3. Folge, Bd. 45, 1. Supplementheft 1913, betitelt: **„Zur Entstehung sexueller Perversitäten und ihrer Beurteilung vor Gericht"** betrachtet Ziemke (Kiel) die Entstehung, der Homosexualität stets als erworben auf Grund sei es psychopathischer Allgemeinkonstitution, sei es bestimmter ausgesprochener geistiger Störungen.

Mitteilung verschiedener Fälle, die Verf. alle für erworben hält, trotzdem er zugibt daß in zweien manches (insbesondere der frühe sexuelle Trieb) für Angeborensein spräche, aber die durch das Spielen mit den eigenen Genitalien in der Phantasie erzeugten sexuell lustbetonten Vorstellungen hätten das okkasionelle Moment gebildet; in einem anderen Falle Prügelszene in der Schule wie ein psychisches Trauma gewirkt.

In einem weiteren Fall (verheirateter Mann, Vater eines Kindes, homosexueller Verkehr erst im 45. Lebensjahr) sei der Umschwung Folge einer auf Grund von Neurasthenie auftretenden sexuellen Impotenz bei fortbestehender Libido, und eines Ersatzes des normalen Verkehrs durch homosexuelle Betätigung. (Ob da nicht Durchbruch längst vorhandener schon in der Impotenz zum Weib sich kundgebender latenter homosexueller Neigung zu sehen ist?)

Weitere Berichte über Fälle von Homosexualität als Ausfluß von Wahnvorstellungen und Zwangshandlungen unter dem Einfluß des chronischen Alkoholismus.

Ausführungen über die Zurechnungsfähigkeit sexuell Abnormer, je nach dem Einzelfall Tatbestand des § 51 Str.G.B. zu bejahen oder zu verneinen. An und für sich bedeute sexuelle Anomalie nicht ohne weiteres Unzurechnungsfähigkeit, sondern nur Vorhandensein eines einzelnen krankhaften Symptoms.

Hindersin, Friedrich von, Landgerichtsrat a. D.: **Zur Vorbeugung der Perversität und Aufhebung des § 175.** Gesetzgeberische Vorschläge in der Zeitschrift „Nord und Süd", Januarheft 1913.

Für die Hauptursache der nach Verf. heute stark um sich greifenden Homosexualität wird gehalten: die allzu häufige Gelegenheit der Knaben den männlichen nackten Körper zu sehen, im Fluß-, Licht-, Luftbad, beim Turnen, Fußball, Ringen usw., dadurch frühzeitiges Erwecken homosexueller Liebe. Beweis einer Verbreitung der Homosexualität infolge derartiger Ursachen, insbesondere des hauptsächlich dem männlichen Körper zugewandten Schönheitstriebes in den Zuständen der alten Griechen zu erblicken.

Dem heute gefährlichen Zustand müsse abgeholfen werden. Jede Entblößung erwachsener Männer vor Knaben zu vermeiden, auch bei Leibesübungen, das Baden Jugendlicher unter 18 Jahren mit Erwachsenen zu verbieten unter Androhung von Geldstrafen. Den § 175 verwirft Verf., insbesondere wegen der bei energischer Durchführung inquisitorischen Durchstöberung des Privatlebens.

Die Gleichstellung der heutigen homosexuellen Zustände mit denen der Griechen ist verfehlt. Heute sind die sozialen Verhältnisse, insbesondere der Frau ganz andere. Die Liebe zur Frau bildet heute für die große Mehrheit der männlichen Jugend das selbstverständliche Ideal und sentimentale Ziel, das regelmäßig unverändert bleibt, auch bei noch so häufigem Anblick männlicher Nacktheiten, der höchstens die geringe Zahl der homosexuell Geborenen oder stark schwankend Veranlagten beeinflussen mag. Übrigens sind heutzutage die Gelegenheiten gemeinsamen entkleideten Zusammenseins von Jünglingen und Männern eher selten und es fehlt gerade noch, in die gesunden

sportlichen und hygienischen, für Körper und Geist höchst wertvollen Bestrebungen der Jugend das Gift der Sexualschnüffelei hineinzutragen.

Fritsch, Gustav, **Das angebliche dritte Geschlecht des Menschen.** Vergleichend anatomisch untersucht. Mit 10 Textabbildungen im Archiv für Sexualforschung von Max Marcuse. Bd. 1, H. 2 (S. 197—220).

Fritsch bekämpft die Auffassung, wonach man berechtigt sei, sexuelle Zwischenstufen, die man auch als sog. drittes Geschlecht bezeichne, anzunehmen.

Diese Ansicht gehe von der falschen Meinung aus, als ob die Uranlage des Menschen eine doppeltgeschlechtlich veranlagte sei.

In weit ausgeholten Darstellungen der Fortpflanzungsarten der Lebewesen, von den niedrigsten bis zum Menschen will Verf. nachweisen, daß die Entwicklung auf Differenzierung des Geschlechts beim Menschen gerichtet sei und nirgends sich Ansätze über eine solche Entwicklung hinaus beim Menschen vorfänden.

Eine hermaphroditische Anlage würde zwei Keimdrüsen voraussetzen. Niemals seien solche erwiesen worden, die Zwitterdrüse bei gewissen sog. Hermaphroditen bedeute nur eine Drüse, meist stellten die Fälle von Zwittertum beim Menschen nur Mißbildungen der äußeren Geschlechtsorgane dar. Überhaupt handele es sich bei den genitalen Mißbildungen um seltene Monstrositäten, die für die Anlage des normalen Menschen nicht beweiskräftig seien.

Der Zweck, den Fritsch verfolgt, ist nicht eigentlich der, an und für sich die Zwischenstufentheorie ihretwegen zu entkräften, sondern wegen der Konsequenzen, die er daraus befürchtet.

Der Schluß des Aufsatzes deckt nämlich ungefähr folgenden leitenden Gedankengang ziemlich deutlich auf:

Fritsch hält die Aufrechterhaltung des § 175 Str.G.B. im Staatsinteresse für wünschenswert; er fürchtet aber, daß die Annahme sexueller auf Grund bisexueller Anlage entstehender Zwischenstufen und die Einreihung der Homosexuellen darunter einen Hauptgrund für die Abänderung des § 175 abgeben könnte.

Würde dagegen die bisexuelle Anlage des Menschen als nicht bestehend und die daraus gezogene Annahme des Angeborenseins der Homosexualität als falsch erwiesen, so entfalle auch ein Hauptgrund für die Modifizierung des Strafgesetzes.

In seinen Schlüssen irrt aber Fritsch völlig. Selbst wenn man annehmen wollte, daß die Uranlage des Normalmenschen keine bisexuelle sei, so beweist das nichts gegen die Auffassung, daß die Homosexualität aus angeborener Anlage, aus eigenartiger Konstitution, aus bisexueller Anlage sich entwickelt hat.

Tatsächlich hat auch ein Forscher, Halban (Die Entstehung der Geschlechtscharaktere. Eine Studie über den formativen Einfluß der Keimdrüse. Archiv für Gynäkologie Bd. 70. H. 2 — von mir besprochen in Hirschfelds Jahrbuch VII 2. S. 709—714) — der besonders eingehend das Verhältnis der konträren Geschlechtsmerkmale zur Geschlechtsanlage bearbeitet hat, angenommen, daß diese konträren Merkmale, wozu er insbesondere die konträre Sexualempfindung rechnet, aus einem hermaphrodischen Ei herrühre, obgleich er annimmt, daß der Normalmensch sich entweder aus einem männlichen oder weiblichen Ei entwickle, obgleich er also für den Normalmenschen keine bisexuelle Uranlage supponiert.

Die Tatsache aber, daß die Homosexualität jedenfalls auf organischer Basis, auf eigenartiger angeborener Konstitution beruht, dürfte nach den (weiter unten) besprochenen Experimenten und Keimtransplantationen an Tieren von Steinach kaum noch ernstlich bestritten werden können. Diese hochwichtigen gelungenen Versuche, die doch jedem, der sich mit den einschlägigen Fragen beschäftigt, zu denken geben müßten, erwähnt Fritsch mit keiner Silbe.

Seit dem Aufsatz von Fritsch sind nun aber von Goldschmidt Ergebnisse von vielleicht noch mehr überraschenden Tierexperimenten veröffentlicht worden (siehe gleichfalls weiter unten), wodurch künstliche Zwischenstufen durch Rassenkreuzungen erzeugt wurden, die wohl zur Annahme der Zwischenstufentheorie beim Menschen zwingen und die Entstehung der Homosexualität auf Grund physischen Substrats außer Zweifel setzen.

Übrigens scheint allerdings Fritsch zuzugeben, daß manchmal die Homosexualität angeboren und konstitutionell bedingt sein möge, aber dieser Tatsache will er dadurch die Bedeutung nehmen, daß er behauptet, es handle sich um sehr seltene Ausnahmefälle, so daß er dann auch nicht wegen derartiger Ausnahme eine Abänderung des § 175 zu befürchten braucht. In Wirklichkeit jedoch ist das Vorkommen der konträren Sexualempfindung nicht eine seltene, sondern eine relativ recht häufige Erscheinung. Um auch diese Häufigkeit des Vorkommens ihrer Wichtigkeit zu entkleiden, nimmt Fritsch zu

der schon von Moll in der ersten Auflage seiner „Konträren Sexualempfindung" zurückgewiesenen und bespöttelnden sog. Lastertheorie zur Erklärung der meisten Fälle von Homosexualität seine Zuflucht.

Daß aber die konträre Sexualempfindung durch lasterhafte Gewohnheit usw. entstehe, werden heute nicht einmal die der Erwerbstheorie noch huldigenden Schriftsteller billigen, die doch meist nur einen kraft zwingender Assoziationen auf Grund disponierter Anlage sich vollziehenden Erwerb annehmen oder wenigstens annahmen. Denn auch bisherige Anhänger der sog. Erwerbstheorie scheinen durch die Forschungsergebnisse Steinachs zur Theorie des Angeborenseins bekehrt worden sein, wenigstens sagt ein bisheriger Verfechter der ersteren Anschauung, Marcuse, in seiner letzten Publikation: „Ein Fall von periodisch alternierender Hetero-Homosexualität" in der Monatsschrift für Psychiatrie und Neurologie Bd. 41. H. 3 (siehe weiter unten), daß eine wissenschaftliche Erklärung jeglicher Art, sei es körperlicher, sei es psychischer Hermaphrodisie auf einer anderen Grundlage als der durch die Steinachschen Experimente festgefügte, künftig nicht mehr versucht werden kann.

Diese Forschungen und Experimente eines Steinach und Goldschmidt in Verbindung mit den schon früheren namentlich seitens amerikanischer Forscher über Urkeime und Urzellen angestellten Untersuchungen stellen es aber außer Zweifel, daß überhaupt nicht nur bei den Zwischenstufen, sondern auch bei dem Normalmenschen die Uranlage eine bisexuelle ist. Natürlich ist es falsch, mit Fritsch von doppelgeschlechtlicher Anlage nur dann sprechen zu wollen, wenn das Vorhandensein von zwei Keimdrüsen bestehe. Vielmehr ist bisexuelle Uranlage schon vorhanden, wenn der Urkeim, aus dem der Mensch sich entwickelt, männliche und weibliche Elemente enthält, dann ist eben auch begreiflich, daß je nach der Mischung dieser verschiedenartigen Elemente auch Wesen sich entwickeln können, die nicht Vollmann oder -frau, sondern Zwischenstufen sind.

Tatsächlich besitzt der Urkeim beide Elemente: männliche und weibliche. Das haben die neuesten Forschungen über die Zelle (namentlich amerikanischer Forscher) zweifellos ergeben. Vgl. insbesondere auch Haeckel, Gonochorismus und Hermaphrodismus: Ein Beitrag zur Lehre von den Geschlechts-Umwandlungen (Metaptosen) im Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen von Hirschfeld Jahrg. XIII. Aprilheft 1913 (S. 260—287):

Er sagt S. 263 u. 264: „Wir müssen annehmen, daß in allem Keimplasma zwei verschiedene Substanzen gemischt sind, Androplasma, das männliche, und Gynoplasma das weibliche Idioplasma. Beide Sexualplasmen sind in chemischer Zusammensetzung sehr nahe verwandt und doch verschieden; beide liegen in beständigem Wettbewerb und Wechselwirkung; das Übergewicht der einen über die anderen bestimmt das Geschlecht des neuen Individuums, welches aus der Kopulation der beiden Geschlechtskerne beim Befruchtungsprozeß hervorgeht." Diese Forschungen übergeht Fritsch mit völligem Stillschweigen.

Auch der Vergleich der sekundären Geschlechtsmerkmale liefert tatsächlich den Beweis einer doppeltgeschlechtlichen Anlage, und Fritsch ist im Irrtum, wenn er das bestreitet. In dieser Beziehung behauptet er, daß die Charakterisierung dieser Merkmale als männlich oder weiblich eine sehr schwierige, meist mehr oder weniger willkürliche sei, sog. konträre Merkmale seien meist nur mangelhaft entwickelt, oder hätten wie abnorme Behaarung (z. B. Bärte bei Frauen) mit der geschlechtlichen Anlage nichts zu tun.

Möge auch in manchen Fällen die Entscheidung darüber, ob ein Merkmal männlich, weiblich oder nicht genug differenziert sei, unsicher sein, so ändert das nichts an der Tatsache, daß in sehr vielen Fällen sich bei jedem Geschlecht öfters Fälle mit deutlich konträr sekundären Geschlechtsmerkmalen vorfinden; darüber kann doch kein Zweifel bestehen, und nicht nur Hirschfeld, von dem Fritsch glauben lassen möchte, als sei er ungefähr der einzige eifrige Verfechter von dem Vorkommen von Zwischenstufen, ebenso nicht nur der von Fritsch immerhin erwähnte Neugebauer, sondern auch eine ganze Anzahl anderer Forscher, z. B. Haeckel, Hegar, Halban (die Fritsch nicht nennt) nehmen nicht nur die Häufigkeit konträrer sekundärer Geschlechtsmerkmale an, sondern fassen sie auch als Zeichen hermaphroditischer Anlage auf. Vollends haben die Experimente von Steinach und Goldschmidt die Abhängigkeit aller dieser Merkmale von der Geschlechtsdrüse erwiesen, und zwar in einem derartigen Maße, daß man auch nicht mehr mit Halban einen bloßen protektiven, lediglich fördernden Einfluß auf die Entwicklung der — an und für sich nach Halban von der Geschlechtsdrüse unabhängig entstehenden Merkmale — annehmen kann, sondern auf einen formativen, bildenden schließen muß.

Die Annahme ist jetzt berechtigt, daß die Entwicklung sekundärer Geschlechtsmerkmale ganz von der Zwischendrüse abhängt und daß diese dafür entscheidend ist, welche von den latenten bisexuellen Keimen und Anlagen durch sie hervorgelockt und zur Potenz gebracht werden.

Also bisexuelle Uranlage der Gesamtkonstitution, Konstitution der Drüse mit ihren Sekreten und Geschlechtsmerkmale aller Art stehen im Zusammenhang miteinander und letztere werden bestimmt durch die Formation der Konstitution, hauptsächlich aber durch die Sekretionsart und die ihre Grundlage bildende Drüsenbeschaffenheit, und zwar ist dieser Mechanismus offenbar dem Wesen nach der gleiche bei Normalmann, Normalweib und sexuellen Zwischenstufen und hat seinen letzten Grund in der bisexuellen Anlage der Urkeime.

(Fortsetzung folgt.)

Referate.

Pathologie und Therapie.

1. Schumann, **Zur Behandlung der Sterilität der Kühe.** (Berl. Tierärztl. Woch. 1917. Nr. 35.)

Der sogenannten „Stillochsigkeit" wegen behandelte Verf. 245 Kühe durch Abdrücken des Corpus luteum persistens oder durch Massage des Uterus und der Ovarien. Das Abdrücken des Corpus luteum verursachte niemals Schwierigkeiten, Nachblutungen aus dem Ovarium wurden nie beobachtet. Nur in drei Fällen war die Menge der Abendmilch vermindert. Einfaches „Umrindern" wurde ebenfalls durch Abdrücken des Corpus luteum behandelt. Der chronische Gebärmutterkatarrh wird behandelt durch Hervorziehen der Cervix uteri und durch Ausspülen bzw. Infundieren von Arzneilösungen (physiol. Kochsalzlösung, 70 % Alkohol, Lugolsche Lösung), verbunden mit gründlicher Massage des Uterus. 18mal war der chronische Gebärmutterkatarrh mit Zystenbildung in den Ovarien verbunden. Die Zysten sind vom Mastdarm aus zu zerdrücken. Als sicheres Symptom der zystischen Entartung des Ovariums darf die Senkung der Beckenbänder sowie Schwellung und Vergrößerung der Vulva (Entropium vulvae) betrachtet werden. In 70 % besteht Stiersucht, in 30 % Stillochsigkeit. Die Indikation für die Behandlung des Gebärmutterkatarrhs gibt der Zuchtwert und der Milchertrag der in Frage kommenden Kuh. Den Grad des Leidens zeigt die Beschaffenheit der Zervix. Starke Schwellung und polypöse Wucherungen derselben sind ungünstig zu beurteilen. Pyometra erfordert nach Abgang des Eiters wiederholte Spülungen und Infusionen. Die Entleerung des Eiters erreicht man durch Abdrücken des Corpus luteum. In vier Fällen wurden Ovarialtumore, in 16 Tuberkulose der Eierstöcke festgestellt. Bezüglich der Beziehungen des infektiösen Abortus zur Sterilität konnte Sch. feststellen, daß dauernde Sterilität nach dem Abortus selten ist, daß jedoch oftmals die Konzeption infolge zu langsamer Involution des Uterus verzögert wird. L. R.

2. Frasch, **Ein interessanter Fall aus der Geburtshilfe.** (D. Tierärztl. Woch. 1917. Nr. 36.)

Fr. wird zu einer Kuh gerufen und findet bei der Exploration den Darm, Magen, Milz, Leber, Lungen und Herz hinter einer das Kalb nach rückwärts abschließenden derben Muskel- und Sehnenplatte, die das Zwerchfell vorstellt, jedoch bedeutend dicker und härter ist als das normale Zwerchfell. Zu beiden Seiten sind kurze gekrümmte Füße zu fühlen. Die Kuh mußte geschlachtet werden. Die Untersuchung des Kalbes ergab, daß der Kopf außerordentlich groß und dick, die kurzen Füße gekrümmt waren und die Lendenwirbel fehlten. Die Hinterfüße waren nur durch die Haut mit dem übrigen Körper verbunden. Fr. faßt das Gebilde als Perosomus auf. Außer dieser Mißgeburt fand sich ein normal entwickeltes Kalb in der freien Bauchhöhle. L. R.

3. Hadley-Lothe, **Der Bulle als Verbreiter des seuchenhaften Verwerfens.** Journ. Amer. Vet. Ned. Assoc. 50. 1916. S. 143. (Aus Schweizer Arch. f. Tierheilk. Bd. 59. H. 9. 1917.)

Obwohl es keinem Zweifel unterliegt, daß der Stier Abortusbazillen von infizierten Kühen auf gesunde Tiere übertragen kann, so darf doch die Gefahr nicht zu hoch ein-

geschätzt werden, da der Organismus des Stieres zwar infizierbar ist, dem Abortusbazillus gegenüber aber widerstandsfähiger ist als der weibliche Organismus. Die Erreger werden infolgedessen abgeschwächt, so daß sie angeblich keine Gefahr für gesunde Kühe darstellen (?). L. R.

4. Schochet, **Über den Prozeß der Ovulation.** Anat. Record 10. 1916. S. 447. (Aus Schweizer Arch. f. Tierheilk. Bd. 59. H. 9. 1917).

Autor hatte die Vermutung, daß die Follikelflüssigkeit ein Enzym enthalte, welches auf die Theca verdauend, verflüssigend einwirke und damit das Bersten des Follikels verursache. Das Experiment wurde mit Schweineovar, Fibrin, Bindegewebe, Muskulatur ausgeführt. Die Follikelflüssigkeit baute Fibrin, fibrinöses Bindegewebe, Muskulatur, besonders Ovarialgewebe ab. Sie enthält somit ein proteolytisches Ferment, welches durch Verflüssigung der Follikelwand die Eröffnung derselben an der dünnsten Stelle durch geringen Druck möglich macht. L. R.

Kriegsliteratur.

Prof. Friedl Pick: **Über Sexualstörungen im Kriege.** Wiener klin. Wochenschrift. 1917. Nr. 45.

„Es klagten über hochgradigere Störungen der Sexualfunktion von 25 Offizieren zehn, von 75 Angehörigen des Mannschaftsstandes drei. Es zeigt sich also für unser Material, welches keineswegs irgendwie besonders gesiebt ist — meine Abteilung hatte bis in die jüngste Zeit, wo sie Sammelstelle für Malaria wurde, ein wahllos von den Transporten oder über Heimatwunsch kommendes, bis auf Infektionskrankheiten gar nicht gesichtetes Material —, ein auffallend stärkeres Befallensein der sozial höher Stehenden, was noch dadurch deutlicher wird, daß unter den drei Personen des Mannschaftsstandes ein Einjährig-Freiwilliger und ein wohlhabender Kaufmann ist. Dieses mehr als zehnfach stärkere Befallensein der sozial höher Stehenden, vorwiegend der Stadtbevölkerung Angehörigen, stimmt ja sehr gut mit den Erfahrungen des Friedens überein, wo man ja auch Fälle mit Störungen der Potentia virilis fast nur in der Privatpraxis, äußerst selten im Krankenhausmaterial sieht. Was nun die Art der Störungen betrifft, so sind in der Mehrzahl der Fälle von den drei Partialfunktionen Libido, Erektion und Ejakulation alle drei erloschen (7 von 12 Fällen), in den übrigen wurde bei vorhandener Libido über ungenügende oder fehlende Erektion und vollständiges Ausbleiben der Ejakulation geklagt.

Auch bei Leuten, die nicht spontan klagten, ergab sich bei der Befragung durch Kollegen Stransky mehrfach die Angabe, daß — es handelte sich da meist um Verheiratete, die die Transferierung in ein Heimatspital wegen der Familie erbeten hatten — Verkehr zwar möglich, aber mit einer den Leuten auffallenden Gleichgültigkeit und ohne Libido stattfinde. Die oben genannten Fälle stärkerer Sexualstörungen standen im Alter von 23 bis 42 Jahren und gaben alle an, früher sexuell voll leistungsfähig gewesen zu sein, weshalb ihnen eben die jetzige Abnahme so auffallend war. Dieser relativ großen Zahl von Fällen, welche mehr minder hohe Grade von Impotenz darstellen, steht nur ein Fall von Ejaculatio praecox gegenüber, betreffend einen 21 Jahre alten Fähnrich, der mit leichter Albuminurie und Herzhypertrophie bei uns lag und, seit 14 Tagen im Hinterland, beim ersten Versuch Ejaculatio praecox bemerkte. Interessanterweise gab er auch an, bei starkem Trommelfeuer während großer Aufregung bemerkt zu haben, daß sich plötzlich ohne Erektion und ohne sexuelle Aufregung eine Ejakulation einstellte, also ein Analogon zu der bei Schreck- und Angstzuständen ja öfter zu beobachtenden Steigerung der Darmtätigkeit mit unwillkürlichem Stuhlabgang. Betrachten wir nun die Fälle in bezug auf ihre übrigen Krankheitserscheinungen, so zeigt sich, daß in sieben Fällen eine Erschütterung oder Verschüttung durch Granaten oder Lawinen die Ursache war und von diesen ein Fall Symptome einer Rückenmarkserschütterung, sechs Fälle das bekannte Bild mehr minder starker Schreckneurosen zeigten; in vier Fällen bestand eine hochgradige Neurasthenie mit verschiedenartigen Beschwerden, ohne daß ein Trauma spezieller Art vorausgegangen war, in einem Falle lag eine Colitis ulcerosa mit hochgradiger Anämie — wohl nach Dysenterie — vor. Während in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle die Sexualstörungen gegenüber den sonstigen Krankheitssymptomen zurücktraten und erst gelegentlich nach längerem Aufenthalt von den Patienten gemeldet wurden, waren unter den Fällen von Neurasthenie ohne Trauma zwei, welche angaben, daß sie wegen anderweitiger Erkrankungen (Gelbsucht, Gelenkrheumatismus) ins Hinterland abgeschoben, zunächst keine nervösen Beschwerden hatten und erst in der Rekonvaleszenz obiger Er-

krankungen das Auftreten von Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit, Aufgeregtheit usw. bemerkten und als Ursache dieser Zustände die Erkenntnis ihrer Impotenz bezeichneten. In dem einen der Fälle (ein 25jähriger Leutnant) standen die Sexualstörungen derart im Vordergrund, daß es zu den bekannten Minderwertigkeitsideen und Suizidäußerungen kam. Was den objektiven Befund der Urogenitalorgane betrifft, so war derselbe meist natürlich negativ; dreimal schien allerdings eine besondere Kleinheit der Testikel vorhanden zu sein, doch sind ja die Größenverhältnisse sehr schwankend, einmal — in dem Falle von Rückenmarkserschütterung — wurde zeitweise Blasenschwäche angegeben, sonst war in keinem der Fälle irgendein besonderer pathologischer Befund nachweisbar, insbesondere keine Sensibilitätsstörungen in dieser Gegend."

Über die Ursachen dieser merkwürdigen Kriegsimpotenz, die von vielen Beobachtern bestätigt wird, weiß uns Pick eigentlich sehr wenig zu sagen. Er betont die Bedeutung der Unterernährung, sucht in Fällen von Erschütterung nach zentralen Lokalisationen der Neurosen, hält also im großen und ganzen diese Impotenz für eine organisch bedingte.

Meine Erfahrungen, die sich auf ein weit größeres Material erstrecken, haben mir gerade das Gegenteil bewiesen. Ich konnte in jedem Falle, mit dem ich mich eingehend psychologisch befassen konnte, eine sichere seelische Wurzel nachweisen. Schon die von Pick hervorgehobene Tatsache, daß viel mehr Offiziere an Impotenz erkranken als Leute aus der Mannschaft gibt uns zu denken. Auch mein Material erhält fast zehnmal so viel Offiziere als gewöhnliche Soldaten, obgleich ich als Leiter einer großen Nervenabteilung täglich fast nur mit der Mannschaft zu tun habe und sie gewissenhaft nach Störungen der Potenz ausgefragt habe. Dagegen erscheint fast täglich in meiner Sprechstunde ein Offizier mit der gleichen Klage. Da sonst bei den traumatischen Neurosen das Verhältnis das umgekehrte ist, was gleichfalls von vielen Neurologen hervorgehoben wurde, so merken wir, daß an dieser Art der Impotenz vorwiegend intelligente Menschen erkranken, die psychischen Konflikten leichter ausgesetzt sind und deren Liebesleben viel differenzierter ist.

Es ist fast unmöglich, in einem Referate auf alle seelische Wurzeln dieser Impotenz einzugehen, die nicht zu verwechseln ist mit der Abnahme der Libido im Felde. Dieses Fehlen sexueller Erregungen im Felde geht auf Strapazen, auf das Überwiegen des Lebensinstinktes, auf eine gewisse latente Depression zurück. (Übrigens wird auch eine gesteigerte sexuelle Erregung vor einem gefährlichen Kampfe häufig berichtet — und die vielen Schilderungen von Vergewaltigungen im Felde stimmen keineswegs mit dem Bilde des asexuellen Soldaten, daß so viele Neurologen jetzt entwerfen.) Der eigentliche psychisch Impotente des Krieges zeigt sich erst im Hinterlande. Er kommt angeblich voller Sehnsucht zu seiner Frau oder seiner Geliebten zurück und versagt hier vollkommen oder bringt es nur zu einer schwachen Erektion mit Ejaculatio praecox — trotz starken seelischen Verlangens. In diesen Fällen gelang es immer nachzuweisen, daß sich in der langen Zeit der Trennung zwischen den Ehegatten Schranken aufgerichtet haben, die dann kaum mehr niedergerissen werden konnten. Manchem Liebenden sind erst da draußen während der langen Trennung „die Augen aufgegangen". Mancher machte draußen den furchtbaren Prozeß der „Entwertung des Liebesobjektes" durch, der so oft zu psychischer Impotenz führt. Manchem wuchsen die negativen Einstellungen gegen die Frauen in dem Maße, als er nur mit Männern zu tun hatte. Der ununterbrochene intime Verkehr mit Männern führt auch zu einem Ausbau der nie fehlenden homosexuellen Komponente. Die Krieger sind draußen sozusagen auf den Mann gestimmt und müssen sich im Hinterlande erst auf das Weibliche transponieren.

Doch von alledem findet sich in der Arbeit von Pick kein Wort. Haben die Neurologen noch immer nicht gelernt, daß man sich auch mit dem psychologischen Faktoren der Neurosen beschäftigen muß? Daß es auch eine seelische Lokalisation der körperlichen Störungen gibt?

Die Kriegsimpotenz gäbe eine sehr lehrreiche Arbeit für einen psychologisch geschulten Neurologen. Sie wäre ein wichtiger Beitrag zum Thema der psychischen Impotenz. Dr. Wilhelm Stekel.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Iwan Bloch in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

Fünfter Band | Juni 1918 | 3. Heft

Frauenschicksal — Völkerschicksal.

Von Prof. Johannes Dück
in Innsbruck.

I.
Psychologie und Statistik der Eheschließung.

Die Frage eines hochwertigen Nachwuchses ist nicht bloß eine, sondern die Frauenfrage! „Die Frau und Mutter, in Glück und Not, spiegelt das Schicksal der Familie im engeren, der ganzen menschlichen Gesellschaft im weiteren Sinn wider. Das Studium des Frauenlebens eröffnet weite Blicke in die mannigfachen Probleme, welche über den engeren Kreis des Individuums hinaus den Staat und die ganze Menschheit angehen" (Hirsch). Keine andere Frage aber hat es in unserer Zeit der wütendsten, leidenschaftlichen Kämpfe zwischen „emanzipierten" Frauen und „Mannesrechtlern" so nötig, nicht vom Standpunkt nackten, gierigen, vermeintlichen Genüssen nachjagenden Egoismus aus, sondern von dem der Ein- und Unterordnung unter höhere Ziele des Stammes, Volkes, der Menschheit überhaupt aus betrachtet zu werden. In dieser Frage gipfelt der Gegensatz: Herren-Sklaven-Moral einerseits und gesellschaftstüchtige Rangeinordnung andrerseits! —

Wir gehen bei unseren Feststellungen und Überlegungen von unbestreitbaren und daher wirklich grundlegenden Voraussetzungen aus. Das, was die Frau zur Frau macht, was sie vom Mann unterscheidet, ist ihre Fähigkeit, Mutter zu werden. Das ist ein Vorzug und ein Nachteil zugleich! Ein Vorzug, weil sie dadurch natürlichen Anspruch auf Fernhaltung aller jener Schädigungen hat, welche sie an der Erfüllung ihren fraulichsten Aufgabe hindern oder gar dazu untauglich machen könnten; darin liegt auch alle wahre Ritterlichkeit gegenüber der verlogenen „Galanterie" begründet. Dann ein Nachteil, weil sie durch eben diese Fernhaltung sich selbst eine gewisse Beschränkung in ihrer Betätigung auferlegen muß.

Für den Mann dagegen stellt der Fortpflanzungsvorgang (im engeren Sinn) nur eine verhältnismäßig kurze Episode dar, die ihm kein natürliches Recht auf Fernhaltung der Kämpfe und Stürme des Lebens, aber eben darum auch keine solche Beschränkung in der Betätigung auferlegt, wie der Frau! Bei dieser ist ja nun einmal der Fortpflanzungsvorgang so eingerichtet, daß er sich über größere Zeiträume des Lebens erstreckt. Daher ergibt sich denkrichtig und notwendig folgende Verbindung: Entweder die Frau fühlt sich als das, was ihr Name ausdrückt, nämlich als wirkliche oder mögliche Mutter, dann hat sie Anspruch auf alle Rücksichtnahmen, die sich daraus ergeben; aber auch der Pflicht, sich von allem fernzuhalten, was sie in der Ausübung ihres wesentlichsten Berufs schädigen könnte; oder aber sie will mit dem Mann die Weite des Betätigungsfeldes teilen, mit ihm in Wettbewerb treten, dann darf sie auch

keine andere als allgemein menschliche Rücksichtnahme verlangen, sie muß ganz gleich alle Widrigkeiten des Daseins über sich ergehen lassen und den Kampf mit ihnen aufnehmen, wie der Mann; auf Rücksichten als Frau hat sie damit verzichtet.

Nun fehlen aber tatsächlich die notwendigsten Voraussetzungen, damit das zweite überhaupt nur möglich wäre: auch die Frau kann nicht „aus ihrer Haut fahren"! Jüngst hat Sellheim in einem äußerst klaren Aufsatz über die „Geschlechtsunterschiede des Körpergebäudes" (Umschau, 1917, H. 30) ausgeführt, daß „die hochgradige, spielende Anpassungsfähigkeit (des Frauenkörpers), die den Aufgaben des Fortpflanzungslebens zugute kommt, ihre Kehrseite fürs übrige Leben hat", indem die Frau eben niemals dauernden, auch nicht oft wiederholten Beanspruchungen „von außen her" so gewachsen ist, wie der Mann. Die Frau wird, selbst wenn ihr aus irgendwelchen Gründen die Mutterschaft versagt ist, niemals ein geschlechtsloses Wesen oder gar ein Mann; gerade die neueren Versuche von Geschlechtsumwandlung bei jugendlichen Tieren (hauptsächlich durch den Wiener Physiologen E. Steinach) haben aufs deutlichste experimentell gezeigt, wie schon mit den männlichen, beziehentlich weiblichen Keimdrüsen eine ganze Reihe anderer einschneidender physiologischer Vorgänge und Zusammenhänge verknüpft sind, die eben, zusammengenommen, mehr auf Kampf und Widerstand, oder auf Schonung und Rücksichtnahme eingestellt sind. Man kann ja auch nicht auf einer Mikrometerwage Kohlensäcke und auf einer Dezimalwage chemische Reagentien-Rückstände wiegen und doch nicht die eine oder die andere deswegen als „minderwertig" auffassen. Sie sind eben anderswertig, jede ist für andere Aufgaben zweckmäßig gebaut. Diese Tatsachen sind so überzeugend, so notwendig mit dem Wesen von Mann oder Frau verbunden, daß eben alle Gewöhnungs- und Vererbungserscheinungen, selbst durch Jahrtausende in beliebiger Anzahl angenommen, nicht an den innersten, wesentlichen Kern von Mann oder Frau heranreichen. Diesen nun einmal grundlegend gegebenen Unterschieden gegenüber sind alle Untersuchungen über intellektuelle und ethische Verschiedenheiten nur solche, die sich auf Ableitungen aus diesen wesentlichen Voraussetzungen beziehen können. Die Frauenfrage ist somit auch eine Männerfrage; sie ist aber noch viel mehr. Sie ist eine Volks-, Staats- und Weltfrage; die Bedeutung der Frau als Mutter steht hier in erster Linie, die des Mannes als Vater erst in zweiter Linie; die Frau ist ja der „Mutterboden, in welchen das Samenkorn des künftigen Menschen hineingepflanzt wird, in welchem er wächst, aus welchem er seine Nahrungsstoffe während der intrauterinen Entwicklung und später während der Säuglingszeit entnimmt, unter dessen unmittelbarster Einwirkung er steht, bis er sich in gewissem Alter zum selbständigen Leben von ihm loslöst" (Hirsch).

Man hat nun zu allen Zeiten — um einen beliebten Einwand zu behandeln — als eine in der natürlichen Entwicklung der Frau stehen gebliebene, erstarrte Type die des „Nur-Weibchens" gefunden und die „Dirne" und die „alte Jungfer" sind da näher verwandt, als man glaubt. Ohne unseren späteren Betrachtungen vorzugreifen, soll doch schon an dieser Stelle festgelegt werden, daß selbst die Aufgabe, welche sich die Frau als „Nur-Weibchen" setzt, sie schon notwendig unfähig macht, auf all die Rücksichtnahmen zu verzichten, welche ihm ein Wettbewerb — ein wirklicher! — mit dem Mann auferlegen würde. Selbst unter diesem Gesichtspunkt also, den wir einstweilen gar nicht ethisch bewerten, wäre ein bedeutender Unterschied der Geschlechter von vornherein gegeben. Das „Hinauswollen" über die nun einmal von Natur gegebenen Schranken erinnert lebhaft an den Reiz, welchen schon jeder Bibelleser vom „Baum der Erkenntnis

im Paradies" her kennt, von dem „einzigen Baum, von dem sie nicht essen durften". Der Reiz des Schönen liegt im Nichtbesitz, ist ja eine tausendfältig bestätigte Wahrheit. Und wenn die Mutterschaft sicher auch mit tausenderlei Beschwerden und Gefahren verbunden ist, so ist andrerseits der Kampf des Mannes ums Dasein für sich und die Seinen ebenfalls nicht auf rosenbestreuten Wegen. Beide Geschlechter aber haben ihre eigenen frohen, beseligenden Glücksgefühle, ihre Vorzüge: die des Weibes liegen eben in erster Linie in der pflichtgemäßen Rücksichtnahme, die der Mann auf sie als Frau — nicht als geschlechtsloses Wesen! — übt; die des Mannes aber in der großen Entwicklungsfähigkeit und in der Möglichkeit großer äußerer Machtentfaltung; darum kann jedes Geschlecht auf seinem Gebiet sein Glück suchen in der Befolgung des goldenen Spruches:

Mach es wie die Sonnenuhr,
Zähl die heitern Stunden nur!

Doch kehren wir wieder zu den staatsbürgerlichen Überlegungen im engeren Sinn zurück!

Die Frau ist ihrem innersten Wesen nach zur Mutterschaft bestimmt und deshalb von den entsprechenden Schädlichkeiten fernzuhalten. So hat die Allgemeinheit ein Interesse daran, ihr auch die Schutzhüllen zu geben, deren sie zur Ausübung und Vorbereitung auf ihre wichtigste und edelste Lebensaufgabe bedarf; diese Schutzhüllen aber sind in der Familie, in der Ehe und in gesellschaftlichen Sonderrechten gegeben. Für das „Nur"-Weibchen aber ist im staatsbürgerlichen Sinn kein Platz in der Ehe. Das sollten sich alle diejenigen sagen, die das Weib dem Manne „gleichstellen" wollen. Diese Gleichstellung müßte, um wirklich eine solche zu sein, sich auf alle Verhältnisse erstrecken und damit hörte die Familie von selbst auf. Die einzige (aber utopische, wie aus andern Gründen erhellt) logische Folgerung wäre der Kommunismus. Das wollen aber gerade die fraulichsten Frauen am allerwenigsten. Gerade die „Familie" ist ja das ureigenste Wirkungs- (und Herrsch-!) Gebiet der Frau; und zwar jeder Frau, auch wenn sie bloß der Möglichkeit nach Mutter ist. Wer möchte leugnen, daß nun einmal ein geradezu unzähmbarer „Bemutterungstrieb" in jedem Weibe liegt, ein Bemutterungstrieb, der ja mitunter Auswüchse zeigen kann, in der Regel aber nicht bloß der Frau innere Befriedigung gewährt, sondern sie gerade dem Mann erst recht liebenswert und schätzenswert macht. Und das trotz mancher vielleicht einmal hingeworfenen bärbeißigen Bemerkung! Dieser „Bemutterungstrieb" sucht sich bei Frauen ohne Kinder einen Ersatz und bietet wohl den psychologischen Schlüssel zu mancher irrig als „Herrschsucht" ausgelegten Erscheinung.

Man sage nur ja nicht, daß die Frau in dem Wirkungskreis der Familie als Hausfrau, Gattin (= Weibchen, aber nicht „Nur-Weibchen"! = mögliche Mutter) und als wirkliche Mutter irgendwie zu kurz komme! Vielleicht an Betätigungsmöglichkeiten?! — Aber wie unendlich mannigfach sind die Tätigkeiten, welche die Hausfrau entwickeln kann, um ihr und ihres Mannes, ihrer Kinder oder Eltern Heim zu einem wahren Paradies zu machen — freilich auch zur Hölle, wenn sie es nicht versteht! — Oder etwa an Einfluß?! — Wenn die Frauen wüßten, welchen Einfluß sie mittelbar durch die Männer auf die Geschicke der Völker ausüben, würden sie sich glücklich schätzen, gewissermaßen hinter den Kulissen soviele Fäden in ihrer Hand zu vereinigen. Oder etwa gar an innerer Befriedigung?! — An Glück, nach dem wir ja alle streben?! — Fragt die Tausende, welche eine gefeierte Mädchenzeit mit einer einfachen, stillen Häuslichkeit vertauscht haben, fragt selbst die lautesten Schreierinnen

nach „freier Liebe“, die sich schließlich doch bequemten, das schmale Reiflein ohne Stein an den Finger zu stecken, ob sie je ihren Schritt bereuten? Ja, fragt selbst die Armen, welche Schiffbruch auf der Fahrt nach dem heißersehnten einzigen Glück gelitten, und entweder als stille Dulderinnen neben einem Trunkenbold, übermäßigen Raucher oder Spieler ausgeharrt und manchen gänzlichen Absturz durch ihrer Hände Arbeit verhindert, oder, wenn es durchaus unmöglich war, tränenden Auges von dannen zogen, auf den armseligen Planken ihres zerschellten glückhaften Schiffs, ob sie nicht trotz alledem die Erinnerung an die süßesten, beglückendsten Stunden ihres ganzen Frauendaseins im Kreise der Familie und in ihrer Häuslichkeit mitgenommen! Ob das nicht vielfach der einzige Zufluchtsort ist, der sie trotz allem Ach und Weh vor freiwilligem Scheiden aus einem nun so inhaltslosen Erdenwallen abgehalten hat?!

Die Frau macht die Häuslichkeit, die Frau macht in erster Linie die Familie aus; von ihr hängt's ab, ob sie Himmel oder Hölle ist, ob Mann, Kind und Eltern sich in ihr wohl und geborgen fühlen oder nicht. Die Frau hat's in ihrer Hand, den Magnet anziehend oder abstoßend zu machen, der den Mann nach Hause mit unwiderstehlichem Sehnen — oder ins Wirtshaus mit verbissenem Groll und verhaltenem Ärger treibt ... die Frau, sie ahnt es ja selbst gar nicht, ist viel öfter die Königin und Herrscherin im Leben des Mannes, als er zugesteht und sie sich's träumen läßt. —

Aber, es gibt ein Aber! Es kostet auch Arbeit, die vielbesungenen „Rosenketten“ zu flechten! Viele Frauen glauben gar nicht, wie sie sich gerade durch Arbeitsamkeit und häuslichen Fleiß tausendmal mehr im Herzen des Mannes und in der Achtung aller Mitmenschen verankern als durch alle die Künste und Kniffe, die nur auf eine ständige neue Reizung der Sexualität des Mannes abzielen. Doch halt! Hier kommen wir an einen wunden Punkt. So viele Frauen machen die sie betrübende Wahrnehmung, daß sie nach kurzen oder längeren Flitterwochen von ihren Männern links liegen gelassen werden, daß diese anderen Sinneskitzeln lieber folgen, und schieben das nun auf die Unmöglichkeit, Hausfrau und begehrenswerte Geliebte des Mannes zugleich sein zu können. Die armen Törinnen, die, sich selbst täuschend, die blasierten Reden unerfahrener Jungen mit der unverdienten Ehre ausstatten, sie für voll zu nehmen, statt sich nach den Männern, den ganzen Männern zu richten, die etwas sind und etwas leisten im Leben, die etwas zu sagen haben, die allein imstande sind, eine Familie zu gründen und die daher allein für eine Frau in Betracht kommen können. Diese dummen Wirtshausprahlereien, die zwischen Tabaksqualm mit lallender Zunge und stieren Auges im Zustand der akuten Alkohol- und Nikotinvergiftung verbrochen, nichts anderes als moralischen Katzenjammer zum physischen erzeugen, die von denen, die sie sprachen, selbst später nicht mehr als für sie bindend angesehen, sondern mit der damaligen Unzurechnungsfähigkeit abgestoßen werden. Und da sollten sich die Frauen täuschen lassen?! Nein und tausendmal nein! Das ist ja eben die Kunst, sich niemals so gehen zu lassen, so zu benehmen, daß der Mann abgestoßen wird. Es gibt einen natürlichen „Chick“, einen Liebreiz, eine in der guten Kinderstube erworbene Reinlichkeit und Sauberkeit — nicht bloß in körperlicher Beziehung — welche bei jeder Arbeit und in jeder Lage wie verklärend, Sonnenschein spendend über einem Wesen liegen kann. Was macht es denn, daß z. B. eine plötzlich reichgewordene Kriegsgewinnerin trotz dem reichsten Brillantschmuck, auffallendstem Pelzwerk, trotz „Manikure“ und „Pedikure“, trotz teuerster Parfüms viel mehr abstößt als manches einfache aber „blitzsaubere“ Mädel und manche junge Frau oder feine alte Dame, die den Hauch eines

nach jeder Richtung reinlichen, beglückten und beglückenden harmonischen Lebens auf ihren Zügen trägt?! Es ist immer von vornherein verdächtig, wenn eine Frau um jeden Preis auffallen will, wenn sie die unmöglichsten Formen, die schreiendsten Farben, die unbegreiflichsten und unbehaglichsten Unarten (Rauchen, schmerzende Schuh- und Miederarten usw.) zur Schau trägt, wenn sie auf keinem Korso fehlt, stets im „Schaufenster" des Kaffeehauses sitzt — da ist nicht viel Echtes dahinter! Auch der Bankrotteur sucht noch den drohenden Zusammenbruch durch größte Prachtentfaltung und Krediterjagung zu verhindern; auch sonst schreien im Leben diejenigen am meisten, die am wenigsten zu sagen haben; und so ist es eine alte Erfahrung, daß diejenige Frau nicht bloß die beste, sondern auch die glücklichste ist, von der man am wenigsten hört. Welche Frau, die etwas auf sich hält, könnte einen Stolz darein setzen, mit den Dirnen zu wetteifern; welches Mädchen von gesunder Natürlichkeit fühlt sich von halbwüchsigen Buben angezogen, die klüger sein wollen als es ihrem Alter zukommt? Laßt der Jugend ihren Frohsinn, aber nur wenn sie Jugend sein will, nicht wenn sie, geistig und körperlich angekränkelt, reife Männer kopieren will!

Es würde an dieser Stelle zu weit führen, auf all die Einzelheiten einzugehen; nur auf eines soll ausdrücklich hingewiesen werden, das unbedingt zu den staatsbürgerlichen Hochzielen gehört, nämlich auf die kulturellen, vor allem wirtschaftlichen Vorbedingungen zur Schaffung einer Familie, einer Familie, die ein Hort der künftigen Generation, ein Paradies für die schaffende Gegenwart und ein Glückswinkel für die Alternden sein soll. Und hier wollen wir an einige statistische Tatsachen anknüpfen!

Einkommenshöhe der einzelnen Bevölkerungsschichten	Bevölkerungsschicht Proz. d. Bevölk.	Bevölkerungsschicht Proz. d. Zensit.	Anteil am Ges.-Eink. revid. Statist.
bis 1 380 Mark	671,9	750,78	45,7%
1 380— 3 960	291,7	220,36	29,5 „
3 960— 7 970	20,6	16,42	7,0 „
7 970— 13 320	9,4	7,36	3,7 „
13 320— 46 580	5,1	4,12	6,5 „
46 580—150 000	1,0	0,81	3,9 „
über 150 000 Mark	0,2	0,15	3,7 „

Daraus ergibt sich, daß 68% der Gesamtbevölkerung oder 75% = volle drei Vierteile der Steuerzahler nur ein Jahreseinkommen bis höchstens 1380 Mark ihr Eigen nennen können: trotzdem macht das fast die Hälfte des gesamten Volkseinkommens aus!

Nimmt man aber die nächste Stufe noch hinzu, so ergibt sich, daß 98% der Bevölkerung oder nicht weniger als über 99% der Steuerzahler darunter fallen, d. h. weniger als 3960 Mark Jahreseinkommen haben; der Anteil am Gesamt-Volkseinkommen beträgt für diese beiden Schichten zusammengenommen aber nun reichlich drei Vierteile.

Da nun die verheirateten Steuerzahler zum weitaus größten Teil (annähernd 94%) männlich sind, kann man die oben angegebene Zahl von 98—99% gleichbedeutend mit der Zahl derjenigen männlichen Erwerbstätigen setzen, die entweder schon eine Familie gegründet haben oder die dafür in Betracht kommen. Mit anderen Worten:

Die Frauen von 75% der wirklichen oder möglichen Ehen müssen mit

einem Monatseinkommen ihres Mannes von höchstens 115 Mark rechnen, die von weiteren 22 % mit einem Monatseinkommen von höchstens 330 Mark; und das sind also 99 % aller! Daß es sich da sehr nach der Decke strecken heißt, ist ohne weiteres klar. Steht das aber mit der „Demokratisierung des Luxus" im Einklang?! Steht das mit den Ansprüchen vieler Frauen nicht geradezu in schreiendem Widerspruch?! Doch davon später noch mehr.

Hier nur die Feststellung, daß nur etwa 6 % der verheirateten (oder geschiedenen) Frauen einen Beitrag als Erwerbstätige zum gemeinsamen Haushalt leisten. Und nun eine Zusammenstellung der Verheirateten in Proz., nach den wichtigsten Berufen geordnet:

Beruf und Stellung im Beruf	von 100 männlichen sind verheiratet
Land- und Forstwirtschaft überhaupt	54,3
Selbständige	88,7
Angestellte	60,5
Industrie, Bergbau überhaupt	51,9
Selbständige	85,0
Angestellte	58,2
Handel und Verkehr überhaupt	62,6
Selbständige	85,1
Angestellte	50,8
Freie Berufe, öffentl. Dienst überhaupt	60,9
Höhere Beamte	58,5
Mittlere Beamte	59,7
Dienstpersonal	71,7

Aus diesen Zahlen ergibt sich nun deutlich, daß Einkommen und Heiratslust nicht in unbedingter Abhängigkeit voneinander stehen. Insbesondere fällt das bei den freien Berufen und dem öffentlichen Dienst in die Augen, wo geradezu eine Umkehrung der Verhältnisse zu bemerken ist. Es ist wohl kein Zweifel, daß von den Ursachen dieser Erscheinung in erster Linie die gewohnheitsmäßigen Ansprüche an eine „standesgemäße Lebensweise" schuld sind, dann lockerere Anschauungen über Ehe und Sittlichkeit überhaupt, endlich aber — und das ist vom staatsbürgerlichen Standpunkt aus besonders beachtenswert — der Umstand, daß infolge langer Studiendauer, geringer Anfangsgehalte und unsicherer Anstellungsverhältnisse im Anfang bei gleichzeitiger Gewohnheit der Gesellschaft, auch vom jungen verheirateten Beamten usw., besonders vom Offizier, zu verlangen, daß er „ein Haus mache", Dienstboten halte, manche einträgliche Kraftausnutzung als nicht standesgemäß lasse, trotzdem sie ihm einen durchaus ehrlichen Nebenerwerb brächte, und daß manche Luxusleistungen durch stillschweigenden oder gar offenen Zwang herbeigeführt werden; so kommt es, daß die Zeit der größten Heiratslust, eines geradezu physiologischen Ehe- und Familienbedürfnisses verstreicht und später die Heiratslust nicht mehr so vorhanden ist, oder eine Familiengründung infolge Erkrankungen durch Wirtshausleben samt den Folgeerscheinungen der Spielsucht, des Alkoholismus und der Nikotinvergiftung sowie infolge der durch außerehelichen Geschlechtsverkehr hervorgerufenen Krankheiten sehr gewagt, ja frevelhaft erscheint.

Untersuchen wir nämlich die Zeit der größten Heiratslust, so dürfen wir sie wohl ohne allzu großen Fehler mit der Zeit der größten durchschnittlichen

Heiratstatsache in Übereinstimmung bringen, da ja die physiologischen Verhältnisse bei den verschiedenen Erwerbsgruppen nicht sehr verschieden sind und die unteren Schichten eben nicht die äußeren Gründe zum Aufschub einer Heirat haben, sondern heiraten, wenn sie dazu Lust zeigen. Und da ergibt sich nun:

Die Heiratslust ist in den Lebensjahren 22—28 des Mannes weitaus am größten, und zwar erreicht sie in den Jahren 24—26 ihren alles überragenden Wert. Von 30 Jahren ab sinkt sie so rasch und gewaltig, daß mit 31 Jahren z. B. nur mehr knapp ein Viertel der Männer mit 25 heiraten. Nun ergibt sich aber, daß nach unseren heutigen Gewohnheiten (wohlgemerkt!) nicht bloß nach dem Einkommen, gerade von den höheren Ständen die wenigsten mit 25 Jahren schon heiraten können: und das gerade in der Zeit, wo es physiologisch am ehesten angezeigt wäre. Hier ist also ein wunder Punkt, wo man sowohl in die Einkommensverhältnisse als noch viel mehr in die wohlgepflegten Standesvorurteile hinsichtlich der gesamten Lebensführung vom staatsbürgerlichen Standpunkt aus eingreifen soll; es muß einmal allgemein anerkannt werden, daß sich jeder nach der Decke zu strecken hat, daß es unehrenhaft ist — nicht etwa fleißig zu arbeiten —, sondern mehr zu scheinen als zu sein; daß es für einen jungen Haushalt keine Pflicht ist, ein sogenanntes „Haus" zu führen, im Theater die teuersten Plätze einzunehmen; daß vor allem die Frau nicht im Nichtstun und Zigarettenrauchen, sondern in fleißiger häuslicher Arbeit sich Anspruch auf allgemeine Achtung erwirbt.

Noch mehr tritt die Notwendigkeit einer früheren Heiratsermöglichung hervor, wenn man vergleicht, was für ein Lebensalter bei den weiblichen Partnerinnen bevorzugt wird, d. h. in welchem Alter die Mädchen stehen, die im Zeitraum der größten Heiratslust von den Männern heimgeführt werden; da zeigt sich, daß weitaus die größten Zahlen (überhaupt!) auf Mädchen von 21 bis unter 23 Jahren entfallen, und zwar gerade in der Heirat mit Männern zwischen 24 und 26! Die Tatsachen widersprechen somit aufs schlagendste der Behauptung, daß es „natürlich" sei, wenn der Mann bis Mitte Dreißig wartet, um dann ein Mädchen mit anfangs Zwanzig zu heiraten.

Was Wunder, wenn sich angesichts dieser Widersprüche der „standesgemäßen" Heiratsmöglichkeit mit der physiologischen Heiratslust steigende Mißheiraten ergeben, die trotz der Erschwerung der Scheidung im Deutschen Reich (dort gibt es nicht wie in Österreich Scheidung „im gegenseitigen Einverständnis", welche das Gericht bewilligen muß, ohne Advokatenzwang, ja ohne daß überhaupt auf den Grund eingegangen werden darf), daß also im Deutschen Reiche die Scheidungen besonders in den Großstädten sehr rasch zunehmen?! Das zeigt folgende Zusammenstellung:

Auf 100 000 Einwohner kommen Ehescheidungen (Durchschn.)

	1908—12	1913
Preußen	23,7	26,9
Bayern	13,6	16,4
Königreich Sachsen	33,5	40,6
Berlin	97,7	110,3
Hamburg	90,7	93,4
Bremen	56,1	49,0
Deutsches Reich überhaupt	23,3	26,6

(In Österreich aber leben derzeit etwa 400 000 Geschiedene!)

Schließlich mag im Rahmen dieser Betrachtungen noch ein Vergleich des Familienstandes beider Geschlechter folgen, um zu zeigen, wie viel schlechter derzeit die Eheaussichten der Frauen, besonders der verwitweten und geschiedenen sind, als die der Männer:

Stand 1. Dezember 1910:	Männer	Frauen
Ledige	19 516 340	18 591 604
Verheiratete	11 608 028	11 621 685
Verwitwete	866 676	2 583 872
Geschiedene	49 122	88 666
Zusammen	32 040 166	32 885 827

Bemerkenswert ist ferner, daß trotz der (heute, 1916) rund 1 Million größeren Zahl der weiblichen Bevölkerung überhaupt doch mehr als 1 Million mehr männliche Ledige vorhanden sind. Derzeit, Juni 1917, schätzt man den Überschuß sogar auf 2,1 Millionen. Nach Jaeckel hat sich das Heiratsalter der männlichen Bevölkerung während des Weltkrieges um 100 % erhöht; „das ist ein Ergebnis, welches die schlimmsten Befürchtungen noch übertrifft".

Um das Bild einigermaßen in seinen Hauptstrichen zu vervollständigen, müssen wir aber noch einige wirtschaft-statistische Zahlen hinzufügen.

Das deutsche Volkseinkommen beträgt (nach Helfferich) etwa 43 Milliarden Mark jährlich, wovon etwa 7 Milliarden Mark, also ein knappes Sechstel, für öffentliche Zwecke aufgewendet werden, etwa 27—28 Milliarden dem privaten Verbrauch dienen und etwa 8—$8^1/_2$ Milliarden, die sich durch den automatischen Wertzuwachs des vorhandenen Vermögens auf 10 Milliarden erhöhen, als Mehrung dem Volksvermögen zuwachsen.

Von den Ausgaben für den privaten Verbrauch aber entfallen jährlich, wie ich in meinen „Kaufmännischen Hochzielen" [1]) berechnet und nachgewiesen habe, reichlich 3 Milliarden als Ausgaben für Bier, Wein und Branntwein, also für alkoholische Getränke, über eine Milliarde für Tabak als Rauch-, Schnupf- und Kautabak. Das macht für diese beiden als Schädlinge, in jedem Falle jedoch mindestens als Luxus anzusehenden Verbrauchsgegenstände 4—$4^1/_2$ Milliarden Mark im Jahre. Da nun weiter durchaus nicht etwa der Anteil der höheren, wirtschaftlich leistungsfähigeren Klassen an dem Verbrauch von Alkohol und Tabak erheblich stärker wäre, vielmehr gerade die ärmeren davon sehr viel verbrauchen, darf man ohne nennenswerten Fehler auch für eine ärmere Familie den durchschnittlichen Kopfverbrauch einsetzen. Der beträgt also für Bier und Wein und Tabak sowie Schnaps zusammen im Jahre etwa 70 Mark, oder für eine Familie von durchschnittlich 4 Köpfen nicht weniger als 280 Mark! Weil gerade die ärmeren Klassen verhältnismäßig mehr Kinder als die reicheren haben, ist die Kopfzahl von 4 sicher zu niedrig dafür angesetzt, soll aber beibehalten werden, um ja nicht zu hoch gegriffene Zahlen für unsere Beweisführung zu erhalten. Bei einem Jahreseinkommen von höchstens 1380 Mark machen die Ausgaben für diese beiden Gegenstände also etwa ein Viertel des ganzen Einkommens aus. Rechnen wir aber niedrig noch etwa ein Sechstel für die notwendigen Ausgaben für die Wohnung, so verbleiben knapp 900 Mark für die Hausfrau, mit denen sie alle sonstigen Lebens-

[1]) Verlagsanstalt „Tyrolia", Innsbruck und München 1917.

bedingungen für Nahrung, Kleidung, Arzt, Apotheke, Fortbildung und Unterhaltung zu bestreiten hat, von dem Verlangen nach Ausschmückung des Heims gar nicht zu reden. Und das für mindestens 4 Köpfe! Wie wesentlich anders wäre es, wenn sie noch die 280 Mark, für Alkohol und Tabak ausgegeben, zur Verfügung hätte! Dann wird an die öffentliche Wohltätigkeit und die staatliche und gemeindliche Fürsorge herangetreten. Von Ausgaben für soziale Vorsorge (Versicherungen usw.) kann natürlich da keine Rede mehr sein. Doch das ist noch lange nicht alles! Die Ausgaben für Alkohol entziehen den Hauptemährer hinsichtlich Zeit und Kraft großenteils noch seiner Erwerbsmöglichkeit, selbst seiner Familie, sie schaffen viele Vorbedingungen für Krankheiten und Streitigkeiten, selbst Abstrafungen, kurz: sie führen die soziale Leiter hinunter statt hinauf! Nun kommen aber die Erträgnisse (abgesehen von Staatsmonopolen) nicht der Allgemeinheit, sondern einigen wenigen zu und so sammelt sich das Geld raschestens um einige wenige Hauptherde, wir segeln dadurch mit Eilzugsgeschwindigkeit einer Plutokratie entgegen. Die Zusammenballung des Geldes in einigen wenigen Händen muß naturgemäß eine unheimliche Kraftentfaltung der letzteren im Gefolge haben, die sich im Erwerb und in der fast ausschließlichen Beherrschung der öffentlichen Meinung, besonders durch die Erwerbung und Beeinflussung der Zeitungen zeigt; so kommt es, daß die Gemeingefährlichkeit des Alkohol- und Tabakmißbrauchs viel zu wenig erkannt wird, ja, daß sich sogar eigene Vereinigungen gegen die Bestrebungen zur Aufklärung gebildet haben. Gibt es etwas Bezeichnenderes, als daß sich erst kürzlich ein stellvertretendes Generalkommando auf Weisung des Kriegsministeriums veranlaßt gesehen hat, die Verbreitung der Schriften des „Deutschen Abwehrbundes gegen die Ausschreitungen der Abstinenzbewegung" bei den Ersatztruppenteilen und in den Lazaretten zu verbieten? (Vgl. M. N. N. Nr. 519, 1916). In der Begründung heißt es, daß das dargestellte Bild über Nutzen und Schaden des Alkohols durchaus irreführend und falsch ist und daß diese Werbearbeit f ü r den Alkohol im Gegensatz zu den Bestrebungen der Heeresverwaltung stehe. Die Alkohol- und Tabakfrage ist aber viel, viel mehr eine Frauenfrage, als es die meisten glauben, schon weil sie vielfach die Heiratsfähigkeit, aber auch die Zufriedenheit in der Ehe an der Wurzel untergräbt. Der Staat aber hat trotz aller Notwendigkeit von großen Steuern, ja gerade deswegen, ein hohes Interesse daran, daß solche Steuerquellen gefunden werden, die die Steuerkraft des Volkes überhaupt heben, nicht solche, die sie schwächen; der Staat, das Gemeinwohl, hat Interesse ebenso wie an einer vernünftigen Parzellierung des Bodens gegenüber einer Latifundienwirtschaft auch an einer möglichst gerechten Verteilung der Einkommen, nicht an der Zusammenballung von Riesenvermögen in den Händen einiger weniger.

Das Wirtshausleben, das unlöslich mit der Alkohol-, Tabak- und Spielfrage verknüpft ist, stellt aber einen der größten Feinde des Familienlebens dar; es veräußerlicht den Menschen, statt ihn zu verinnerlichen; es ist auf Schein statt auf Sein eingestellt, es häuft Kapitalien in kurzer Zeit in den Händen von Personen an, die weder an Bildung noch an Arbeitsleistung etwa im gleichen Verhältnis andere übertreffen; so vor allem durch die Trinkgelder-Mißwirtschaft, auf die nur nebenbei hingedeutet werden soll. Es ist Tatsache, daß sehr viele Zahlkellner (um nur ein Beispiel zu bringen) sich in wenigen Jahren Zehntausende von Mark ersparen können, um mit etwa 50 Jahren als Besitzer größter Gaststätten aufzutreten; steht das im Verhältnis zu ihrer Arbeitsleistung, beziehentlich der anderer Berufe?! Dabei ist es ein Irrtum, wenn man glaubt, die Bequemlichkeit des Publikums sei die Hauptveranlassung

zur Einführung der Zahlkellner gewesen; nein, die Hauptursache ist vielmehr zweifellos eine kaufmännisch durchaus zu lobende Kontrolle der Einnahmen für den Wirt nach dem Grundsatz der Trennung von Zahlung und Kontrolle; aber daß die Kosten dieser Einrichtung der Gast statt der Wirt zu tragen hat, das ist entschieden Mißbrauch. Daß dabei eine Abstufung der Behandlung der Gäste nach dem zu erwartenden Trinkgeld herbeigeführt wird, ist menschlich durchaus begreiflich, gesellschaftlich und staatsbürgerlich indes sehr zu bedauern, weil dadurch wieder das „Bloß-Geldverdienen“ als einziger Maßstab in der Beurteilung der Menschen eingeführt wird, ein Grundsatz, der dem Gemeinwohl schnurstracks zuwiderläuft; abei auch der Trieb, über die Verhältnisse zu leben, mehr zu scheinen als man ist, wird dadurch in mannigfacher Weise gefördert. Das Wirtshausleben, als „Veräußerlichung“, das sich „Vornhinstellen“ (die wörtliche Übersetzung von „Prostitution“), ist der diametrale Gegensatz zur Verinnerlichung, zum Familienleben. Wo ein Familienleben zu zerfallen droht, führt daher der gerade Weg ins Wirtshaus. Daß man dem Deutschen leider nicht mit Unrecht den Vorwurf des größten Wirtshaus- (und Kaffeehaus-) Lebens macht, soll nebenbei erwähnt sein. Das Wirtshausleben führt zwangsläufig zu Alkohol-, Tabak- und Spielgewohnheiten, die durchaus mit dem Geselligkeitstrieb des Menschen nichts zu tun haben; es ist eine bewußte oder unbewußte Irreführung, wenn man Geselligkeitsbedürfnis und unsere Wirtshäuser mit ihren Trinkunsitten als ein und dasselbe oder vielmehr als notwendig verbunden hinstellt. Da könnten wir von den Engländern, aber auch von den romanischen Völkern viel lernen; man hat auch bei uns angefangen, alkohol- und rauchfreie Zusammenkunftsorte für die Pflege der Geselligkeit zu gründen; man hat schüchtern den Versuch mit Lesekasinos, Volksbildungsvereinen usw. gewagt; hier ist ein Punkt, wo sich der Einfluß der Frau auf den Mann in hervorragend staatsbürgerlichem Sinn betätigen kann, ja muß, wenn sie nicht will, daß ihr ureigenstes Lebenselement, die Familie, noch weiter bedroht werde.

II.

Vererbung und Nachwuchs.

Ist die Wirtschaftsfrage, die Frage der klugen, sinngemäßen Verteilung des Einkommens, eine der Hauptfragen der Frau und der Familie, so ist für die Schaffung tüchtigen Nachwuchses weiterhin noch die gesundheitliche Beschaffenheit der Eltern von so einschneidender Bedeutung, daß wir ihr längere Betrachtungen widmen müssen.

Es ist heute in den weitesten Kreisen bekannt, daß von allen Krankheitsursachen der Tuberkulose und der Syphilis am meisten Bedeutung als Keimverschlechteren zukommen. Daß der Alkoholmißbrauch dabei teils als mittelbare Ursache, teils unmittelbar eine große Rolle spielt, mag von vornherein festgestellt werden. Es mögen auch hier wieder an die Spitze eine Reihe von statistischen Tatsachen treten, die uns als sichere Grundlagen unserer Betrachtungen und Feststellungen dienen werden.

Daß die Säuglingssterblichkeit im Deutschen Reich von (1911) 19,2 % der Lebendgeborenen auf (1913) 15,3 % herabgegangen ist, mag man mit Recht als sehr erfreulich empfinden; daß aber infolge Lues nicht weniger als 200 000 brauchbare Geburten ausfallen (Prinzing), muß uns doch zu denken geben.

Man kann da und dort das Wort hören, „wie herrlich weit“ wir es gerade hinsichtlich der gesundheitlichen Verhältnisse gebracht haben; tatsächlich sind

auch die Leistungen gerade der deutschen Heilwissenschaft nicht minder wie der deutschen Heilkunst höchster Anerkennung wert. Aber man sollte sich hüten, aus richtigen Voraussetzungen durch Verschweigung wichtiger Punkte irrige Schlüsse zu ziehen.

Zunächst scheinen die deutschen Sterbetafeln ein äußerst erfreuliches Bild des sieghaften Fortschritts in der Krankheitsbekämpfung zu geben; so stellt sich die

Lebenserwartung in Jahren ausgedrückt:

1871/72 bis 1880/81	durchschnittlich	auf	35,58	(männl.)	und	38,45 (weibl.)
1881/1890	„	„	37,17	„	„	40,25 „
1891/1900	„	„	40,56	„	„	43,97 „
1901/1910	„	„	44,82	„	„	48,33 „

bei der **Geburt!**

Diese erfreuliche Zunahme gegenüber früheren Zeiten wird aber immer geringer, je älter der Mensch wird, und zwar so, daß vom 35. Lebensjahr ab nur mehr eine Zunahme von rund 1 $^1/_2$ Jahren für die Männer und etwas über 3 Jahren für die Frauen gegenüber 1871/72 erreicht wird. Dies ist nun in mehrfacher Beziehung recht auffallend; warum gelingt es nicht, die mittlere Lebenserwartung gerade im kräftigsten Mannesalter halbwegs bedeutend zu heben? Warum sind die Frauen da um einen merklichen Vorsprung voraus?

Die Antwort hat ein Berliner Arzt vor einigen Jahren (Eisenstadt in der Zeitschr. f. Vers.-Med. Nr. 9 und 10, 1910), wie folgt, gegeben: „Die wirkliche Sterblichkeit steigt von 45—50 Jahren fortwährend, während die Todesursachen die Tendenz haben, sich einzuengen und sich um die durch sexuelle Störungen und Alkoholismus erworbene Abschwächung der Konstitution zu sammeln. An Stelle der Tuberkulose treten andere Massenkrankheiten, nämlich die konstitutionellen Krankheiten und Herzleiden. Die moderne Kultur ist für die menschliche Konstitution verderblich, solange sie dem Individuum Freiheit im Sexual- und Ernährungswesen läßt" (nach der D. med. Wochenschr. 1910, S. 2311, zitiert). Die letzteren Worte aber sind vom staatsbürgerlichen Zielbewußtsein aus geradezu ein Programm, das umwälzend in unsere gesamten Anschauungen über das „Gehenlassen" eingreift! Die Frau aber, als der wichtigste wirtschaftliche Faktor, die Nächstbeteiligte, hat ein Recht, noch mehr zu erfahren, um sich bei der Wahl ihres Lebens-Schicksalsgenossen danach zu richten. Wir zeigen zunächst an der Hand der neuesten statistischen Zahlen, wie sich seit dem Ausspruch Eisenstadts die Verhältnisse weiter in einer Weise entwickelt haben, die die Richtigkeit, ja noch mehr: die dringendste Notwendigkeit der Befolgung seiner Aufforderung zeigen. Daß durch diese „Freiheit im Sexual- und Ernährungswesen" so ziemlich jede Leistungsfähigkeit verschlechtert wird, ist gerade hinsichtlich natürlicher und berechtigter Ansprüche einer gesunden Frau der Grund mancher bitteren Enttäuschung in der Ehe. Nervenärzte und gewisse Zeitungsinserate sprechen da eine Sprache, die alle Vertuschungsversuche zuschande macht. Nur ein gesunder Mann kann ein ganzer Mann sein!

In einem Aufsatz über die „Fortpflanzung der Tüchtigen" (Umschau 1917, H. 24) weist Vaerting überzeugend nach, „daß hochbegabte Männer sehr wohl ihre geistigen Fähigkeiten vererben können, nur muß die Zeugung der Nachkommen erfolgen, ehe das Reproduktivsystem durch starke geistige Tätigkeit tangiert ist". Das steht ganz in Übereinstimmung mit den Ergebnissen des be-

kannten Medizinalstatistikers Prinzing, daß die Sterblichkeit des Mannes die der Frau vom 35. Lebensjahr ab ganz erheblich übersteigt und daß die Überanstrengung des Mannes seine Keimzellen qualitativ ungünstig beeinflußt; übrigens ist nach Stekel die Impotenz der Künstler und Gelehrten zur Zeit ihres angestrengtesten Schaffens notorisch. Aus all dem wird man der im Interesse des Volkes wie des Einzelnen gelegenen Forderung Vaertings[1]) nach Frühheiraten des Mannes unbedingt beistimmen müssen.

Fragen wir uns nun, welche Krankheiten eine bedeutende Zunahme gegen früher zeigen, so ergibt sich die Antwort aus der Statistik des Zugangs der Krankheitsfälle in den allgemeinen Krankenhäusern:

	1877/79	1908/10	(vom 1000 der Summe)
Influenza	3,87	15,46	= um rund 400 %!
Tuberkulose	38,01	82,89	= „ 114 %
Bösartige Neubildungen	13,66	22,88	= „ 50 „
Nervenkrankheiten	44,38	59,46	= „ 36 „
Krankh. d. Kreislauforgane . .	23,3	35,81	= „ 50 „
Darunter Herzkrankheiten . . .	11,30	17,79	= „ 50 „
Krankh. d. Verdauungsorgane . .	100,60	130,75	= „ 30 „
Krankh. d. Harn- u. Geschlechtsorgane	31,16	70,14	= „ mehr als 125 %!

Bemerkenswert ist, daß bei Gonorrhöe und bei primärer und konstitutioneller Syphilis ein Herabgehen der Krankenhausbehandlung zu finden ist, und zwar bei ersterer von 17,57 auf 16,58 und bei letzterer sogar von 50,98 auf 20,78.

Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß dies in allererster Linie damit zusammenhängt, daß die betr. Kranken zu ihrem eigenen Arzt, beziehentlich in ihre Kassenordination gehen; in Wirklichkeit ist auch bei diesen beiden Krankheiten keine Abnahme, sondern vielmehr eine ganz erschreckende Zunahme festzustellen, wie das Ergebnis der neuesten Untersuchungen W. Claasens (Die Umschau, Nr. 19, vom 19. Mai 1914, S. 386) zeigt. Auf Grund von Zahlen des Berliner Gewerkskrankenvereins, dem $^1/_5$ aller Berliner Arbeiter angehören, kommt er zu der Annahme, daß 50 (fünfzig!) Prozent aller Mitglieder im Laufe ihres Lebens Syphilis erwerben. Auf 1000 männliche Mitglieder treffen im Durchschnitt 1906/10 in einem einzigen Jahr 22,1 Syphilisbehandlungen; 1892/95 im Verhältnis noch nicht halb so viel! 1910 sogar schon 23,6 bei männlichen, 16,3 bei weiblichen Mitgliedern. Erkrankungen an Gonorrhöe bei Männern $2^1/_2$mal soviel, bei Frauen doppelt soviel als bei Syphilis. Als Hauptursache führt auch dieser Arzt wörtlich an, daß „die ganze Gesellschaft auf der Bahn entartender Genüsse abwärts getrieben wird". —

Damit die Zusammenhänge zwischen Alkoholismus, Geschlechtskrankheiten und anderen der oben angeführten und noch anzuführenden Krankheiten im Sinne Eisenstadts klarer erkannt werde, mag ein Wort eines der gewiß berufensten Vertreter, Kräpelins (Psychiatrie, 1. Bd., 8. Aufl., 1909, S. 69 bez. S. 70) angeführt werden: „Von ungleich größerer Bedeutung noch, als die im engeren Sinn syphilitischen Geistesstörungen ist die progressive Paralyse, von der wir heute wissen, daß sie sich ausschließlich auf dem

[1]) Vaerting, Der Männermangel nach dem Krieg. Seine Gefahren und seine Bekämpfung. München 1917.

Boden einer vorausgegangenen Lues entwickelt" und „wir kennen zahlreiche Völker, durchgängig solche mit einfacher natürlicher Lebensführung, bei denen trotz weiter Verbreitung der Syphilis die Paralyse sehr selten oder unbekannt ist ... diese Unterschiede weisen darauf hin, daß die Kulturrassen Schutzeinrichtungen verloren haben, die bei Naturvölkern die Entwicklung der Paralyse aus der Lues erschweren". Hinsichtlich der Tuberkulose aber sagt derselbe Gewährsmann: „Man pflegt der Tuberkulose einen erheblichen verschlechternden Einfluß auf die Veranlagung der Nachkommenschaft zuzuschreiben, auch hinsichtlich ihrer seelischen Eigenschaften." Und nun sehen wir uns die Statistik bezüglich progressive Paralyse (und Tabes dorsalis = Rückenmarksschwindsucht) näher an:

Gesamtzahl der Krankheitsfälle in den Irrenanstalten (Zugang) in Prozenten

Paralytische Seelenstörung 1877/79: 11,11; 1898/1901: 12,36,

oder in Gesamtzahlen:

	1902/04	1905/07	1908/10
Paralytische Seelenstörung	15 490	17 112	18 333
Tabes	774	1 010	1 393

ferner Alkoholismus in gleichen Zeiträumen:
1902/04: 12 853; 1905/07: 17 707; 1908/10: 21041.

Nun haben wir aber schon oben gehört, daß Tuberkulose erheblich keimverschlechternd wirkt; ferner, daß infolge Lues jährlich wenigstens 200 000 brauchbare Geburten ausfallen; daß aber Alkoholismus ebenfalls ganz erheblich keimverschlechternd wirkt, daß ganz besonders Syphilis nicht bloß den oben angegebenen Ausfall einer Armee sonst brauchbarer Staatsbürger verschuldet, sondern bei den am Leben gebliebenen Nachkommen eine große Reihe von Minderwertigkeiten hervorruft, die sie in allen möglichen Heil- und Fürsorge-Anstalten oder auch in Zuchthäusern der Allgemeinheit zur Last fallen läßt, daß sie bei sehr vielen anderen Erkrankungen Mitursache ist, das bedenken nicht gar zu viele! Und doch geht uns das **alle** gar **sehr** an! Die Frau bringt nicht bloß ihr eigenes Lebensglück in Einsatz, so daß sie nicht bloß wissen soll, um welche persönlichen Beziehungen es sich dabei für sie handelt, sondern sie ist auch mitverantwortlich für die Beschaffenheit des wichtigsten wirtschaftlichen Gutes: des Menschen der Zukunft! Hier ist das Gebiet, wo die Frau ihren Einfluß auf den Mann in nicht zu überbietendem staatsbürgerlichen Sinn betätigen kann, statt sich selbst in eigengefälliger Weise in den gefeierten Mittelpunkt des Genußlebens zu stellen und den Mann dadurch oft von höherwertiger, allgemein nützlicher Arbeit abzuhalten. Hier ist aber auch der Ausgangspunkt für alle die sozialen Vorsorgen, welche getroffen werden müssen zum Schutz des Höherwertigen gegenüber dem Schädlichen. Diese Forderungen aber hat die „Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene" auf ihrer Delegiertenversammlung zu Jena am 6. und 7. Juni 1914 in folgenden Punkten ausgesprochen:

„1. Erhöhte Förderung der inneren Kolonisation mit Regelung des Erbrechts im Sinne der Schaffung kinderreicher Familien.

2. Schaffung von Familienheimstätten für kinderreiche städtische Familien (Gartenstädtische Siedelung, gemeinnütziger genossenschaftlicher Bau von Kleinwohnungen mit Gärten, Laubenkolonien usw.).

3. Wirtschaftliche Förderung genügend kinderreicher Familien durch Gewährung von wesentlichen Erziehungsbeiträgen an eheliche Mütter, bzw. überlebende Väter und Berücksichtigung der Kinderzahl bei der Besoldung der Beamten und Angestellten.

4. Beseitigung der für viele männliche Berufe (Offiziere, Beamte) bestehenden Erschwerung der Eheschließung, soweit es irgend tunlich ist.

5. Erhöhung der Alkohol-, Tabak- und Luxussteuern, sowie Erhebung einer Wehrpflichtzusatzsteuer für die in Punkt 3 genannten Zwecke.

6. Gesetzliche Regelung des Vorgehens in solchen Fällen, wo Unterbrechung der Schwangerschaft oder Unfruchtbarmachung ärztlich geboten erscheint.

7. Bekämpfung aller die Fortpflanzungsfähigkeit bedrohenden Schädlichkeiten, insbesondere der Gonorrhöe und der Syphilis, der Tuberkulose, des Alkoholismus, der gewerblichen Vergiftungen und der Berufsschädlichkeiten für die erwerbstätige Frau.

8. Obligatorischer Austausch von Gesundheitszeugnissen vor der Eheschließung.

9. Aussetzen großer Preise für ausgezeichnete Kunstwerke (Romane, Dramen, bildende Kunst), in denen das Mutterideal, der Familiensinn und einfaches Leben verherrlicht werden.

10. Erweckung einer opferbereiten nationalen Gesinnung und des Pflichtgefühls gegenüber den kommenden Geschlechtern, kraftvolle Erziehung der Jugend in diesem Sinne."

Diese vor dem Weltkrieg ausgesprochenen Forderungen haben gewiß während desselben durch unendlich viele Erfahrungstatsachen neue Unterlagen gewonnen: sicher ist, daß darin die Hauptpunkte zusammengefaßt sind, an denen in bezug auf die Schaffung günstiger Vorbedingungen für geeigneten, staatsbürgerlich brauchbaren Nachwuchs kein einziges Mitglied des Staates vorübergehen kann, sobald die Zeit seiner Mitwirkung gekommen ist. Jeder, der etwas auf sich hält, muß pflichtgemäß zu diesen Fragen Stellung nehmen, wobei freilich auch eine persönliche Stellung zu metaphysischen Fragen, besonders religiösen Anschauungen, da und dort bestimmend eingreifen kann; jedenfalls aber darf es in Zukunft keinerlei Gleichgültigkeit in so unendlich wichtigen staatsbürgerlichen Dingen mehr geben; auch die Frauen sollen sich der gewaltigen Bedeutung dieser für ihre einschneidendste und edelste Lebensbestimmung wichtigen Fragen voll bewußt werden.

Zwei französische Dichter des 17. Jahrhunderts (Théophile de Viau u. Jacques Vallée Des Barreaux) und ihre Beziehungen zur Homosexualität.

Von Numa Praetorius.

I. Im 17. Jahrhundert verzeichnet die Kultur- und Literaturgeschichte Frankreichs unter dem Namen „poètes libertins" eine Dichter- und Schriftstellergruppe, die viel von sich reden machte.

Auch die Homosexualität weist Beziehungen zu dieser Schule auf in der Person von mehreren Dichtern, unter andern von Théophile, Des Barreaux und Saint-Pavin.

Théophile de Viau, das Haupt der Gruppe, hat jahrelang mit dem jungen Dichter Des Barreaux in intimem Freundschaftsbund gelebt, dessen Gestaltung den Schluß auf ein homosexuelles Verhältnis und mindestens auf gleichgeschlechtlichen Liebestrieb Théophiles gestattet; ein dritter Schriftsteller, Saint-Pavin, war zweifellos konträrsexuell und allgemein als König von Sodom bezeichnet, einen Namen, den er selbst nicht zurückwies und sogar nicht zögerte auf sich anzuwenden.

Ein französischer Gelehrter, Frédéric Lachèvre, hat diese drei Dichter zum Gegenstand eingehender Studien gemacht. Er hat in einem ersten zweibändigen Werk [1]) ausführlich den Prozeß dargestellt, den Théophile de Viau wegen Freigeisterei sich zuzog.

In einem zweiten Buch [2]) hat dann Lachèvre überhaupt das Leben und die Dichtungen von Théophile und Des Barreaux behandelt unter besonderer Berücksichtigung ihrer Freundschaftsbeziehungen und deren Rolle in dem erwähnten Prozesse, in welchem auch die homosexuell verdächtigte Freundschaft der beiden berührt wurde. Dieses Buch enthält sodann in seinem zweiten Teil eine Schilderung des Lebens und der literarischen Produkte des Dichters Saint-Pavin. (Die erotischen Gedichte Saint-Pavins sind nur zum Teil in dem Band selber abgedruckt. Die gewagtesten sind in einem kleinen Separatdruck veröffentlicht, der nur dem Erwerber des Hauptbandes auf speziellen Wunsch hin geliefert wird.)

Soweit das soeben genannte Werk aus dem Jahre 1911 sich auf Des Barreaux bezieht, ist es die verbesserte und vermehrte Auflage einer früheren Studie [3]) über diesen Dichter, andererseits enthält aber diese frühere Publikation einige in der späteren fehlende Einzelheiten.

Lachèvre, der Wesen und Verbreitung der Homosexualität nicht zu kennen scheint, sucht natürlich alles Homosexuelle möglichst zu verschleiern und umzudeuten, aber da er sehr gewissenhaft die Tatsachen an und für sich mitteilt, so gibt er doch dem mit der Homosexualität Vertrauten die Möglichkeit, leicht

---

[1]) Le libertinage devant le parlement de Paris Le procès de Théophile de Vian (11 juillet 1623 — 1 septembre 1625) publication intégrale des pièces inédites des Archives nationales, portraits et fac-simile. 2 Vol. tiré à 500 exempl. numérotés 20 Frc. Librairie ancienne Honoré Champion édit. 5 quai Malaquais Paris.

[2]) Le libertinage au 17. siècle. Disciples et successeurs de Théophile de Viau. La vie et les poésies libertines inédites de Des Barreaux (1599—1673) — Saint-Pavin (1595—1670). (Librairie ancienne Honoré Champion édit. 5 quai Malaquais. Paris 1911. 541 p.)

[3]) Le prince des libertins au 17. siècle Jacques Vallée Des Barreaux (Paris Henri Leclerc 1907).

die richtige Erklärung der Tatsachen zu finden. Was übrigens Saint-Pavin anbelangt, so sprechen seine Verse für sich selber und gewähren eine treffliche Autobiographie eines zu seinem eigenen Geschlecht in Liebe Entbrannten.

Die „poètes libertins" besangen hauptsächlich die Liebe, die Wollust, den Wein, überhaupt die Genüsse der Wirklichkeit und führten auch tatsächlich meist ein den Freuden des Daseins gewidmetes, ungebundenes Leben, das manchmal auch in Exzesse ausartete.

Doch nicht nur ein oberflächlicher Epikuräismus war die Signatur dieser lebenslustigen Gesellen; ihre für die damalige Zeit besonders auffallende Bedeutung bestand in der Kühnheit ihrer Anschauungen gegenüber dem herrschenden Dogmen- und Gottesglauben, in ihrer Freigeisterei, welche ja auch Théophile nahe an den Scheiterhaufen brachte.

Gerade insbesondere wegen dieser Freigeisterei wurden diese Dichter „libertins" genannt.

Zwar schloß der Ausdruck „libertin" implizite den Sinn mit ein von Männern, die in der Befriedigung sexueller und überhaupt sinnlicher Genüsse sich keinen Zwang auferlegen und schrankenlos sich ihnen hingeben.

Aber damals bezog sich das Wort „libertin" nicht wie heute bloß auf geschlechtliches Gebiet und hieß nicht lediglich so viel wie ausschweifender Mensch, Lüstling. Vielmehr sollte es auch die „intellektuell" Ausschweifenden, die von der herrschenden Moral und namentlich von dem strengen, orthodoxen Kirchenglauben sich Befreienden, kurz die Freigeister, kennzeichnen.

Denn in den Augen der Orthodoxie lag ohne weiteres in der Auflehnung gegen den blinden Dogmenglauben, in der Verwerfung der kirchlichen Grundlehren, das Bestreben des Freigeistes, sich unbequemer Fesseln zur Zügelung seiner Leidenschaften zu entledigen; der Orthodoxie galt es für ausgemacht, daß Ungebundenheit im religiösen Glauben regelmäßig Ungebundenheit in geschlechtlicher und überhaupt in sittlicher Hinsicht in sich schloß.

Möge auch bei dem einen oder andern aus der obigen Dichtergruppe die Loslösung vom hergebrachten Glauben mit etwas lockerem Lebenswandel in sexualibus zusammengetroffen haben, so ist es völlig verfehlt, einen derartigen prinzipiellen Zusammenhang zu behaupten.

Das Falsche, Unhaltbare, Lächerliche dieser Anschauung bedarf ja kaum der Widerlegung, und die Geschichte, die Vergangenheit und die Gegenwart, die tägliche Erfahrung liefern für den nicht absichtlich Blinden Beweise in Hülle und Fülle, wie unabhängig voneinander religiöser Glaube und Sittlichkeit sind, wie oft Frömmigkeit und Unsittlichkeit und andererseits wieder höchstes ethisches Leben und Freigeisterei in ein und desselben Menschen Brust sich zusammenfinden.

Gerade in dem Buche von Lachèvre begegnet man gleich zu Beginn einem drastischen Beispiel von der Unabhängigkeit der Sittlichkeit von der Gläubigkeit in der Person des Großonkels des Dichters Des Barreaux, der wegen Heresie im Jahre 1574 verbrannt wurde und dessen Feinde sogar seine völlige Keuschheit und seinen edlen Lebenswandel anerkennen mußten.

Trotzdem scheint auch der offenbar in katholischen Vorurteilen befangene Verfasser des obigen Buches, wenn nicht ausdrücklich, so doch stillschweigend zu der Auffassung von der Identität von Religion und Sittlichkeit sich zu bekennen und den Fehler einer unheilvollen Verquickung beider Gebiete zu begehen. Klagt er doch über die heutige Freigeisterei in Frankreich und sieht er doch in ihr die Ursache einer düsteren Zukunft für sein Land, uneingedenk, daß diese Freigeisterei es war, welche nicht nur für Frankreich, für Deutschland

und überhaupt für ganz Europa die moderne Kultur ermöglichte, sondern auch die furchtbaren Segnungen einer irregeleiteten, geradezu pervers zu nennenden Religion beseitigte, welche den Andersdenkenden, den Ungläubigen, nicht minder wie den sexuellen Normwidrigen mit dem Scheiterhaufen beglückte, Segnungen, die noch bis kurz vor der Revolution fortdauerten und von denen auch Lachèvre selbst einige charakteristische Beispiele anführt.

Bei den Anschauungen von Lachèvre ist es kaum verwunderlich, daß er homosexuelles Gefühl und gar homosexuelle Betätigung nur als ärgstes Verbrechen betrachtet, um so mehr, als er von dem Wesen und der Verbreitung der Homosexualität, überhaupt von den neuesten Forschungen hierüber, auch von den französischen eines Laupts oder Lacassagne, anscheinend nicht die geringste Ahnung hat. Deshalb gilt ihm die konträre Sexualempfindung und gar -betätigung als etwas derart Ungeheuerliches, daß er den sicherlich gleichgeschlechtlich veranlagten Männern Théophile und Saint-Pavin, bei denen er doch seiner Auffassung gemäß wegen ihrer Freigeisterei ohne weiteres alle sexuellen Kühnheiten erwarten sollte, nicht eine derartige Scheußlichkeit zutraut und lieber zu den gesuchtesten Erklärungen greift als die naheliegende Homosexualität anzuerkennen.

II. Im folgenden soll das Freundschaftsverhältnis zwischen Théophile und Des Barreaux dargestellt und erörtert werden, während die (gleichfalls beendete) Untersuchung über die Homosexualität von Saint-Pavin später veröffentlicht werden soll.

Théophile de Viau, geboren 1590 zu Clérac in Südfrankreich, stammte aus einer Hugenottenfamilie, besuchte aber wahrscheinlich eine Jesuitenschule. Jedenfalls befreite er sich frühzeitig von jedem Dogmenglauben und war völliger Freigeist. Im Jahre 1610 kommt er nach Paris, wo er sich bald durch sein dichterisches Talent auszeichnet und zahlreiche poetische Erzeugnisse veröffentlicht.

Er wird das Haupt der damaligen Dichterschule der „libertins", der lebenslustigen jungen Freigeister.

Im Jahre 1618 macht er in Paris die Bekanntschaft des 19jährigen Des Barreaux, mit dem ihn von da an die engste Freundschaft verbinden sollte.

Jacques Vallée, seigneur Des Barreaux, im Jahre 1599 in der Provinz geboren und einer reichen und hochgeachteten Familie entstammend, hatte seine Studien in Paris vollendet. Nachdem er das „Collège" velassen hat, ist es der eigene Vater Vallées, Präsident am Parlament und am Rechnungshof, der den Sohn dem Dichter Théophile de Viau vorstellt und geradezu anvertraut. Vallée gerät ganz unter Théophils Leitung und Einfluß, der für den 19jährigen, durch seine Schönheit bekannten und allgemein den „schönen Vallée" genannten Jüngling eine auffallende demonstrative Zuneigung an den Tag legt. Von Théophile in den Kreis seiner Freunde und Schüler eingeführt, nimmt Des Barreaux regen Anteil an den Festen, Versammlungen, Gelagen der lebensfreudigen Genossen.

In Paris ist der beinahe 30jährige Théophile fast immer mit dem 19jährigen Vallée zusammen und auch auf den kleineren häufigen Reisen des älteren Dichters in die Provinz begleitet ihn meist sein junger Freund.

Nicht lange sollten beide die fröhliche Intimität und glückliche Sorglosigkeit genießen dürfen.

Théophiles Feinde erheben die Beschuldigung des Atheismus gegen ihn und verbreiten mehrere, gegen den damals allmächtigen Günstling des Königs Ludwigs XIII. den Herzog von Luynes, gerichtete Schriften, die sie mit dem Namen Théophiles als Autor versehen.

Die Folge dieses Manövers war ein administrativer Befehl an Théophile, sofort Frankreich zu verlassen. Théophile reist nach Spanien, überschreitet aber bald wieder die Grenze und begibt sich in sein Familienschloß zu Boussères in der Provinz, wo er die Zeit eifrig mit Dichten und der Abfassung einer Rechtfertigungsschrift gegen die wider ihn erhobene Beschuldigung verbringt. Die plötzliche Trennung der Freunde war für sie ein harter Schlag gewesen, den sie durch emsige Korrespondenz zu mildern suchten.

Als Vallée erfährt, daß Théophile in Boussères dauernd bleiben will, reist er zu ihm. Mehrere Wochen verbringen beide zusammen in gemeinsamer Dichterarbeit miteinander wetteifernd. Meist besingen sie denselben Gegenstand, den Théophile auswählt. Théophile behandelt ihn meist mit Beziehung auf seine Lage und Vallée speziell vom philosophischen Standpunkt.

Nach einigen Wochen dieses gemeinsamen Zusammenlebens kehrt Vallée nach Paris zurück, aber ein eifriger Briefwechsel und Austausch ihrer gegenseitigen dichterischen Produktionen sorgt dafür, daß sie die Trennung nicht allzu hart empfinden.

Nach längeren, zuerst fruchtlosen Bemühungen gelingt es endlich Théophile, den Zorn des Herzogs von Luynes zu beschwichtigen.

Er darf sein Exil verlassen, namentlich, da er sich verpflichtet, in das zur Bekämpfung der Aufständigen von Angers gebildete Königliche Heer einzutreten. In Paris angekommen, sucht er auch den Freund zu veranlassen als Waffengenosse im Dienst des Königs ihn in den Krieg zu begleiten, aber Vallée zieht das bequemere genußreiche Pariser Leben vor, wo ihn insbesondere damals gerade eine Geliebte fesselte.

Vergeblich wirft ihm Théophile die Schande vor, auf eine ehrenvolle Tätigkeit wegen eines Weibes zu verzichten, wobei man allerdings das eigennützige Motiv deutlich merkt, den Freund auch im Krieg bei sich zu haben und nicht minder die offenbare Eifersucht gegen die Frau, die es verstanden, im Herzen Vallées einen großen Platz einzunehmen. Nach der Beendigung des Krieges, die nicht lange auf sich warten ließ, finden sich die Freunde in Paris wieder vereint.

Ein unangenehmer Vorfall während einer gemeinsamen Reise der zwei Freunde in Tours, wo Vallée beim Begegnen einer Prozession nicht sein Haupt entblößt hatte und beide nur mit Mühe der Volkswut entronnen waren, führte bald dem Ruf von Théophiles Atheismus neue Nahrung zu, obgleich Des Barreaux und nicht er persönlich das Sakrilegium begangen hatte. Zur selben Zeit wurden zwei Gedichtsammlungen veröffentlicht, in denen sich auch mehrere recht freie befanden, die man Théophile zuschrieb. Die ultra-religiösen Kreise regen sich wieder über Théophile auf und obgleich der Verleger der Sammlungen die Ausgabe aus dem Verkehr zurückzieht, hält Théophile seine Lage doch für sehr gefährlich und flieht nach England. Dort bleibt er nicht lange, dank der Fürsprache des englischen Ministers und insbesondere des Versprechens, die reformierte Religion abzuschwören und den rechten Glauben anzunehmen, läßt man ihn unbehelligt nach Frankreich zurückkehren.

Inzwischen hatte Vallée mit der Veröffentlichung der Werke seines Freundes dem Wunsch Théophiles entsprechend begonnen, dabei aber die Gedichte weggelassen, in denen sich die Freigeisterei klar zeigte.

Nur kurze Zeit nach Théophiles Rückkehr aus England konnten die beiden Freunde ruhige Stunden zusammen verleben. Der gegen die Protestanten ausgebrochene Krieg ruft Théophile abermals unter die Waffen in den Dienst des

Königs; auch diesmal möchte er den Freund überreden als Waffengenosse ihn zu begleiten, aber auch diesmal gelingt es ihm nicht.

Théophiles Feinde machen bald (1622) neue Vorstöße ihn zu verderben, und zwar sind besonders eifrig die beiden Jesuitenpatres Garassu und Voisin.

Als Spion gegen Théophile benutzen sie einen gewissen Sageot, einen früheren Protestanten, der durch den Pater Voisin, seinem einstigen Lehrer, dazu gebracht worden war, zum Katholizismus überzutreten. Théophile und Sageot kannten sich von der Schule her, wo Théophile einst (im Jahre 1611) Sageot und Voisin in einer derartigen verdächtigen Stellung überrascht hatte, daß er über die sexuellen Beziehungen des Paters zu seinem Schüler keinen Zweifel hegen konnte. Théophile traf nun im Jahre 1622 wieder mit Sageot zusammen und beging die Unvorsichtigkeit, ihm seinen Glaubenswechsel vorzuwerfen und dies in dem Augenblick, wo Théophile das Versprechen abgegeben hatte, das gleiche zu tun.

Sageot beeilte sich, die Vorwürfe Théophiles dem Pater Voisin zu hinterbringen, der sofort auch die Angaben Sageots offiziell zu Protokoll nehmen ließ.

Während der Pater Garassu nur aus religiösem Fanatismus Théophile aufsässig war, spielten beim Pater Voisin persönliche Motive die Hauptrolle.

Voisin hatte es Théophile nicht verziehen, daß er ihn gleichsam in flagranti in der Befriedigung seiner homosexuellen Neigungen ertappt hatte, um so mehr, als Théophile damals unklugerweise nicht einfach ein Auge zudrückte, sondern den Pater laut Sodomiter schalt. Dazu kam, daß Voisin — anscheinend ein echter Homosexueller — gegenüber den Reizen des schönen Vallée nicht kalt geblieben war, und ihm einst einen direkten sexuellen Antrag gestellt hatte, aber von dem jungen Des Barreaux schroff zurückgewiesen worden war.

Kein Wunder, daß Voisin Théophile also denjenigen aufs ärgste und in blinder Eifersucht haßte, der nicht nur seine Sitten kannte, sondern mit dem begehrten Jüngling in der engsten intimsten Freundschaft lebte, deren Charakter als eines Liebesbundes Voisin wohl vermutete.

Lachèvre spricht von diesem Motiv nicht.

Sehr richtig sagt dagegen Jean de Gourmont in seiner Besprechung des Buches von Lachèvre (im Mercure de France, Mai 1911, S. 360):

„Das wahre Motiv des Paters Voisin, hartnäckig Théophile zu verfolgen, springt in die Augen. Der Priester verzieh dem Dichter nicht, ihm die platonische Liebe des jungen Des Barreaux geraubt zu haben.“ (Diese Liebe hatte Voisin übrigens anscheinend niemals besessen sondern nur erstrebt.) Von Vallée über die Manöver der beiden Jesuitenpatres benachrichtigt, beeilt sich Théophile im Jahre 1622, seinem Versprechen gemäß, seinen reformierten Glauben abzuschwören.

Garassu und Voisin waren aber von der Aufrichtigkeit der Bekehrung des Dichters nicht überzeugt und lauerten nur auf einen günstigen Umstand, um ihn zu verderben. Die Gelegenheit dazu wurde ihnen bald geboten, wenn sie diese Gelegenheit nicht vielleicht selbst geschaffen haben.

Im April 1623 erschien eine Gedichtsammlung in zwei Teilen: „Le Parnasse Satyrique“ in welcher als erstes Gedicht das mit dem Namen Théophile überschriebene, von ihm herrührende sog. sodomitische Sonett stand.

Diese Veröffentlichung mit diesem Sonett ohne Wissen und Willen Théophiles war anscheinend eine gegen den Dichter gerichtete Machination, um die öffentliche Meinung gegen ihn aufzubringen.

Zugleich bereitete Garassu eine große und heftige Anklageschrift gegen die Freigeisterei und gegen den Dichter Théophile vor.

Théophile erkannte die Gefahr, in der er schwebte und bemühte sich, jedoch vergeblich, die Verbreitung der Sammlung durch Klage gegen die Buchhändler und Schritte bei dem Drucker, zu vereiteln, auch spielte er jetzt den völlig Bekehrten und frommen Katholiken. Zu dieser Zeit hatte Théophile das Unglück, daß der zweite Teil seiner Werke, von dessen Herausgabe er seinen Freund Vallée entbunden hatte, doch herauskam, anscheinend ohne Willen Théophiles.

In diesem Band waren aber eine ganze Reihe freigeistiger Stellen. Die Katastrophe konnte jetzt nicht ausbleiben:

Am 11. Juli 1623 erläßt nun auch das Parlament auf Antrag des Generalprokurators einen Haftbefehl gegen Théophile sowie gegen drei andere Freigeister, und am 18. August wird die Verbrennung der Schriften Théophiles angeordnet, die auch am andern Tag feierlich erfolgte. Kurz darauf erscheint auch die vernichtende Anklageschrift des Paters Garassu.

Théophile verbirgt sich nach Erlaß des Haftbefehls in Chantilly, von wo aus er den Freund benachrichtigt, der zu ihm eilt.

Im August flieht dann der Dichter nach Catelet mit Unterstützung des Herzogs von Montmorency und hält sich dort versteckt. Inzwischen hatte sich bei Vallée eine Wendung in seiner Anhänglichkeit an Théophile vollzogen; von Angst gepackt, selbst einer Verhaftung sich auszusetzen, hat er schon vor dem 18. August den Freund im Stich gelassen und ihn sogar bei Dritten schmählich verleugnet.

In Catelet, wo Théophile durch den Herzog von Montmorency von dem Verhalten seines geliebten Vallée erfährt, dichtet er eine ergreifende Ode über diese Treulosigkeit. Die „Klage Théophiles an einen seiner Freunde während seiner Abwesenheit". Er klagt, daß sein unglückliches Los die heilige Freundschaft, die Vallée ihm geschworen, beendet, daß sein Freund ihn straucheln sieht, ohne ihm die Hand zu reichen. Das Übermaß seines Unglücks ist nur deshalb so grausam, weil Vallée ihn nicht mehr liebt. Niemals hätte er den Freund verlassen, sein Leben hätte er mit dem seinigen verbunden. Er habe nichts begangen, was Vallée zwingen könne, ihm den Rücken zu kehren, nichts habe er getan, als täglich seinen Tircis [1]) etwas mehr zu lieben. Noch war die Ode nicht ganz fertig, als die Spione des Paters Voisin den Aufenthalt Théophiles entdeckten und seine Verhaftung veranlaßten.

Um Théophiles Lage noch zu verschlimmern, veranstalteten seine Feinde eine zweite Auflage der das sog. sodomitische Sonett an erster Stelle enthaltenden Gedichtsammlung. Die Angst vor Des Barreaux wächst von Tag zu Tag, insbesondere seit Théophiles Verhaftung. Denn dieser hatte auf seiner Flucht die in lateinischer Sprache gewechselte Korrespondenz der beiden Freunde mitgenommen und diese Briefe waren anscheinend in einem solchen Ton abgefaßt, daß man aus ihnen auf das Verbrechen des gleichgeschlechtlichen Verkehrs schließen konnte und Vallée bei ihrer Beschlagnahme und Verwertung durch die Behörde das allerschlimmste — Verhaftung, ja Feuertod — zu befürchten hatte. Diese Briefe wurden nun tatsächlich auch bei Théophile vorgefunden und dem Generalprokurator beim Parlament überliefert.

Des Barreaux und seine Familie strebten nun eifrigst danach, wieder in den Besitz dieser Briefe zu gelangen, um die furchtbare Gefahr von Des Barreaux abzuwenden. Ihren Bemühungen beim Präsident des Parlaments gelang es auch, daß dieser die Briefe vom Generalprokurator zurückerhielt und darin einwilligte, daß sie vom Prozeß ausgeschieden würden.

---

[1]) So nannte er Vallée.

Inzwischen war die Ode Théophiles aus Catelet bekannt geworden, ja sie wurde vor dem Justizpalast öffentlich verkauft.

Entsetzt, man könnte aus dieser Ode einen neuen Verdacht über sein Verhältnis zu Théophile schöpfen, schreibt Vallée eine lange Epistel an den gefangenen Dichter als Antwort auf die Ode.

Dieses lange Elaborat zeigt den Charakter von Des Barreaux in einem recht unschönen Licht und zeugt von einer beklagenswerten Feigheit. Allerdings muß man ihm seine eigene gefährliche Situation und die entsetzliche drohende Strafe im Falle eines behördlichen Einschreitens wegen des Verdachts homosexuellen Verkehrs zugute rechnen. Das Schreiben war eben hauptsächlich nur auf die Wirkung nach außen, auf eine Irreführung der Feinde Théophiles und der Behörde hinsichtlich des zwischen den Freunden bestandenen Verhältnisses berechnet. Immerhin brauchte Vallée nicht gerade einen so unwürdigen Ton anzuschlagen und namentlich der Schluß der Epistel, in welchem er den früheren Freund als Trost (!) auf die Reinigung durch den gottgefälligen Scheiterhaufen verweist, hat etwas Empörendes.

Er wundert sich zunächst, daß Théophile statt die auf ihm lastenden Beschuldigungen zu widerlegen, sich damit vergnüge, ihm, Vallée, zu schreiben, und dazu noch in Versen; warum er sich denn gerade nur an ihn wende, der doch gar nichts für ihn zu tun vermöge. „Komische Sache: während man dich anklagt, klagst du mich an, aber die Anklagen sind recht verschieden. Du klagst mich an, ein wenig Undank und Nachlässigkeit gegen dich gezeigt zu haben und dich klagt man einer unendlichen Undankbarkeit gegen Gott an." Dann folgt eine heuchlerische Moralpredigt über die Pflichten gegen Gott, die Théophile verletzt habe, sowie frömmelnde Ermahnungen, von der Gottlosigkeit umzukehren mit dem Wunsch, es mögen Théophiles Behauptungen wahr sein: er habe nicht die inkriminierten gottlosen Werke geschrieben.

Auf ihr beiderseitiges Verhältnis eingehend, kündigt er Théophile die einstige Freundschaft. Théophile möge sich nicht über seine (Vallées) neue Sprache verwundern, er, Vallée, sei nicht mehr der alte, der sich einst durch Théophiles Eitelkeit habe anlocken lassen und leidenschaftlich diejenigen aufgesucht habe, die ihn gehindert, seine Verblendung zu erkennen. Aber Théophile möge nicht glauben, es sei sein Unglück, das ihm den Freund nehme, sondern es sei Gott, der ihn, Vallée, die Gesellschaft der Bösen oder der der Bosheit Verdächtigen habe fliehen lassen. Gottes Gnade habe ihm die falsche Freude der verderblichen Gesellschaft Théophiles entzogen, um ihm die wahren Freuden genießen zu lassen, die er denjenigen zuteile, die, um sich in Gottes Liebe zu vereinigen, der vergänglichen Wollust entsagten. Das Ganze schließt mit einem Dithyrambus auf Gott und Christus und mit der Ermahnung, Théophile möge den bevorstehenden Feuertod gelassen hinnehmen und als schöne Gelegenheit betrachten, dieses durch Gottes Gnade ihm auferlegte Kreuz mutig zu tragen und zu seinem ewigen Heil die läuternden Flammen, welche auch schon so viele Märtyrer freudig erstrebt hätten, zu umschlingen.

Auch ein anderer Freund Vallées, der gefürchtet hatte, dieser würde nicht den Mut haben auf Théophiles Epistel zu antworten, verfaßte eine Erwiderung in Gedichtform, in welcher er Vallée gegen Théophiles Vorwurf der Undankbarkeit in Schutz nimmt, indem er anfrägt, ob denn Théophile, der Vallée zu lieben behaupte, beabsichtige, daß Vallée ihn im „Scheiterhaufen" umarme.

Umgekehrt übernahm eine Reihe anonymer Freunde Théophiles seine Verteidigung und einige veröffentlichten Gedichte, in denen sie auch Vallées Treulosigkeit geißelten.

Insbesondere publizierte ein Freund Théophiles unter dem Pseudonym „Damon“ eine lange Epistel, in der er gegen Des Barreaux' Schmähbrief Protest erhebt und im einzelnen ihn zu widerlegen sucht. Dieser Damon gibt an, er sei der Dritte in dem Freundschaftsbund Théophile-Vallée gewesen.

Nach Lachèvre handelte es sich um den nicht näher bekannten Ducée, den Théophile in seinen Briefen auf ebenso herzliche Weise wie Des Barreaux anredet: mit Theophilus Ducaeo suo. Unter anderm ruft Damon Vallée zu: Wenn er, Vallée, Théophile ermuntere zur Buße für seine Gottlosigkeit den Feuertod zu sterben, so habe er, Vallée, die gleiche Gottlosigkeit begangen und müßte als Genosse an Théophiles Bosheit auch als Genosse seiner Folter sich ihm anschließen. Er, Damon, könne es nicht glauben, daß Vallée zu jenen gehöre, die im Glück den Freund umschwänzelten, im Unglück ihm den Rücken kehrten.

Diese Epistel ist das rechte Gegenstück zu derjenigen von Vallée und zeigt einen Edelmut, eine Treue, eine Charakterfestigkeit, die ihrem Verfasser die größte Ehre macht.

Des Barreaux und seine Familie fuhren inzwischen fort, nach Möglichkeit alle Spuren der einstigen Freundschaft Vallées mit Théophile zu verwischen. Trotzdem Théophiles Werke verbrannt worden waren, gab es noch einige Exemplare der zweiten Auflage und die ganze dritte von dem Inhaber versteckte. In dem ersten Teil der Sammlung befand sich nun eine Ode, welche die Intimität Théophiles und Vallées während ihres gemeinsamen Aufenthaltes in Boussères besang. Des Barreaux wollte nun auch dieses Zeugnis seiner Beziehungen zu dem Verhafteten beseitigen und suchte wenigstens in allen Exemplaren die diese Ode enthaltenden Seiten herauszureißen.

Wenn Des Barreaux gefürchtet hatte, Théophile würde ihn als Mitschuldigen in sein Unglück hineinziehen, so irrte er sehr. Théophile richtete seine Verteidigung so ein, daß er keinen Dritten kompromittierte.

Im März 1624 werden öffentlich zehn Oden verkauft, die Théophile während seiner Flucht in Chantilly begonnen und im Gefängnis beendet hatte. Darin behandelt er auch seine Freundschaft mit Vallée und sucht sie geschickt gegen diejenigen in Schutz zu nehmen, welche ihren reinen Charakter beargwohnen, indem er umgekehrt gegen solche Mißdeuter den Spieß herumdreht und gleichsam sich verteidigend zu verstehen gibt, daß er, weil selbst unschuldig, den Vorwurf der Päderastie nicht fürchtet. Es sei kein Verbrechen, die Schönheit in jeder Form zu lieben. Wer einen beleidigenden Verdacht äußere, äußere nur seine verbrecherischen Gedanken.

Die Züchtigkeit gestatte sich eine ehrbare Freiheit und überschreite die lächerlichen Grenzen, welche die Verleumder vorschrieben, die unter dem Doktorkleid Sodomitenseelen verbergten. Die blinde Begierde, nach der die Seele des Brutalen trachte, sei weit entfernt von der geregelten Bewegung, von der das tugendhafte Herz erfüllt sei.

Welch seltsame Entzückungen habe dieses Feuer, welches die Natur in das Herz zweier wahren Freunde gelegt hat.

Natur habe diese Liebe gegründet: So liebten die Augen den Tag, so der Himmel der Engel. „So genießen Tircis und ich trotz dieser traurigen Gerüchte und ihrer grausamen Lüge die Früchte einer keuschen und treuen Freundschaft. Nichts trennt unsere Wünsche, unsere Sorgen, unsere Freuden. Unsere gegenseitigen Einflüsse umschließen sich in ein Band und meine Gefühle sind nichts als der Spiegel seiner Gedanken. Der Himmel gibt uns die Schönheit für ein Zeichen seiner Gunst: durch sie gibt die Gottheit selbst etwas von ihrer Spur kund. Alle best geformten Gegenstände sollen am besten geliebt sein, es sei

denn, daß eine schlechte Seele, Sklave eines lasterhaften Körpers, die Gunstbezeugungen des Himmels bekämpfe und ihren Ursprung verleugne."

Die Beschuldigung des gleichgeschlechtlichen Verkehrs war gegen Théophile nicht ausdrücklich vor der Anklage erhoben worden, vielmehr waren nur gewisse Gedichte wegen ihres homosexuellen Inhalts, so das sog. sodomitische Sonett, die man Théophile zuschrieb, inkriminiert. Jedoch fühlte Théophile, daß er jeden Augenblick eine direkte Anklage homosexuellen Verkehrs zu befürchten hatte. Die Untersuchung ergibt auch, daß Théophile in seinen Vernehmungen vor den Richtern eingehend über die Art und Weise ausgefragt wurde, wie er Des Barreaux kennen lernte und über ihre Beziehungen zueinander.

Deshalb kam es ihm gerade darauf an, in der obigen Ode sein Verhältnis zu Vallée als ein rein ideales, als eine unverdächtige Freundschaft darzustellen. Als Vallée das Verhalten seines Freundes in der Untersuchung erfährt, wird er beruhigt. Er weiß jetzt, daß Théophile ihn in keiner Weise belastet hat, daß seine Briefe in Sicherheit sich befinden, und erfährt wohl auch, daß den Behörden nicht daran liegt, eine Überführung und Verurteilung Théophiles zu erzielen. Denn wie Lachèvre sagt: „In den Vernehmungen Théophiles fällt geradezu die Mäßigung der Parlamentskommission auf. Sie suchten nicht Théophile in Verlegenheit zu bringen, sie legten keinen Nachdruck auf gefährliche Fragen, sie nehmen ohne Widerspruch sein Leugnen an, sie zeigen eine an Gleichgültigkeit grenzende Unparteilichkeit."

Als Des Barreaux sieht, welche günstige Wendung die Untersuchung nimmt, macht sich auch eine edlere Gesinnung bei ihm geltend, er sucht jetzt seinem Freund zu helfen, indem er gegen den Hauptbelastungszeugen, den Pater Voisin, eine vernichtende Beschuldigung erhebt: Er erklärt, der fromme Pater huldige selbst der Leidenschaft, die man in einigen Gedichten Théophiles finden wolle, Voisin habe ihn, Vallée, zur Zeit, wo er sein Lehrer gewesen, einmal direkt zur geschlechtlichen Hingabe zu bestimmen versucht.

Diese Erklärung wird dem König hinterbracht, der über Voisin sich erbost.

Voisin verliert den Kopf, er will durch übermäßigen taktlosen Eifer gegen Théophile sich reinwaschen und sendet eine Flugschrift an die Richter, in der die Hinrichtung Théophiles als gottgewolltes Opfer verlangt wird. Die Richter sind erbittert über Voisin, Théophiles Kopf ist gerettet, er wird nur zur Verbannung verurteilt.

Voisin selbst wird auf Befehl des Königs aus Frankreich ausgewiesen. Als Voisin über Dijon nach Italien reist, wird er unterwegs von Vallée und einigen seiner Freunde in der Nähe von Dijon tüchtig durchgeprügelt und mit Schmähungen überschüttet.

Jetzt, wo der Prozeß beendet und Théophile gerettet war, nähert sich Des Barreaux wieder dem alten Freund und schreibt ihm zuerst einen innigen Brief, in dem er ihn versichert, er brenne zu wissen, wohin er sich wenden werde. „Lebe wohl, mein lieber Théophile," heißt es am Ende, „und behalte immer lieb Vallée, den, der Dich am meisten liebt unter allen Deinen Freunden."

Théophile beeilt sich, ihm zu antworten: Zwar kann er nicht umhin, ihm vorzuwerfen, daß er den Verbannten verlassen habe, aber immer denkt er an ihn. „Du liebst mich," schreibt er, „es ist wahr, es ist absolut sicher, aber Du weißt noch sicherer, daß Du allzusehr geliebt bist und Du willst nicht wiederkommen." Die schlimmen Ereignisse, die Théophile durchgemacht hatte, waren nicht ohne großen Eindruck auf ihn geblieben und hatten eine Umänderung in ihm hervorgebracht: Er war jetzt vorsichtig geworden. Zwar liebte er noch die Genüsse

des Lebens, aber er berührte nicht mehr die Fragen des Glaubens und der Religion. Während Théophile noch in der Provinz weilt, ist Des Barreaux wieder nach Paris zurückgekehrt. Er ist immer der philosophische Freidenker, der sich nicht scheut die Religion zu bespötteln.

Ein reger Briefwechsel entwickelt sich wieder zwischen den ausgesöhnten Freunden, die Anziehung, die Vallée auf Théophile ausübte, war zu groß, als daß sich beide fremd bleiben konnten. Überall in den Briefen Théophiles spricht der Ton herzlichster innigster Zuneigung: Immer wieder spricht Théophile die Bitte aus, Vallée möge ihn nicht weniger lieben und in seiner Liebe nicht erkalten.

„Ich habe keinen Grund Dir zu schreiben und schreibe Dir. . . . Deinerseits liebe mich ohne Grund“ und . . .

Und in einem andern Briefe: „Ich fürchte immer Du liebst mich weniger, da Du so sehr geliebt bist.“ Zugleich warnt ihn Théophile vor dem Verkehr mit den Frauen. „Gefährlich ist der Verkehr mit den Frauen, sei darin vorsichtig und so leicht auch Deine Wünsche Erfüllung finden mögen, bedenke, daß das Schicksal oft einem glücklichen Anfang ein unheilvolles Ende aufbewahrt.“

Théophile kommt bald mehr in die Nähe von Paris und erlangt wieder die Gunst des Königs, vor dem sogar seine Tragödie „Pyramus und Tisbe“ aufgeführt werden darf. Des Barreaux besucht den Freund bald auch öfters auswärts.

Im September 1626 kehrt Théophile nach Paris zurück, wo er aber gleich an Fieber erkrankt. Vallée eilt an das Krankenlager, trotz aller Pflege stirbt jedoch Théophile am 25. September 1626 in den Armen Des Barreaux' und zweier anderer Freunde.

Vallée war durch den unerwarteten Tod seines älteren Freundes tief erschüttert, tröstete sich aber bald. Er überlebte Théophile fast um ein halbes Jahrhundert, denn er starb erst 1673 im Alter von 74 Jahren. Er wurde Rat am Parlament, scheint sich aber um seine Stelle nicht viel bekümmert und lieber jahrelang die Freuden des Tisches und der Liebe uneingeschränkt genossen zu haben.

Nach dem Tode Théophiles findet man im Leben Vallées keinen ähnlichen Freundschaftsbund wie den früheren mit Théophile, dagegen hatte er zahlreiche Mätressen und besonders fesselte ihn jahrelang eine große Leidenschaft zu Marion de l'Orme. Viele seiner Gedichte besingen die Frauen und besonders die Geliebte Marion. Allerdings der Ruf, den ihm seine frühere auffallende Intimität mit Théophile eingebracht hatte, haftete ihm noch lange an. Die klatschhaften Höflinge, welche von seinen zahlreichen Erfolgen bei Frauen sprachen, spielten nichtsdestoweniger darauf an, daß Rat Des Barreaux kenne „das häßliche Vergnügen, das man Sodomie nenne“.

Ja, Tallámant des Réaux berichtet in seinen „Historiettes“ (Ed. Paulin, Paris 1854), daß kurze Zeit nach dem Tode von Théophile, während eines Gelages, an dem auch der Graf de Lude teilgenommen, Des Barreaux anfing zu kreischen, wie das immer sein Fehler gewesen ist, worauf der Graf ihm lachend sagte: „Oh! als Witwe von Théophile scheint es mir, daß Sie ein bißchen viel Lärm machen.“

III. War nun Théophile wirklich homosexuell und gilt das gleiche von Des Barreaux?

Soweit man dies heute noch beurteilen kann, möchte ich Théophile für einen Homosexuellen, mindestens aber für einen Bisexuellen halten. Allerdings

genügt es nicht, daß eine intime Freundschaft zwischen einem jüngeren und einem etwas älteren Manne existiert, damit man gleich ein Liebesverhältnis vermuten darf.

Ich bin der erste, der gegen derartige ungerechtfertigte Schnüffeleien protestiert. Aber die Freundschaft Théophiles und Vallées hat nach ihrem ganzen Wesen und allen begleitenden Umständen eben den Charakter einer homosexuellen Neigung, wenigstens seitens von Théophile.

Die leidenschaftlichen Züge, die Tiefe, die Innigkeit, wie sie das jahrelang bis zu dem Tode Théophiles dauernde Verhältnis des älteren Dichters zu Des Barreaux aufweist, die enge Intimität und die Überschwenglichkeit, mit der die Freundschaft zwischen dem Dreißigjährigen und dem erst Neunzehnjährigen einsetzte, tragen deutliches konträrsexuelles Gepräge.

Offenbar waren es nicht bloß die geistigen Vorzüge des Jünglings, sondern besonders seine von den Zeitgenossen gerühmten körperlichen Eigenschaften, die ihm den Beinamen des „Schönen" eintrugen, welche Théophile fesselten und zur Entstehung seiner auffallenden Zuneigung beitrugen, deren Fundament eben in der homosexuellen Anlage des Dichters ruhte. In der oben auszugsweise mitgeteilten, während der Untersuchungshaft Théophiles beendeten Ode, verwahrt er sich energisch gegen die Auffassung, als ob seine Zuneigung und seine Beziehungen zu Des Barreaux geschlechtlichen Charakter gehabt hätten, und stellt seine Liebe als bloße, reine, unschuldige Freundschaft dar.

Natürlich beweist diese Ode keineswegs, daß Théophiles Behauptungen der Wahrheit entsprechen. Denn er war es ja sich und seinem Freunde schuldig, in seiner furchtbaren Notlage alles zu bestreiten, was dem Verdacht der Homosexualität dienen und ihm der entsetzlichen Gefahr einer Anklage und womöglichen Verurteilung (zum Feuertod!) aussetzen konnte.

Tatsächlich aber hat die Ode doch großen Wert für die Beurteilung des Gefühlslebens Théophiles; denn die Schilderung der Anhänglichkeit, der Hingebung gegenüber dem Freund, die Bewunderung seiner geistigen und körperlichen Eigenschaften ist von einer derartigen warmen, intensiven Empfindungswelle getragen, daß — möge noch so sehr das Ideale, Edle des Verhältnisses verkündet werden — in diesem Panegyrikus auf die Freundschaft deutlich homosexuelle Liebe sich widerspiegelt. Ungewollt läßt uns da Théophile in sein wahres Innerstes blicken, unwillkürlich enthüllt er seine Seele, und offenbart uns sein wirkliches Gefühls- und Triebleben, über dessen reelle Natur und Wesenheit das vorgemalte Bild bloßer enthusiastischer Freundschaft den etwas schärfer Beobachtenden nicht täuschen kann.

Der Charakter der Zuneigung Théophiles als einer homosexuellen zeigt sich auch darin, daß sie den Prozeß überdauerte, in dem der jüngere Genosse den Freund geradezu schmählich behandelt hatte. Diese Leidenschaft glühte sogar nach dem Prozeß noch kräftiger auf und die späteren Briefe, von denen oben Bruchstücke mitgeteilt sind, atmen eine unerschütterliche Gebundenheit und eine Wärme der Empfindung, wie sie eben nur der Liebe, nicht bloßer Freundschaft, möglich sind gegenüber jemand, der in der Notlage den Freund auf den läuternden Flammentod vertröstet hatte.

Sehr richtig hat auch der oben schon erwähnte Jean de Gourmont in seiner Besprechung des Buches von Lachèvre die wahre Natur der Empfindung Théophiles erkannt, und sich über dessen Liebe zu Vallée wie folgt geäußert: „Théophile hat die Schönheit seines Geliebten besungen, indem er ihn als eine Segnung der Gottheit darstellte, und als Des Barreaux ihn schmählich verläßt, mit

dem Rat, die Flammen des Scheiterhaufens zu umarmen, verzeiht ihm Théophile, wie man einem Weibe, das nicht weiß, was es tut, das Böse verzeiht, das es einem zugefügt hat."

Wenn nun auch die Briefe Théophiles, die uns erhalten sind, obgleich sehr innig und liebevoll und in ihrem eigentlichen Gefühlskern durchsichtig, allein und an und für sich betrachtet nicht unbedingt ein homosexuelles Verhältnis beweisen, so sind anscheinend in den lateinisch geschriebenen Briefen Théophiles an Vallée viel deutlichere, noch beweiskräftigere, nicht mißzudeutende Töne homoerotischer Leidenschaft angeschlagen. Anscheinend lauteten diese Briefe derart, daß Vallée und Théophile befürchten mußten, sie könnten in dem Prozeß des letztern die Beschuldigung des gleichgeschlechtlichen Verkehrs der beiden Freunde nach sich ziehen, deshalb wurde auch Vallée von so schrecklicher zur Feigheit führenden Angst gepackt, als er die Beschlagnahme der Briefe erfuhr, und deshalb strengte sich auch die Familie Des Barreaux mit allen Mitteln an, die Ausscheidung der Briefe aus dem Prozeß und die Rückgabe zu erwirken, was ihr ja auch zum Glück gelang.

Leider sind diese Briefe nicht mehr auffindbar und wahrscheinlich seitens der Angehörigen von Vallée oder durch ihn selber der Vorsicht halber vernichtet worden.

Das sog. sodomitische Sonett, das an der Spitze der im Jahre 1623 erschienenen Gedichtsammlung „Le parnasse satyrique" stand und Théophile zugeschrieben wird, kann kaum als Beweis seiner Homosexualität gelten.

In demselben jammert Théophile in zynischer Weise darüber, daß er von der Syphilis heimgesucht sei, die ihn gar arg zugerichtet habe. Diese Krankheit habe ihm ein Mädchen, die er Philis nennt, angehängt, er bitte Gott um Verzeihung, so schlecht gelebt zu haben und wenn sein Zorn ihn nicht töte, mache er das Gelöbnis, fortan nur noch Pädikatio zu üben.

Das Sonett, welches die — natürlich ganz irrige, bei vielen Leuten auch heute noch verbreitete — Anschauung zum Ausdruck bringt, als könne die Syphilis nur durch den Beischlaf mit einem Weibe erworben werden, will eine schlimme Heimsuchung des Dichters scherzhaft-zynisch behandeln und als Schlußpointe dem homosexuellen Verkehr in der extremen Form gleichsam als Schutzmittel gegen neue Ansteckung und Rache gegenüber dem weiblichen Geschlecht eine Huldigung darbringen.

Der ganze frivole und scherzhafte Ton des Gedichtes gestattet es nicht, auf Grund dieser Verse anzunehmen, daß Théophile überhaupt der Pädikatio zugeneigt, ebensowenig aber auch umgekehrt, daß er überhaupt von einem Mädchen eine Geschlechtskrankheit erworben habe. Weder für die Art der sexuellen Befriedigung des Dichters, noch für die Natur seines Liebesgefühls läßt sich aus diesem frivol-spaßhaften Sonett ein Schluß ziehen.

Weit sicheren Anhaltspunkt für Théophiles Homosexualität gewährt ein Sonett von St.-Pavin, in welchem dieser mit Théophile sehr gut bekannte Dichter ihn direkt als Liebhaber des gleichgeschlechtlichen Verkehrs schildert und zugleich aufdeckt, wie es sich mit Théophiles Lobgesängen auf das Weib verhalte: Sie seien, plaudert St.-Pavin aus, der offenbar über Théophiles Gesinnung gut unterrichtet war, nichts weiter als Deckmäntelchen gewesen, um seine eigentliche Natur zu verdecken. Er, St.-Pavin, möchte nicht zu Ehren von Frauen schreiben, die er nicht besitze, sondern andere. Aber fährt er fort:

„Einst übte der famose Théophile in galanter Weise dies Handwerk aus für Höflinge und Bürger, es geschah mit so viel Geschick, daß er sich für die zu

Ehren der Geliebten verfaßten Verse mit dem Liebhaber bezahlt machte (wörtlich ,auf den Liebhaber bezahlt machte'):

„Jadis le fameux Théophile,
Pour gens de cour et gens de ville
Faisait ce métier galamment
C'était avec tant s'adresse
Qu'il se payail dessus l'amant,
Des vers qu'il fit pour la maitresse."

In der Tat hat Théophile viele Gedichte zum Preis der Frauen abgefaßt, in denen er ihre Reize besingt und oft auch von seiner eigenen Verliebtheit spricht.

Ob es sich nun tatsächlich bloß um Heuchelei und Täuschung der Welt über sein eigentliches Liebesempfinden handelte oder ob Théophile bisexuell veranlagt war und wirklich auch die Frauen oder gewisse Frauen liebte, jedenfalls dürfte die Auffassung wohl begründet sein, daß die Leidenschaft, die ihn zu Des Barreaux hinzog, einem starken homosexuellen Grundtrieb entsprungen ist.

Im Gegensatz zu Théophile erscheint es mir recht zweifelhaft, ob Des Barreaux homosexuell war, ja, wenn er auch gewisse homosexuelle Ansätze gehabt haben mag, so halte ich doch nicht einmal den Beweis einer wirklichen Bisexualität dieses Freundes von Théophile für geliefert.

Ob zwischen beiden ein geschlechtlicher Verkehr stattfand, ist nicht festzustellen; wenn es auch hierzu gekommen ist (wie dies die Leidenschaft Théophiles und das intime Zusammensein beider nahelegt), so würde die Hingabe Des Barreaux' nicht einen ihm selbst innewohnenden konträrsexuellen Trieb dartun.

Vallée war anscheinend eine jener Naturen, die sinnlich veranlagt, keinen Widerwillen verspüren, einem lieben und geschätzten Freund willfähig zu sein, eine jener Naturen, bei denen die Freundschaft, die Zuneigung, die Verehrung, die Dankbarkeit usw. einige Zeit homosexuelle Liebe zu einem intimen älteren Freund vortäuschen können, bei denen aber der Grundtrieb heterosexuell ist und bleibt.

Lachèvre wehrt sich sehr gegen die Annahme, als hätten sexuelle Beziehungen zwischen Des Barreaux und Théophile bestanden. Er beruft sich insbesondere, was Vallée anbelangt, auf das Zeugnis seiner intimen Bekannten, die versichert hätten, er habe stets die Sünde wider die Natur verabscheut und „nec agens nec patiens voluit nunquam inservire praepostera libidini" (Lachèvre ob. zit. Auf. 1907, S. 184).

Daß zwei Freunde den homosexuellen Charakter ihres Verhältnisses sehr oft auch den nächststehenden Uneingeweihten geschickt zu verbergen wissen und natürlich selbst aufs entschiedenste Dritten gegenüber kompromittierende Vermutungen zurückweisen, ist eine alltägliche bekannte Tatsache, und so werden sich auch Théophile und Des Barreaux benommen haben. Übrigens kann Des Barreaux sehr wohl im Ernst vor gewissen gleichgeschlechtlichen Akten einen Abscheu gehabt haben, so z. B. namentlich vor aktiver oder passiver Päderastie, die anscheinend mit dem inservire praepostera libidini gemeint ist.

Jedenfalls hat Des Barreaux nicht vor allem, was mit der Homosexualität zusammenhing, einen Ekel empfunden; denn er hat auch nach dem Tode von Théophile noch freundschaftlich mit notorischen Konträren verkehrt — wahrscheinlich in diese Kreise schon zu Lebzeiten seines Freundes eingeführt.

So wissen wir, daß er mit dem allgemein als Homosexuellen bekannten

großen Condé[1]) eng befreundet war und ebenso mit dem „König von Sodom", dem Dichter St.-Pavin, der ganz offen über seine homosexuellen Gefühle mit Vallée korrespondiert und sich bedankt, daß er ihm als Überbringer einer Einladung einen entzückenden Pagen geschickt habe.

Allerdings scheint sich Des Barreaux nach dem Tode Théophiles nur auf kameradschaftliche Beziehungen zu Homosexuellen beschränkt zu haben, denn man hört nichts mehr von ihm, was den Verdacht gleichgeschlechtlichen Verkehrs begründen könnte, im Gegenteil hat Vallée wohl nur noch Weiber geliebt und nur noch mit Weibern sexuell verkehrt. Denn er hatte, wie wir erfahren, zahlreiche Frauen zu Geliebten und er unterhielt insbesondere jahrelang ein Liebesverhältnis mit der berühmten Kurtisane Marion de Lorme, deren erster glücklicher Liebhaber er war.

Wenn daher Lachèvre (ob. zit. Auf. 1907, S. 184) sagt, aus der Leidenschaft Vallées zu Marion de Lorme und den ihr gewidmeten Gedichten gehe hervor, daß Des Barreaux „nicht die Sitten und nicht die Seele eines Sodomiters" gehabt habe, so kann man ihm nur insoweit beistimmen, als diese Umstände die — mindestens stark überwiegende — Heterosexualität Vallées beweisen.

Dagegen hindern sie keineswegs, daß Des Barreaux sein Leben lang Verständnis und Interesse für die Homosexualität hatte und — mag er auch nach dem Tode Théophiles „den Sitten eines Sodomiters" entsagt haben — zu Lebzeiten des Freundes mit ihm durch ein homoerotisches Band verbunden gewesen ist, das die Vermutung aufkommen läßt, daß Des Barreaux die Wünsche des verliebten und des geliebten Freundes nicht völlig unerhört gelassen hat.

Die Bibliographie der sexuellen Zwischenstufen

(mit besonderer Berücksichtigung der Homosexualität) aus den Jahren 1913 bis in das Jahr 1917 (mit Ausschluß der Belletristik).

Referierend und kritisch dargestellt von Numa Praetorius.

(Fortsetzung.)

B. Französische Autoren über Entstehung der Homosexualität: Magnan, P. L. Ladame, Ch. Ladame.

Die folgenden französischen Schriftsteller neigen im allgemeinen der Erwerbstheorie zu.

Magnan: Bemerkungen in der Sitzung der Académie de médecine vom 21. Oktober 1913 über die vorgelegte Arbeit von Ladame, Dr. Paul (Genève): **„Inversion sexuelle et pathologie mentale"** in den Archives d'anthropologie criminelle usw. von Lacassagne, Märzheft 1914.

Magnan billigt die von Ladame in einer am 27. Juni 1913 der „Académie" vorgelegten Arbeit aufgestellte Ansicht, es sei nicht richtig, mit Näcke und andern in den Uraniern eine physiologische Abart, eine Art „drittes Geschlecht", zu erblicken. Man dürfe sie insbesondere nicht mit den asexuellen Tieren, z. B. den Arbeitsbienen, vergleichen; tatsächlich fände man in dem ganzen Tierreich kein Beispiel von Homosexuellen. Diese letzte Behauptung dürfte nicht zutreffend sein (vgl. über das häufige Vorkommen homosexueller Betätigung bei Tieren die zusammenhängende Untersuchung Karschs:

[1]) In seinen Memoiren sagt der Graf von Coligny-Saligny von Condé: „Der Bougre (‚Päderast'), der er ist und ich beharre darauf, daß er es ist, auf den heiligen Evangelien, die ich in meiner Hand halte, dieser also offenkundige, eingefleischte Bougre hat nur zwei gute Eigenschaften, nämlich Geist und Mut." (Lachèvre: oben zit. Auf. 1911. S. 389. Anm. 1.)

„Über Päderastie und Tribadie bei den Tieren“ in Hirschfelds Jahrbuch, Bd. II, S. 126—161), ferner die Mitteilungen Dr. Heinroths, Assistenten des Berliner Zoologischen Gartens, über das Liebesleben und -werben der Entenvögel in Hirschfelds Buch: Die Homosexualität des Mannes und des Weibes, S. 633—635, sowie über die Beurteilung dieser homesexuellen Tierbetätigung als vielfach endogener Triebrichtung entspringend, Hirschfeld in dem genannten Werk S. 635 und Diskussion in der Sitzung der Gesellschaft für Sexualwissenschaft vom 20. Februar 1914, im Aprilheft 1914 der Zeitschrift für Sexualwissenschaft, S. 35 und 36; schließlich die Experimente von Steinach und die von Goldschmidt — siehe weiter unten.

Die Homosexualität will Magnan ebenso wie andere sexuelle Anomalien lediglich unter einem psychischen Einfluß entstanden wissen; er schließt sich der Auffassung Ladames voll an, der Homosexuelle sei ein Degenerierter und Kranker.

Mitteilung zweier früher schon veröffentlichter Fälle aus eigener Praxis, der eine im Bulletin de l'Académie de médecine Sitzung vom 21. Febr. 1911: **„Inversion du sens génital chez un pseudo-hermaphrodite féminin“** von Magnan und Pozzi; der andere in den Archives de Neurologie Nr. 7—12, 1882: **„Inversion du sens génital et autres perversions génitales“** von Charcot und Magnan.

Der zweite Fall betrifft einen Universitätsprofessor, der durch jahrelange Willensanstrengung und moralische Hygiene seinen starken Trieb zum eigenen Geschlecht zum Verschwinden gebracht haben soll und angeblich in glücklicher Ehe lebt.

Der andere Fall bezieht sich auf einen weiblichen Pseudohermaphroditen mit Charakter, Gebaren, Neigungen, Sexualtrieb des Mannes. Die Person habe sich stets für einen Mann gehalten und in glücklicher Ehe gelebt. Eine notwendig gewordene Operation habe die Existenz von Uterus und Ovarien, aber das Fehlen von Hoden erwiesen.

Mir scheint, daß gerade letzterer Fall ein Beispiel bildet von Entstehung der Homosexualität nicht auf psychischem Wege, sondern infolge eigenartiger konstitutioneller Störungen.

Ladame, Dr. P. L., Chronique allemande: **Les travaux récents des auteurs allemands sur l'homosexualité** in den Archives d'anthropologie criminelle usw. von Lacassagne, Oktober-Novemberheft 1913, S. 827—861).

Ausführliche Darstellung einer Anzahl der in den letzten Jahren erschienenen Arbeiten deutscher Autoren über Homosexualität. Terminologie (Schouten, Ulrichs, Plato, Kerbeny, Ellis). Die ersten Erforscher der Homosexualität; Vorgeschichte des § 175 und seine Bekämpfung (Hirschfeld, Alsberg, Numa Praetorius, Hans Fuchs, Löwenfeld, Juliusburger, Westermark). Ätiologie (Näcke, Theorie des Erwerbs: Fleischmann, Stier, deren Bekämpfer Hirschfeld, Näcke, Burchard, Praetorius), Transvestiten (Hirschfeld. Ellis).

Ladame hält eine homosexuelle Ansteckung für möglich und meint, Hirschfeld unterschätze diese Gefahren. Allerdings gibt er zu, daß diese Gefahren hauptsächlich nur gegenüber Jugendlichen in der Periode des undifferenzierten Geschlechtstriebes existierten, stets handle es sich auch nur um Ausnahmefälle, denn die echten Uranier seien kraft ihrer sexuellen Konstitution invertiert, mögen sie nun durch Dritte zu Handlungen verführt worden sein oder nicht.

Ladame, Dr. Ch., Privatdozent, **„Homosexualité originaire et homosexualité acquise“** in den Archives d'anthropologie criminelle, de médecine légale et de psychologie normale et pathologique von Lacassagne, Aprilheft 1914.

Verf. (nicht zu verwechseln mit Paul Ladame) warnt ausdrücklich davor, die geborenen Homosexuellen mit Lasterhaften zusammenzuwerfen und der Verachtung preiszugeben. Er schildert auch mit Verständnis die mißliche soziale Lage der verfemten Homosexuellen, die ungerechte Verurteilung seitens der Gesellschaft, obgleich der Homosexuelle oft ein vortrefflicher und nützlicher Mitbürger sei und durch seinen sterilen Geschlechtsverkehr keine Gefahr für Rasse und Fortpflanzung bilde.

Die Verantwortung des Homosexuellen, der ein Sittlichkeitsdelikt begangen, bestehe bei erworbener oder Pseudohomosexualität voll und ganz, sei dagegen ausgeschlossen bei dem geborenen Homosexuellen, der, wenn auch im übrigen psychisch intakt, nichtsdestoweniger im Triebleben krank sei. Für solche homosexuelle Delinquenten, z. B. die an Minderjährigen sich vergriffen, sei weder Gefängnis, noch volle Freisprechung, noch Irrenhaus am Platze, sondern Einweisung in die — noch zu gründende — Zwischenanstalt.

Ganz abgesehen davon, ob der scharfe Unterschied zwischen angeborener und erworbener Homosexualität gerechtfertigt ist und ob nicht letztere nur eine tardiv zum

Durchbruch gelangte darstellt, müssen hinsichtlich der Zurechnungsfähigkeit beide Kategorien gleichgestellt werden, wie dies schon vor Jahren Moll in dem Aufsatz in der Zukunft Nr. 50, vom 13. September 1902 und später in der Zukunft Nr. 35, 1905, betonte, denn auch bei anderen geistig abnormen Zuständen beurteile man die Verantwortung nicht danach, ob der Zustand von Geburt an bestehe oder erst später entstanden sei.

Die Auffassung von Ladame hängt allerdings damit zusammen, daß er erworbene und Pseudohomosexualität zusammenwirft, während beide verschieden sind. Auch die erworbene Homosexualität ist konträre Sexualempfindung, während die Pseudohomosexualität nur homosexuellen Verkehr bei durchgängigem heterosexuellen Fühlen faute de mieux oder aus sonstigen äußeren Gründen bedeutet.

Mitteilung zweier vom Verf. begutachteter Fälle von sexuellen Handlungen geborener Homosexueller mit Knaben von 9 und 13 bzw. 15 Jahren.

Verf. hat bei beiden Tätern die Zurechnungsfähigkeit verneint, weil die Delikte Ausfluß der angeborenen Homosexualität, des kongenitalen pathologischen Zustandes ihres Nervensystems seien.

Dies Ergebnis ist nicht unbedenklich. Denn wenn die Homosexuellen auch nicht für ihren Trieb verantwortlich sind, so folgt daraus nicht ohne weiteres Ausschluß der Zurechnungsfähigkeit für alle ihre sexuellen Handlungen.

In den mitgeteilten Fällen scheint es auch, als ob die Täter durch ihren Trieb nicht gerade auf derart junge Knaben angewiesen gewesen seien. Da es sich anscheinend um Delikte in Genf handelte, so wären ja die gleichen Handlungen mit 16jährigen begangen, schon straflos gewesen.

Tatsächlich bemerkt auch Verf. am Schluß, daß er jetzt auf Grund Beobachtung weiterer Inversionsfälle und wegen einer praktischeren Lösung bei dem einen Homosexuellen Verantwortung, wenn auch unter Zubilligung mildernder Umstände wegen seines nervösen Zustandes, annehmen würde.

IV. Angeborensein.

A. Theorie und Einzelfälle.

Näcke, Marcuse.

Näcke, Dr. P.: **„Einiges zur Lehre von der Homosexualität und speziell ihrer Ätiologie“.** Kritische Gänge und methodologische Betrachtungen in der Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie Bd. 15, H. 5, 1913.

Die ausführliche Arbeit ist hauptsächlich gegen den Aufsatz von Stier: „Zur Ätiologie des konträren Sexualgefühls in der Monatsschrift für Psychiatrie und Neurologie H. 3. September 1912“ gerichtet.

Stier hatte das frühzeitige Vorkommen der Homosexualität schon in der Kindheit bestritten auf Grund der Untersuchung von 3000 nerven- und geisteskranken Kindern und Jugendlichen und die Entstehung der Homosexualität aus einer disharmonischen oder gestörten Entwicklung zwischen dem niederen Zentrum — dem Triebe zur sexuellen Betätigung — und dem höheren die Auffindung des Sexualobjekts leistenden bewußten Vorstellungsleben erklärt unter unbedingter Ablehnung der Annahme inhalterfüllter Triebe.

Näcke bemängelt die Behauptungen von Stier, weil er nicht genügende Kenntnis von der Homosexualität, ihrer Literatur und der maßgebenden Sachverständigen habe, auch die Homosexualität nicht in ihrem natürlichen Milieu, in der Freiheit studiert habe.

Die Banalität der angeblich die Homosexualität verursachenden Gelegenheitsursachen spräche ziemlich sicher für das Angeborensein. Alle sog. erworbenen Fälle seien: tardive echte Homosexualität oder Pseudohomosexualität. Die Homosexualität sei keine Entartungserscheinung: Die meisten Urninge äußerlich kaum von den Heterosexuellen zu unterscheiden trotz des häufigeren femininen Einschlags. Das Angeborensein beruhe wahrscheinlich auf dem Vorhandensein zweier Libidozentren, von denen das heterosexuelle allmählich verloren gegangen sei bzw. sich nicht genügend entwickelt habe, während bei den Bisexuellen beide Zentren bestehen blieben.

Stiers Theorie könne weder das Vorkommen homosexueller Züge schon in der Kindheit noch die Unheilbarkeit echter Homosexualität erklären, wie es die Theorie des Angeborenseins ungezwungen täte.

Die weitere Behauptung Stiers von der „angeblichen Verfehlung des richtigen Zieles bei disharmonischer Entwicklung des höheren geistigen Lebens oder bei sehr schwachem Trieb“ könne sich nicht halten gegenüber der Menge der vollkommen geistig harmonisch gebildeten Homosexuellen und der zahlreich unharmonisch gebildeten Heterosexuellen.

Zur Ergründung der Ursache der Korrelationsstörungen der Libidozentren schlägt Näcke Sektionen verstorbener Urninge vor und genaue Untersuchung der Organe mit innerer Sekretion, die vielleicht eine Rolle spielten.

Diese letztere Vermutung hat sich inzwischen bestätigt (vgl. Experimente von Steinach und Goldschmidt).

Näcke, Paul: **„Die gerichtliche Medizin und die Homosexualität"** im Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten, Bd. 53, H. 1, S. 322—329, 1914.

Die Abhandlung will hauptsächlich den Aufsatz von Ziemke (siehe oben) widerlegen. Ein Teil der gegen Stier in der eben besprochenen Arbeit vorgebrachten Gründe ist hier wiederholt.

Bemerkenswert ist in einer Anmerkung ein Bericht Näckes über einen Brief des Physiologen Abderhalden, der Näckes Theorie eines doppelten Libidozentrums für möglich hält und zugleich zur Nachforschung anregt, ob die Homosexuellen im Sperma Unterschiede von den Heterosexuellen zeigten. Ferner habe Abderhalden unter Hinweis auf die Beziehungen zwischen Schilddrüsen und Keimdrüsen beim Weibe die Frage aufgeworfen, ob nicht schon an den Schilddrüsen der Homosexuellen Schwellungen u. dgl. oder etwa gar häufig Basedowsymptome zu finden seien.

Es wäre allerdings sehr wünschenswert, daß die Anregungen Abderhaldens befolgt und derartige genaue physiologische Untersuchungen an den Homosexuellen vorgenommen würden, damit auf diese Weise versucht würde, eine Ergänzung und Bestätigung der aus den Experimenten eines Steinach und Goldschmidt gewonnenen Schlüsse zu finden.

Marcuse, Max: **„Ein Fall von periodisch-alternierender Hetero-Homosexualität"** in der Monatsschrift für Psychiatrie und Neurologie Bd. 41, H. 3 (1917).

Mitteilung des Falles eines 31jährigen Schriftstellers, der in nahezu vierteljährigen Intervallen ausgesprochen homosexuell fühle und während dieser auch etwa ein Vierteljahr lang dauernden Periode dem homosexuellen Trieb und Empfinden gemäß lebe; in dem dazwischenliegenden Quartal sei er „normal", habe aber von sich den Eindruck, daß der Grundzug seiner Veranlagung homosexuell sei; denn nur während der homosexuellen Periode fühle er sich „richtig wohl" und sei nur in ihr schriftstellerisch produktiv, dagegen leide er zur Zeit des normalsexuellen Empfindens dauernd unter einer gewissen Depression und könne nichts schaffen.

Nach Marcuse ergab die nähere Untersuchung, daß es sich um manisch-depressive Seelenstörung handele, deren manische Periode mit homosexueller Inversion verknüpft, richtiger: durch sie charakteristisch werde bei erblicher familiärer Belastung.

Derartige Fälle periodischen Wechsels zwischen homo- und heterosexuellem Fühlen seien äußerst selten. Häufiger bei ausgesprochenen Bisexuellen sei das Vorherrschen bald der einen, bald der anderen Triebrichtung, noch häufiger anscheinend, daß bei im Durchschnitt Normalsexuellen gelegentlich und meist rasch vorübergehend homosexuelle Triebe erwachten oder zum Durchbruch kämen.

Oft fühlten diese periodisch Homosexuellen ihre „Anfälle" voraus. In nahem Zusammenhang mit allen diesen verschiedenen Phänomenen stehe die — nach Marcuse — noch recht proplematische sog. tardive Homosexualität und das von ihm — Marcuse — öfter beobachtete Auftreten homosexueller Neigungen bei alternden, bis dahin durchaus normal gearteten Männern.

Jede wissenschaftliche Erklärung dieser Erscheinungen dürfe künftig nur noch auf Grund der durch die Steinachschen Experimente erzielten Feststellungen versucht werden.

Richtig ist, daß derartige periodisch-alternierende Homo-Heterosexualität selten ist und regelmäßig bei psychischer Hermaphrodisie beide Triebrichtungen nebeneinander bestehen und fortgesetzt sich geltend machen. Sehr oft ist es ein besonderer Typus oder gewisse beim männlichen und weiblichen Geschlecht unterschiedlos anziehende Züge, welche das Geschlechtsgefühl wecken.

Einen typischen Fall von tardiver Homosexualität beim alternden Mann hat Thomas Mann in seiner prächtigen Novelle: „Der Tod in Venedig" (Fischer, Berlin 1913) vor Augen geführt und in künstlerischer und psychologischer äußerst interessanter Weise die Entwicklung der unter dem Einfluß des Climacterium virile erwachenden, durch die Schönheit eines Knaben von 15 Jahren angefachten homosexuellen Liebe eines 50jährigen, bisher den Regeln des Alltags gemäß fühlenden und lebenden Schriftstellers dargestellt und die Umwälzung verführerisch-tragisch geschildert: den Widerstreit des normalen Ichs mit der neuen bisher verpöntesten, jetzt aber als süß und beglückend empfundenen Leidenschaft, die eine völlig seelische Verwirrung hervorbringt und schließlich zum Untergang des Helden führt.

B. Tierexperiment und konstitutionelle Grundlage der sexuellen Zwischenstufen.

Steinach, Hirschfeld, Brandes, Goldschmidt.

Steinach, Eugen: 1. **„Geschlechtstrieb und echt sekundäre Geschlechtsmerkmale als Folge der innersekretorischen Funktion der Keimdrüse"** im Zentralbl. f. Physiologie Bd. 24, Nr. 13, 1910.

2. **„Umstimmung des Geschlechtscharakters bei Säugetieren durch Austausch der Pubertätsdrüse"** im gleichen Zentralbl. Bd. 25, Nr. 17, S. 123, 1911.

3. **„Willkürliche Umwandlung von Säugetiermännchen in Tiere mit ausgeprägt weiblichen Geschlechtscharakteren und weiblicher Psyche."** Eine Untersuchung über die Funktion und Bedeutung der Pubertätsdrüse, in Pflügers Archiv für die gesamte Physiologie Bd. 154, H. 3 u. 4, S. 71—108, mit 6 Tafeln, 1912.

4. **„Feminierung von Männchen und Maskulierung von Weibchen"** im Zentralbl. f. Physiologie Bd. 27. S. 718, 1913.

5. **„Pubertätsdrüsen und Zwitterbildung"** im Archiv für Entwicklungsmechanik der Organismen Bd. 42, H. 3, 1916.

6. **„Experimentell erzeugte Zwitterbildungen bei Säugetieren".** Mitteilung am 11. Mai 1916 der Wiener Akademie der Wissenschaften vorgelegt.

Von der allergrößten, ja epochemachender Bedeutung für die Frage der Entstehung nicht nur der konträren Sexualempfindung, sondern überhaupt der Zwischenstufen und ihres Charakters sind die Forschungsergebnisse und Tierexperimente von dem Wiener Physiologen Prof. Eugen Steinach, die zum Teil allerdings schon vor das Jahr 1913 fallen, hier aber rekapitulierend dargestellt werden sollen, und zwar nach dem in den Vierteljahresberichten des wissenschaftlich-humanitären Komitees Januar 1917 abgedruckten, am 30. November 1916 von Dr. Hirschfeld im Komitee gehaltenen Vortrag: „Die Untersuchungen und Forschungen von Professor E. Steinach über künstliche Vermännlichung, Verweiblichung und Hermaphrodisierung."

Steinach fing damit an, kastrierten Froschmännchen Hodensubstanz, die brünstigen Fröschen entnommen war, unter die Haut zu spritzen. Die keine Spur von Umklammerungs- oder Begattungstrieb aufweisenden kastrierten Froschmännchen ließen schon 12—24 Stunden nach der Injektion von Hodensubstanz den Umklammerungstrieb erkennen, und zwar in 88% der Fälle.

Steinach davon ausgehend, daß wahrscheinlich die von den Keimdrüsen gebildeten, den Umklammerungsreflex herbeiführenden Stoffe am Zentralnervensystem angreifen, spritzte kastrierten Fröschen einen brünstigen Froschmännchen entnommenen Brei aus Gehirn und Rückenmark ein. Das Ergebnis war dasselbe wie bei Einspritzung von Hodensubstanz: auch jetzt wiesen die kastrierten Frösche den Umklammerungstrieb auf. Dieser Trieb trat dagegen nicht auf, wenn zerriebene Leber- oder Muskelsubstanz von brünstigen oder ein Brei aus Gehirn und Rückenmark von nichtbrünstigen Fröschen eingespritzt wurde.

Aus diesen Versuchen war somit mit Sicherheit der Schluß zu ziehen, daß in der Brunst in den Keimdrüsen spezifische Stoffe erzeugt und an das Blut abgegeben werden, die am Zentralnervensystem angreifen und es, wie Steinach sagt, „erotisieren".

Noch wichtigere Resultate ergaben weitere Experimente an Ratten. Steinach kastrierte junge Rattenmännchen; alle körperlichen und psychischen Geschlechtsmerkmale blieben bei diesen Tieren auf kindlicher Stufe stehen. Wenn nun aber Steinach einer solchen kastrierten Ratte die herausgeschnittenen Hoden an irgendeiner anderen, gleichgültig welcher Stelle, im Körper wieder einnähte, und sie anwuchsen, so entwickelten sich die Tiere zu voller Männlichkeit. Die spätere mikroskopische Untersuchung der angewachsenen Hoden zeigte nun aber, daß in ihnen die samenbildenden Kanälchen völlig verkümmert waren, während die Zwischensubstanz in den verpflanzten Hoden stark zur Ausbildung gelangt war. Aus dieser Tatsache folgerte Steinach, daß die Erzeugung der chemischen Stoffe für die innere Absonderung und die Erzeugung von Samenzellen zwar voneinander unabhängige Aufgaben der Keimdrüsen sind, daß der eine Anteil der Geschlechtsdrüse die Samenzellen für die äußere Sekretion liefert, der andere Anteil die chemischen Stoffe, die auf dem Wege der inneren Sekretion zur Entwicklung der zur Zeit der Pubertät auftretenden, körperlichen und psychischen Geschlechtsmerkmale bestimmt sind.

Diesen zweiten innersekretorischen Anteil nannte Steinach Pubertätsdrüse. Des weiteren wurde das Problem der Geschlechtsspezifität der Keimdrüse gelöst. Es frug sich, ob männliche und weibliche Pubertätsdrüse ein hinsichtlich der Entwicklung der

Geschlechtsmerkmale gleiches Sekret oder ein je nach der Drüse verschiedenes für die Entwicklung männlicher oder weiblicher Geschlechtsmerkmale spezifisches Sekret liefern.

Steinach schnitt jungen Ratten und Meerschweinchen beiderlei Geschlechts die Hoden bzw. Eierstöcke heraus und nähte dann den kastrierten Männchen Eierstöcke, den kastrierten Weibchen Hoden unter die Haut des Bauches. Die Folge war bei den angewachsenen und gut angeheilten Fällen (50%): Der Geschlechtsapparat der Eierstocksmännchen kam nicht zur Entwicklung, blieb vielmehr auf kindlicher Stufe stehen. Das besagt, daß das innere Sekret, welches den Geschlechtsapparat zum männlichen Wachstum anregt, im Sekret der weiblichen Pubertätsdrüse nicht enthalten ist, daß also die Keimdrüse ein geschlechtsspezifisches Sekret liefert.

Es zeigte sich aber ferner, daß der Geschlechtsapparat der Eierstocksmännchen in seiner Entwicklung hinter der beim einfachen Kastraten zurückbleibt. Demnach sind wohl im Sekret der weiblichen Pubertätsdrüse Stoffe, welche die Entwicklung der männlichen Geschlechtsmerkmale unterdrücken, hemmen. Dieses Sekret bewirkt aber noch, daß das Wachstum der Eierstocksmännchen direkt in weibliche Bahnen gelenkt wurde. Die Tiere werden ganz den Weibchen ähnlich, sie bekommen einen kleineren schlankeren Kopf, einen geringeren Brustumfang als die Männchen, sie erhalten einen Fettansatz, das kurze, feine, weiche, geschmeidige Haar der Weibchen, die Brustdrüse entwickelt sich in Form und Größe wie beim normalen Weibchen, manchmal noch stärker als bei diesem.

Auch der Geschlechtstrieb der Eierstocksmännchen ist feminisiert. Sie haben keine Spur von männlichem Aggressionsdrang und verfolgen das brünstige Weibchen in keiner Weise; dagegen üben sie ihrerseits auf die normalen Männchen eine Anziehung aus, werden von diesen verfolgt, besprungen und wehren sich gegen den Aufsprung ganz nach Art der Weibchen, sie sind „weiblich erotisiert".

Die mikroskopische Untersuchung der angeheilten Eierstöcke ergab, daß gewöhnliche Eizellen in ihnen kaum vorhanden sind, dagegen die Zwischensubstanz stark entwickelt ist, also sind auch im Eierstock zwei Drüsen örtlich verbunden, die die Eizellen liefernde und die weibliche Pubertätsdrüse mit innersekretorischer Wirkung.

Die parallelen Versuche zur Vermännlichung der Weibchen hatten den gleich günstigen Erfolg:

Der Organismus des kastrierten Weibchens wird in männlicher Richtung umgemodelt: Stillstehen oder Rückbildung der weiblichen Geschlechtsmerkmale: Brustdrüse, Gebärmutter, Begattungsapparat, dagegen Entwicklung der männlichen Merkmale: z. B. grobes, struppiges Haar.

„Das ganze Aussehen gleicht dem des ausgewachsenen normalen Männchens; in bezug auf Robustheit und Größe des Kopfes wird dieses sogar übertroffen."

Ferner: „Die maskulierten Weibchen erhalten ausgeprägt männlichen Sexualtrieb; sie unterscheiden sofort ein nichtbrünstiges von einem brünstigen Weibchen. Sobald sie ein solches aufspüren, verfolgen sie es unaufhörlich, umwerben es leidenschaftlich und springen auf. Normalen Männchen gegenüber benehmen sie sich mit männlicher Eigenart."

Eine weitere Mitteilung, betitelt: „Experimentell erzeugte Zwitterbildungen beim Säugetier", die Steinach am 11. Mai 1916 in der Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der Akademie der Wissenschaften zu Wien vorlegte, berichtet über neue Versuche.

Steinach setzte infantilen männlichen Meerschweinchen, die vorher durch Kastration neutralisiert waren, gleichzeitig einen Eierstock und einen Hoden ein.

Beide Geschlechtsdrüsen faßten Wurzel, heilten an, wandelten sich zu mächtig wuchernden Pubertätsdrüsen und entfalteten nach beiden Geschlechtsrichtungen ihren Einfluß. Die männlichen und die weiblichen sekundären Geschlechtsmerkmale bilden sich aus, sowohl die präpubierten genitalen als die postpubierten allgemeinen, insbesondere auch die Milchdrüsen.

„Aber", sagt Steinach, „nicht allein die somatischen Merkmale, sondern auch die psychischen Geschlechtsmerkmale stehen unter dem Zeichen der Zwittrigkeit. Je nach der stärkeren, mikroskopisch nachweisbaren Wucherung der einen oder anderen Pubertätsdrüse folgen einander Perioden von ausgeprägt männlichem und ausgeprägt weiblichem Sexualtrieb. Durch diese Experimente ist die für die Physiologie neue Tatsache erwiesen, daß das zentrale Nervensystem auf Schwankungen im Zufluß der Sexualhormone so scharf reagiert, daß es wiederholt im individuellen Leben je nach der Speicherung des spezifischen Hormons bald in männlicher, bald in weiblicher Richtung erotisiert werden kann. Damit ist auch die den ärztlichen Sexualforschern geläufige Erscheinung des „psychischen Hermaphroditismus" in ihrem Ursprung und Wesen aufgeklärt."

Mit Recht hebt Hirschfeld in seiner Darlegung der Steinachschen Experimente in den Vierteljahresberichten des wissenschaftlich-humanitären Komitees vom Januar 1917 hervor, daß sie die von ihm seit 20 Jahren vertretene Auffassung der Homosexualität und verwandter Erscheinungen als konstitutionell bedingter Zustände doppelgeschlechtlichen Charakters bestätigten, ebenso daß sie mit Iwan Blochs Annahme, die Homosexualität hänge mit embryonalen Störungen des Sexualchemismus zusammen, übereinstimmten.

Trotzdem, sagt Hirschfeld, sei Ursprung und Wesen des Hermaphroditismus noch nicht ganz aufgeklärt. So zeigten die zweigeschlechtlich beeinflußten Tiere einen periodischen Wechsel heterosexuellen und homosexuellen Empfindens, während bei den bisexuellen Menschen die Neigung zu beiden Geschlechtern nur ganz ausnahmsweise nacheinander, dagegen fast stets nebeneinander vorkomme. In den meisten Fällen, wenn auch keineswegs immer, sei es ein bei beiden Geschlechtern vorhandener sexueller Mischtypus (feminine Männer, virile Frauen), der solche psychische Hermaphroditen anziehe. Vollends finde die Hauptgruppe der echten, ausschließlichen Homosexuellen in diesen Experimenten nur teilweise eine Erklärung.

Steinach hat dies, wie Hirschfeld bemerkt, wohl auch herausgefühlt und deshalb in seiner letzten (am 24. Oktober 1916) erschienenen Arbeit (oben Nr. 5) auch für die völlige Homosexualität eine sehr einleuchtende Deutung gegeben.

Er schreibt:

„Auch die dauernde oder im individuellen Leben auftretende Homosexualität läßt sich auf das Vorhandensein einer zwittrigen Pubertätsdrüse zurückführen, also wie es Hirschfeld richtig vermutet hat, wenn er von der angeborenen Disposition der Homosexualität spricht. Innerhalb einer solchen zwittrigen Pubertätsdrüse — nehmen wir den Fall eines männlichen Individuums mit scheinbar normalen Testikeln — hemmen die an Masse überwiegenden männlichen Pubertätsdrüsenzellen die Wirksamkeit der weiblichen Pubertätsdrüsenzellen, und es entwickelt sich zunächst der durchaus männliche Geschlechtscharakter mit allen seinen körperlichen Merkmalen. Wenn nun früher oder später aus irgendeiner Ursache die männlichen Zellen in ihrer Vitalität zurückgehen und ihre innersekretorische Funktion einstellen, so werden die vorhandenen weiblichen Zellen durch das Nachlassen der Hemmung ‚aktiviert‘. Ebenso wie dadurch der eine oder andere somatische weibliche Geschlechtscharakter hervorgerufen werden kann, und etwa eine Mamma entsteht, kann sich der Einfluß auch auf das zentrale Nervensystem erstrecken und nun tritt die urnische Neigung in die Erscheinung.“

Weiter sagt Steinach: „Es gibt für alle Zwittererscheinungen nur eine Ursache und diese beruht auf dem Entstehen einer zwittrigen Pubertätsdrüse als Folge einer unvollständigen Differenzierung der Keimstockanlage, während die normale eingeschlechtliche Entwicklung durch die vollständig durchgreifende Differenzierung derselben zu einer männlichen oder weiblichen Pubertätsdrüse bedingt ist.“

Er schlägt daher vor, die Einteilung der mannigfaltigen Formen und Übergänge nach stichhaltigeren Prinzipien vorzunehmen. Die Zwitterbildung könne vollkommener oder unvollkommener sein, mehr dem einen oder anderen Geschlecht zuneigen, mehr die somatischen oder mehr die psychischen Charaktere betreffen und auch in ihrem zeitlichen Auftreten verschieden sein.

Mit Recht macht daher Hirschfeld in seinem Bericht darauf aufmerksam, daß ihm schon diese Gesichtspunkte vorschwebten, als er vor nahezu 20 Jahren das inzwischen auf 16 Bände angewachsene ursprünglich so befremdlich wirkende (und oft stark angefeindete N. Pr.) Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen ins Leben rief, und als er diese sexuellen Zwischenstufen in vier Gruppen einteilte: in Hermaphroditismus, Androgynie, Homosexualität und Transvestitismus.

In seinem Vortrag berichtet Hirschfeld noch über ähnliche Experimente wie die von Steinach, nämlich über solche von Prof. Brandes (Direktor des zoologischen Gartens in Dresden und Dozent an der tierärztlichen Hochschule dortselbst) an jungen Damtieren.

Brandes pflanzte den Hoden eines Damhirsches in die Weiche eines weiblichen Damtieres und dessen Ovarien umgekehrt den Damhirschen ein. Nach einem Vierteljahr zeigte das frühere Weibchen deutliche Ansätze zu einem Geweih, ferner den nur männlichen Tieren eigenen Adamsapfel, es fängt insbesondere auch an zu springen, wie sonst nur Hirsche tun. Umgekehrt fehlen beim früheren Hirsch jeder Geweihansatz und jede Spur von dem Adamsapfel, während schon die beim Weibchen erst beim Dasein von Jungen entstehenden Milchdrüsen vorhanden sind.

Eine nicht minder große Bedeutung als den besprochenen Experimenten kommt den überraschenden Kreuzungsversuchen Goldschmidts zu, dem es gelang, direkte sexuelle Zwischenstufen bei Schmetterlingen zu erzeugen. (Fortsetzung folgt.)

Referate.

Biologie.

Wenger, **Milch bei einem Ziegenbock.** (Münchn. Tierärztl. Woch. 69. Jahrg. 1918. Nr. 1.)

Es handelt sich um einen einjährigen, weißen, hornlosen Ziegenbock, der bereits züchterisch Verwendung fand und kastriert werden sollte. Er hatte zu beiden Seiten der Vorhaut, ungefähr 2 cm vor dem Hodensack, je eine Zitze. Die rechte war klein, die linke so groß wie bei einer Kuh in gefülltem Zustand. Flüssiger Inhalt der Zysterne konnte durch Palpation festgestellt werden. Ein Strichkanal fehlte. Die Zitze wurde von der Mitte der lateralen Seite aus mit dem Trokar angestochen, worauf 200 cm³ weiße Milch entleert werden konnte. 2 Tage später konnten aus dem künstlichen Strichkanal 18 cm³ Milch ausgemolken werden. Nach einer Woche war keine Milch mehr vorhanden.
L. Reisinger.

Pathologie und Therapie.

Albrechtsen, **Die Unfruchtbarkeit des Rindes und ihre Behandlung.** (Berl. Tierärztl. Woch. 1917. Nr. 2. [Übersetzt von Magnussen]).

In südlichen Gegenden wird angenommen, daß der follikuläre Scheidenkatarrh an der Unfruchtbarkeit Schuld trägt, insbesondere durch Übergreifen auf die Gebärmutterschleimhaut. In Dänemark hat man, beeinflußt durch die Schweizer Zschokke und Heß, Eierstockerkrankungen für die Sterilität verantwortlich gemacht. Nach A. haben jedoch die Erkrankungen der Ovarien nur untergeordnete Bedeutung gegenüber der Endometritis und Metritis. Diese Uteruserkrankungen sind aber nicht Folge des follikulären Scheidenkatarrhs, vielmehr haben sie ihre Ursachen in Infektionen der Gebärwege während oder nach der letzten Geburt. Die Behandlung der eigentlichen Unfruchtbarkeit geht hauptsächlich dahin, die chronische Endometritis zum Abschluß zu bringen, um das wesentlichste Hindernis für die Trächtigkeit aus dem Weg zu räumen. (Reinigung der Gebärmutter von Belägen, gänzliche Entfernung der Sekrete, Ausspülungen.)
L. Reisinger.

Psychologie und Psychoanalyse.

Pötzl, Dr. Otto, **Über einige Wechselwirkungen hysteriformer und organisch zerebraler Störungsmechanismen.** (Jahrb. f. Psych. u. Neurol. Bd. 37. H. 3. 1917.)

Eine geistreiche sehr anregende Arbeit aus der Wiener psychiatrischen Klinik von Wagner-Jauregg, die den Versuch macht, eine Brücke zwischen der offiziellen Neurologie und der Freudschule zu schlagen. Pötzl betont, daß es neben der Psychogenese der Hysterie noch eine Pathogenese gibt. An einigen sehr exakt analysierten Fällen wird der Nachweis geliefert, wie sich die hysterischen Symptome um einen organischen Kern gruppieren. Die Arbeit bedeutet einen Wendepunkt in der Schulpsychiatrie unserer Zeit. Sie kann im Referate kaum angedeutet werden; ihre Lektüre muß aber jedem Neurologen und jedem Arzte, der sich für die Psychoanalyse interessiert, wärmstens empfohlen werden. Der Autor kommt zu dem bemerkenswerten Schluße: „Man kann ein Gegner der analytischen Therapie sein, die klinische Richtigkeit der analytischen Methode und ihre Unerläßlichkeit zum Verständnis der psychischen Vorgänge aber für erwiesen und feststehend halten. Wer dieser Ansicht ist, wird die analytische Therapie aber doch nicht voll verwerfen können; er wird sie für eine notwendige Hilfsbedingung einer Therapie halten, nicht für die Therapie selbst.“ Diese Worte, sozusagen ex cathedra, zu hören, habe ich kaum erwartet. Ich freue mich dieser glücklichen Wendung und hoffe, daß erst eine spätere unbeeinflußte Forschung Spreu und Weizen in der Psychoanalyse sondern wird.
Dr. Wilhelm Stekel.

Bücherbesprechungen.

Freud, Prof. Sigm., Zur Psychopathologie des Alltagslebens. (Über Vergessen, Versprechen, Vergreifen, Aberglaube und Irrtum.) Fünfte, vermehrte Auflage. Berlin 1917. Verlag S. Karger. Gr. 8°. 232 S. 6 Mk.

Von allen Arbeiten Freuds ist die vorliegende die populärste und, sagen wir es rund heraus — die beste. Ich halte dafür, daß die Lektüre dieses Büchleins die beste Einführung in die Psychoanalyse bietet, weil es an klaren Beispielen die Phänomene der Verdrängung und des „Unbewußten" im Sinne Freuds demonstriert. Es sind auch seelische Mechanismen, die ein jeder an sich selbst nachprüfen kann. Es handelt sich in diesen Fällen immer um einen seelischen Verrat. Ich glaube das Wesen der Entdeckungen des Wiener Forschers am besten durch einige gute Beispiele erklären zu können und will mit zweien beginnen, welche verdrängte sexuelle Gedanken enthüllen.

Ein Arzt, der sich in seinen geheimen Verhältnissen stets mit der „Vorlust" begnügt und es nie zum Koitus kommen läßt, spricht in einer Gesellschaft von Mädchen über Koketterie und will ausführen, daß die Mädchen nur mit den Männern kokettieren, die sie dazu herausfordern. Er will sagen: In meiner Gesellschaft wird nie kokettiert! Und sagt: In meiner Gesellschaft wird nie koitiert! Unwillkürlich hat er seine Schwäche verraten.

Ein Herr unterhält sich mit einer Dame und wird dabei von dem Gedanken beherrscht, daß er sie gerne erobern würde. Sie erkundigt sich, wo ein Bekannter eine Stelle innehat. Er soll ihr die Auskunft geben: An der Hochschule für Bodenkultur — und sagt gegen seinen Willen den bekannten Kalauer: An der Lochschule für Hodenkultur. ... Solcher Beispiele könnte ich hunderte anführen.

Wenden wir uns zu einigen harmloseren.

Vor einer Reihe von Jahren eröffnete der Präsident des österreichischen Herrenhauses die Sitzung mit folgenden Worten: „Hohes Haus! Ich konstatiere die Anwesenheit von so und so viel Herren und erkläre die Sitzung für geschlossen." Unter allgemeiner Heiterkeit verbesserte er den Fehler.

Wenn die Sprache dazu da ist, um unsere Gedanken zu verbergen, so ist im Gegensatz dazu nichts geeigneter, unser innerstes Denken zu enthüllen, als das Versprechen! Während der Präsident die Sitzung eröffnete, mag der Wunsch sein Inneres beherrscht haben: „O! Wäre sie schon geschlossen." Dieser Wunsch war in diesem Falle mächtiger, als die sonst immer wache Kritik des Bewußtseins. Er hat sich gegen den Willen des Sprechers durchgesetzt. Ähnlich erging es einem Angestellten eines größeren Handlungshauses. Bei einem festlichen Bankette sollte er in feierlicher Rede die Verdienste des Chefs feiern, der sich bei seinen Beamten keiner allzu großen Sympathie erfreute. Am Schlusse seiner heuchlerischen Lobrede sagte er: „So fordere ich Sie auf, das Wohl unseres geliebten Chefs auf — zustoßen!" Die Unlustgefühle dem Chef gegenüber waren offenbar stärker, als seine Aufmerksamkeit.

Nach Freud liegt also allen diesen scheinbar sinnlosen Irrtümern ein tiefer Sinn zugrunde. Wir versprechen uns nicht zufällig, wir vergreifen uns nicht zufällig und wir vergessen nichts, ohne die Absicht des Unbewußten. Besonders das Vergessen von Eigennamen und fremdsprachigen Worten, von Adressen und Zahlen kann mehr sein, als ein bloßes Spiel des Zufalls. Nach Freud ist es nie ein Zufall. Er führt in dieser Beziehung ein interessantes Beispiel an. Einmal bemühte er sich vergebens, den Namen Signorelli aus dem Gedächtnis zu heben, als er an die großartigen Fresken im Dome von Orvieto dachte. Statt des gesuchten Namens drängten sich ihm zwei andere Namen bekannter Maler auf — Botticelli und Boltraffio. Das ereignete sich auf einer Fahrt mit einem fremden Reisegenossen von Ragusa nach einer Station in der Herzegowina. Kurz vorher hatte sich das Gespräch um die Sitten in Bosnien und der Herzegowina gedreht. In diesem Gespräch kam die Ansprache der dortigen Türken „Herr" (Signor) wiederholt vor. Dieses verborgene Signor hatte den Gedankengang auf die Fresken von Orvieto gelenkt. Während dieses Gespräches dachte aber Freud an die Verzweiflung, in die die Türken bei sexuellen Störungen verfallen und die seltsam gegen ihre bekannte Resignation bei Todesgefahr absticht. Er selbst stand damals unter dem unangenehmen Eindrucke einer Nachricht, die er vor einigen Wochen in Trafoi erhalten hatte. Ein Patient, den er behandelte, hatte wegen unheilbarer sexueller Störungen seinem Leben ein Ende gemacht. In bewußte Erinnerung ist dieser Vorfall auf der ganzen Reise nicht gekommen. Die Gedankenreihen des Unbewußten scheinen sich

damit beschäftigt zu haben. Die Übereinstimmung von Trafoi und **Boltraffio** kennzeichnet deutlich den Weg der Assoziationsreihen. „Ich kann", führt der Forscher aus, „das Vergessen des Namens Signorelli nicht mehr als ein zufälliges Ereignis auffassen. Ich muß den Einfluß eines Motivs bei diesem Vorgange anerkennen. Es waren Motive, die mich veranlaßten, mich in der Mitteilung meiner Gedanken zu unterbrechen und die mich ferner beeinflußten, die daran sich knüpfenden Gedanken (Trafoi) am Bewußtwerden anzuschließen. Ich wollte also etwas vergessen, ich hatte etwas verdrängt. Ich wollte allerdings etwas anderes vergessen, als den Namen des Meisters von Orvieto; aber dieses andere brachte es zustande, sich mit diesem Namen in assoziative Verbindung zu setzen, so daß mein Willensakt das Ziel verfehlte und ich das eine wider Willen vergaß, während ich das andere mit Absicht vergessen wollte. Die Abneigung, mich zu erinnern, richtete sich gegen den einen Inhalt; die Unfähigkeit mich zu erinnern, trat an einem andern hervor. Es wäre offenbar ein einfacherer Fall, wenn Abneigung und Unfähigkeit, sich zu erinnern, denselben Inhalt beträfen. Die Ersatznamen erscheinen mir auch nicht mehr so völlig unberechtigt, wie vor der Aufklärung; sie mahnen mich (nach Art eines Kompromisses) ebensosehr an das, was ich vergessen, wie an das, dessen ich mich erinnern wollte, und zeigen mir, daß meine Absicht, etwas zu vergessen, nicht ganz gelungen ist."

So ist es Freud gelungen, in einer Reihe von Beispielen zu zeigen, daß das Vergessen eine aktive Handlung des Unbewußten ist. Was wir unterdrücken wollen, vergessen wir am leichtesten. Sehr überzeugend ist das Beispiel eines Herrn, der beim Zitieren einer Stelle aus dem Virgil ein Wort nicht finden konnte. Freud ergründete es. Es hieß „aliquis". Die nachfolgende Analyse ergab, daß sich tatsächlich an dieses Wort eine Reihe unangenehmer Gedanken knüpfte. Seiner **Freundin war die Periode (Liquor!) ausgeblieben und er fürchtete eine Gravidität.**

Sicherlich wird es manche Worte geben, die wir vergessen haben, weil ihr Eindruck auf unsere Psyche zu gering war. Freud möchte seine Lehre vom Vergessen auf alle Fälle angewendet wissen. Diese Behauptung muß erst auf ihre Richtigkeit geprüft werden. Für diese Nachprüfung ist die volle Beherrschung, oder besser gesagt Kenntnis der Technik der Psychoanalysen nicht unbedingt nötig. Die Assoziationsmethode, die man anzuwenden hat, ist das geistige Eigentum Freuds. Sie besteht darin, daß man alles, was einem scheinbar zufällig durch den Kopf geht, wenn man an ein vergessenes Wort denkt, genau fixiert. Allmählich tauchen verschiedene Bilder auf, die einander ergänzen, und bald zeigt es sich, daß das scheinbar Sinnlose einen tiefen Sinn hat. So kann man die verworrensten Träume enträtseln. Auf diesem Wege tauchen einem die Brücken auf, die das vergessene Wort mit den unterdrückten Regungen des Unbewußten verbinden. (Freie Assoziationen.)

Auch der Mechanismus der Erinnerung ist nicht so einfach, wie die Psychologie geglaubt hatte. Die Stärke der Eindrücke steht mit dem Erinnerungsvermögen nicht immer im direkten Verhältnisse. Oft fallen uns unbedeutende Vorfälle aus der Jugend mit auffallender Lebendigkeit ein. Bei näherer Analyse zeigt es sich, daß sich hinter diesen Jugenderinnerungen Bilder späterer Begebenheiten verstecken. Solche Erinnerungen nennt Freud „Deckerinnerungen". Aus meinen ersten Kinderjahren sehe ich deutlich eine Szene vor Augen, die sich in einem tiefen Graben abspielte. Analysiere ich diese Erinnerung, so steigen später weniger unschuldige Begebenheiten an einem ähnlichen Orte auf. Wie die Silben „elli" in Signorelli und Botticelli, wie Trafoi und Boltraffio — so wie diese Silben einander decken können und bei der Erinnerung für einander vikariierend auftauchen können, so decken sich ähnliche Bilder aus verschiedensten Zeiten und das Auftauchen eines Bildes kann die Erinnerung der andern ersetzen. Oft verwischen die Bilder ihre Züge. Dies ist ein insbesondere der Traumarbeit zukommender Vorgang, den Freud „Verdichtung" genannt hat. Jede dieser Arbeiten kommt aus dem Unbewußten. Solche Verdichtungen kann die Psyche auch bei Wörtern vornehmen. Ich wollte einmal sagen: „Nehmen Sie sich ein Muster." Währenddessen tauchte das Wort Beispiel vor meinem geistigen Auge auf und ich sagte: „Nehmen Sie sich ein Musterspiel." Ich habe unbewußt aus Muster und Beispiel ein neues Wort gebildet und bin so beiden Regungen meiner Seele gerecht geworden. Natürlich ist dieses Versprechen noch tiefer determiniert.

Das Versprechen bietet dem Psychologen ein reiches Feld wissenschaftlicher Tätigkeit. Es ist eigentlich sehr merkwürdig, daß die Literatur über diesen Gegenstand so spärlich ist. Vor Freud haben bloß Meringer und Mayer sich mit diesem Thema eingehend befaßt. Meringer, der ein bedeutender Sprachforscher ist, hoffte beim Versprechen einen gewissen geistigen Mechanismus finden zu können,

der ihm das Verständnis mancher linguistischer Erscheinungen, wie z. B. der Dessimilation in den indogermanischen Sprachen, erleichtern sollte. Er führt das Versprechen auf die verschiedene Dynamik der Sprachlaute zurück. Doch gibt er selber zu, daß die letzte Ursache aller Spracherscheinungen im Zentralorgan des Nervensystems zu suchen ist. Jedes versprochene Wort verrät ein Stück der geheimen Gedankenarbeit, die immer bei Tag und bei Nacht in uns vor sich geht. Auch Kraepelin hat eine eingehende Studie über diese Phänomene geschrieben, aber die tieferen psychologischen Motive ganz vernachlässigt.

Das ist aber unbedingt notwendig. Nehmen wir wieder ein Beispiel vor: Ein Herr erzählte in meiner Gegenwart einer Dame eine pikante Geschichte aus seiner Jugend mit einer harmlosen „zimmerreinen" Variante. Was er sich während dieser Geschichte gedacht hat, hat er unwillkürlich durch ein versprochenes Wort verraten. Er sagte: „Ich wittere Unrat" (statt Unheil), merkte den Fehler nicht und setzt dann fort: „Dann aber sind Tatsachen zum Vorschwein gekommen. ..." Unrat und Vorschwein beweisen, woran er gedacht hat.

Freud führt folgendes Beispiel an: Eine Dame denkt an eine verschollene Jugenderinnerung. Ihr Gedächtnis versagt, als sie sich erinnern will, an welcher Körperstelle sie eine dreiste Hand gefühlt hat. Später antwortet sie einer Freundin auf die Frage, wo ihre Sommerwohnung gelegen ist: an der Berglende (anstatt Berglehne).

So kann ein Sprechfehler, sei er noch so klein und unbedeutend, oft tieferblicken lassen, als die ausführlichste Rede. Die wahren Gefühle brechen mit elementarer Gewalt durch die Spinnengewebe der Lüge und Heuchelei. Wie das Stammeln und Stottern die Konflikte des Innern, Furcht und Schuldbewußtsein, Verlegenheit und Unsicherheit deutlich verraten, so kann das Versprechen einen kleinen Beweis liefern, daß man nicht ganz bei der Sache ist. Die Dichter haben das längst gewußt. Anzengruber charakterisiert auf diese Weise den heuchlerischen Erbschleicher in „G'wissenswurm". Die Sprechfehler in den Nestroyschen Possen reihen sich diesen Beobachtungen würdig an. Auch bei Shakespeare und Schiller finden sich motivierte Beispiele im Versprechen.

Ebenso lehrreich sind Freuds Beobachtungen über das Verlesen und Verschreiben. Wir lesen oft ganz andere Worte, als die uns vorliegenden, im Texte gedruckten. Untersuchen wir die Ursache des Verlesens, so können wir fast immer finden, daß wir nicht anders leben wollten, daß eine peinliche, unterdrückte Vorstellung sich mit dem verlesenen Worte verbindet. Freud erhält ein Telegramm und teilt seiner Frau mit, daß die arme Wilhelm M. von den Ärzten aufgegeben ist. Die Frau glaubt nicht, daß in dem Telegramm stehen könne: „die arme Wilhelm M." Er verteidigt seine Behauptung hartnäckig. Man liest das Telegramm noch einmal. Tatsächlich steht darin „der arme Wilhelm M." „Mein Versehen bedeutet also nicht einen sozusagen krampfhaften Versuch, die traurige Neuigkeit vom Manne auf die Frau zu überwälzen. Der zwischen Artikel, Beiwort und Name eingeschobene Titel paßt schlecht zu der Forderung, es müsse die Frau gemeint sein. Darum wurde er auch beim Verlesen beseitigt. Das Motiv dieser Verfälschung war aber nicht, daß mir die Frau weniger sympathisch wäre als der Mann, sondern das Schicksal des armen Mannes hatte meine Besorgnisse um eine andere, mir nahestehende Person rege gemacht, die eine der mir bekannten Krankheitsbedingungen mit diesem Falle gemeinsam hatte."

Ebenso lehrreich sind einige andere vom Autor angeführten Beispiele. Alle zeugen sie von der unendlich feinen und energischen Verschiebungsfähigkeit, die unser unbewußtes Denken vollbringt, um unserem Bewußtsein die Existenz zu verschönern. Wie vieles sehen wir nicht und hören wir nicht! Welch unermüdlichen Berater, Leiter, Helfer und Störer haben wir in unserem Unbewußten!

Es haßt oft scheinbar gegen unseren Vorsatz und gegen unsere Vernunft. Freud revidiert eine Korrektur einer neuen Arbeit. Manchen fremdklingenden Namen muß er korrigieren, aber einen deutschen Namen hat merkwürdigerweise der Setzer gegen sein Manuskript verbessert, und zwar mit vollem Rechte. Er hatte nämlich Buckrhard geschrieben, woraus der Setzer Burckhard erriet. Es handelte sich um die Abhandlung eines Geburtshelfers, die Freud als besonders verdienstlich hervorhob. Den gleichen Namen trägt auch der Kritiker, der den Autor durch eine unfreundliche Kritik über seine „Traumdeutung" geärgert hatte. Es ist eine kleine Rache der unbewußten Gedanken. Das Verdrehen von Namen verrät sehr häufig die Tendenz, sich über jemanden lustig zu machen.

Wir können aus einem flüchtigen Schreiben mit Recht auf die Gefühle schließen, die den Schreiber bei Abfassung des Briefes beseelen, wenn wir es verstehen, zwischen den Zeilen zu lesen. Der Stil des Autors zeigt immer kleine Unterschiede in seinen verschiedenen Werken. Wir können ganz genau ermitteln, wo sich beim Niederschreiben innere Widerstände ergeben haben. Das Schreiben gegen eine innere Überzeugung ist ein schweres Stück Arbeit, ein permanenter Kampf gegen die dem Bewußtsein vielleicht unbekannten inneren Stimmen.

Was ich beim Versprechen betont habe, gilt auch für das Verschreiben. Von kleinen Auslassungen einer Silbe, eines Lautes, will ich absehen. Auch sie sprechen deutlich in dem Sinn des Verständigen. Zerstreute Menschen sind ja eigentlich nur jene, die nach den Stimmen des Unbewußten horchen. Ist ein Eindruck der Außenwelt so stark, daß er ihre Aufmerksamkeit ganz fesseln kann, so wird der Zerstreute zum aufmerksamsten Beobachter.

Tausend psychologische Kleinigkeiten aus dem Alltagsleben bekommen von diesem Gesichtspunkte aus für unsere Beobachtung neues Interesse. All die kleinen Vergeßlichkeiten, das Nichtausführen von Vorsätzen haben oft pikante Motivierungen. Die Frau ist im Recht, wenn sie ihrem sonst zärtlichen Gatten Vorwürfe macht, daß er ihrer vergessen habe. Heute sei z. B. ihr Namenstag. Sonst habe er ihr immer des Morgens einen Blumenstrauß geschickt. Er entschuldigt sich mit Zerstreutheit. Er wäre so beschäftigt gewesen, daß er ganz daran vergessen habe. In Wahrheit hat sie sein Herz nicht mehr ganz. Seine Sorgen, seine Alltagsgedanken sind stärker geworden, als die Erinnerungen an den einst so gefeierten Tag. Eine andere Dame ist mit Recht beleidigt, wenn man sie auf der Straße nicht grüßt. Man hat sie nicht erkannt oder nicht gesehen. Aber gehen wir an etwas achtlos vorüber, das uns lieb ist? Wir sehen ja alle Leute, die an uns vorbeigehen. Der Eindruck muß aber eine gewisse Stärke besitzen, um sich uns zum Bewußtsein zu bringen.

All die zufälligen Einfälle, die uns durch den Kopf fliegen, sind kein Zufall. Sie verraten uns ebenfalls die permanente Assoziation der inneren und äußeren Gedanken. Ich greife ein Beispiel heraus. Bei einem Gespräch über Herrn W. sage ich: „Und wenn 1085 solcher W.s kommen, ich werde mich doch nicht ändern!" Wie komme ich nun zu der Ziffer 1085? Bei näherer Analyse zeigt es sich, daß sowohl die Summe 1085, als auch die Zahlen 10 und 85 zu dem Patienten (um einen solchen handelt es sich) in Verbindung zu bringen sind. 85 ist die Höhe meiner letzten Honorarnote. 10 Visiten habe ich ihm heuer schon gemacht. All diese Zahlen schwebten mir unbewußt vor, als ich an Herrn W. dachte. Daher die scheinbar zufällige Zahl 1085.

Wir nehmen uns manches vor, das wir auszuführen vergessen. Man unterziehe diese kleinen Vergeßlichkeiten einer kleiner Analyse, und man wird immer auf innere Widerstände gegen die Ausführung unserer Vorsätze stoßen.

Wie parteiisch ist unser Erinnerungsvermögen in Geldsachen! Wir glauben fest und steif, eine Schuld schon bezahlt zu haben, wir streiten und müssen zuletzt wider Willen zugeben, daß wir uns getäuscht haben. Das Kartenspiel zeigt z. B. nach Freud auch den „unterdrückten" Charakter des Menschen. „Wo der gewinnsüchtigen Absicht abseits der großen Interessen der Lebensführung und daher eigentlich nur im Scherz freier Lauf gelassen wird, wie beim Kartenspiel, neigen sich die ehrlichsten Männer zu Irrtümern, Erinnerungs- und Rechenfehlern und finden sich, ohne selbst zu wissen wie, in kleine Betrügereien verwickelt. Auf solchen Freiheiten beruht nicht zum wenigsten der psychische erfrischende Charakter des Spiels." Rechenfehler bei Zahlkellnern, die Eigenschaft einer „schweren Hand" im Bezahlen von schuldigen Geldsummen unterliegen derselben Beurteilung. „Mit den intimsten und am wenigsten klar gewordenen Regungen hängt es zusammen, wenn gerade Frauen eine besondere Unlust zeigen, den Arzt zu honorieren. Sie haben gewöhnlich ihr Portemonnaie vergessen, vergessen dann regelmäßig das Honorar zu schicken und setzen es so durch, daß man sie umsonst ‚um ihrer schönen Augen willen' behandelt hat. Sie bezahlen gleichsam mit ihrem Anblick."

Voller Anregung sind auch die Bemerkungen Freuds über das „Vergreifen". Oft steigen wir, in Gedanken vertieft, einen Stock zu hoch, oder wir nehmen beim Weggehen aus dem Hause einen falschen Gegenstand mit. All das kann sich bei näherer Analyse als unbewußte Gedankenarbeit zeigen. Eine Reihe ungeschickter Bewegungen im Verkehr mit Damen kann ein erfüllter Wunsch des Unbewußten sein. Man beobachtet die zufälligen Situationen, wenn ein dichtgefüllter Tramwaywagen unvermutet bremst. Einige Arme strecken sich aus und helfen

gerade der jungen hübschen Dame. Selbst der alte Kondukteur tut sich mit einem Griff auf den mehr oder minder prallen Arm gütlich. Ein Herr fällt einer Dame auf den Schoß und umgekehrt.

Auch das Zerbrechen und Fallenlassen ist oft mit unbewußter Kritik verbunden. Freud hat auf seinem Schreibtisch ein Tintenfaß, hinter dem ein Kranz von Bronzestatuetten und Terrakottafigürchen aufgestellt ist. Er selbst sitzt am Tisch, um zu schreiben und macht eine merkwürdig ungeschickte Bewegung, die wohl den Sockel des Tintenfasses zu Boden schleuderte, sonst aber gar keinen Schaden anrichtete. Einige Stunden vorher hatte die Schwester die Bemerkung gemacht, das Tintenfaß passe nicht mehr auf den Schreibtisch. Eine unausgesprochene Hoffnung, die Schwester werde ihm ein neues Tintenfaß kaufen, war wohl vorhanden. Die ungeschickte Bewegung war merkwürdig zielbewußt; die vielen wertvolleren Gegenstände waren verschont geblieben. Nur das Tintenfaß war das Opfer der unbewußten Kritik geworden.

Solche dunkle Motive dürften nach Freud auch manche unserer Dienstboten zum Fallenlassen zerbrechlicher Gegenstände treiben. Sie sehen in den Kunstwerken, für die ihnen das Verständnis fehlt, nur eine Quelle täglicher Arbeit. Eine „dumme Feindseligkeit" gegen diese Dinge, auch gegen ihre Herrschaft, die sie mit dem Schaden treffen wollen, beseelt sie. Man weiß ja, was der Aberglaube für merkwürdige Deutungen an das Fallen und Zerbrechen von Gegenständen knüpfte. In dieser Arbeit des Unbewußten sieht Freud überhaupt eine Wurzel des Aberglaubens.

Man wird dem Forscher Dank zollen müssen. Er hat uns gelehrt, welch tiefer Sinn hinter dem Unsinnigen stecken kann. Alles, was wir an unterdrückten Gefühlen in unserem Inneren versenkt haben, was vom Bewußtsein abgedrängt wurde, es hat doch Macht über uns. Wir werden unsere Stimmungen, unsere Ahnungen besser verstehen können. Die Künstler werden lernen müssen, daß sie außer ihrem Bewußtsein noch eine zweite Quelle der Anregung in sich tragen. Ein Maler will ein bestimmtes Motiv malerisch ausdrücken. Nach Wochen merkt er, daß er ein ganz anderes Bild gemacht hat, als er beabsichtigte. So ergeht es manchem Dichter mit seinen Werken. Er beginnt und das zweite Ich leitet seine Feder.

Der Analytiker kann durch die Analyse dieser „Symptomhandlungen" die jeweiligen Einstellungen seiner Patienten erkennen. Wer zu spät kommt, hat innere Widerstände zu überwinden, er mag sich noch so motiviert mit der Störung der Elektrischen usw. entschuldigen. Wer gerne kommt, ist schon einige Minuten früher da. Auch die Art und Weise, wie der Patient eintritt, jede seiner Bewegungen kann ein „psychischer Verrat" sein. Eine Dame, welcher es immer darum zu tun war, im Verhältnis zum Manne sich als die stärkere zu erweisen, ließ immer irgendeinen Gegenstand fallen, um mich zu zwingen, mich zu bücken und ihn zu überreichen. Erst als ich diese herausgeforderte Huldigung unterließ, hörte diese Symptomhandlung auf.

Ich habe diese Symptomhandlungen deshalb so eingehend besprochen, weil es unbegreiflicherweise noch immer psychologisch geschulte Ärzte gibt, welche in solchen Fällen von Zufall reden. Wenn ich die Zweifler zum Studium des Büchleins und zur Nachprüfung angeregt habe, so haben diese Ausführungen ihren Zweck erreicht.

Dr. Wilhelm Stekel.

Stransky, Prof. Erwin, **Krieg und Geistesstörung.** Feststellungen und Erwägungen zu diesem Thema vom Standpunkte angewandter Psychiatrie. Wiesbaden 1918. J. F. Bergmann.

Die im Rahmen der rühmlichst bekannten „Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens" (Nr. 102) erschienene Broschüre enthält geistreiche und anregende Ausführungen über die gesünderen Nerven der mitteleuropäischen Völker, über die Psychopathologie des Deutschenhasses, über Massenpsychologie, besonders über die Legendenbildung, über das Verhalten der Psychopathen im Felde und im Hinterlande und über den Krieg als Verursacher psychischer und nervöser Störungen. Die Ideen des Autors des weiteren anzuführen, erforderte mehr Raum als mir gegönnt ist; es würde auch stellenweise zu harter Polemik führen. Zugegeben kann werden, daß jeder Arzt die Ausführungen Stranskys mit großem Interesse lesen und reiche Anregung empfangen wird. Einige glücklich gewählte Ausdrücke werden neu eingeführt: Der innere Krankheitskonsens, der die Neurosenbereitschaft des Hysteriefähigen ausdrückt (und hysteriefähig erwiesen sich

die Mehrzahl aller Krieger, die vor dem Kriege kein Zeichen von Neurose aufwiesen) und den „Kriegsknall“ (analog dem bekannten Zuchthausknall) für akute Situationspsychosen. Als „bescheidenen“ Kriegsgewinn bucht Stransky den Umstand, daß die sexuelle Ätiologie der Neurosen von mir fallen gelassen wurde. Ich würde es als einen großen Kriegsgewinn betrachten, wenn Stransky mit der Technik tiefer eindringender Psychoanalyse seine geistreichen Hypothesen an Einzelschicksalen beweisen könnte . . .

Dr. Wilhelm Stekel.

Bibliographie der Sexualwissenschaft[1].

Biologie.

(Anatomie, Physiologie, Entwickelungsgeschichte, Vererbungslehre.)

Almquist, E., Hygiene, soziale Arbeit und die biologischen Gesetze. Zentralbl. f. Bakteriol. 81. 1918. H. 1/2.

Bölsche, Wilh., Schutz- und Trutzbündnisse in der Natur. Mit vielen erläuternden Abbild. 4. u. 5. Aufl. Stuttgart 1917. Franckh. 8°. 77 S. 1 Mk. 25 Pf.

Bonnet, Rob., Lehrbuch der Entwicklungsgeschichte. 3. neubearb. Aufl. Berlin 1918. Parey. Gr. 8°. VIII, 478 S. mit 390 Textabbild. 22 Mk.

Christeller, Bau und Lebenstätigkeit des menschlichen Körpers. Mit Illustr. 11.—15. Tausend. Berlin 1918. Vorwärts. 8°. 26 S. 40 Pf.

Correns, C., Zur Kenntnis einfacher mendelnder Bastarde. Berlin 1918. Reimer. Lex. 8°. 48 S. mit 9 Fig. 2 Mk.

Dekker, H., Naturgeschichte des Kindes. Mit zahlr. Abbild. 21. Aufl. Stuttgart o. J. [1918.] Franckh. 8°. 103 S. 1 Mk. 25 Pf.

Fürbringer, P., Zur Frage der Sexualperiodizität beim weiblichen Geschlecht. Monatsh. f. Geburtsh. 47. 1918. H. 1.

Gourmont, Remy de, Die Physik der Liebe. Übertr. von Rud. Brettschneider. Neue Ausg. Berlin o. J. [1918.] Hyperionverlag. 8°. 266 S. 4 Mk.

Graber, V., Leitfaden der Körperlehre und Tierkunde für die oberen Klassen der Gymnasien und Realschulen. Bearb. von Altschul und Franz Werner. Wien 1917. Tempsky. Leipzig. Freytag. Gr. 8°. 69 + 219 S. mit 552 z. Teil farb. Abbild. im Text u. 14 Farbendrucktaf. 4 Mk. 35 Pf.

Haberlandt, G., Physiologische Pflanzenanatomie. 5. neubearb. u. verm. Aufl. Leipzig 1918. W. Engelmann. Gr. 8°. XVI, 670 S. mit 295 Abbild. im Text. 22 Mk. 50 Pf.

Haecker, V., Eine medizinische Formulierung der entwicklungsgeschichtlichen Vererbungsregel. D. m. W. 1918. Nr. 5.

Hannes, W., Wiederholte familiäre Hydrozephalie; zugleich ein Beitrag zur Frage der Geschlechtsbestimmung. B. kl. W. 55. 1918. Nr. 9. S. 201—203.

Heilborn, Spontane Geschlechtswandlung beim Hunde. D. m. W. 1918. Nr. 8.

Herrmann, E., Über die innere Sekretion der weiblichen Keimdrüse. Der Militärarzt 51. 1917. Nr. 4/5.

Herz, W., Moderne Probleme der allgemeinen Chemie. 4 Vorträge in allgemein verständlicher Darstellung. Stuttgart 1918.. Enke. Gr. 8°. VII, 76 S. 3 Mk. 60 Pf.

Hirschfeld, M., Zwei neue Fälle von Geschlechtsberichtigung. Neurol. Zentralbl. 1918. Nr. 4.

Holländer, E., Familiäre Fingermißbildung. B. kl. W. 55. 1918. Nr. 20. S. 472 bis 474.

Kahn, R. H., Über Bau und Bedeutung der dehnbaren Bauchmuskelsehnen der Frösche als Geschlechtsmerkmal. Pflügers Arch. 169. 1918. H. 10/12.

[1] Umfaßt die Zeit vom 1. März bis 31. Mai 1918 sowie Nachträge und Ergänzungen. Im Hinblick auf die durch die Kriegsereignisse bedeutend erschwerte Berichterstattung bitten wir wiederholt die Verfasser einschlägiger Arbeiten, uns zwecks vollständiger und genauer bibliographischer Aufnahme möglichst umgehend nach Erscheinen einen Sonderabdruck zu übermitteln (unter der Adresse: Dr. Iwan Bloch, Berlin W. 15, Joachimsthalerstr. 9).

Korschelt, E., Zum Wesen der ungeschlechtlichen Fortpflanzung nebst Bemerkungen über ihre Beziehungen zur geschlechtlichen Fortpflanzung. Zeitschr. f. wissensch. Zoologie 117. 1917. H. 3. S. 361—459. (Mit 25 Figuren im Text.)

Lehmann, Franz, Versuche zur Voraussage des fötalen Geschlechts. Zentralbl. f. Gynäk. 1918. Nr. 6.

Lipschütz, A., Zur allgemeinen Physiologie des Wachstums. Zeitschr. f. allg. Physiol. 17. 1918. H. 3/4. S. 239—256.

Lobmayer, Genitale Entwicklungsstörung. D. m. W. 1918. Nr. 12.

Meisenheimer, Joh., Entwicklungsgeschichte der Tiere. 2. Aufl. Berlin 1918. Göschen. I. Furchung, Primitivanlagen, Larven, Formbildung. Mit 57 Figuren. Kl. 8°. 137 S. II. Embryonalhüllen, Organbildung. Mit 47 Figuren. Kl. 8°. 132 S. Je 1 Mk.

Michaelis, L., Kompendium der Entwicklungsgeschichte des Menschen mit Berücksichtigung der Wirbeltiere. 7. Aufl. Mit 50 Fig. im Text u. 2 Taf. Leipzig 1918. G. Thieme. 8°. 161 S. 4 Mk. 40 Pf.

Richter, Joh., Der chronische familiäre Ikterus. Inaug.-Diss. Greifswald Nov. 1917. 8°.

Rosenberg, Max, Beiträge zur Frage der Riesenkinder und der sogenannten Übertragung. Göttingen 1917. Vandenhoeck & Ruprecht. 55 S. 1 Mk.

Ruge, Georg, Die Körperformen des Menschen in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit und ihrem Bedingtsein durch den aufrechten Gang. Leipzig 1918. W. Engelmann. Gr. 8°. VIII, 75 S. 4 Mk. 80 Pf.

Schultz, Paul, Kompendium der Physiologie des Menschen und der Säugetiere. 6.—8. umgearb. Aufl. von R. du Bois-Reymond. Berlin 1918. Kl. 8°. IV, 308 S. mit 103 Abbild. 8 Mk. 80 Pf.

Scipiades, E., Über die innere Sekretion des Eierstocks. Arch. f. Gynäk. 108. 1918. H. 1.

Smalian, Karl, Grundzüge der Tierkunde f. höhere Lehranstalten. 1. Teil. Leipzig 1918. Freytag. Gr. 8°. 136 S. mit 150 Textabbild. u. 16 Farbentaf. 3 M. 25 Pf.

Swoboda, H., Das Siebenjahr. Untersuchungen über die zeitliche Gesetzmäßigkeit des Menschenlebens. 1. Bd.: Vererbung. Wien 1917. Orion-Verlag. Lex. 8°. XII, 579 S. m. Fig. u. 4 Taf. 12 Mk.

Szymanski, J. S., Abhandlungen zum Aufbau der Lehre von den Handlungen der Tiere. Pflügers Arch. 170. 1918. H. 1/6. S. 1—244. (Mit 59 Textfig.)

Tandler, Jul., Lehrbuch der systemat. Anatomie. 1. Bd. 1. H.: Osteologie. Leipzig 1918. F. C. W. Vogel. Gr. 8°. III, 160 S. m. 156 z. T. farb. Figuren. 6 Mk.

Vaerting, M., Wechseljahre und Altern bei Mann und Weib. Neurol. Zentralbl. 1918. Nr. 8.

Psychologie und Psychoanalyse.

Abraham, Karl, Das Geldausgeben im Angstzustand. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1916/17. H. 5. S. 252—253.

Andreas-Salomé, Lou, Drei Briefe an einen Knaben. Leipzig 1917. Kurt Wolff. 8°. 79 S. 1 Mk. 20 Pf.

Bühler, Karl, Die geistige Entwicklung des Kindes. Jena 1918. G. Fischer. Gr. 8°. XVI, 379 S. mit 26 Abbild. im Text. 10 Mk.

Ferenczi, S., Von Krankheits- oder Pathoneurosen. Intern. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1916/17. H. 5. S. 219—228.

Ferenczi, S., Die psychischen Folgen einer „Kastration“ im Kindesalter. Intern. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1916/17. H. 5. S. 263—266.

Ferenczi, S., Symmetrischer Berührungszwang. Intern. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1916/17. H. 5. S. 266—267.

Frankhauser, Ernst, Über somatische Vorgänge bei den Affekten und ihren Zusammenhang mit der Hysterie, der traumatischen und anderen Neurosen. Korr.-Bl. f. Schweizer Ärzte 1918. Nr. 7.

Hellpach, W., Die Kategorien der seelischen Abnormisierung. Monatsschr. f. Psychiatr. u. Neurol. 43. 1918. H. 2. S. 95—122.

Herbertz, Richard, Das sexual-psychopathologische Moment in den „images vengeresses“ der Franzosen und Italiener. Zeitschr. f. angewandte Psychologie 12. 1917. S. 386—394.

Heußner, A., Einführung in die Psychologie. Göttingen 1918. Vandenhoeck & Ruprecht. 8°. IV, 237 S. 4 Mk.

Hug-Hellmuth, H. v., Vom wahren Wesen der Kinderseele. Imago 5. 1917. H. 2. S. 121—131.

Kardos, M., Aus einer Traumanalyse. Intern. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1916/17. H. 5. S. 267—269.

Ophuijsen, J. H. W. van, Beiträge zum Männlichkeitskomplex der Frau. Intern. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1916/17. H. 5. S. 241—251.

Protze, H., Der Baum als totemistisches Symbol in der Dichtung. Imago 5. 1917. H. 2. S. 58—62.

Róheim, Géza, Spiegelzauber. Imago 5. 1917. H. 2. S. 63—120.

Sadger, J., Ein merkwürdiger Fall von Nachtwandeln und Mondsucht. Intern. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1916/17. H. 5. S. 254—263.

Steiner, M., Die psychischen Störungen der männlichen Potenz. Ihre Tragweite und ihre Behandlung. Mit einem Vorwort von S. Freud. 2. Aufl. Wien 1917. Deuticke. Gr. 8°. X, 57 S. 2 Mk. 50 Pf.

Tausk, Viktor, Zur Psychologie des Deserteurs (Fortsetzung u. Schluß). Intern. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1916/17. H. 5. S. 229—240.

Wolfram, E., Gegen Psychoanalyse. Imagination: Zerrbild und Angesicht. Leipzig 1918. M. Altmann. 8°. VIII, 227 S. 3 Mk. 50 Pf.

Pathologie und Therapie.

Dührssen, A., Gynäkologisches Vademekum f. Studierende und Ärzte. 11. u. 12. verb. Aufl. Berlin 1918. S. Karger. Kl. 8°. VI, 291 S. mit 138 Abbild. im Text u. 11 Taf. 8 Mk. 60 Pf.

Kropeit, Die Sondierung der Samenblasen. Zeitschr. f. Urol. 12. 1918. H. 3. S. 101—103.

Röder, H., Dysmenorrhöe. Ther. d. Gegenw. 1918. Nr. 2.

Rotschild, Zur Ätiologie der gegenwärtig weitverbreiteten Enuresis und Pollakurie. D. m. W. 1918. Nr. 11.

Bloch, Iwan, Neue Beobachtungen über die spezifische Wirkung von Testogan und Thelygan. 3. Mitteilung. Med. Klin. 14. 1915. Nr. 13. S. 319—321.

Samson, S., Über die Blasenschwäche der Frauen. Derm. Wochenschr. 66. 1918. Nr. 14.

Scherber, Zusammenfassung der Klinik der pseudotuberkulösen Geschwüre sive Ulcus acutum vulvae. W. kl. W. 1918. Nr. 7.

Schrader, W., Zur Behandlung der Blasenschwäche und der Enuresis nocturna. Derm. Wochenschr. 66. 1918. Nr. 15.

Stutzin, J. J., Zur bösartigen Entartung retentionierter Hoden. Zeitschr. f. Urol. 12. 1918. H. 4. S. 123—127.

Zivilrechtliche, strafrechtliche und kriminalanthropologische Beziehungen des Sexuallebens.

Chotzen, M., Das kommende Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. B. kl. W. 55. 1918. Nr. 19. S. 462—463.

Geschlechtskrankheiten, Der Gesetzentwurf zur Bekämpfung der, I. Juristisches Referat von Kahl. B. kl. W. 55. 1918. Nr. 14. S. 321—324; II. Ärztliches Referat von C. Bruhns, ibid. S. 324—327.

Haring, Joh., Das Eherecht auf Grund des Codex jur. canon. Linz 1918. Preßverein. 8°. 30 S. 90 Pf.

Höpler, E. v., Über Kindermißhandlung. Arch. f. Krimin. 69. 1918. H. 3/4. S. 223—285.

Menz, August, Rechte und Pflichten der preußischen Kriminalpolizei im Kampfe gegen das Verbrechen. Berlin 1917. Ebering. Gr. 8°. 90 S. 2 Mk. 50 Pf.

Olshausen, Th. v., Die neuen bevölkerungspolitischen Gesetzentwürfe. Med. Klin. 14. 1918. Nr. 9. S. 226—227.

Olshausen, Th. v., Der Entwurf eines Gesetzes zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Med. Klin. 14. 1918. Nr. 10. S. 253—254; Nr. 11. S. 279—280.

Mönkemöller, Die kindliche Kriminalität in der Fürsorgeerziehung. V. f. gerichtl. Med. 52. 1918. H. 2.

Neuberg, Recht und Sittlichkeit. Der Geisteskampf der Gegenwart. 1918. H. 2.

Prostitution und Bekämpfung der venerischen Krankheiten.

Blaschko, A., Die Beratungsstellen für Geschlechtskranke im Jahre 1917. Mitt. d. D. Gesellsch. z. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 16. 1918. H. 1/2. S. 3—10.

Blaschko, A., Die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten in Berlin. Derm. Zeitschr. 25. 1918. H. 1. S. 14—67; H. 2. S. 90—139.

Jacobsohn, Max, Zu Professor Blaschkos 60. Geburtstag. (Mit Bildnis.) Mitt. d. D. Gesellsch. z. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 16. 1918. Nr. 1/2. S. 1—3.

Kisch, E. H., Die sexuelle Untreue der Frau. 2. Teil: Das feile Weib. Eine sozial-medizinische Studie. Bonn 1918. A. Marcus & E. Webers Verlag. 8°. VIII, 210 S. 5 Mk. 40 Pf.

Sabouraud, R., Prophylaxie des maladies vénériennes dans l'armée. Presse méd. 1918. Nr. 10.

Schliep, Zur Behandlung und Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. D. m. W. 1918. Nr. 11.

Rassenhygiene, Eugenik und Geburtenrückgang.

Bachmann, Die natürlichen Quellen der Volkskraft. Ein Gesundheitsbüchlein für Jedermann. Hamm o. J. [1918]. Breer & Thiemann. Kl. 8°. 118 S. 1 Mk. 20 Pf.

Beckmann, H., Bevölkerungspolitik. Christliche Freiheit 34. 1918. Nr. 5.

Besser, Hans, Klima und Säuglingssterblichkeit. Inaug.-Diss. Greifswald. Jan. 1918. 8°.

Busch, H., Zur Indikationsstellung des künstlichen Aborts. Monatsschr. f. Geburtsh. 47. 1918. H. 2.

. Dämmerschlaf und Mutterschutz. Die neue Generation 14. 1918. H. 1/2. S. 1 bis 24.

Ekstein, Emil, Über Förderung des Bevölkerungszuwachses. Der Frauenarzt 32. 1918. H. 4. S. 98—109; H. 5.

Fehlgeburt, künstliche, und künstliche Unfruchtbarkeit, ihre Indikationen, Technik und Rechtslage. Ein Handbuch für Ärzte und Bevölkerungspolitiker. Leipzig 1918. G. Thieme. Lex. 8°. XI, 460 S. mit Figuren. 15 Mk.

Fehling, H., Die Frage des künstlichen Aborts vor der Berliner medizinischen Gesellschaft. B. kl. W. 55. 1918. Nr. 16. S. 381—382.

Feld, W., Die Züricher Heiraten. Statistische Untersuchungen nebst internationalen Vergleichen und geschichtlich-methodischen Rückblicken auf die Heiratsstatistik. Zürich 1916. Rascher & Co. Gr. 8°. VII, 262 S. mit 15 graph. Darstellungen. 2 Francs.

Forberger, Der Geburtenrückgang, eine Gefahr für Deutschlands Zukunft. Leipzig o. J. [1918]. Wellmann. Gr. 8°. 15 S. 20 Pf.

Hochsinger, Carl, Gesundheitspflege des Kindes im Elternhause. 4. Aufl. Wien 1917. Deuticke. Gr. 8°. XV, 270 S. mit 21 Abbild. im Text. 6 Mk. 50 Pf.

Kleinkinderfürsorge und Bevölkerungspolitik. Bericht über den vom deutschen Ausschuß für Kleinkinderfürsorge vom 1.—11. Oktober 1917 zu Frankfurt a. Main veranstalteten 2. Lehrgang über Kleinkinderfürsorge. Frankfurt a. M. 1918. Englert & Schlosser. Gr. 8°. VIII, 189 S. 4 Mk.

Kötschke, H., Die Gefahren des Geburtenrückganges. 116.—118. Tausend. Berlin 1918. Karl Sigismund. 16°. 48 S. 20 Pf.

Krafft, Louis, Bevölkerungsprobleme. Eine bevölkerungstheoretische Abhandlung über den Begriff der Übervölkerung und Untervölkerung. Tübingen 1917. Mohr (Siebeck). Gr. 8°. VII, 109 S. 3 Mk.

Mutter, Die. Zeitschrift für Verbreitung anerkannter Gesundheits- und Erziehungslehren. Herausg. von E. Dietrich u. Olga Gebauer. Schriftleiterin: Julie Gebauer. 16. 12 Nrn. Berlin 1918. E. Staude. Gr. 8°. 4 Mk.

Theilhaber, F. A., Die Sexualleiden der unverheirateten Lehrerin. Die neue Generation 14. 1918. H. 1/2. S. 35—39.

Neumann, Ernst, Grundsätzliches zur Alkoholfrage. Stuttgart 1917. Mimir-Verlag. 8°. 26 S. 75 Pf.

Sachs, E., Die künstliche Unterbrechung der Schwangerschaft bei Blutkrankheiten (Leukämie und perniziöser Anämie). Med. Klin. 14. 1918. Nr. 11. S. 257—260; Nr. 12. S. 285—287.

Trumpp, Eheerlaubnis und Eheverbot. Deutschlands Erneuerung. 1917. Nr. 4 und 5.

Wagner, Kinder- und Jugendpflegearbeit in Altona. Altona o. J. [1918]. J. Harder. 8°. 50 S. 2 Mk.

Weyl's Handbuch der Hygiene. Hrsg. von A. Gärtner. 2. Aufl. 27. Erg.-Bd. 2. Abt. darin (u. a.): Ledigenheime von B. Schreber. Soziale Hygiene, Geburtenrückgang und das Problem der körperlichen Entartung von A. Grotjahn. Leipzig. J. A. Barth. Lex. 8°. 14 Mk.

Wilhelm, E., Darf die wirtschaftliche Lage der Schwangeren bei Einleitung des künstlichen Abortes berücksichtigt werden? D. m. W. 1918. Nr. 7.

Willkrieg, Chr., „Rauschgetränke?!" Fragen und Seufzer aus schwerer Zeit. Stuttgart 1917. Mimir-Verlag. 8°. 46 S. 1 Mk. 20 Pf.

Wolf, Julius, Die Bevölkerungspolitik der Gegenwart. Leipzig 1918. B. G. Teubner. Gr. 8°. 39 S. 1 Mk.

Ziegelroth, P., Der Geburtenrückgang und die Zukunft des deutschen Volkes. Leipzig 1918. Reichenbach. 8°. 50 S. mit eingedr. Tab. 80 Pf.

Sexuelle Pädagogik, Ethik und Lebensführung.

Arlow, Otto, Das Verhältnis der Frau zum Mann und die Moral. Mödling bei Wien o. J. [1918]. Mödlinger Nachrichten. Gr. 8°. 8 S. 50 Pf.

Bergner, H., Die Ehe. Ärztliche Ratschläge und Belehrungen unter besonderer Berücksichtigung der durch den großen Krieg geschaffenen Verhältnisse. 15. Aufl. Berlin-Pankow o. J. [1918]. Linser-Verlag. Gr. 8°. 107 u. 3 S. mit 2 farb. zerlegbaren Modellen. 3 Mk. 50 Pf.

Ehrler, A., A. Baur, und **A. Gutmann,** Glückliches Eheleben. Moralisch-hygienisch-pädagogischer Führer für Braut- und Eheleute sowie für Erzieher. 11. bis 15. Tausend. Mergentheim o. J. [1918]. Ohlinger. 8°. VII, 350 S. 4 Mk. 20 Pf.

Faßbinder, Nikol., Am Wege des Kindes. Ein Buch für unsere Mütter. Mit 1 Titelbild. Freiburg i. B. o. J. [1918]. Herder. Kl. 8°. XV, 395 S. 4 Mk. 80 Pf.

Feudrich, Anton, Mehr Sonne. Das Büchlein von der Liebe und Ehe. Stuttgart 1918. Franckh. 8°. 111 S. 2 Mk. 25 Pf.

Hartmann, Ernst, Frauenglück und Beruf. Ein Wort an die jungen Mädchen und alle, denen die Zukunft der weibl. Jugend am Herzen liegt. Grünberg o. J. [1918]. Weiß. 8°. 20 S. 80 Pf.

Hutten, K., Ehefragen. Ärztliche Belehrungen über gesunde, glückliche Lebensgemeinschaft und ihre Vorbedingungen. Mit einem Anhang: (Die willkürliche Zeugung von Knaben oder Mädchen). Das Gesetz der Geschlechtsbildung. Von Dr. C. H. Fehlauer. 2. Aufl. Berlin-Steglitz. Verlag der „Hausarzt-Zeitschrift". 8°. 59 S. 1 Mk. 80 Pf.

Krome, G., Lohnt es sich? Ein Wegweiser für junge Menschen zum guten Ziel. Hamburg o. J. [1918]. Rauhes Haus. 16°. 32 S. 15 Pf.

Lebensquell, Am. Ein Hausbuch zur geschlechtlichen Erziehung. Hrsg. vom Dürerbund. Betrachtungen, Ratschläge und Beispiele als Ergebnisse des Dürerbund-Preisausschreibens. 18.—20. Tausend. Dresden 1917. A. Köhler. 8°. XII, 363 S. mit 1 Titelbild. 4 Mk.

Lipmann, Otto, Psychologische Berufsberatung. Ziele, Grundlagen und Methoden. Berlin 1918. C. Heymann. Gr. 8°. II, 30 S. 40 Pf.

Maaßen, Beiträge zur geschlechtlichen Jugenderziehung. Körper und Geist 26. 1918. H. 21/22.

Oertel, Kirchliche Pflege der männl. Jugend zwischen dem 14. und 20. Lebensjahr. Dresden o. J. [1918]. Verbandsbuchh. 8°. 16 S. 40 Pf.

Pauen, Ein Ehekursus. Bochum 1917. Potthoff. 8°. 16 S. 35 Pf.

Pietzker, Karl, Ein willenbildender Unterricht — eine Forderung der Gegenwart. Halle 1918. Gesenius. 8°. 29 S. 50 Pf.

Welde, Ernst, Leipziger Mutterkurse über Ernährung, Pflege, Entwicklung und Erziehung des gesunden Kindes von der Geburt bis zum Schulalter nebst Krankheitsverhütung, Säuglings- und Kleinkinderfürsorge. Leipzig 1918. Weicher. 8°. 127 S. mit Abbild. 2 Mk.

Allgemeines, Vorgeschichte, Ethnologie und Folklore, Pathographie, Kultur- und Literaturgeschichtliches.

Bernhart, M., Haartrachten römischer Kaiserinnen auf Münzen. Bl. f. Münzfreunde 51. 1917. H. 12.

Binjamin von Tudela, Des Rabbi Reisetagebuch. Ein Beitrag zur Kenntnis der Juden in der Diaspora während des 12. Jahrhunderts. Von A. Martinet. Berlin 1918. L. Lamm. Gr. 8°. 28 S. 5 Mk.

Björkman, E., Lord Byron. Uppsala 1918. Askerberg. 8°. 220 S. 3 Kronen.

Boll, Franz, Sternglaube und Sterndeutung. Die Geschichte und das Wesen der Astrologie. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Carl Bezold. Mit einer Sternkarte und 20 Abbild. Leipzig 1918. B. G. Teubner. 8°. VIII, 108 S. 1 Mk. 20 Pf.

Bonnet, Hans, Die ägyptische Tracht bis zum Ende des Neuen Reiches. Leipzig 1917. Hinrichs. 4°. 73 S. mit 9 Taf. 18 Mk.

Borchers, Marie, Die Bevölkerungsdichte im südlichen Indien. Nach dem „Census of India, 1901." Mit 1 (farb.) Karte. Göttingen 1917. Vandenhoeck & Ruprecht. Gr. 8°. III, 129 S. 2 Mk. 60 Pf.

Bumüller, Johs., Unsere Welt. Schöpfung oder Ewigkeit? Mit naturwissenschaftlichen Randbemerkungen zu Haeckels „Ewigkeit". München-Gladbach 1918. Volksvereinsverlag. 8°. 32 S. 45 Pf.

Burdach, Konrad, Deutsche Renaissance. Betrachtungen über unsere künftige Bildung. Berlin 1918. E. S. Mittler & Sohn. 2. Aufl. Gr. 8°. IV, 99 S. 2 Mk. 75 Pf.

Burg, Paul, Sieben Abenteuer der schönen Pröpstin Königsmark. Bilder und Briefe aus deutscher Vergangenheit. Des neuen Dekamerone 2. Folge. Dresden 1918. Reißner. 8°. 149 S. 3 Mk.

Conrad, J., Grundriß zum Studium der politischen Ökonomie. 4. Teil: Statistik. 1. Teil: Die Geschichte und Theorie der Statistik. Die Bevölkerungsstatistik. 4. erw. Aufl. Bearbeitet von A. Hesse. Jena 1918. Gust. Fischer. Gr. 8°. XII, 250 S. 7 Mk. 50 Pf.

Floerke, Hanns, Die Moden der italienischen Renaissance. München 1917. Georg Müller. Gr. 8°. 112 S. mit 132 Taf. 25 Mk.

Frauenkleidung, Deutsche, Handbuch mit 160 Abbild. Herausgegeben vom Verband für deutsche Frauenkleidung und Frauenkultur. Karlsruhe 1917. Braun. Lex. 8°. III, 82 S. mit 1 Schnittmusterbogen. 2 Mk. 50 Pf.

Gerlach, K. A., Die Frau und das Genossenschaftswesen. Jena 1918. Gustav Fischer. Gr. 8°. 64 S. 1 Mk. 50 Pf.

Grönstedt, J., Svenska hoffester. Sveriges historia under drottning Kristinas regering 1633—1654. 5) Drottning Kristinas kärlekshistoria med pfalzgrefven Carl Gustaf, frigörelsen, tronföljden och abdikationen. Stockholm 1917. Förf. 8°. 128 S. 8 Kronen.

Hackmann, Hans, Die Wiedergeburt der Tanz- und Gesangskunst aus dem Geiste der Natur. Jena 1918. Diederichs. 8°. 86 S. 2 Mk. 50 Pf.

Harnack, A. v., Der „Eros" in der alten christlichen Literatur. Sitzungsberichte d. kgl. preuß. Akademie d. Wissensch. vom 31. Jan. 1918.

Hauser, Otto, Genie und Rasse. (Altertum.) Dresden o. J. [1917]. Stuttgart. Franckh. 8°. 123 S. 1 Mk. 25 Pf.

Hautkappe, Franz, Über die altdeutschen Beichten und ihre Beziehungen zu Cäsarius von Arles. Münster i. W. 1917. Aschendorff. Gr. 8°. VI, 133 S. 3 Mk. 60 Pf.

Hertwig, Oskar, Dokumente zur Geschichte der Zeugungslehre. Eine historische Studie. Mit 25 Abbild. Bonn 1918. F. Cohen. Gr. 8°. 168 S. 20 Mk.

Hertwig, Oskar, Zur Abwehr des ethischen, des sozialen, des politischen Darwinismus. Jena 1918. G. Fischer. Gr. 8°. III, 119 S. 4 Mk.

Hoeber, K., Elisabeth Gnauck-Kühne. Ein Bild ihres Lebens und Schaffens. München-Gladbach 1918. Volksvereins-Verlag. Kl. 8°. 110 S. mit 5 Bildern. 1 Mk. 60 Pf.

Kraepelin, Emil, Hundert Jahre Psychiatrie. Ein Beitrag zur Geschichte menschlicher Gesittung. Mit 35 Textbildern. Berlin 1918. Julius Springer. Gr. 8°. III, 115 S. 2 Mk. 80 Pf.

Landsberg, Hans, Das galante Frankreich in Anekdoten. 2. Aufl. Stuttgart 1918. R. Lutz. 8°. 204 S. 2 Mk.

Lindau, Paul, Nur Erinnerungen. 2. Bd. 4. Aufl. Stuttgart 1918. Cotta. Gr. 8°. X, 401 S. 6 Mk. 50 Pf.

May, W., Franz Wilhelm Junghuhn, ein Vorläufer Darwins. Arch. f. d. Gesch. d. Naturw. u. d. Technik 8. 1918. H. 4/6.

Mentzel, E., Aus Goethes Jugend. Ein Beitrag zu Goethes Entwicklungsgeschichte. Nach archivalischen Quellen. 2. Ausg. Mit 9 Bildern u. 12 Faks. u. Handschriftproben. Leipzig o. J. [1918]. Voigtländer. 8°. IX, 402 S. 6 Mk.

Meyer, Gertrud, Volkstänze. Gesammelt. 3. unveränderte Aufl. Leipzig 1918. B. G. Teubner. V, 58 S. 1 Mk. 50 Pf.

Müller, Paula, Die Verantwortung der Frau für die religiös-sittliche Erneuerung des Volkslebens. Berlin-Lichterfelde 1918. E. Runge. 8°. 16 S. 75 Pf.

Neuner, L., Deutscher Natur-Dienst. Grundzüge und Richtlinien zu einem Leitfaden für eine deutsche Religion auf wissenschaftl. Grundlage. 2. Aufl. München 1917. Selbstverlag. 8°. 101 S. 2 Mk.

Pfeiffer, Ludwig, Venuslieder. Verliebtes und Galantes aus sorgloser Zeit. Mit 32 Tafeln nach Bildern und Stichen des 17. u. 18. Jahrhunderts und mit 60 Vignetten von Herm. Rothballer. München 1917. Etzold. 8°. 159 S. 2 Mk. 80 Pf.

Raufseisen, Herkules, Akademisches Lustwäldlein. Mit Einleitung und Nachweisen herausg. durch Arthur Kopp. Leipzig 1918. Dieterich. 16°. 180 S. 2 Mk. 50 Pf.

Reinert, A., Die Nervenschwäche des Mannes (Pollutionen und Impotenz) ist heilbar durch Nervenmassage. Hildesheim o. J. [1918]. Reinerts Institut f. Naturheilk. Gr. 8°. 22 S. 1 Mk.

Schneider, Karl Camillo, Die Welt, wie sie jetzt ist und wie sie sein wird. Eine neue Natur-, Geist- und Lebensphilosophie. Wien 1917. Orion-Verlag. Gr. 8°. XIII, 713 S. mit 2 Tab. 15 Mk.

Selety, Georg, Die Politik des Lebens. Ein Grundriß für den Bau der Menschheits-Organisation. Mit einem Geleitwort von Rud. Goldscheid. Wien 1918. Anzengruber-Verlag. Gr. 8°. 278 S. 5 Mk.

Szcepanska, E. v., Die Kunst des Gefallens. 2. Teil: Schönheits- und Körperpflege. Ein praktischer Ratgeber für junge Mädchen und Frauen über Schönheitspflege. Körperkultur, Putztischgeheimnisse und Frauenkleidung. Leipzig o. J. [1918]. H. Hedewig. Gr. 8°. 98 S. mit 1 Taf. 2 Mk.

Weber, Marianne, Vom Typenwandel der studierenden Frau — die Formkräfte des Geschlechtslebens. Berlin 1918. W. Moeser. Gr. 8°. 42 S. 1 Mk.

Wilms, Hieron., Aus mittelalterlichen Frauenklöstern. Mit 10 Bildern im Text von R. van Bergen. 2. u. 3. Aufl. Freiburg i. Br. 1918. Herder. 8°. XV, 284 S. 3 Mk. 80 Pf.

Kriegsliteratur.

Bethe, A., Aufgaben der Physiologie während und nach dem Kriege. Frankfurt a. M. 1918. Werner & Winter. Gr. 8°. 19 S. 1 Mk. 25 Pf.

Bock, Franz, Krieg und Kultur. Posen 1917. Ostdeutsche Verlagsanstalt. 8°. 20 S. 50 Pf.

Bunse, Paul, Die reaktiven Dämmerzustände und verwandte Störungen in ihrer Bedeutung als Kriegspsychosen. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. 40. 1918. H. 4/5. S. 237—282.

Fehlinger, Hans, Krieg und Rassenverbesserung. Die neue Generation 14. 1918. H. 1/2. S. 40—43.

Heinze, R., Über die Behandlung und Beurteilung der Kriegsneurosen. Inaug.-Diss. Breslau Jan. 1918. 8°.

Hülse, Zur sogen. Blasenschwäche der Soldaten. M. m. W. 65. 1918. Nr. 9. S. 241—242.

Kreuser, Zur Frage der Kriegspsychosen. Allg. Zeitschr. f. Psychiatr. 74. 1918. H. 1/3. S. 113—135.

Latzko, A., Frauen im Krieg. Geleitworte zur internationalen Frauenkonferenz für Völkerverständigung in Bern. Zürich 1918. Rascher. Gr. 8°. 14 S. 80 Pf.

Lipschütz, B., Dermatologische Beobachtungen während des Krieges. Arch. f. Derm. 124. 1917. H. 3. S. 492—512 (mit 2 Tafeln).

Lißmann, Neuro-sexologische Beobachtungen in der Front. M. m. W. 65. 1918. Nr. 11. S. 295—296.

Löwy, M., Zur Behandlung der Psychotraumatiker des Krieges im Kriege und nach Friedensschluß. Monatsschr. f. Psychiatr. 43. 1918. H. 1. S. 46 ff.

Mahr und **Hartung**, Ein Jahr Militär-Nervenheilanstalt. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. 40. 1918. H. 1/3. S. 229—236.

Opitz, Karl, Die Stillfähigkeit im Kriege. D. m. W. 44. 1918. Nr. 16. S. 437 bis 438.

Pankow, Die Bedeutung der psychogenen Kriegskomponente bei der Bewertung gynäkologischer Leiden. D. m. W. 1918. Nr. 13/14.

Pese, A., Heeresdienst und luetische Erkrankung des Zentralnervensystems. Inaug.-Diss. Breslau Jan. 1918. 8°.

Richter, A., Kriegsneurose und Psychogenie. W. kl. W. 1917. Nr. 52.

Robert, Friedrich, Der Geburten-Ausgleich nach diesem Kriege. Das Gesetz auf d. selbstgewollten Knaben. Berlin-Pankow o. J. [1918]. Linser-Verlag. Gr. 8°. 15 S. 60 Pf.

Simmel, Ernst, Kriegs-Neurosen und „psychisches Trauma". Ihre gegenseitigen Beziehungen dargestellt auf Grund psychoanalytischer hypnotischer Studien. Mit einem Geleitwort von Dr. Adolf Schnee. München 1918. Otto Nemnich. Gr. 8°. 84 S. 2 Mk. 50 Pf.

Stier, E., Wie kann der Entstehung von Kriegsneurosen bei der Feldarmee vorgebeugt werden? D. militärärztl. Zeitschr. 1918. H. 7/8.

Stöcker, Helene, Verzichtfriede und Menschenökonomie. Die neue Generation 14. 1918. H. 1/2. S. 24—35.

Stransky, E., Krieg und Geistesstörung. Feststellungen und Erwägungen zu diesem Thema vom Standpunkte angewandter Psychiatrie. Wiesbaden 1918. Bergmann. Lex. 8°. 77 S. 3 Mk.

Teleky, Ludw., Aufgaben und Probleme der sozialen Fürsorge und der Volksgesundheitspflege bei Kriegsende. Wien 1917. Braumüller. Gr. 8°. IV, 168 S. 2 Mk.

Telling, E., Klinischer Beitrag zur Pathogenese der Basedow-Erkrankung bei Kriegsteilnehmern. Monatsschr. f. Psychiatr. 43. 1918. H. 3. S. 192 ff.

Wollenberg, R., Krieg und Nerven. Straßburg 1917. Straßburger Druckerei. 8°. 36 S. 60 Pf.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Iwan Bloch in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

Fünfter Band — Juli 1918 — 4. Heft

Innere Sekretion[1].

Von Dr. Wilhelm Fließ
in Berlin.

Es ist nicht meine Absicht, Ihnen heute ein Referat über die gesamte Lehre von der inneren Sekretion zu geben. Das ist schon früher von anderer Seite geschehen. Ich will vielmehr einige Kapitel aus dieser Lehre hier besprechen, über die eigene Erfahrung oder doch ein eigenes Urteil mir zu Gebote steht. Gerade die Lehre von der inneren Sekretion berührt vielfach Gebiete aus der Interessensphäre unserer Gesellschaft. Dafür zeugt schon ihre Entstehungsgeschichte.

Die Älteren von Ihnen werden sich noch des Aufsehens über eine Mitteilung Brown Séquards erinnern, der im Juni 1889 in der Pariser Société de Biologie über Verjüngung sprach. Brown war damals 72 Jahre alt und trug schwer an den Lasten des Greisenalters. Da spritzte er sich einen wässerigen Auszug zerriebenen Stierhodens unter die Haut und danach erlebte er einen Aufschwung seines ganzen Wesens. Eine fast jugendliche Frische kam über ihn. Die Schwäche wich, die Geisteskräfte wuchsen, die Gefühle beflügelten sich. Man kann sich heute kaum vorstellen, welches Echo diese Mitteilungen in der Welt erweckten. Es war ein Taumel unter den Greisen. Überall wurde gespritzt und der Jungbrunnen des Mittelalters schien Wahrheit zu werden. Aber leider, es schien nur so. Die Ernüchterung kam. Sie kam auch vom Entdecker selbst. Denn die späteren Injektionen leisteten nicht mehr das, was die früheren versprochen hatten.

Brown lebte noch fast fünf Jahre. Aber der Greisenverfall war nach dem Aufschwung noch stärker als zuvor.

Was hatte hier vorgelegen? War das alles unwirklich gewesen, was Brown an sich beobachtet hatte? Keineswegs. Es war ein Schwung über ihn gekommen. Das bestätigten alle, die ihn damals sahen. Aber der Schwung hielt nicht an, er war nur das kurze Vorspiel zum tragischen Abstieg des Befindens.

Was mit Brown Séquard geschah, geschieht nicht selten bei älteren Leuten. Sie fühlen sich plötzlich verjüngt, ein Saft- und Kraftstrom scheint durch ihre Adern zu rinnen, sie heiraten gar in dieser Epoche. Aber das Vergnügen dauert nicht lange. Dann kommt das alte Elend wieder, oder der Tod. Sie haben die Ehe nicht mehr vertragen, heißt es dann. Weit gefehlt. Das Schicksal rollt ab mit oder ohne Ehe. Es war nur eine Euphorie, der sie zum Opfer fielen, eine Euphorie, wie sie stets dem Niedergang voraufgeht. Es gibt euphorische Tage, auf die dann der periodische Tag folgt, und es gibt

[1]) Nach einem Vortrag in der Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft am 22. März 1918.



ganze euphorische Zeiten, an deren Ende der plötzliche Abstieg einsetzt. Im März 1910 äußerte Josef Kainz zu einem vertrauten Freunde: „Ich fühle mich so frisch wie nur je und so wohl wie der Fisch im Wasser“ und einige Wochen später mußte er sich bereits an Darmkrebs operieren lassen. Aber nicht nur vor Krankheiten kommt die Euphorie, sondern auch vor den großen Veränderungen unseres Körpers überhaupt, also auch vor dem normalen Verfall im Greisenalter. Und in der Euphorie vor dem Niedergang werden bei Künstlern die schönsten Werke geboren: Weber schrieb kurz vor der letzten Verschlimmerung seines Brustleidens die Oberon-Ouvertüre, Chopin in der gleichen Verfassung die Polonaise in As-Dur. Und unser Brown Séquard dürfte in der dämmernden Euphorie den Gedanken zur Organtherapie gefaßt haben, dessen erstes Objekt er selber war.

Die Enttäuschung war schmerzlich. Aber die ganze Sache hatte doch ihr Gutes darin, daß sie auf die innere Sekretion die allgemeine Aufmerksamkeit wieder hingelenkt hatte. Es möchte in den Keimdrüsen noch etwas anderes stecken als die Keimstoffe, die nach außen entleert würden, wie etwa der Speichel aus den Speicheldrüsen. Auch die Keimdrüsen, so hatte Brown Séquard schon seit Jahren gelehrt, geben direkt ins Blut Stoffe ab, die für den Körper wesentlich wären. Und das war ganz richtig. Schon 40 Jahre früher hatte der Göttinger Professor Berthold gezeigt, daß man die Folgen der Kastration aufheben könne, wenn man die entfernte Keimdrüse anderen Ortes wieder einnäht. In diesem Fall wird der männliche Kastrat keineswegs verweiblicht, Brüste und Fettpolster werden nicht vergrößert, und auch die Neigung zum anderen Geschlecht bleibt unverändert. Und das Analoge gilt dann auch für das kastrierte Weib. Aber Bertholds Forschungen blieben unbeachtet, da ihnen der autoritative Widerspruch Rudolf Wagners entgegengesetzt wurde, desselben R. Wagners, dem Carl Vogt in seiner köstlichen Schrift „Köhlerglaube und Wissenschaft“ so schonungslos die Maske vom Antlitz riß.

In unserer Zeit hat freilich Steinach in Wien die Augen der Welt auf sich gelenkt, indem er die Bertholdschen Versuche modifizierte. Dem kastrierten Mann hat er die Keimdrüse des Weibes eingenäht, dem kastrierten Weibe die des Mannes. Den Mann hat er dadurch verweiblicht, das Weib vermännlicht im Aussehen und in den Trieben. Nur ist beim Mann kein Uterus gewachsen und das Weib hat keine Samenblasen und Vasa deferentia bekommen. Und noch ein viel Wesentlicheres fehlt: Der feminierte Mann produziert keine Eier, und das maskulierte Weib keinen Samen. Der Keimteil von Hoden und Eierstock geht dabei zugrunde, aber die Zwischensubstanz wächst. Und von ihr aus erfolgt durch innere Sekretion jene Düngung der normal vorhandenen weiblichen Substanz beim Mann und der männlichen Substanz beim Weibe, deren Wachstum schließlich zum Übergewicht über die ursprünglichen Geschlechtsmerkmale führt.

Ich weise den Schluß weit von mir, den man aus den Steinachschen Versuchen hat ziehen wollen, daß die Anlage des Organismus asexuell ist und daß erst die Pubertätsdrüse das männliche oder weibliche Geschlecht hervorbringt. Denn dieser Schluß wäre doch dann erst diskutabel, wenn der Mann zum Weibe und das Weib zum Manne geworden wäre. Der Mann müßte Eier und das Weib Samenzellen produzieren. Sie wissen aber, daß gerade die Eier eines dem Mann eingepflanzten Eierstocks degenerieren und verschwinden.

Sie werden sagen: das tun sie, weil der Eierstock an einen unpassenden Ort verpflanzt ist, unter die Bauchhaut. Gewiß. Aber nur dort wächst er an,

und zwar auch nur in 50 % der Fälle. An der Stelle des Hodens wächst er überhaupt nicht an, nie und nimmermehr. Ebensowenig wie der Hoden ins Ovarialbett verpflanzt werden kann. Wohl aber können Sie beim kastrierten Weib einen fremden Eierstock ins Ovarialbett verpflanzen. Dort wächst er ohne Schwierigkeiten an, und was das Wesentliche ist, er produziert dauernd Eier. Das hat man beim Kaninchen, bei der Hündin, beim Schwein und bei der Henne beobachtet. Auch beim Menschen. Die Frau mit dem fremden Eierstock hat sogar nach 4 Jahren geboren.

Die ursprüngliche Männlichkeit übt also einen hemmenden Einfluß auf den implantierten Eierstock aus, und vice versa. Das könnte aber nicht geschehen, wenn wirklich der kastrierte Organismus asexuell wäre. Da aber die Hemmung besteht, so muß man schließen, daß die Pubertätsdrüse die Entwicklung der weiblichen Charaktere nicht verursacht, sondern nur fördert. Aus dem Satz: propter ovarium solum mulier est, quod est, muß man das solum streichen. Und das muß man, wie der kluge Möbius bemerkt, trotz aller tönenden Worte, die Virchow an die Begründung des Satzes gewendet hat.

Im doppelgeschlechtigen Körper sind männliche **und** weibliche Potenzen. Es können die einen oder die andern gedüngt werden. Und diese Düngung besorgt die Pubertätsdrüse. Die weibliche Drüse düngt wesentlich die weiblichen Stoffe, die männliche wesentlich die männlichen. Kein Drüsensekret, das lehrt die gesamte Naturerfahrung, kann etwas Neues schaffen, dessen Anlage nicht schon vorhanden war. Erschaffen kann nur der Keim.

Aber auch die Pubertätsdrüse selbst besteht wie alles Lebendige aus weiblichem **und** männlichem Stoff. Und so ist es zu begreifen, daß man durch Überpflanzung eines weiblichen Eierstocks auch exquisit männliche Charaktere beim kastrierten Froschmännchen auslösen kann. Das haben die Versuche von **Meisenheimer** dargetan. Ein kastrierter Frosch entwickelt nämlich niemals die Daumenschwielen, mit denen der normale Frosch in der Brunst das Weibchen umklammert. Wohl aber wachsen die Daumenschwielen, wenn man ihm Hoden **oder** Eierstöcke unter die Haut bringt. Die Eierstöcke wirken nicht ganz so stark wie die Hoden, aber sie wirken. Wie könnten sie das, wenn nicht männliche Anlagen da wären? Mit der Asexualität ist das Auftreten männlicher Charaktere durch Einwirkung der weiblichen Geschlechtsdrüse nicht zu vereinigen.

Es wäre gefehlt zu glauben, daß nur die Pubertätsdrüsen der Keimorgane als Sexualdrüsen anzusprechen seien. Wir kennen noch andere innersekretorische Drüsen, deren Beziehung zu Geschlechtsvorgängen außer Zweifel steht. Da wäre zunächst die Schilddrüse zu nennen. Sie alle wissen, daß ein eigentümliches Krankheitsbild entsteht, das Myxödem, wenn ihre Funktion stark vermindert wird. Diese Erkrankung hat ihr experimentelles Gegenstück in der Cachexia strumipriva, die auf chirurgische Entfernung des größten Teils der Schilddrüse folgt. Es schwillt dabei die Haut, es atrophieren die Schweißdrüsen, die Bewegungen werden plump, die Stimme rauh und die Geisteskräfte schwinden. Was uns hier besonders interessiert: es hören bei Frauen auch die Menses auf, bei Männern die Potenz. Durch Zufütterung von Schilddrüse werden alle diese Erscheinungen wieder rückgängig.

Die Zugehörigkeit der Schilddrüse zur Sexualität zeigt sich auch umgekehrt darin, daß bei den Menses der Frauen regelmäßig eine leichte Schwellung dieses Organs zu beobachten ist und daß die Schwangerschaft eine Hypertrophie der Schilddrüse verursacht. Im Wochenbett tritt bei vielen Frauen

ein Embonpoint ein, der deshalb von Gnaden der Thyreoidea ist, weil man ihn durch Schilddrüsenfütterung wieder rückgängig machen kann.

Es ist wichtig zu wissen, daß die Veränderungen des ausgesprochenen Schilddrüsenmangels in allen Abstufungen bis zum Übergang ins Gesunde sich vorfinden, ja daß sie zu einem Konstitutionsbild geordnet sind, das häufig erscheint. Man hat es früher wohl anämische Fettsucht genannt. Dahin gehören Leute mit feiner, leicht abschilfernder schweißloser, fast seidiger Haut, die immer frieren, öfters auch an Kopfdruck und jener Obstipation leiden, gegen die kein Mittel zu helfen scheint. Nur Schilddrüsengaben fegen die Leiden weg. Sie hören bei diesen Menschen, daß sie sich immerfort „erkälten", aber diese Neigung schwindet bei der Zufütterungstherapie. Auch ein krampfhaftes Niesen gehört nicht selten zu ihrer Symptomatologie. Besonders bei Frauen findet sich dieses Symptomenbild. Es sind die Frauen, die auffällig früh grau werden, manchmal schon als Zwanzigerinnen, und die häufig künstlerisch begabt sind. „Doch mehr als Rosenwangen, hat dein graues Haar mich gefangen" singt Julius Wolff auf eine Schöne dieses Typs.

Mir ist aufgefallen, daß bei ihnen die Klimax sehr kurz ist, und daß die Menopause fast plötzlich einsetzt.

Das Gegenspiel zum Myxödem ist der Basedow. Sind die Myxödematösen dick, so sind die Basedowkranken mager, ist beim Myxödem der Puls verlangsamt, so ist er beim Basedow beschleunigt, sind dort die Bewegungen schleppend, so sind sie hier unrastig gesteigert, dort funktionieren die Schweißdrüsen schlecht, hier treten Schweiße ein, der Obstipation dort stehen hier die Diarrhöen gegenüber. Schon aus dieser klinischen Gegensätzlichkeit kann man schließen, daß beim Basedow eine krankhafte Überproduktion von Schilddrüsensäften besteht. Und in der Tat, wenn man operativ ein genügend großes Stück der Schilddrüse ausschaltet, so geht sein Symptomenkomplex ganz oder zum größten Teil zurück.

Auch beim Basedow zeigt sich die Beziehung der Schilddrüse zur Sexualität darin, daß er unzweifelhaft häufig mit einer Schwangerschaft seinen Anfang nimmt und daß er frühestens in der Pubertät entsteht. Und noch eines: es ist Ihnen wohlbekannt, wie innig das Auftreten von Angst mit Anomalien der Sexualfunktion verbunden ist. Ich weise nur auf die Angstfolgen des fortgesetzten Coitus interruptus hin. Der Basedowausdruck ist gleichsam ein „kristallisierter, festgefrorener Angstausdruck". Und die Angst spielt in der Symptomatologie des Basedow eine nicht immer erkannte Rolle. Namentlich die formes frustes des Basedow bieten nicht selten als hervorstechendes Zeichen Angstanfälle und eine seltsame Unrast der Kranken, die als nervös bezeichnet werden, bis ein Kundiger in der Pulsbeschleunigung und vielleicht dem Graefeschen Symptom den Basedow wittert. Eine bald sich einstellende Schilddrüsenvergrößerung bestätigt dann die Diagnose, und die Operation befreit die Kranken von aller Pein.

Auch diese Angstform bestätigt den Zusammenhang der Schilddrüse mit der Geschlechtstätigkeit. Umsomehr als man nach sexuellen Mißbräuchen eine akut gesteigerte Druckempfindlichkeit des linken Schilddrüsenlappens wahrnimmt.

Die Schilddrüse steht in inniger Wechselbeziehung mit dem Hirnanhang, der Hypophysis cerebri. Exstirpiert man die Schilddrüse beim Tier, so hypertrophiert die Hypophyse. Und umgekehrt führt eine partielle Exstirpation des Hypophysen-Vorderlappens zur Schilddrüsen-Vergrößerung. Ohne Hypophyse kann man nicht leben, ihre Entfernung bringt den Tod. Während der

Schwangerschaft wächst sie mächtig. Die Absonderung aus ihrem Hinterlappen scheint die Geburtswehen auszulösen. Wenigstens kann man durch Einspritzung des Hinterlappenextraktes vorhandene Wehenschwäche schnell beheben. Wenn aber der Vorderlappen der Hypophyse durch Geschwulstbildung gereizt wird, dann wachsen plötzlich Hände und Füße, die Körperlänge nimmt zu, die Lippen schwellen, Nase und Kinn werden größer und die ganzen Gesichtszüge vergröbern sich. Die Menses schwinden früh und die Geschlechtslust erlischt. Nach Entfernung der irritierenden Geschwulst gehen alle diese Erscheinungen wieder zurück. Charcots Schüler Pierre Marie hat die Erkrankung zuerst unter dem Namen der Akromegalie beschrieben. Sie ist im Grunde nur eine ins Phantastische übertriebene Erscheinung, die wir normalerweise beim Pubertätswachstum der Flegeljahre wahrnehmen. Das ist die Zeit, wo die werdenden Jünglinge nicht recht wissen, wohin sie mit den wachsenden Extremitäten sollen, wo die Züge im Antlitz sich formen, die Lippen sich runden, das Kinn energisch und die Nase charakteristisch wird. Man bemerkt: zur Entwicklung der Pubertät ist die gesteigerte Funktion des Hirnanhangs ebenso nötig, wie zur Entstehung eines neuen Wesens während der Schwangerschaft. Wo aber eine Drüse durch starke Leistung beansprucht wird, da kann sie sich auch erschöpfen. Und so sieht man im Anschluß an die Schwangerschaft, aber auch nach übermäßigem Pubertätswachstum, solche Erschöpfungszustände auftreten. Die kranken Frauen fühlen sich matt, zu geistiger Konzentration unfähig, klagen über Hinterkopfschmerzen, Kreuzschmerzen, oft auch über Ischias, ihre Menstruation ist meist verlängert, jedenfalls verändert, und nicht selten finden sich auch gröbere Störungen der Geschlechtsorgane vor, meist Eierstockszysten. Und in diesen Symptomenkomplex der Hypophysis-Insuffizienz, den ich genauer habe studieren dürfen [1]), spielen auch oft Schilddrüsensymptome hinein, die das Bild mannigfach abtönen. Eine mangelhafte Funktion der Hypophyse ist vielfach familiär und so kommt es, daß Großmutter, Mutter und Kind daran leiden können. Für Sie ist es interessant zu erfahren, daß Knaben von hypophysis-armen Müttern an Enuresis leiden, deren Hartnäckigkeit die ärztliche Kunst oft zu schanden macht. Es sei denn, daß Hypophysis-Vorderlappen zugefüttert und dadurch das Leiden mit einem Schlage beseitigt wird. Gerade wegen der Hartnäckigkeit der Beschwerden ist es wichtig, das Bild dieser Hypophysis-Insuffizienz zu kennen und durch die Substitutionstherapie zu beseitigen. Es wäre ein Irrtum zu glauben, daß die Insuffizienz nur bei Frauen vorkäme, obwohl sie bei ihnen besonders häufig ist. Auch Männer leiden an ihr, und mancher Fall von rätselhaften Kopfschmerzen, von Müdigkeit, die als Erschöpfungsneurose gedeutet wird, und von Ischias fällt ihr zur Last, weicht aber auch ihrer Macht. Ich möchte Ihnen das an einigen Erfahrungen aus meiner ärztlichen Tätigkeit nachweisen.

Da kommt zu mir ein etwa 42jähriger hochgewachsener, sehr intelligenter Mann, der Leiter eines unserer größten industriellen Werke, und klagt mir, er sei „fertig" und müsse seine Tätigkeit aufgeben. Früher sei alles spielend gegangen, jetzt sei er so „überarbeitet", daß er sich überhaupt nicht mehr genügend konzentrieren könne. Dabei leide er an häufigen, ganz wüsten Kopfschmerzen, die immer die Folge einer Stuhlverstopfung seien. Auch friere er

---

[1]) Vgl. „Ein neuer Symptomenkomplex der Hypophysis cerebri". Klinische Studie von Wilhelm Fließ. Medizinische Klinik 9. September 1917. XIII. Jahrg. Nr. 36. Der Vorderlappen der Hypophysis ist bisher als funktionslos betrachtet worden und in der Therapie wurde nur Hinterlappenextrakt verwendet. Die getrocknete Vorderlappensubstanz habe ich zum erstenmal für die angegebenen Heilzwecke benutzt.

beständig. Er müsse wohl sehr blutarm sein. Mit dieser Vermutung stimmt allerdings recht wenig ein rosiger, blühender Teint, dem eine feine weiße, auffallend schwach behaarte Haut unterlegt ist. Der myxödematöse Anteil in der Konstitution ist deutlich. Und so sage ich ihm, er sei schilddrüsenschwach. „Nun weiß ich auch," erwidert er, „warum alle meine vier Kinder einen Kropf haben. Was ich zu wenig besitze, haben sie zu viel. Da ist der Ausgleich." Die Anerkennung meiner Diagnose, die in diesem prompten Schluß lag, brachte uns nahe, und so ging er bereitwillig auf meinen Vorschlag einer Schilddrüsenfütterung ein. Die aber vertrug er schlecht. Die Kopfschmerzen vor allem steigerten sich dabei ganz außerordentlich. Infolgedessen wurde diese Therapie unterbrochen und erst der chronisch entzündete Appendix entfernt, auf den ich die Stuhlbeschwerden zurückführte. Mit gutem Erfolg. Aber es blieb doch ein gewisser Rest der Stuhlbeschwerden zurück und außerdem jene Hinterkopfschmerzen an der Ansatzstelle der Nackenstrecker, die für die Hypophysis-Insuffizienz so charakteristisch sind. Nun wurden Hypophysis-Tabletten zugeführt und dabei schwanden die Kopfschmerzen völlig. Es trat Arbeitsfrische ein, die Konzentration war vorzüglich, die alte Elastizität des Geistes kam wieder. Das ständige Frieren und der Rest der Obstipation aber wich erst, als geringe Schilddrüsengaben noch hinzukamen, die nun glänzend vertragen wurden.

In einem anderen Fall handelte es sich um einen etwa 65 jährigen Herrn, der wegen eines jahrelangen wässerigen Schnupfens sich von den verschiedensten Fachärzten vergeblich hatte behandeln lassen und der nun mit einem Male an akuter Ischias erkrankt war, die ihn natürlich ganz ans Bett fesselte. Alle Mittel waren vergeblich. Die grausamen Anfälle wollten nicht weichen. Der Patient war klein von Statur und ursprünglich etwas beleibt. Ich kannte aber seinen einzigen Bruder, einen sehr begabten Musiker von deutlich akromegalischem Typ. Und das brachte mich auf die Vermutung, mein Patient könnte das Hypophysis-Plus des Bruders mit einem Minus von seiner Seite ausgeglichen haben. Ich gab ihm also 6 Hypophysis-Tabletten p. die; schon nach wenigen Tagen trat eine entschiedene Wendung ein, und in 2—3 Wochen war die Heilung da. Der Schnupfen aber verschwand gleichzeitig mit der Ischias, hatte also auch an der Hypophysis-Vorderlappen-Insuffizienz gelegen.

Endlich behandelte ich einen zwanzigjährigen sehr hochgewachsenen Mann, der im Heere Dolmetscherdienst getan hatte, aber wegen eingetretener großer Hinfälligkeit und Schwäche zunächst einen längeren Erholungsurlaub nehmen mußte. Daneben bestanden Beinschmerzen (hauptsächlich im Ischiadicusgebiet), die ihn im Stehen, Sitzen und Liegen quälten. Mir fielen die blühenden Lippen des jungen Mannes auf, die im Verein mit der schmalen, schlanken Gestalt, den langen Armen und Beinen deutlich auf ein gesteigertes Pubertätswachstum hinwiesen, und ich faßte die Krankheit als eine Hypophysen-Vorderlappen-Erschöpfung auf. Die Therapie hat mir Recht gegeben. Denn im Verlauf von 14 Tagen schmolzen die Beschwerden. Die Beinschmerzen waren fort und statt der Hinfälligkeit trat Wohlbefinden ein.

Es hat sich in allen diesen Fällen um abortive Formen, formes frustes gehandelt, in denen nicht der ganze Symptomenkomplex entwickelt war. Am meisten waren die Zeichen noch im ersten Fall ausgeprägt. Allerdings vermischt mit Schilddrüsensymptomen.

Im zweiten Fall mußte die Gestalt des Bruders zu Hilfe genommen werden, um die Diagnose zu ermöglichen. Die Familiensubstanz ist ein Ganzes, und was der eine zuviel hat, fehlt dem anderen.

Aber ein Bemerkenswertes ist noch zu erwähnen: es waren diese drei zwar Männer, aber sämtlich Männer, die einen stärkeren weiblichen Einschlag besaßen als der Durchschnitt. Denn alle drei sind Künstler und verraten auch in ihrem Habitus die stärkste Femininität. Der hochbefähigte Großindustrielle hat feinsinnige Bücher über Malerei geschrieben, der zweite Patient mit der Ischias ist ein sehr bekannter Schriftsteller und auch selbst musikalisch begabt, der Dritte, Dolmetscher, studiert Musik und will die Kapellmeisterlaufbahn betreten. Ich sage das, weil die Hypophysen-Vorderlappen-Insuffizienz wesentlich ein Frauenleiden ist und sonst noch besonders bei solchen Männern vorkommt, die stärkere weibliche Betonung aufweisen.

Es ist ein schöner Beweis für die Doppelgeschlechtigkeit, daß wieder beide Geschlechter betroffen werden, wenn auch in verschiedenem Ausmaß. Wie es denn überhaupt keine Erkrankung gibt, die ausschließlich einem Geschlecht eignet. Ist doch Friedr. Hebbel an Osteomalacie erkrankt und gestorben, die sonst fast nur Weiber befällt und durch Kastration geheilt wird.

Gerade unserem Kreis wird es noch wichtig sein zu hören, daß noch eine andere innersekretorische Drüse mit den Geschlechtsorganen zusammenhängt: die Zirbeldrüse, die der Decke des Mittelhirns aufliegt. Auch sie ist für die sexuelle Reifung unentbehrlich und Geschwülste der Zirbeldrüse bringen schon bei kleinen Kindern eine vorzeitige Entwicklung der Geschlechtsorgane hervor. So sah man bei einem $4^1/_2$ jährigen Knaben einen Penis von 6 cm Länge und Samenerektionen. Häufig geht damit auch eine geistige Frühreife Hand in Hand, und ich habe Grund zu glauben, daß Wunderkinder ihre vorzeitigen Fähigkeiten einer Reizwirkung von der Zirbeldrüse her verdanken.

Über die übrigen innersekretorischen Drüsen habe ich nur geringe Erfahrung und ich will daher nicht über sie sprechen, so wichtig sie auch sind.

Meine Mitteilungen aber kann ich nicht schließen, ohne darauf hinzuweisen, daß wir auf die großen Tatsachen der Biologie immer wieder stoßen, wo wir uns auch mit lebendigen Vorgängen beschäftigen. Die euphorischen Zeiten vor den periodischen Veränderungen, die Doppelgeschlechtigkeit aller Lebewesen, die Zusammengehörigkeit der Familiensubstanz und die Abstufung aller Krankheitsbilder bis in die normale Organkonstitution hinein kamen auch heute in unseren Sehkreis, wo wir nur über Altes und Neues aus der Lehre von der inneren Sekretion uns unterhalten wollten.

Über traumatische Impotenz[1].

Von Dr. Iwan Bloch
in Berlin.

Verehrte Anwesende! Es ist heute schon erkennbar, daß die alte Einteilung der Impotenz in die beiden großen klinischen Formen der sogannten „organischen“ und der sogenannten „nervösen“ oder „psychischen“ Impotenz nicht mehr haltbar ist und daß der derzeitige Stand der Forschung, insbesondere der gerade auf diesem Gebiete umwälzenden und ganz neue Ansichten und Einblicke eröffnenden Lehre von der inneren Sekretion, uns einerseits zu einer großen Erweiterung des Begriffes der organischen Impotenz zwingt, und andererseits dem tieferen Verständnis der „nervösen“ oder „psychi-

[1]) Vortrag in der Ärztl. Gesellschaft f. Sexualwissensch. in Berlin am 17. Mai 1918.

schen" Impotenz neue Wege eröffnet, eine viel größere ätiologische und klinische Mannigfaltigkeit der hierher gehörigen Gruppen kennen lehrt, als man bisher annahm. Wir stehen hier allerdings noch in den ersten Anfängen der Forschung. Der sorgfältigen klinischen Einzelbeobachtung harrt die dankbare Aufgabe, in steter Verbindung mit der auf diesem Gebiete neuerdings so erfolgreichen Experimentalforschung allmählich den Schleier zu lüften, der bisher das eigentliche Wesen der Impotenz verhüllte.

Inzwischen kann eine kritische Durcharbeitung der einzelnen Formen der Impotenz auf Grund der uns bis jetzt zur Verfügung stehenden Erfahrungen klinischer und experimenteller Natur die erste feste Grundlage für den später zu errichtenden umfassenden Neubau liefern, für den augenblicklich unsere Kenntnisse noch in keiner Weise ausreichen.

Nur in diesem, vorläufigen, Sinne bitte ich Sie die folgenden Darlegungen aufzufassen, die das zeitgemäße Thema der traumatischen Impotenz behandeln, das durch den nun im vierten Jahre wütenden Weltkrieg in den Vordergrund des Interesses gerückt ist, ebenso wie die jetzt wieder so brennend gewordene Frage der „traumatischen Neurose" überhaupt.

Eine besondere Erörterung der traumatischen Impotenz rechtfertigt sich aber um so mehr, als gerade sie von den Neurologen und in den Werken über traumatische Neurose ziemlich stiefmütterlich behandelt worden ist, und als sie mir in der Tat vielfach auch unabhängig von den traumatischen Neurosen eine Krankheit sui generis zu sein scheint, die eine Betrachtung für sich allein erheischt.

Zwar unterliegt es keinem Zweifel, daß die Impotenz häufig nur eine Begleiterscheinung einer allgemeineren traumatischen Neurose darstellt. Paul Schuster sagt darüber in seiner 1914 in Lewandowskys „Handbuch der Neurologie" erschienenen Arbeit „Trauma und Nervenkrankheiten": „Objektiv nicht kontrollierbar sind die keineswegs seltenen Klagen der Unfallneurotiker über mangelnde Libido und über Fehlen oder Seltenheit und Schwäche der Erektionen. Die Klagen werden aber so konstant vorgebracht und werden in gleicher Weise wie von den Traumatikern auch von uninteressierten Neurotikern geäußert, daß an dem Vorkommen der genannten Störungen der Sexualreflexe nicht gezweifelt werden kann. Die Ejakulation ist anscheinend stets in Ordnung" [1]).

Auf der anderen Seite aber imponiert in vielen Fällen die traumatische Impotenz als ein völlig selbständiges Krankheitsbild, in dem Erscheinungen einer allgemeinen traumatischen Neurose entweder gänzlich fehlen oder nur vorübergehend auftreten.

Beide Formen der traumatischen Impotenz sind nun während des Krieges in entschieden gehäufter Weise aufgetreten, und zwar nach meinen und anderer Kollegen Erfahrungen bei Offizieren und Mannschaften in gleicher Weise. Die auf Veranlassung von Friedel Pick von Stransky [2]) auf der deutschen inneren Abteilung des Roten Kreuzspitales Ferdinandkaserne in Prag vorgenommenen Statistik, wonach unter 100 untersuchten Fällen von 25 Offizieren zehn und von 75 Angehörigen des Mannschaftsstandes nur drei über hochgradige Störungen der Sexualfunktion klagten, und die hieraus gezogene

[1]) Paul Schuster, Trauma und Nervenkrankheiten, in M. Lewandowskys Handbuch der Neurologie, Berlin 1914, Bd. V, S. 1184. — Vgl. auch J. Hoffmann, Erfahrungen über die traumatische Neurose. B. kl. W. 1890, Nr. 29 (Fall III).

[2]) Friedel Pick, Über Sexualstörungen im Kriege. W. kl. W. 1917. Nr. 45. S. 1418.

Schlußfolgerung auf ein zehnfach stärkeres Befallensein der sozial höher Stehenden kann ich auf Grund meiner in den letzten drei Jahren innerhalb und außerhalb des Lazaretts gemachten Beobachtungen an etwa 70—80 Fällen von durch den Krieg bedingten Sexualstörungen und von traumatischer Impotenz nicht anerkennen, insofern bei mir sogar die Zahlen für die Mannschaften prozentualiter überwiegen. Auch andere im Lazarettdienst oder an der Front stehende Kollegen haben mir bestätigt, daß sie bei Mannschaften mindestens die gleiche Häufigkeit der traumatischen Impotenz beobachtet haben wie bei den Offizieren. In einem mir soeben zugehenden Referat der Arbeit von Pick kommt Stekel zu derselben Ablehnung der erwähnten Statistik auf Grund seiner in einem Wiener Lazarett gesammelten Erfahrungen.

Überhaupt erscheint es nicht angängig, die traumatische Kriegsimpotenz gesondert von der traumatischen Friedensimpotenz zu betrachten, da der einzige Unterschied der größeren Massenhaftigkeit und Häufigkeit der die erstere bedingenden Ursachen gegenüber den beiden gemeinsamen Momenten nicht in Betracht kommt. Die folgenden Ausführungen gelten deshalb der traumatischen Impotenz im allgemeinen und als einem Ganzen.

Wir unterscheiden die durch psychische und durch körperliche Traumen verursachte Impotenz, ohne dabei natürlich die stets mit letzteren einhergehenden seelischen Erschütterungen zu vergessen.

1. Psychische Traumen. — Diese teilen sich wieder ganz natürlich in unbewußte und bewußte seelische Traumen.

Als Beispiele eines unbewußten psychischen Trauma und dadurch bewirkter Impotenz erwähne ich den tiefen seelischen Eindruck des Zusammentreffens grausamer Szenen, z. B. der Abschlachtung eines Huhns, des Geprügeltwerden eines anderen Kindes, mit der ersten infantilen Sexualerregung, und den daraus auf dem Wege frühzeitig abnorm fixierter Rindenassoziationen entspringenden Sadismus und Masochismus, wodurch spätere Impotenz im normalen Verkehr bedingt sein kann. Inwieweit man ferner das von Freud und seiner Schule herangezogene Inzestmotiv als psychisches Trauma und als angeblich häufige Ursache späterer Impotenz gelten lassen will, lasse ich dahingestellt und hoffe, daß in der Diskussion noch Näheres über die eventuelle Aufdeckung unbewußter psychischer Traumen durch die Psychoanalyse gesagt werden wird.

Scheinbar im helleren Tageslichte, bisher aber nicht weniger dunkel in ihrem Wesen, tritt uns die Impotenz als Folge bewußter psychischer Traumen entgegen. Daß an sich Gemütsdepressionen die Potenz vermindern und bei besonderer Stärke ganz aufheben, ist eine alte ärztliche Erfahrung, der auch Sachs und Freund in ihrem Werk über die Erkrankungen des Nervensystems nach Unfällen Ausdruck geben, wenn sie sagen, daß Verminderung der Potenz bei allen nervösen Erkrankungen mit großen Gemütsdepressionen gewöhnlich sei [1]). So ist großer und andauernder Ärger imstande, die Potenz gänzlich und für lange Zeit aufzuheben. Einen interessanten Fall dieser Art berichtet William J. Robinson [2]). Je plötzlicher, akuter und intensiver aber die seelische Erschütterung ist, um so plötzlicher und nachhaltiger pflegt auch die Impotenz zu sein, der man in diesem Falle die allgemeine Bezeich-

[1]) H. Sachs und C. S. Freund, Die Erkrankungen des Nervensystems nach Unfällen, Berlin 1899, S. 254—255.

[2]) William J. Robinson, Sexual Impotence, New York 1913, S. 151. — Der englische Arzt Dawson glaubt nach seinen Beobachtungen behaupten zu können, daß Männer in dem Jahre, in welchem sie bankerott geworden sind, selten Vater werden.

nung „Schreckimpotenz“ nicht mit Unrecht gegeben hat. Im Volke allgemein bekannt, spielt sie bereits im antiken und mittelalterlichen Hexenglauben eine bedeutende Rolle, indem man den Hexen die Gabe des Impotentmachens der Männer durch Schreck zuschrieb. Jedenfalls ist die Schreckimpotenz ein relativ häufiges Vorkommnis, das wohl schon von allen Spezialisten auf diesem Gebiet beobachtet worden ist. Es seien nur einige besonders illustrative Beispiele angeführt. Zunächst der berühmte Fall von John Hunter, in dem ein gewissenhafter und frommer Mann, eben im Begriff, mit einer Frau zu verkehren, bei der ihn erschreckenden Entdeckung, daß sie noch virgo intacta, sofort seine Potenz verlor[1]). Ferner ein von Fürbringer[2]) berichteter Fall, in dem ein Gutsbesitzer seine Potenz verlor, als sich neben ihm sein Bruder auf der Jagd erschoß. Ich selbst sah plötzliche Impotenz bei einem jungen Manne infolge des unerwartet durch Herzschlag erfolgten Todes seiner Mutter, nota bene bei einem Manne, der vorher regelmäßigen und normalen Geschlechtsverkehr und Liebesverhältnisse mit Frauen gehabt hatte und in keiner Weise ausschließlich an seine Mutter fixiert war. — Robinson erzählt, daß ein Mann beinahe ein Jahr seine Potenz gänzlich verlor, nachdem er von dem betrogenen Gatten und mehreren Detektivs beim Ehebruch in flagranti ertappt worden war[3]). Einen ähnlichen Fall teilen Onimus und Legros mit[4]). Der Krieg mit seiner Häufung von Schrecken aller Art hat auch die Zahl der an Schreckimpotenz Leidenden bedeutend gesteigert. Heben doch auch Fehlinger[5]) und Pick[6]) hervor, daß der Krieg als Ganzes beim Frontsoldaten abschwächend auf den Geschlechtstrieb wirkt, daß die Libido an der Front bald gänzlich erlischt. Wenn dann die Schrecken des Angriffs, der ständigen Todesgefahr, der Anblick der Schwerverwundeten, Sterbenden und Gefallenen hinzukommen, so hört in vielen Fällen auch ohne körperliche Traumen die Potentia coeundi bald ganz auf. Nach solchen Schlachten in die Etappe oder die Heimat zurückgekehrte Soldaten machten, wie sie mir wiederholt berichtet haben, die deprimierende Entdeckung, daß ihre Potenz bei der Ehefrau oder auch bei anderen Frauen vollständig versagte, ohne daß irgend ein anderer Grund als der angegebene vorlag.

Am Schluß dieser kurzen Skizze der durch psychische Traumen bedingten Impotenz erhebt sich die Frage: Welches ist das Wesen, die Genese dieser Form von Impotenz? Ist sie wirklich rein psychisch? Ich glaube, man muß bei Vorkommnissen wie der Schreckimpotenz unbedingt auch innersekretorische Störungen als Ursachen einer länger dauernden Impotentia coeundi und erloschener Libido annehmen. Hierfür spricht überzeugend ein sehr interessanter, von dem holländischen Kliniker Pel[7]) beobachteter Fall von Amenorrhoe und Akromegalie infolge von Schreck bei einem 25jährigen erblich nicht belasteten Mädchen. Ähnlich erkläre ich mir auch einen Teil der jetzt so häufigen Kriegsamenorrhöen als Folgen solcher psychischen Traumen. Und das gleiche dürfte für die Entstehung der psychischen

[1]) A. Meyer, Über das männliche Unvermögen, Posen und Leipzig 1819, S. 28.

[2]) P. Fürbringer, Die Störungen der Geschlechtsfunktionen des Mannes, 2. Aufl. Wien 1901. S. 127.

[3]) Robinson, a. a. O., S. 152.

[4]) Ch. Féré, La pathologie des émotions, Paris 1892, S. 202.

[5]) Fehlinger, Krieg und Geschlechtsleben, Z. f. Sexualw. 1916. Bd. III, H. 3, S. 126.

[6]) Pick, a. a. O., S. 1419.

[7]) P. Pel, Ein Fall von Akromegalie infolge von Schreck, B. kl. W. 1891, S. 503.

traumatischen Impotenz zutreffen. Hat man doch z. B. nach starken psychischen Erregungen einwandfrei eine starke Vermehrung des Nebennierensekrets, des Adrenalins, im Blute nachgewiesen. So deutet alles darauf hin, daß auch das Wesen der Impotenz nach psychischem Trauma in einer uns allerdings noch unbekannten Störung im endokrinen System zu suchen ist.

2. Körperliche Traumen. — Die traumatische Impotenz infolge von körperlichen Läsionen erfordert eine ganz verschiedene Beurteilung, je nachdem das Trauma die Sexualorgane und ihre Umgebung sowie andere Körperteile oder endlich Gehirn und Rückenmark betrifft. Ich möchte heute die verschiedenen Formen der Impotentia coeundi und generandi, die als Folgen von Zerstörungen der Hoden oder des Gliedes oder als Folgen von Querschnittstrennungen des Rückenmarks bzw. Verletzungen des Gehirns auftreten, außer Betracht lassen. Daß Zerstörung beider oder eines Hodens, oder des Penis, daß Schußverletzungen des Hirns und Rückenmarks, die die Genitalzentren schädigen, die verschiedenen Formen von Impotenz herbeiführen, leuchtet ohne weiteres ein. Allerdings bedarf die reiche Kasuistik auf diesem Gebiete noch einer kritischen Durchforschung und zusammenfassenden Darstellung, die ich gelegentlich zu geben hoffe.

An dieser Stelle und im Rahmen eines ja immer nur auf kurze Skizzierung zugeschnittenen Vortrages möchte ich nur auf die beiden häufigsten Formen traumatischer Impotenz eingehen, die auch gerade während des Krieges am meisten beobachtet worden sind: das sind die traumatische Impotenz infolge von Schmerzlähmung und diejenige infolge von Erschütterung des Gehirns und des Rückenmarks.

Der experimentellen Erfahrung, daß Kälte- oder Schmerzempfindungen, die die Genitalien oder andere Hautstellen treffen, reflektorisch eine Erektion zum Schwinden bringen können, entspricht die klinische Beobachtung, daß schmerzhafte Traumen und Affektionen der Genitalien ihrer Umgebung oder auch anderer Körperteile eine Impotenz durch sogen. „Schmerzlähmung“ zur Folge haben. Der Ausdruck „Impotenz durch Schmerzlähmung“ ist von Theodor Kocher geprägt worden. Auch Läsionen der Genitalien, die ihrer geringfügigen Natur nach Impotenz nicht hervorzurufen brauchten, können diesen Zustand herbeiführen.

Einen sehr lehrreichen Fall dieser Art, der mir von Herrn Kollegen Arthur Fränkel, Reichenbergerstraße, überwiesen wurde, beobachtete ich vor einigen Jahren. Es handelte sich um einen 29jährigen Händler, der im Lokal eines Gastwirts beim Gang zum Telephon von dessen Hund angefallen und heftig in den Penis gebissen wurde, so daß er einen kolossalen Schmerz hatte und einen starken Nervenschock erlitt. Es fand sich bei der Untersuchung eine tiefe Bißwunde auf der oberen und unteren Seite der Eichel, die nach 4 wöchentlicher Behandlung mit essigsaurer Tonerde und Salbenverbänden unter Hinterlassung einer Narbe heilte. Während dieser Zeit klagte Patient über periodische Schmerzanfälle in der Eichel, die mehrmals am Tage auftraten, auch über Schmerzen im Penis bei Bewegungen und beim Bücken. Vor allem aber klagte er über den vollständigen Verlust seiner Potenz, d. h. der Potentia coeundi. Seit dem Hundebisse hatte er keinerlei sexuelle Erregungen mehr, keine Erektion des Gliedes, weder die spontanen Morgenerektionen, die vor dem Biß regelmäßig aufgetreten waren, noch die Erektion beim Coitus, den er seitdem dreimal vergeblich versucht hat. Er erklärte, daß das Glied jetzt wie tot sei, während er früher vollkommen beischlafsfähig gewesen sei. Er hatte mit 24 Jahren geheiratet und den Beischlaf mehrere Male in der Woche regelmäßig ausgeübt. Irgend ein sonstiger krankhafter organischer Befund war bei dem Patienten nicht zu erheben; es bestand nur eine ziemlich ausgesprochene Neurasthenie. Übrigens schwand nach etwa dreimonatlichem Bestehen diese Impotenz vollständig.

Zu einer ähnlichen Schmerzlähmungsimpotenz führen auch Verletzungen der Hoden, die bekanntlich stets große Schmerzen verursachen. Eine wohl

den meisten Ärzten öfter vorkommende hierhergehörige Impotenzform ist die bei Varicocele, wo die oft heftigen ziehenden Schmerzen in der Leistengegend und im Samenstrang als Ursache der allerdings oft temporären Impotenz anzusprechen sind.

Über die Impotenz, die durch Schmerzen von außerhalb der Genitalien gelegenen Organen und Teilen verursacht wird, hat der Londoner Spezialist J. L. Milton[1]) besonders reiche Erfahrungen gesammelt. Er sah Impotenz bei Neuralgien des Trigeminus, nach Gichtanfällen, nach schwereren Fußquetschungen, nach Verletzungen des Armes und Rumpfes. In allen diesen Fällen war die Impotenz von längerer Dauer, sie stellte sich entweder sofort nach der Verletzung ein oder auch Monate nachher, wie bei einem 29jährigen Manne, bei dem 6 Monate nach einer schweren Fußquetschung vollständige Impotenz eintrat. Ein anderer Mann verlor Libido und Erektionsfähigkeit unmittelbar nach schmerzhafter Verstauchung eines Knöchels bei einem Fahrradunfall, und diese Impotenz hielt mehr als $1^1/_2$ Jahre an.

Der Krieg hat uns eine große Zahl solcher Impotenzfälle durch Schmerzlähmung gebracht, die alle im Zusammenhange mit schmerzhaften Schußverletzungen an den verschiedensten Körperteilen auftreten. Glücklicherweise ist die Prognose eine günstige, da hier der Spruch cessante causa cessat effectus in vollem Maße gilt und die Potenz gewöhnlich mit der Heilung der Verletzungen und dem Abklingen der Schmerzen wiederzukehren pflegt.

Der Krieg hat ferner wieder die Aufmerksamkeit auf eine zweite Kategorie körperlicher traumatischer Impotenz gelenkt, die ebenfalls ein großes theoretisches Interesse darbietet: das ist die Impotenz infolge von Erschütterung des Gehirns und Rückenmarks bei Verschüttungen, Granatexplosionen, Streifschüssen und Stößen gegen Kopf und Rücken usw. Diese Beobachtungen bilden eine vollständige Parallele zu den zahlreichen Friedenserfahrungen über Impotenz infolge von Fall auf den Hinterkopf, Schlag auf den Nacken und Rücken, infolge übermäßigen Reitens, Rad- und Automobilfahrens. In allen diesen Fällen handelt es sich um eine gemeinsame Grundlage: nämlich um eine commotio cerebri et medullae spinalis.

Als eine der auffallendsten Ursachen der Hodenatrophie bezeichnet Englisch[2]) die Traumen des Schädels und der Wirbelsäule. So wurde Atrophie beobachtet nach Verletzungen am Hinterhaupte von Lallemand, Hildanus, Fischer, Smith, Gall, Gurling, Larrey, auch nach Stoß, Schlag, Fall und Schußwunden. Auffallend war dabei die rasche Abnahme der Geschlechtsfunktion, deren Wiederherstellung nur in den seltensten Fällen erfolgte. Auf bloße Gehirnerschütterung beziehe ich auch einen von mir beobachteten Fall eines 28jährigen Soldaten, der am 10. November 1914 bei Langemark einen Steckschuß unterhalb der rechten Schläfe mit konsekutiver rechtsseitiger Facialislähmung und Verlust des Gehörs an dieser Seite bekam. Die Kugel wurde 10 Tage später extrahiert. Nach und nach fiel es ihm auf, daß er keine geschlechtlichen Regungen mehr hatte, daß die Erektionen seltener wurden und Pollutionen nur noch selten auftraten. Er konnte wegen Erektionsmangel den Geschlechtsakt nicht bis zu Ende durchführen. Es kam auch nicht zum Samenerguß. Nach und nach stellte sich aber Libido und Potenz wieder ein, im Frühjahr 1916 war diese vollständig zurückgekehrt.

---

[1]) J. L. Milton, On the pathology and treatment of Spermatorrhoea. London 1887. p. 82—83.

[2]) Englisch, Artikel „Hoden" in Eulenburgs Real-Enzyklopädie. 3. Aufl. Wien u. Leipzig 1896, Bd. X, S. 555.

Daß auch die von Herodot und Hippokrates geschilderte rätselhafte „Skythenkrankheit", θήλεια νοῦσος, in ihrem Wesen nichts anderes war als eine solche traumatische Impotenz durch Gehirnerschütterung, habe ich bereits 1911 ausführlich nachgewiesen [1].

Die Rolle des Kleinhirns in der Ätiologie dieser Fälle von traumatischer Impotenz, die nach den neueren experimentalphysiologischen Untersuchungen mit Recht von Fürbringer sehr skeptisch beurteilt wird, wird nach dem neuesten Stande der Forschung vom Großhirn übernommen. Ich verweise vor allem auf die epochemachenden Arbeiten von Carlo Ceni, der auch im ersten Jahrgang unserer „Z. f. S." eine lichtvolle Abhandlung darüber unter dem Titel: „Die höheren Genitalzentren bei Gehirnerschütterung" veröffentlicht hat. Er fand in der ganzen Hirnrinde verbreitete höhere Genitalzentren, die eine besondere Einwirkung auf die Funktion und auf das trophische Verhalten der Geschlechtsorgane, besonders auf Spermatogenese und Eientwicklung haben. Er ermittelte, daß eine bloße Gehirnerschütterung ohne Verletzung der Gehirnsubstanz genügte, um bei den Versuchstieren Verlust der Libido, der sekundären Sexualcharaktere und Atrophie der Hoden hervorzurufen. Es handelt sich in den Hoden um eine akute Atrophie des spezifischen Parenchyms.

Von großer Bedeutung auch für das Verständnis der traumatischen Impotenz nach Hirnerschütterung auch beim Menschen ist das Schlußergebnis Cenis, daß nämlich die Empfindlichkeit der Genitalzentren des Gehirns gegen eine rein dynamische Einwirkung viel stärker ist als die der motorischen und der Sinneszentren, woraus sich erklärt, warum die Impotenz nach einem solchen Trauma viel länger bestehen bleibt als die allgemeinen Erscheinungen der traumatischen Neurose.

Wie Sie aber aus diesen nur skizzenhaften Mitteilungen ersehen, wird die Klinik nur im engsten Bündnis mit der Experimentalforschung hier theoretisches Verständnis und praktische Handhaben gewinnen können.

Die Bibliographie der sexuellen Zwischenstufen

(mit besonderer Berücksichtigung der Homosexualität) aus den Jahren 1913 bis in das Jahr 1917 (mit Ausschluß der Belletristik).

Referierend und kritisch dargestellt von Numa Praetorius.

(Fortsetzung.)

Goldschmidt, Richard (Kaiser-Wilhelm-Institut für Biologie, Berlin): **„Die biologischen Grundlagen der konträren Sexualempfindung und des Hermaphroditismus beim Menschen"**; in dem Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie von Ploetz, vom 7. November 1916, Bd. 12, 1916/17, Heft 1.

Die heute bei vielen Autoren, u. a. Hirschfeld, herrschende Auffassung der konträren Sexualempfindung als einer angeborenen Abnormität, ähnlich der Farbenblindheit, könne eine sichere Basis nur bekommen, wenn sich auf experimentellem Weg im Tierreich die Erbkonstitution des Geschlechts feststellen und eine künstliche Veränderung erzielen lasse. Erst dann könnten auch begründete Analogieschlüsse hinsichtlich der menschlichen „sexuellen Zwischenstufen" (eine durchaus zutreffende Bezeichnung) gezogen werden. Dieser Zeitpunkt des experimentellen Beweises sei jetzt gekommen.

Jede Behandlung des Geschlechtsproblemes habe von zwei fundamentalen Tatsachenkomplexen auszugehen, der Mendelschen Vererbung und den Beobachtungen über die Geschlechtschromosomen. Ihre Quintessenz sei, daß stets das eine Geschlecht in bezug

[1] Iwan Bloch, Der Ursprung der Syphilis. Zweite Abteilung. Jena 1911. S. 601—606.

auf die Geschlechtsfaktoren ein Bastard sei, das andere nicht, so daß die Fortpflanzung in bezug auf die Geschlechtsfaktoren eine Rückkreuzung darstelle, bei der immer wieder beider Eltercharaktere zu gleicher Zeit produziert würden.

In bezug auf die Geschlechtschromosomen, die die Träger jener Faktoren seien, bedeute es, daß das Bastardgeschlecht nur eines von ihnen besitze, das andere Geschlecht dann zwei, letzteres bilde somit bei der Reifeteilung Geschlechtszellen gleicher Art, jenes aber solche zweierlei Art, nämlich solche mit und solche ohne Geschlechtschromosomen. Letztere lieferten bei der Befruchtung nur das Bastardgeschlecht, erstere das andere Geschlecht (sog. heterozygote und homozygote Geschlecht). Bei vielen Insekten und Säugetieren, inkl. dem Menschen, sei das männliche Geschlecht das Bastard-: das heterozygote Geschlecht, bei Schmetterlingen und Vögeln aber sei es dies das weibliche. Die nächste Konsequenz scheine zu sein, daß das homozygote Geschlecht nur die Charaktere des eigenen, das heterozygote aber die beider Geschlechter enthalte. Die neuesten Versuche bewiesen aber, daß dies nicht richtig sei, vielmehr jedes Geschlecht die gesamten Eigenschaften des anderen mitenthielten und daß ein besonderes quanitatives System bestimme, welches latent und welches potent werde.

Männliche und weibliche Individuen enthielten die Erbfaktoren für beide Geschlechter. Folgende Formel der Geschlechter lasse sich aufstellen (wobei F weiblich, M männlich, m das Fehlen des Merkmals bedeute) F . FMm = $\genfrac{}{}{0pt}{}{0}{+}$ FFM . M = $\genfrac{}{}{0pt}{}{+}{0}$.

Das Weibchen (bei den Schmetterlingen heterozygot) enthalte in dem Faktor M e i n Geschlechtschromosomen, das Männchen deren zwei. Zwischen den weiblichen und den männlichen Faktoren müsse ein derartiges Verhältnis bestehen, daß die zwei Faktoren M des Männchens die weiblichen Gruppen überträfen, dagegen das eine M des Weibchens von jener Gruppe unterdrückt werde.

Schreibe man nun jenen Faktoren eine bestimmte Wirkungskraft in gedachten Einheiten zu, so könne man sagen, daß der weiblichen Gruppe FF die Kraft oder Potenz 100 zukomme und jedem Faktor M die Potenz 60. Dann ständen in der weiblichen Formel 100 Einheiten für FF gegen 60 Mm und ein $\genfrac{}{}{0pt}{}{0}{+}$ resultiere; in der männlichen Gruppe stände der Wert 100 für FF gegen 120 für MM und ein $\genfrac{}{}{0pt}{}{+}{0}$ erscheine.

Bei einer Rasse mit doppelt großem Wert, nämlich 100 bzw. 120, würde sachlich nichts geändert; wenn man aber die beiden Rassen bastardiere, müsse es möglich sein, Kombinationen zu erzielen, bei denen etwa in der weiblichen Konstitution der Faktor M überwiege oder in der männlichen der Faktor F. Es könnten dann Individuen entstehen, bei denen die weiblichen Faktoren um 20, das andere Mal um 80 Einheiten stärker seien. Das könne ein Doppeltes bedeuten: Entweder sei der Faktorenkomplex, dessen Kraft überwiege, für das entscheidende Geschlecht maßgebend. Dann würde e i n e Einheit mehr zugunsten von M ein Männchen erzeugen, gleichgültig, ob die Formel (also der Chromosomenbestand) eine männliche oder weibliche sei und ebenso natürlich umgekehrt beim Überwiegen des weiblichen Komplexes.

Die zweite Möglichkeit sei aber d i e, daß männlich und weiblich nicht Alternative seien, sondern die extremen Endglieder einer natürlichen Reihe. Die Folge davon wäre, daß das eine oder andere Geschlecht entstände, wenn die Potenzwerte zugunsten einer Faktorengruppe ein gewisses Minimum überschritten. Also es würde etwa ein Weibchen entstehen, wenn FF um mindestens 20 Einheiten über Mm oder MM überwögen, und ein Männchen, wenn Mm oder MM wenigstens um 20 Einheiten FF überträfen. Die Überlegenheit eines Komplexes über den anderen um 18, 12, 6, 1 Einheiten seien aber Zwischenfälle, sexuelle Zwischenstufen, die kontinuierlich alle Übergänge von einem Weibchen zu einem Männchen und vice versa darstellten.

Diese z w e i t e M ö g l i c h k e i t habe sich nun als d i e t a t s ä c h l i c h a l l e i n r i c h t i g e durch das Tierexperiment, durch die Kreuzung von Schmetterlingsrassen e r w i e s e n.

Goldschmidt ist es geglückt, in Japan eine Anzahl von Rassen eines Schmetterlings, des Schwanspinners zu finden, die sich nur dadurch unterscheiden, daß ihre Geschlechtsfaktoren verschiedene Potenzwerte besitzen.

Es ist ihm ferner gelungen, durch Kreuzung dieser Rassen untereinander und mit den europäischen es zu erreichen, daß sie sich nur durch die verschiedene absolute wie relative Potenz ihrer Geschlechtsfaktoren unterscheiden. Durch die richtige Kreuzungskombination der ihm bekannten Rassen kann Goldschmidt nunmehr nach Belieben jede geschlechtliche Zwischenform erzeugen, die in lückenloser Reihe von einem Weibchen zu einem Männchen und umgekehrt führt. Und weiter kann er auch das Extrem erreichen, daß alle Tiere, die konstitutionell Weibchen sein sollten, zu richtigen Männchen werden.

Das umgekehrte Extrem: Verwandlung aller Männchen in Weibchen, sei bisher noch nicht verwirklicht worden, da er eine Rasse von der dazu benötigten niederen Potenz noch nicht gefunden habe.

Die Intersexualität dieser Tiere erstrecke sich auf alle Organe, in denen Geschlechtsunterschiede beständen, insbesondere auf die Geschlechtsinstinkte. Ein schwach intersexuelles Individuum übe keine Anziehungskraft mehr auf das andere Geschlecht aus. Die verschiedensten Grade seien erzeugt worden: auf der einen Stufe renne das Weibchen schon wie ein Männchen, auf der nächsten mache es einen flatternden Sprung, dann versuche es die Kopulation. Schließlich ließe sich kein Unterschied mehr zwischen dem echten Männchen und dem ganz umgewandelten Weibchen finden. Bei den schon fast völlig männlich sich benehmenden extremen Stufen seien auch die Geschlechtsdrüsen nicht mehr rein weiblich, sondern zeigten alle Übergänge von einem Ovar durch eine Zwitterdrüse zu einem Hoden.

Für die männliche Intersexualität, soweit sie bisher gezüchtet worden, gelte eine entsprechende umgekehrte Stufenleiter.

Goldschmidt schließt nun aus seinen Schmetterlingsexperimenten, daß die konträre Sexualempfindung und überhaupt der Pseudohermaphrodismus Stufen biologischer Intersexualität darstellten und die Ursache die gleiche sei, nämlich eine Faktorenkombination, die in bezug auf die Potenz der beiden Erbkomplexe anormal sei.

Im einzelnen bemerkt er: 1. Bei dem gleichen Verlauf aller Prinzipien der Vererbungslehre im Tier- und Pflanzenreich dürfe man von den obigen Verhältnissen bei Schmetterlingen auf ähnliche beim Menschen schließen.

2. Die herrschende Ansicht nähme an, daß die konträre Sexualempfindung angeboren sei, die biologischen Indizien seien auch dafür gegeben.

3. Die Erblichkeitsfrage der Homosexualität sei allerdings noch nicht ganz geklärt. Vielleicht vererbe sich nur die psychopathische Konstitution, doch käme nach Moll in 50% Fällen Homosexualität in gesunden Familien vor. Wünschenswert sei die Aufstellung genauer Familienstammbäume.

4. Fraglich, wie beim Menschen die abnorme Faktorenkombination zustande komme. Bei den Schmetterlingen infolge Kreuzung verschiedener geographischer Rassen. Beim Menschen bis jetzt zuverlässige Mitteilungen über Intersexualität als Folge von Rassenkreuzungen nicht bekannt. Die Verbreitung der Homosexualität bei den Indianern Nordamerikas lege den Gedanken der Inzucht nahe. Bemerkenswert sei auch, daß nach Hirschfeld die kurländischen Deutschen und die Oberbayern im Gebirge einen besonders hohen Prozentsatz von Homosexuellen aufwiesen.

5. Ein wesentlicher Punkt, die kontinuierliche Variabilität der Erscheinung: jeder kleine Schritt zwischen den Geschlechtern habe erzeugt werden können und damit sei eine gewisse Korrelation der einzelnen Geschlechtscharaktere verbunden.

Tatsächlich auch beim Mann verschiedene Stufen vorhanden, beginnend mit der Beeinflussung der sensibelsten Stelle des Menschen, der Gehirntätigkeit, daher die erste und niedrigste Stufe der Intersexualität die Homosexualität, bei der jedoch in extremen Fällen auch somatische Veränderungen nicht ausgeschlossen.

6. Von der konträren Sexualempfindung führten kontinuierliche Variationen bis zur Pseudohermaphrodisie. Oft allerdings sei hier nicht entsprechendes konträres Empfinden festzustellen, doch spiele vielfach die Erziehung eine Rolle. Wenn ein Pseudohermaphrodit Hoden und nicht ganz männliche Genitalien besitze, so stelle er oft nicht ein männliches Intersexum, sondern ein fast völlig umgewandeltes weibliches Individuum dar, das treffe namentlich zu, wenn auch die Instinkte rein männlich seien.

7. Beim Menschen, wo das männliche Geschlecht das heterozygote, also der Wert FF nur von der Mutter beeinflußt sei, müsse man erwarten, daß die extremen Fälle der Intersexualität häufiger von einem genetisch männlichen Individuum ausgingen. Das hebe auch Neugebauer hervor.

Bei den Insekten bedinge die bei der Befruchtung gegebene Konstitution des Eies alles weitere. Bei den Säugetieren sei aber zur völligen Ausbildung der sekundären Geschlechtscharaktere die innere Sekretion durch das interstitielle Gewebe der Geschlechtsdrüse nötig. Die Erbfaktoren seien die Determinationsursachen und die innere Sekretion der Schilddrüse die Vollendungsursachen. Zu den Determinationsursachen müßte die innere Sekretion hinzukommen, die die Geschlechtsfaktoren ihres eigenen Geschlechts aktivierten. Die Hormone wären Reaktionsbeschleuniger, Aktivatoren, Kinasen für die Faktoren, auf die sie eingestellt seien, Reaktionshemmer oder Paralysatoren für die entgegengesetzten.

Daraus ergäben sich für die Erklärung der Intersexualität zwei Möglichkeiten: Einmal könnte die abnorme Faktorenkonstitution ohne Einfluß sein auf die Ausbildung und Ausscheidung der interstitiellen Drüse, die somit normal funktioniere. Dann besage

die Intersexualität, daß auch die normale Leistung der inneren Sekretion nicht genüge, um (im Falle der männlichen Intersexualität) die Wirkung des zu schwachen Komplexes MM genügend zur Geltung zu bringen oder auch den des starken F abzuschwächen.

Die zweite Möglichkeit wäre, daß die interstitielle Drüse zu dem Erbkomplex der sekundären Geschlechtscharaktere gehöre und im intersexuellen Individuum nicht vollkräftig arbeite. Der sachliche Effekt wäre dann der gleiche wie bei der ersten Möglichkeit. Praktisch ließe sich folgern: Im ersteren Fall denkbar, daß durch eine Steigerung der Sekretion über das Normale hinaus die Männlichkeitsfaktoren bis zur Erlangung ihres normalen Übergewichts aktiviert werden könnten. Im zweiten Fall müßten sie aber auf ihre normale Leistungsfähigkeit gebracht werden. Deshalb denkbar, daß Intersexualismus durch Behandlung mit Gonadenextrakten oder besser noch durch Transplantation normaler Gonaden „geheilt" werden könne.

Zwei logische Folgerungen seien zu ziehen:

1. Es gäbe ein genetisches Geschlecht, das aber mit dem der Keimdrüsen nicht übereinstimmen müsse. Es sei ausschließlich in den Chromosomenverhältnissen bei der Befruchtung gegeben.

2. Es gäbe eine aktuelle physische und psychische Intersexualität aller Grade. Das Individuum, welches genetisch einem bestimmten Geschlecht angehören solle, sei re vera ein Intersexum.

Daraus folge, daß, da die Gesetze sich nicht auf den Chromosomenbestand, sondern auf die de facto Situation beziehen müßten — einem intersexuellen Individuum kein Gerichtshof der Welt ein Geschlecht zuweisen könne, wie dies bei den „erreur de sexe" tatsächlich geschehe, denn ein solches Individuum gehöre in seiner realen Existenz keinem der beiden Geschlechter an. Daher seien wenigstens für die hochgradigen Intersexe (vulgo Hermaphroditen) besondere Rechtsnormen nötig.

Die Experimente von Goldschmidt bestätigen glänzend die schon seit Jahren von Hirschfeld mehr intuitiv erfaßte und zuerst ausdrücklich aufgestellte und eingehend begründete Zwischenstufentheorie.

Daß die von Goldschmidt aus seinen Kreuzungsergebnissen für die Homosexualität und überhaupt die Zwischenstufen gezogenen Folgerungen berechtigt sind, dürfte wohl kaum einem Zweifel unterliegen.

Noch näherer Erforschung bedarf allerdings die Frage der Erblichkeit der konträren Sexualempfindung. Dafür spricht u. a. die Tatsache ihres öfteren Vorkommens bei nahen Verwandten: bei mehreren Brüdern, bei Onkel und Neffe usw. Genaue Familienstammbäume sind am ehesten aufzustellen in den Herrscherfamilien, in denen so gut wie stets mehrere Fälle von Homosexualität sich vorfinden, z. B. im 17. und 18. Jahrhundert bei den verstorbenen Hohenzollern (Friedrich der Große, sein Bruder Heinrich und Georg von Preußen — vgl. hinsichtlich des letzteren Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen Bd. V^2, S. 1297 fg. und Bd. XIV, S. 53 fg.), dann bei den Stamm- und Seitenlinien der französischen Königshäuser, der miteinander verwandten Valois, Bourbons und Condé, Ludwig XI., Heinrich III., Ludwig XIII.[1]), Philipp d'Orléans, Sohn von Ludwig III. und Bruder Ludwigs XIV., Ludwig XVIII., der Große Condé und dessen Vater Heinrich II. Prinz de Condé. Für die Frage, ob Rassenkreuzung bei Entstehung der Homosexualität eine Rolle spiele, möge auf die Tatsache hingewiesen werden, daß z. B. sowohl Heinrich III. wie Ludwig XIII. italienische Mütter aus dem Hause Medici hatten. Ob vielleicht auch das in Süditalien und im Orient besonders reiche Völkergemisch für die dort verbreitete Homosexualität in Betracht komme? obgleich zahlreiche andere Ursachen zu berücksichtigen sind und vielfach es sich nicht um wirkliche konträre Sexualempfindung handelt — vgl. hierüber meine Aufsätze: „Die Homosexualität in den romanischen Ländern" in den Sexualproblemen von Marcuse, März 1909 und „Der gleichgeschlechtliche Verkehr in Algerien und Tunis" in der Andropophyteia von Krauß Bd. VII, S. 179 ff., 1910.

Die Notwendigkeit besonderer Rechtsnormen für hochgradige Zwischenstufen muß anerkannt werden, in dieser Beziehung ist diese Forderung schon im Jahre 1909 vom Amtsgerichtsrat a. D. Dr. Wilhelm in einer ausführlichen Abhandlung erhoben und die gesamte einschlägige juristische Materie unter Formulierung eines Gesetzesentwurfes eingehend erörtert worden, und zwar in den Juristisch-psychiatrischen Grenzfragen Bd. VII, H. 6: Die rechtliche Stellung der (körperlichen) Zwitter de lege lata und de lege ferenda, ferner später: in der Vierteljahrsschrift für gerichtliche Medizin und öffentliches Sanitätswesen Bd. 58, H. 2: „I. Geschlechtsbestimmung der (körperlichen) Zwitter, II. Zwitter und Standesregister".

---

[1]) Über die Homosexualität Ludwigs XIII. habe ich eine längere Arbeit beendet.

Ohne mir ein Urteil darüber anzumaßen, welche der beiden von Goldschmidt angegebenen Erklärungsmöglichkeiten der menschlichen Intersexualität und ihr Verhältnis zu der Funktion der Geschlechtsdrüsen die richtige sei, scheint mir doch die zweite Erklärung die größere Wahrscheinlichkeit zu besitzen. Denn da nach den Experimenten von Steinach feststehen dürfte, daß hauptsächlich die Sekretion der Pubertätsdrüse das Geschlecht bestimmt, ist doch wohl anzunehmen, daß die abnorme Beschaffenheit und Zusammensetzung der Pubertätsdrüse und daher wohl auch des produzierten Sekretes den Haupteinfluß auf die Erzeugung sexueller Zwischenstufen ausübt, d. h. der abnorme konstitutionelle Faktorenkomplex kommt wohl auch in der Drüse und ihrer Sekretion zum Ausdruck und macht sich von hier aus am entscheidendsten geltend. (Vgl. auch die obigen Erklärungen Steinachs.) (Fortsetzung folgt.)

Sitzungsberichte.

Ärztliche Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik in Berlin.

Sitzung am 28. März 1918.

Vor der Tagesordnung stellt Herr Mg. Hirschfeld einen jungen Mann mit androgynem Kehlkopf vor, in Kombination mit Transvestitismus und konträrer Sexualempfindung; die hohe Stimme des Patienten wurde mehrfach aber vergeblich laryngologisch behandelt, da es sich in Wirklichkeit um eine auf einer sekretorischen Grundlage (feminine Pubertätszellen) entstandene Teilerscheinung handelt.

Es folgt Fortsetzung der Diskussion Bornstein: Alkohol und Sexualität.

Herr Juliusburger: Die Schädlichkeit der kleinen Dosen alkoholischer Getränke wird zwar unter Hinweis auf gewisse Experimente beim Tier für Individuum und Keimplasma behauptet, konnte aber bis jetzt aus den Ergebnissen beim Menschen keine Bestätigung finden. Daß gewisse intellektuelle Leistungen auch nach kleinen Alkoholmengen schlechter werden, kann nicht als eine bleibende und den ganzen Organismus treffende Schädlichkeit angesehen werden. Die schädliche Wirkung der Erzeugung im Rausche ist theoretisch unbedingt zuzugeben, doch liegen keine einwandsfreien Fälle vor, welche sie beweisen. Insbesondere hat Naecke eingehend darauf hingewiesen, daß die Lehre von der verderblichen Wirkung des Alkohols während der Zeugung nicht auf gesicherter Grundlage aufgebaut ist. Die Behauptung, daß jedesmal der Trinker vorher in mäßigem Grade alkoholische Getränke genossen hat, ist nicht aufrecht zu erhalten. Das Wort, die Mäßigen sind die Verführer, kann nicht mehr als berechtigt anerkannt werden. Ich verweise auf meinen „Beitrag zur Psychologie der sogenannten Dypsomanie und zur Psychologie des Alkoholismus“ aus dem Jahre 1912 und auf meine Arbeit „Alkoholismus und Psycho-Sexualität“ aus dem Jahre 1916.

Ich behaupte einen angeborenen Typus des Trinkers, der aus einer angeborenen Triebrichtung dem indifferenzierten primitiven Rauschbedürfnis auf dem Boden eines primären affektiv ethischen und intelektuellen Defektes sekundär dem Alkoholismus verfällt und durch diesen, rückwirkend, wieder schwere physische und psychische Schädigungen erfährt.

Die durch Freud eingeleitete Erforschung der Bedeutung der psychosexuellen Triebe und Komplexe führte mich zu einer von der bisherigen Auffassung abweichenden Psychologie des Alkohol trinkenden Menschen. Der Trinksitte liegen psychische Voraussetzungen zugrunde, die zum Teil psychosexuellen Charakter tragen. Ich erkenne nach wie vor einen berechtigten guten Kern in den Ergebnissen der Freudschen Forschung an, unter Ablehnung aller Ausschreitungen und einseitigen Übertreibungen, sowie in scharfer Betonung der Notwendigkeit ethischer Sublimierungen, die leider so wenig berücksichtigt werden. Ich halte nach meinen neueren Auffassungen eine absolute Abstinenz für die Allgemeinheit nicht mehr für erwiesen notwendig. Die Abstinenz hat ihren historischen bleibenden Wert. Erwiesen ist nicht die dauernde Schädlichkeit kleiner Alkoholmengen und ihrer Wirkungen für den Menschen. Der Trinker ist ein geborener Psychopath, ein Defektmensch, abgesehen von den sekundären Alkoholschädigungen. Seine Psychopathie wird wahrscheinlich durch Störung der inneren Sekretion hervorgerufen; daher muß zu

seiner Behandlung sowohl Psychotherapie, wie Organotherapie, wie bei unseren Psychoneurosen, z. B. der sogenannten Hysterie, in Betracht kommen. Das gute Beispiel kann auch durch relative Abstinenz gegeben werden, wenn nämlich alkoholfreie Intervalle eingehalten werden, wenn nur kleine Mengen alkoholischer Getränke nach getaner Arbeit, nach erfüllter Pflicht genossen werden. Auch auf diesem Wege kann erfolgreich die Wirksamkeit der Trinksitte gebrochen werden.

Einen wichtigen Faktor spielt das Alter. Im Entwicklungsalter dürfen keinerlei alkoholische Getränke genossen werden. Der Charakter muß erst entwickelt sein, Maximen gebildet werden können. Der ganze Hemmungsapparat, der Sublimierungsapparat muß ausgebildet sein, dann erst kann die relative Abstinenz gestattet werden. Nach wie vor halte ich die völlige Abstinenz für die heranwachsende Jugend als ein unentbehrliches Mittel zur Willenspädagogik, zur Aszese. Daher ist die volle Abstinenz notwendig für die Jugend und alle Kranken. Für den gereiften erwachsenen Menschen genügt nach meiner jetzigen Auffassung die relative Abstinenz. Das vorgeschrittene Alter bedarf unter Umständen im Gegensatz zur Jugend kleiner Anregungsmittel gegen die kleinlichen Stöße des täglichen Lebens; aber es hat gelernt sich zu beherrschen und Maß zu halten.

Die Lehren des Krieges scheinen mir noch nicht eindeutig vorzuliegen. Soweit ich die mir bekannt gewordenen Meinungen überblicke, scheinen kleine Alkoholmengen gelegentlich vorteilhaft zu sein, größere unter allen Umständen schweren Schaden zu bringen. Im Kriege wird das Rauschbedürfnis, der Hunger nach Reizmitteln gesteigert; daher kommt Alkohol- und Nikotinmißbrauch nur allzuoft vor. Manche Neurosen, namentlich des Herzens, werden durch Alkoholmißbrauch und Nikotinmißbrauch im Felde mitbedingt sein.

Für die Zeit nach dem Kriege erwächst freilich eine große Gefahr. Ihr ist zu begegnen durch Psychopädagogik in Lazaretten, durch weitgehende Belehrung und Aufklärung über die Alkohol-Schädigungen, insbesondere auch in bezug auf das Geschlechtsleben. Es sollte nicht versäumt werden, bei der Psychotherapie in Lazaretten auf die Alkohol- und sexuelle Frage, besonders mit dem Versuch, den Willen zu beeinflussen und ihn ethisch zu stärken, immer wieder zurückzukommen. Eine Psychotherapie, welche nicht nur Symptome beseitigen will, muß die ganze Persönlichkeit des Kranken ins Auge fassen und darf niemals wenigstens Versuche, den Willen zu ethisieren, vergessen. Von weitgehendem Optimismus wie von unfruchtbarem Pessimismus wird man sich gleichmäßig fernhalten müssen.

Im übrigen ist die Zeit viel zu ernst und ihre Aufgaben zu groß, als daß wir uns noch länger den Luxus gestatten können, theoretische Kämpfe oder persönliche Streitigkeiten zwischen absoluten und relativen Abstinenten vorzunehmen.

Herr Bornstein bleibt im Schlußwort auf der Forderung strikter Abstinenz bestehen, da sich Mäßigkeit nicht anerziehen und predigen lasse.

Darauf hält Herr Wilhelm Fließ seinen Vortrag „Über innere Sekretion". (Erscheint in dieser Zeitschrift.)

In der Diskussion macht Herr Hirschfeld eine Bemerkung über die innersekretorische Bewertung der Nebennieren.

Herr Juliusburger hat ein euphorisches Endstadium bei letal verlaufenden Psychosen oft gesehen. Zur Organtherapie habe in den meisten Fällen auch Psychotherapie hinzuzutreten.

Herr Traube reiht die Hormone in die Klasse der Katalysatoren; erst eine genaue chemische Durchforschung derselben läßt hier weiteres erhoffen.

Sitzung am 17. Mai 1918.

Zu Beginn weist der Vorsitzende Herr Iwan Bloch auf die Geburtstage zweier Vorstandsmitglieder hin: auf den 60. des Herrn Blaschko und den 50. des Herrn Magnus Hirschfeld, dem er ausführliche ehrende Worte widmet. Herr Hirschfeld dankt hierfür in launiger Weise und gibt zugleich die Gründung einer vom Minister des Innern genehmigten „Stiftung für wissenschaftliche Sexualforschung" bekannt, als deren Grundstock Herr Hirschfeld aus eigenen Mitteln die Summe von 15000 Mk. zur Verfügung stellt.

Zu der nebenstehenden Antwort des Herrn Dr. Bloch auf die Anfrage des Herrn Dr. Bornstein bemerken wir, daß wir uns zu unserem lebhaften Bedauern veranlaßt sahen, den Redaktionsvertrag mit Herrn Dr. Bloch zu kündigen, da es mehrfachen Versuchen nicht gelang, gewisse grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten aus dem Wege zu räumen.

Der Verlag hat in Herrn Dr. Max Marcuse in Berlin einen neuen Schriftleiter gefunden, dessen Name und wissenschaftliche Persönlichkeit Gewähr bietet, daß die Zeitschrift allen Anforderungen genügen und nach mancher Seite auch noch Erweiterungen erfahren wird.

Bei dieser Gelegenheit weisen wir darauf hin, daß soeben in unserem Verlage zu erscheinen beginnen:

Herr Bornstein interpelliert den Vorstand wegen der für 1. April 1919 ausgesprochenen Kündigung des Herausgebers vonseiten des Verlegers der „Zeitschrift für Sexualwissenschaft".

Herr Bloch: Die Anfrage des Herrn Kollegen Bornstein muß ich leider dahin beantworten, daß in der Tat der Verleger der „Z. f. S." mir als Herausgeber zum 1. April 1919 gekündigt und einen neuen Vertrag mit einer außerhalb unserer Gesellschaft stehenden, Ihnen ja wohlbekannten gegnerischen Gruppe abgeschlossen hat, die also die von Eulenburg und mir drei Monate vor Ausbruch des Weltkrieges begründete und unter den schwierigsten Verhältnissen inmitten dieses Krieges bereits bis zum fünften Jahrgange fortgeführte Z. f. S. am 1. April 1919 übernehmen wird. Von diesem Zeitpunkte ab würde also unsere „Ärztliche Gesellschaft für Sexualwissenschaft" ohne offizielles Organ sein. Sie sah sich daher gezwungen, unverzüglich Verhandlungen mit einem hochangesehenen Verlage zwecks Gründung eines neuen Publikationsorgans einzuleiten, die in gedeihlichem Fortgange begriffen sind, sodaß aller Voraussicht nach die Kontinuität unserer Sitzungen, Vorträge und Verhandlungen keinerlei unliebsame Unterbrechung erfahren und das gesamte in ihnen verarbeitete wissenschaftliche Material in dem neuen Organ unserer Gesellschaft seinen Platz finden wird.

Mit Eintritt in die Tagesordnung verliest Herr I. Bloch sein Referat über „Traumatische Impotenz". Diese tritt allein oder in Verbindung mit allgemeiner traumatischer Neurose auf und trennt sich in psychisch-bedingte und körperlich-bedingte Impotenz. Die psychische zeigt wieder zwei Unterarten, die unbewußte, etwa im Sinne Freuds, und die bewußte, die z. B. nach starkem Ärger, schwerem Kummer oder heftigem Schreck, auch Abscheu, eintritt. Die durch Körpertrauma gesetzte Impotenz erfährt hier keine weitere Erörterung, abgesehen von der Impotenz durch Schmerzlähmung und durch Gehirnerschütterung.

In der darauffolgenden Diskussion, die mit der Fließschen „Über innere Sekretion" kombiniert wird, bringt Herr Koblank 1. eine Anfrage wegen der jetzt im Kriege so häufigen Amenorrhöe der Mädchen; er dankt des weiteren Herrn Fließ für die Aufrollung eines neuen Krankheitskomplexes, der früher oft mit der Diagnose „Hysterie" kurz abgefertigt wurde. Auch er halte den Funktionsunterschied und die Pathogenese der vorderen und hinteren Hälfte der Hypophyse für sehr wichtig.

Schließlich regt Herr Koblank die Einsetzung einer Kommission zum „Studium der endokrinen Störungen" an; ihr Zweck solle sein: die weitere Prüfung der schon gegebenen Heilstoffe und Fortsetzung der Untersuchung der Beziehungen der Nase zu dem endokrinen Systeme.

Herr Landeker weist auf eine Trias der Symptome vieler kranker Frauen hin: 1. ein degeneratives Ovariensystem verbunden mit spasmophilen Störungen und einem genitalen Bronchialasthma mit Quinckeschen Ödemen und Kalkverarmung der Knochen. Dann bespricht er periodische profuse Diarrhöen, die er als vikariirende Menstruation auffaßt. Manche Formen der Dysmenorrhöe, besonders arythmische Blutungen, hat er mit gutem Erfolge mit Darreichung von Präparaten aus den Corpora lutea behandelt.

Herr Koerber erinnert daran, daß Rousseau in seinen Confessions einen Beitrag von Potenzlähmung durch Ekel und Schreck liefert und bespricht einzelne Parallelismen zwischen psychischer Impotenz und der Frigidität der Frauen.

Herr Bloch gibt eine Erläuterung zur „Pensionsamenorrhöe".

Darauf hält Herr Adrian Turel einen Teil seines angekündigten Vortrages „Über Sexualsymbolik". Koerber.

Referate.

Biologie.

Lelewer, Hans, Feldunterarzt, **Ein Fall von Transvestitismus mit starkem Abbau von Ovarium im Blutserum.** (D. m. W. Nr. 18. 1918.)

Auf Veranlassung des Verf. wurde das Blutserum eines im Festungslazarett untergebrachten Transvestiten von Abderhalden untersucht. Es wurde ein starker Abbau des Serums mit Ovarium festgestellt. Die Ansicht, daß bei Transvestiten eine hermaphroditische Anlage der Keimdrüsen vorliegt, erhält durch dies Untersuchungsresultat zum ersten Male eine biologische Stütze. Vaerting (Berlin).

Rassenhygiene, Eugenik und Geburtenrückgang.

Stöcker, Helene, **Dämmerschlaf und Mutterschutz.** (Die neue Generation. Heft 1/2. 1918.)

Der Bund für Mutterschutz hat der Frage der Schmerzlinderung bei der Entbindung sein besonderes Interesse zugewandt; nicht nur weil es allgemein menschliche Pflicht ist, sondern insbesondere weil die Schmerzersparnis eine Schonung und Förderung der mütterlichen Kraft und Gesundheit bedeutet. Vielleicht spielt auch die Vorstellung mit, daß der Fortfall des Geburtsschmerzes bei vielen Frauen die Scheu vor der Schwangerschaft vermindern hilft. Die durch den Krieg gesteigerte Bedeutung der Bevölkerungspolitik veranlaßte die verdienstvolle Vorsitzende des Bundes, Helene Stöcker, zu einer Rundfrage an zahlreiche namhafte Geburtshelfer, um ihre Stellungnahme zum künstlichen Dämmerschlaf zu ermitteln. Der durch Morphium-Skopolamin erzeugte Dämmerschlaf löscht bekanntlich die Erinnerung an die Geburtsschmerzen. Kurz zusammengefaßt läßt sich sagen, daß die Befragten sämtlich den Wert der Methode anerkennen. Es gehört aber dazu sehr exakte Indikationsstellung, Beherrschung der Technik, ständige ärztliche Überwachung und geschultes Pflegepersonal. Der künstliche Dämmerschlaf ist also eine Domäne der Entbindungsanstalten. Daraus folgt schon, daß er nur für eine kleine Anzahl von Frauen in Betracht kommt. Der schädliche Einfluß der Narkotika auf den kindlichen Organismus scheint festzustehen. Fast durchweg waren die Ärzte der Ansicht, daß ein noch so heftiger Geburtsschmerz nur in den seltensten Fällen eine psychisch gesund veranlagte Frau abhalten wird, sich nach einem zweiten Kinde zu sehnen. Der Niedergang der Geburtenzahl ist zum größten Teil durch wirtschaftliche Verhältnisse bedingt. Die Einführung des Dämmerschlafs wird daran nichts ändern. Der mutig überwundene Geburtsschmerz steigert, wie nicht mit Unrecht gesagt wird, die Selbstachtung der Frau und den Stolz und die Liebe des Gatten zu der Mutter seiner Kinder. Sprinz (Berlin).

Teilhaber, **Das Sexualleiden der unverheirateten Lehrerin.** (Die neue Generation. Heft 1/2. S. 35. 1918.)

Verf. ergreift noch einmal das Wort zu der von ihm in Fluß gebrachten Frage des Zölibates der Lehrerin. Er weist mit Geschick die Einwände zurück, die in Zeitungsrepliken gegen die von ihm geforderte Aufhebung des Eheverbotes erhoben worden sind. Insbesondere ist es vom ethischen Standpunkte höchst anfechtbar, wenn der Staat mit einem seiner Angehörigen einen Vertrag schließt, der diesen eines seiner heiligsten Rechte beraubt. Das von der jungen Präparandin abgeforderte Keuschheitsgelübde wird die Lehrerin oft genug in schwere Gewissenskonflikte bringen und moralisch korrumpierend wirken. Die unausbleibliche Folge muß eine traurige, geschlechtliche Doppelmoral sein. Sprinz (Berlin).

Kriegsliteratur.

Fraenkel, L., Breslau. **Eierstockstätigkeit und Kriegsamenorrhöe.** (Zentralbl. f. Gynäk. 1917. Nr. 44.)

Die Kriegsamenorrhöe ist außerordentlich stark im Zunehmen begriffen, wie auch die immer mehr wachsende Zahl der Mitteilungen über diese Krankheit in den medizinischen Fachblättern beweist. Infolgedessen mehren sich auch die Hypothesen über Ur-

sache, Zusammenhang und Folgen. Bei der Hochflut von Spekulationen ist es von besonderer Bedeutung, daß Fraenkel in der Lage ist, einen praktischen Beitrag über die Frage des Zusammenhanges von Ovulation und Kriegsamenorrhöe zu liefern. Verf. hatte Gelegenheit, in zwei Fällen von Kriegsamenorrhöe die Ovarien durch Bauchschnitt freizulegen und zu untersuchen. An beiden Eierstöcken zeigte sich der gleiche Befund. Es fanden sich keine Anzeichen von frischer oder abgelaufener Ovulation. Es fehlten sowohl frische als ältere Corpora lutea und ebenfalls sprungreife normale Follikel. Dagegen wurden viele zu Grunde gegangene Eier festgestellt. Die atretischen Follikel waren im allgemeinen erbsengroß, sie wurden gestichelt und dadurch entleert.

Eine kleincystische Degeneration der Ovarien ist nun bei nervösen Frauen eine häufige Erscheinung, sie findet sich vor allem bei psychischen Störungen der Geschlechtsfunktion. Der abnorme Ablauf der erotischen Funktion ist also als ätiologisches Moment für die kleincystische Degeneration zu bewerten. Da die beiden Patienten, deren Eierstöcke untersucht wurden, eine ganz gesunde Sexualpsyche hatten, so sieht Verf. in seinen Befunden einen Beweis für die bereits von verschiedenen Autoren geäußerte Ansicht, daß die erzwungene sexuelle Abstinenz neben andern als Ursache für die Kriegsamenorrhöe verantwortlich zu machen ist. Es sind bis jetzt vier Faktoren für die durch den Krieg entstandenen Menstruationsstörungen genannt worden: Unterernährung, größere Arbeitsbelastung, psychische Alteration und Ausfall der geschlechtlichen Betätigung. Ich möchte hier wiederholen. was ich schon an anderer Stelle auseinandergesetzt habe, daß die mangelhafte Ernährung. insbesondere der Kohlehydratmangel infolge des sehr beschränkten Mehlgenusses, nach allen meinen Erfahrungen die ausschlaggebende Rolle spielt. Wir werden nach dem Kriege ein Mittel haben, diese Frage zu entscheiden, und zwar durch Vergleich mit der über dieses Problem entstandenen Literatur in den feindlichen Ländern. Drei der genannten Ursachen, die körperliche und psychische Mehrbelastung sowie die geschlechtliche Abstinenz sind für alle Frauen der kriegführenden Länder in gleichem Maße wirksam. Nur die Ernährungsschwierigkeiten sind verschieden groß. Alle Unterschiede, welche sich also beim Vergleich der feindlichen Literatur mit unsern Erfahrungen ergeben werden, sind auf Konto der Ernährung zu setzen. Ich möchte vorläufig z. B. bezweifeln, daß es in Frankreich und England überhaupt schon eine Kriegsamenorrhöe gibt. Vaerting (Berlin).

Heil, Dr. Karl, Darmstadt. **Die Zunahme der Gebärenden in den höheren Altersstufen während des Krieges.** (Zentralbl. f. Gynäk. Nr. 47. 1917.)

Verf. war in seiner Praxis eine Zunahme der älteren Gebärenden während der beiden letzten Kriegsjahre aufgefallen. Da die Zahlen jedoch für eine statistische Verwertung zu klein waren, veranlaßte Verf. das statistische Amt des Großherzogtums Hessen, für die Jahre 1910—16 eine Auszählung der Ehelichgeborenen nach dem Alter der Gebärenden vorzunehmen.

Da absolute Zahlen nicht veröffentlicht werden dürfen, können nur die Prozentzahlen mitgeteilt werden. Es fand sich eine auffallend hohe prozentuale Zunahme der älteren Gebärenden. Während bis zum Jahre 1914 die Prozentzahlen für die verschiedenen Altersklassen fast gleich bleiben, tritt mit dem Jahre 1915 eine Abnahme der jungen Gebärenden bis zum 30. Jahre ein, die mehr als 2% beträgt. Das folgende Jahrfünft hingegen zeigt schon eine geringe Steigerung. Am stärksten ist die Zunahme in den Altersklassen von 35—45 Jahren, sie macht über 3% aus. Auch die Zahl der Gebärenden über 45 Jahre zeigt eine Erhöhung. Vaerting (Berlin).

Bücherbesprechungen.

Kritik der Methodik der Wassermannschen Reaktion und neue Vorschläge für die quantitative Messung der Komplementierung. Mit 7 Abbildungen. München und Berlin 1917, Verlag von R. Oldenbourg.

Die mannigfachen Unklarheiten, welche noch über die quantitativen Beziehungen der einzelnen Komponenten der W. R. zueinander bestehen, haben den Verfasser zu einer kritischen Prüfung der bisherigen Forschungsergebnisse und zu eigenen Versuchen Veranlassung gegeben. Es werden zunächst die Grundlagen der Komplementbindung, die einzelnen Bestandteile des haemolytischen Systems in ihrer Bedeutung und in ihren

quantitativen Beziehungen geprüft. Es folgt eine Schilderung und kritische Besprechung der Originalmethode und der verschiedenen Modifikationen der W. R., dann eine genaue Beschreibung der eigenen Methode, deren leitender Gesichtspunkt die Wahl des Komplementminimus (K. E.) als Grundlage der Komplementbindung ist, während die Originalmethode mit voller Absicht mit einem Komplementüberschuß arbeitet. Die vergleichenden Untersuchungen zwischen der eigenen und den übrigen Methoden, über die im dritten Abschnitt berichtet wird, führen den Verfasser zu einer Ablehnung der Originalmethode als klinisch und technisch unzuverlässig. Als Vorzüge der abgeänderten Methodik werden hervorgehoben: 1. Erhöhte Empfindlichkeit der Reaktion; 2. Vermeidung von Störungen durch unspezifische Hemmungen; 3. Qantitative Wertung des Grades der specifischen Einwirkung; 4. Erleichterung der Durchführung durch Beschränkung auf einen spezifischen Extrakt und Wegfall der Vergleichssera. Auf die Einzelheiten der interessanten Arbeit einzugehen würde den Rahmen eines kurzen Referates überschreiten. Doch sei ihr Studium dem Serologen dringend empfohlen; er wird mancherlei Anregung daraus schöpfen können, selbst wenn er dem Verfasser auf den von ihm eingeschlagenen Wege nicht zu folgen vermag. M. Klopstock (Berlin).

Krankheiten und Ehe. Darstellung der Beziehungen zwischen Gesundheitsstörungen und Ehegemeinschaft. Begründet von † Senator und Kaminer. Neu bearbeitet und herausgegeben von C. von Noorden und S. Kaminer. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig 1916. G. Thieme. Lex. 8°. XVI, 1111 S. 27 Mk.

Nach zwölf Jahren liegt die zweite, völlig umgestaltete Auflage dieses großartigen Sammelwerkes vor, ein Ehrendenkmal der wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit der deutschen Medizin inmitten des Krieges, wie kein anderes der kriegführenden Völker es aufweisen kann!

Abgesehen von den alle Kapitel betreffenden Umarbeitungen, Ergänzungen und Berichtigungen, die namentlich in den Kapiteln über Syphilis und Tuberkulose einen großen Umfang einnehmen, sind die Bedeutung von Klima, Rasse und Nationalität durch Moszkowski, die Menstruation, Schwangerschaft, das Wochenbett und die Laktation durch Schrader, die Stoffwechselkrankheiten durch von Noorden, die Erkrankungen des Gefäßapparates durch His und Külbs, die Geisteskrankheiten durch Hoche neu bearbeitet worden. Zwei in der ersten Auflage fehlende Kapitel, das über die endokrinen Drüsen und das über die Vererbung von Sprachstörungen, fanden in Porges bzw. Gutzmann sachverständige Bearbeiter. Neu sind auch die Kapitel über den Familienbegriff und die genealogische Vererbungslehre von Martius, über die Statistik der Geburtsziffern in den Kulturstaaten von E. Dietrich, über Krankheit und Ehetrennung von Jul. Heller.

So stellt sich das Ganze auch in seinem neuen Gewande wiederum als ein für jeden Sexual- und Sozialhygieniker unentbehrliches Fundamentalwerk der Eugenik dar, das aber auch in der Bibliothek keines deutschen Arztes fehlen sollte. Denn an jeden Arzt werden nach dem Kriege die ein umfassendes und kritisches Wissen auf diesem Gebiete erfordernden Fragen der gesundheitsgemäßen Eheschließung und des gesunden Nachwuchses als dringlichste Fragen des Volkswohles herantreten. Jeder ist berufen und verpflichtet, an ihrer besonnenen und gedeihlichen Lösung mitzuarbeiten.

Iwan Bloch (Berlin).

Wir erhalten von Herrn Dr. Hans Mühsam den folgenden Brief aus dem Felde:

Sehr geehrter Herr Kollege!

In der nur durch die Abschüsse der Kanonen ringsumher und die Einschläge feindlicher Granaten gestörten Grabesstille meines tiefen Unterstandes vor Verdun finde ich reichlich die in Berlin so karg bemessene Muße zur Lektüre. Da geben mir nun die Bemerkungen von Loewenfeld in der Augustnummer (5. Heft) der „Zeitschr. für Sexualwissenschaft“, die ich heute bekam, Veranlassung zu Einwänden. Er faßt sein Urteil dahin zusammen, daß beim Menschen „das Sexualobjekt in erster Linie auf einem Erwerb, der nach der Geburt einsetzt, beruht“. Ferner: „Dagegen liegt zur Zeit kein genügendes Material vor, daß die qualitativen Anomalien des Sexualtriebes in irgendwelchen Beziehungen zu Anomalien der inneren Sekretion der Keimdrüsen stehen“. Seine Beweise für diese Behauptung sind teils positiver, teils kritischer Natur. Was zunächst die

letzteren betrifft, so polemisiert er vor allem gegen die Steinach-Hirschfeldsche Hypothese von der zwittrigen Beschaffenheit der Pubertätsdrüse bei Homosexuellen, und ferner — deren Gültigkeit selbst angenommen — gegen die Folgerung, daß durch sie „die Entwicklung der ausschließlichen Homosexualität genügend erklärt“ würde. Positive Beweise für seine Annahme erblickt Loewenfeld 1. in der Verschiedenheit und dem individuellen Wechsel des Geschmacks, 2. in dem objektlosen Sexualtrieb des masturbierenden Kindes, 3. in den Schwankungen während der Pubertätszeit, 4. in der zeitweiligen oder dauernden Änderung der Triebsrichtung, 5. in dem Beibehalten des früheren Sexualobjekts bei Kastrierten und 6. in dem Hirschfeldschen Fall von Hodenhypoplasie mit normalem Geschlechtstrieb.

Meiner Meinung nach wird der hier aufgeworfene Fragenkomplex durch folgende in den letzten Jahren bekannt gewordenen Forschungsergebnisse ausreichend, und zwar im Sinne von Steinach-Hirschfeld — wenn auch mit einer geringen Abweichung — erklärt. Die aufgefundenen Tatsachen sind folgende:

1. Für die Entwicklung, resp. die Erhaltung der sekundären Geschlechtsmerkmale sind nicht die eigentlichen, die germinativen Keimdrüsenzellen (Hoden- und Eierstockszellen), sondern die Zwischenzellen bestimmend. Meiner Erinnerung nach ist diese Tatsache zuerst von Tandler und Groß festgestellt, und von ihnen in der „Wiener klin. Wochenschr.“, etwa 1911, veröffentlicht, später von Steinach auf anderem Wege bewiesen worden.

2. Die von entwicklungsgeschichtlicher Seite schon lange angenommene Zwittrigkeit aller Tiere, einschließlich des Menschen, ist durch Pick bewiesen worden. Wenn ich nicht irre, ist seine Arbeit darüber — nach einem Vortrag in der „Berliner medizinischen Gesellschaft“ — in „Virchows Archiv“ und in der „Berliner klinischen Wochenschrift“, ich glaube 1914, erschienen: Männliches resp. weibliches Keimdrüsengewebe ist stets auch in der entgegengesetzten Keimdrüse enthalten. Pick zeigte, wie z. B. versprengte Hodenkanälchen in Ovarien zu Tumoren von der Art der Adenome Anlaß geben können; und ich glaube mich erinnern zu können, daß er oder andere darauf hinwiesen, wie unter Umständen bei Kranken dieser Art eine Änderung im Gesamthabitus beobachtet worden sei.

3. Die Steinachschen Experimente über Maskulation und Femination.

4. Die Lehre von den Hormonen bei anderen Organen (Thyreoidea, Corpus luteum, Hypophyse usw.).

Versuchen wir, auf Grund dieser Feststellungen diejenigen Argumente zu beurteilen, welche Loewenfeld als Beweise seiner Auffassung heranzieht, so ergibt sich daher folgende tatsächliche Grundlage für die Erörterung: Jedes Lebewesen — oder beschränken wir uns hier auf den Menschen — jeder Mensch ist bisexuell. Die beiden Sexualcharaktere sind aber normalerweise in einem und demselben Individuum quantitativ außerordentlich verschieden entwickelt: der Mann besitzt nur eine geringe Spur weiblichen, das Weib nur eine geringe Spur männlichen Geschlechtsdrüsenmaterials. — Für die geschlechtsspezifische Entwicklung des Gesamtorganismus sind die Zwischenzellen seiner Keimdrüsen maßgebend, nicht aber die germinativen Zellen oder deren Funktion. Daraus folgt, daß die spezifische männliche und weibliche Orientierung schon im Kinde vorhanden ist; daß sie bei Keimdrüsenhypoplasie (Fall von Hirschfeld) besteht, wenn zwar der germinative Anteil der Keimdrüse, nicht aber die Zwischensubstanz fehlt, und daß sie bestehen bleibt, auch wenn die Geschlechtszellen nicht mehr produziert werden. Weiterhin folgt aber, daß in den Steinachschen Versuchen der pervertierte Geschlechtscharakter bis zur Resorption des letzten Stückchens transplantierten Keimdrüsengewebes bestehen bleiben muß, unabhängig von dem Erhaltenbleiben der sehr widerstandslosen eigentlichen Geschlechtszellen, sofern nur noch Zwischenzellen am Leben bleiben.

Mit diesen Feststellungen werden die Loewenfeldschen Einwände entkräftet:

1. Die Verschiedenheit und der individuelle Wechsel des geschlechtlichen Geschmacks sind so lange bedeutungslos, als die allgemeine geschlechtsspezifische Richtung beibehalten wird.

2. Der objektlose Sexualtrieb des Kindes kommt für unsere Frage nicht in Betracht, da die spezifische Auslösung der schon in der Kindheit vorhandenen potentiellen Sexualität erst in der Pubertätszeit erfolgt. Wie dieser Vorgang der Reifung erfolgt, ist dabei gleichgültig.

3. Die Schwankungen der Pubertätszeit, die Loewenfeld als Argument für seine Annahme heranzieht, sind ein sehr interessanter Beweis für das Gegenteil. Zur Pubertätszeit werden beide Anteile, der überwiegende und der eingesprengte, der stets zwittrigen Keimdrüse aktiviert. Beide produzieren ihre Hormone, deren Kampf miteinander sich in

den Schwankungen dokumentiert, welche das geschlechtliche Innenleben des heranwachsenden Organismus erschüttern, bis schließlich die mächtig sich entwickelnden Zellenlager des prävalierenden Anteils die schwächeren des rezessiven mechanisch zurückdrängen oder sein Hormon chemisch unschädlich machen. Aber die Zwittrigkeit bleibt bestehen! — Daß tatsächlich in der Pubertätszeit beim Manne auch weibliches Hormon vorhanden ist, gibt sich auch in dem nicht seltenen Schwellen der Brustdrüsen zu erkennen; ja, diese können sogar absondern.

4. In dem Bestehenbleiben der Zwittrigkeit findet die zeitweilige oder dauernde Änderung der Triebrichtung ihre Erklärung. Geht das spezifische Keimdrüsengewebe der Hauptrichtung zugrunde, oder erfährt seine Hormonbildung eine Änderung (die Thyreosen ohne anatomischen Befund geben dafür ein Analogon), so kommt der bis dahin zurückgedrängte Anteil zur Geltung, um bei Gesundung des ersteren wieder zu schweigen.

5. Nach dem Gesagten ist es einleuchtend, daß Kastrierte jede Sexualität verlieren, wenn alle Zwischensubstanz fortgefallen ist; daß aber für eine Änderung des Sexualobjektes keine Veranlassung besteht, wenn mit Erhaltung eines Restes von Zwischenzellen Geschlechtstrieb überhaupt noch bestehen geblieben ist.

Daß Erhaltenbleiben der germinativen Zellen bei Zugrundegehen des Zwischenlagers ausgeschlossen ist, braucht nicht näher erörtert zu werden.

Demnach scheint mir die Steinach-Hirschfeldsche Hypothese durchaus gut fundiert zu sein, aber noch der Erweiterung zu bedürfen, daß nicht nur homosexuelle Individuen, sondern alle Menschen, ohne Ausnahme, Zwitter sind, und daß bei Schwund oder Funktionshemmung des dominierenden, den Geschlechtscharakter des Gesamtorganismus nach außen hin bestimmenden Anteiles der bis dahin zurückgedrängte und unbemerkt gebliebene hervortreten, und so eine — nach außen hin mehr oder weniger in die Erscheinung tretende — geschlechtliche Umorientierung des Gesamtorganismus sich entwickeln kann.

Wir würden demnach — entsprechend den Bezeichnungen bei anderen Drüsen mit innerer Sekretion bzw. Hormonbildung — folgende Entstehungsmöglichkeiten für das Krankheisbild der Homosexualität, nach ihren Ursachen geordnet, angeben können:

Ätiologisches Schema der Homosexualität.

1. Primäre Atrophie der Zwischenzellen (Z. z.) des charakteristischen (dominierenden) Anteils der Keimdrüse (K. dr.)
   a) mit } sekundärer Hypertrophie der Z. z. des rezessiven Anteils.
   b) ohne }
2. Primäre Hypertrophie der Z. z. des rezessiven Anteils der K. dr.
   a) mit } sekundärer Atrophie des charakteristischen Anteils der Z. z. der K. dr.
   b) ohne }
3. Funktionsstörungen ohne anatomisch nachweisbaren Befund (Germinosen):
   a) Aufhören der Hormonbildung im dominierenden Anteil, während derjenige des rezessiven Anteils bestehen bleibt;
   b) Fehlerhafte Hormonbildung des dominierenden Anteils, die mangelnde Neutralisierung des rezessiven Hormons oder Verlust der Einwirkung auf die geschlechtsspezifischen Organe bzw. deren Tätigkeit zur Folge hat;
   c) Überfunktion des rezessiven Anteils der K. dr. Die klinischen Folgen ergeben sich daraus von selbst.

Diese Theorie gibt aber auch gleichzeitig den Weg zur therapeutischen Beeinflussung des Krankheitsbildes der Homosexualität an. Beim homosexuellen Mann ist Hoden-, bei der gleichgeschlechtlichen Frau Eierstocksgewebe zu implantieren. Im Falle der primären oder sekundären Atrophie des dominierenden Anteiles bei gleichzeitiger Hypertrophie des rezessiven muß außerdem Kastration erfolgen. Die Implantation muß so oft wiederholt werden, nach Resorption des Implantates, bis normale Verhältnisse eingetreten sind. — Die Schwierigkeit dürfte vor allen Dingen in der Beschaffung des Implantationsmaterials liegen, besonders bei Männern. Da es ja aber nur auf die Zwischenzellen ankommt, so könnten auch z. B. Leistenhoden dafür in Frage kommen. Ferner könnten mehrere Kranke gleichzeitig versorgt werden, da sehr geringe Mengen Drüsensubstanz zur ausreichenden Harmonbildung genügen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Iwan Bloch in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

Fünfter Band | August 1918 | 5. Heft

Sexualsymbolik.

Von Adrien Turel
in Berlin.

Vortrag, gehalten in der Mai-Sitzung der Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft.

Bevor ich zu allgemeinen Erörterungen über das Wesen des erotischen Symbols übergehe, bitte ich Sie, mir eine Strecke auf dem Wege einer Analysis zu folgen, die tatsächlich durchgeführt worden ist. Der Fall, um den es sich handelt, stellt keineswegs ein Unikum dar, darf es auch gar nicht, denn sonst ließe sich nichts Typisches und Allgemeingültiges daraus ableiten. Aber mit keineswegs leichten neurotischen Störungen verband der betreffende Kranke ein den Durchschnitt überragendes Maß von Autonomie. Während der Analysis brauchte er verhältnismäßig wenig geleitet zu werden. Sie vollzog sich vorwiegend in einer Reihe von Intuitionsausbrüchen, in Formen, die an Kunstschaffen sehr nahe grenzten. Dieser Umstand ist günstig für die Erkenntnis der tiefen Verwandtschaft des neurotischen und künstlerischen Symbols und behebt andererseits vollkommen den auch sonst ganz unbegründeten, aber darum bei Außenstehenden nicht weniger festgewurzelten Verdacht, als würden bei der Analysis die erlösenden Erklärungen vom Analysanten seinem Patienten aufoktroyiert. Das ist ja gerade der springende Punkt bei unserem Verfahren, daß die herrlichsten Symboldeutungen therapeutisch gar nichts fruchten, wenn der Kranke sie nicht aus seinem eigenen Innern heraus neu gebiert. Keiner wird zur Autonomie gelangen, er lerne denn selbst die Gespenster zu bannen. So lange es ein anderer für ihn besorgen muß, steht er noch auf dem Standpunkt des Wickelkindes, dem ein Erwachsener die Stechfliegen fortwedeln muß.

Eines Tages kam ein Student (Mitte der 20er), um sich analytisch behandeln zu lassen. Innerhalb der gesellschaftlichen Hierarchie hatte er noch keine feste Stellung und dementsprechend hatte er sich auch innerlich zu einer geschlossenen Persönlichkeit noch nicht durchgerungen, was beides ja doch wohl immer in hohem Grade zusammenhängt. Schon der erste Eindruck war der von gehemmten, verknoteten Kräften, von allgemeiner Rhythmusverwirrung. Man spürte das, was ich tragische Taktlosigkeit nennen möchte, die Unbeholfenheit jener Menschen, die aus inneren Sperrungen heraus immer einen Takt zu früh oder einen Takt zu spät einsetzen, daher nie oder fast nie richtig in die Dinge einhaken und sich dann meist in ununterbrochenen Kämpfen mit ihrer Umgebung aufreiben. Dazu kam ziemlich stark dasjenige Wesen, das man gemeinhin als feminin bezeichnet, das aber wohl besser als infantil bezeichnet werden würde. Denn dieses ganze Benehmen ergibt sich daraus, daß der betreffende Kranke sich infantil passiv einstellt und auf jede viril durchgreifende Wirkung verzichtet. Kein Wort, kein Satz, kein Gedanke oder Gedankenkomplex, keine Gebärde oder Handlung ist da kräftig nachbohrend durchgeführt, es ist alles nur angedeutet. Es ist nur ein Spielen mit den Möglichkeiten des

aktiven Lebens, ganz vergleichbar dem herausfordernden Kokettieren einer Frau. Denn im Kinde wie im Weibe wie im Neurotiker liegt im Vergleich zum normal erwachsenen Mann eine Überentwicklung der feminin passiven Komponente vor.

Auch in unserem Fall ergab die körperliche Untersuchung des Patienten keinerlei Anomalien, welche die Herbeiführung geregelter Geschlechtsfunktionen hätten unmöglich erscheinen lassen. Gleichwohl hat er noch niemals verkehren können. Sein allgemeiner Trieb ging sehr stark zum Weibe. In ungefähr einem Dutzend von Fällen war er schon mit Frauen in völligen Körperkontakt getreten, aber immer, und gewissermaßen krampfhaft, impotent geblieben. Heftige Wein- und Lachkrämpfe blieben die einzige Auslösung. Er selbst vermeinte homosexuell zu sein, hielt die aus der Pubertätszeit stammende Fixierung auf einen schönen und kräftigen Schulfreund für die einzige große Liebe seines Lebens und verwünschte sein Schicksal. Das einzige, was bei ihm eine Ejakulation auslöste, war die Vorstellung von Ring- und Gladiatorenkämpfen, die er sich während seiner Pubertätszeit als zwischen Knaben, und seit seinem 19. Jahre etwa als ausschließlich zwischen Frauen sich abspielend beschrieb oder zeichnete.

Im Zusammenhang mit diesen Vorstellungen hat er seit seinem 15. Jahre unter den quälendsten Gewissensbissen masturbiert. Zum Minderwertigkeitsgefühl, welches sich daraus ergab, gesellte sich eine schmerzhafte Scheinneuralgie des linken Hodens, die lange erfolglos mit Blaulicht behandelt wurde. Dazu kam noch ein ganzer Rattenkönig von anderen neurotischen Defekten, von denen die einen mehr psychischer, die anderen mehr somatischer Natur zu sein schienen: Kopf- und Augenschmerz, Angst vor Erblinden und vor Schwindsucht, schwere Schlaflosigkeit, Herzflattern, Schwindel, Migräne, Stockschnupfen, Verstopfung, Blähungen, Gliederreißen und eine der seelischen Schwäche und Unausgeglichenheit vollkommen parallele Labilität des körperlichen Gleichgewichts. Alles dies floß mit Melancholie und verschwommenem Ehrgeiz zu einem völligen Minderwertigkeitsgefühl zusammen.

Was hätte die approbierte Nerventherapie mit einem solchen Gewächs anfangen können? Man hätte unheilbare allgemeine Konstitutionsschwäche angenommen, umsomehr als es ein Alterskind war. Für den reichen Neurotiker gibt es da Sanatorien, Kurorte, Reisen, Zerstreuungen, milde Betätigung, behutsames Hinwegtrotten über die Abgründe. Ist der Kranke arm, so kann es für ihn nur gelten, die Zähne zusammenzubeißen und sich zu bescheiden, es gilt für ihn das Kunststück fertig zu bringen, mit ganz verheddertem Innern, wenn ich so sagen darf, mit einer chronischen Darmverschlingung im Leibe, tunlichst ungekrümmt, brauchbar und heiter durch Beruf und Leben zu gehen. Hier kann heute schon die Symbolanalyse segensreich einsetzen in eine weite Lücke der übrigen Therapie.

Schon gleich zu Beginn der Analyse wurde das entscheidende Wort: Inzestfixierung nachlässig in die Debatte geworfen. Der Patient nahm es sehr gelassen ohne Überraschung ebenso wie ohne sittliche Entrüstung hin. Diese Spur glaubte er längst als Sackgasse erkannt zu haben.

Ein Zufall kam uns sehr entgegen. Patient mußte über Winter umziehen und bewohnte nun eine Stube, die nach Lage und Anlage vollkommen derjenigen entsprach, die er während der entscheidenden Krämpfe seiner Pubertätszeit innegehabt hatte. Dieser Aufenthalt in der Gespensterkammer seiner Knabenjahre, die lokale Reiteratur begünstigte heftige Angstzustände und daraus erwachsende Traumausbrüche, welche anstatt der sich grell vordrängenden

qualvollen Leidenschaft zu seinem Freunde nunmehr das Sterben seines Vaters und alle damit zusammenhängenden Vorstellungen unverrückbar in die Mitte stellten.

Die in der Selbstanalyse vom Patienten ausgesprochene Hoffnung, daß der durch Jahre wie ein Alb getragene Druck der homosexuellen Liebe zu seinem Freunde nunmehr als Irreführung entlarvt und wie ein Kartenhaus zusammengefallen und erledigt sei, erwies sich als zutreffend: der Bann des Freundes war unwiderbringlich dahin, nicht aber das Motiv der verdeckenden pseudohomosexuellen Komponente an sich. Vater Goethe, der ja auch wohl von unseren erbittertsten Gegnern nicht verdächtigt werden kann, die Freudianische Seuche kritiklos mitgemacht zu haben, spricht es an irgend einer Stelle aus, daß es ein beliebtes Mittel der Schwächeren sei, sich aus dem Haß in die Liebe zu flüchten. Wenn er nun noch hinzugefügt hätte, daß es ein ebenso beliebter Weg ist, sich aus zensurverbotener Liebe in den Haß zu flüchten, dann hätte er den Mechanismus dieser vorliegenden, und aller Neurose überhaupt, wenn auch etwas einseitig, aphoristisch festgelegt. Denn von Fall zu Fall im Laufe der Analysis glaubte unser Patient immer wieder in Jünglinge, die seine Lebensbahn gekreuzt hatten, verliebt gewesen zu sein. Und immer von neuem löste sich die Scheinliebe in Haß und erbitterte Rivalität auf. Wie eine solche Metathesis auf Grund der bisexuellen Veranlagung des Menschen in Fällen einer stärkeren femininen Komponente vielleicht sogar zu dauernder Pseudohomosexualität führen kann, das breiter zu erörtern ist hier nicht der Ort. Hier sei nur gesagt, daß Patient selber noch lange hartnäckig an dem Glauben festhielt, er habe seinen Vater geliebt und seine Mutter ihres schwachen Charakters wegen gehaßt und verachtet.

Dementsprechend genügte diese erste Erkenntnis zum Potenzdurchbruch noch nicht. In den Tagen tastender und mühsamer Vorbereitung für den zweiten Durchbruch begann aber die Libido bereits von oben nach unten abzuwandern, die Bauch- und Beinpartien gewannen an Bedeutung und das zentrale Symbol des Frauenringkampfes begann sich in seine Bestandteile aufzulösen.

Unter Übergehung minder wesentlicher Berichte schreite ich sofort zur Wiedergabe des Haupttraumes der ganzen ersten Periode.

Bericht: Krisis geht ungelöst fort.

Es ist am Nachmittag in unserem Eßzimmer.

Kopfschmerz, Erschöpfung, Nebel und Herbst, schweres Heimweh in die Vergangenheit.

Ich denke an meine Augenschmerzen, an meine quälende Furcht vor Erblindung in früheren Jahren. Weil mein Bruder mich mit einer Kelle ins Auge geschlagen hatte, fürchtete ich immer den Star zu bekommen, wie mein Vater, der nur noch ein Auge hatte, am Star zu erblinden fürchtete. Als Kind sah ich im Dunkeln weiße, schwimmende Pflaumengebilde. Später, in der Pubertätszeit alle Augenblicke heftige Migräne, mit einem zuckenden, grell weißgeäderten Feigenblatt mitten im Gesichtsfelde und mit wüstem stundenlangem Erbrechen. Abends in Erschöpfungszuständen seltsam wogende, hellgraue Würste, ein Gefühl vom Schwellen der eigenen Gliedmaßen und des Hirns. Wahnsinnsgefühl.

Verse gehen mir durch den Kopf. Von Conrad Ferdinand Meyer:

Wie nahe die Flut ich fühle,
Als wär' ich drein versenkt.

Aus Gustave Flauberts Versuchung des heiligen Antonius:

Möchtest du nicht wie in Fluten ins weiche Fleisch der brünstigen Frauen versinken?

Ich fühle mit einer Art dumpfer Wut, wie meine Mutter mir bei aller Erotik immer lustraubend nahe war. Denn immer empfand ich, namenlos beschämend, ihre zur Reinheit mahnende Gegenwart, ohne daß sie mich von irgend welchen Masturbationsexzessen hätte abzuhalten vermocht. Sie würzte nur alles mit Bitternis.

Während dieser Überlegungen schlafe ich am Eßzimmertisch ein. Ich träume einen kurzen Traum: Ein dämmernder, weiter Saal. Neben mir steht mein Bruder. Vor mir bewegt sich etwas, was ich nicht deutlich sehe. Ich jauchze laut auf: „Nun wird es sich ja zeigen, was es eigentlich ist.“ Unweit von mir, auf einem Postament oder auch halb in der Luft schwebend erstarrt das Verschwommene zu einem kerzengerade aufrecht stehenden Bildwerk. Es sieht aus wie eine Mumie oder wie ein Wickelkind, wie eine ägyptische Frauengestalt oder wie jener archaische dorische Apollo, der mit geschlossenen Beinen und mit weit aufgerissenen Augen so leblos lächelt. Die Traummumie vor mir lebt. Mit stillen Händen schlägt sie windelartige Tücher vor ihrem Leibe auseinander. Man sieht den Bauch eines Weibes, ganz deutlich die Genitalien. Durch eine seltsame optische Verschiebung geht es wie ein Rollen durch den Körper, Nabel und Vagina rücken in die Mitte des Bewußtseins und schwellen vor.

Wie ich aus diesem Traum erwachte, war mir übel vor Wehmut. Kopfschmerz betäubt mich. Ich habe das Gefühl, als wäre mein Leib gespannt wie ein Faß. Auf dem Sofa hockend und frierend schlafe noch zweimal wieder ein.

Der Gedanke verfolgt mich, daß es mit den Traumintérieurs, die ich mir Nacht für Nacht aufbaue, irgend eine bestimmte Bewandtnis haben muß. Ich raffe mich auf und beschließe, meine Mutter doch endlich zu bitten, mir zu beschreiben, was für eine Einrichtung in der Wohnung stand, in der ich geboren wurde.

Ich gehe zu ihr, sage aber nicht das, was ich ursprünglich sagen wollte; frage vielmehr, gegen inneren Widerstand: „Mama, zeichne mir doch mal den Grundriß der Wohnung auf, in welcher ich zur Welt gekommen bin.“

Sie sagt: „Gern“ und nimmt Bleistift und Papier: „Siehst du“, sagt sie im Zeichnen, „es war eine merkwürdige Wohnung, mit zwei Schichten von Stuben ohne Korridor dazwischen. Die Hinterzimmer hatten keine Fenster. Durch Glastüren erhielten sie den Tagesschein aus den Vorderzimmern.“

Ich sah meiner Mutter mit seltsamer Erregung zu. Ich fühlte: das ist das Wichtige. Meine Augen und mein Geist fixierten sich mit schmerzhafter Anspannung auf den Plan. Das blieb den ganzen Abend so. Wir bekamen Gäste, aber ich blieb unnahbar, starr und geistesabwesend. Ich las noch die letzten Briefe Nietzsches an Overbeck. Die grausige Selbstschilderung des Ahnungslosen, wie der Messiasgrößenwahn und dann die Dämmerung über ihn kommt. Mir treten Tränen in die Augen. Dabei fällt mir ein, daß ich immer nur über mein eigenes Unglück weine, und auch da nur über meine Impotenz, sonst über nichts, auch über die schwersten Rückschläge nie. Ich habe das Gefühl: Nietzsche ist mein Leidensgenosse.

Ich beginne zu frieren und zeige Merkmale einer nahenden Influenza mit Gliederreißen und Kopfschmerz, weigere mich aber (wie immer, da ich aus einem dunklen Prinzip stets erwarte, daß es sich von innen her löst und nicht durch das Eingreifen eines deus ex machina), etwas einzunehmen. Ich gehe zu Bett, will masturbieren, schlafe aber darüber ein.

Kurz nach 6 Uhr früh habe ich dann den folgenden Traum gehabt:

Schauplatz: Unsere jetzige Wohnung, und zwar meine eigene Schlafstube als Eßzimmer eingerichtet, oder auch das Eßzimmer in der Wohnung meiner Kinderjahre, dazu die Straße vor unserem Hause.

Personen: Meine Mutter, ich, eine kleine zierlich gebaute Dirne, vielleicht meine Schwester. Dazu kommt ein „Graf“, der aber ganz im Hintergrunde bleibt.

Mit Mutter und Schwester sitze ich am Frühstückstisch. Es ist davon die Rede, daß in dem großen grauen Hause quergegenüber sich ein Graf eingemietet hat, der immerfort herüberschaut. Man weiß überall, er ist in irgend einen Einwohner unseres Hauses verliebt. Man zerbricht sich aber den Kopf darüber zu wissen, in wen. Meine Mutter sagt: „Ich möchte wissen, an wen er hängt.“ Ich schaue sie dabei an und sehe ihr Gesicht ganz genau. Sie lächelt strahlend siegesgewiß, aber doch leonardesk. Es ist völlig klar, daß sie sich nur verstellt. Sie weiß ganz genau, daß sie das Objekt des „Grafen“ ist, daß er sie liebt. Plötzlich kommt der Gedanke in unserer Mitte auf: Der Graf hängt sich nicht nur zum Fenster hinaus, um herüberzustarren, er hat sich auch hinausgestürzt. Er hat Selbstmord verübt. Typisch für unseren Familiencharakter geht man nun nicht Erkundigungen holen, sondern streitet sich unter Heraufbeschwörung prinzipieller Anschauungen herum. Dann bricht es ab. Mit meiner Schwester trete ich nun unten aus dem Torweg. Da sehen wir drüben vor dem grauen Hause einige Menschen versammelt und am Boden etwas wie einen flachen Haufen Lappen, wie eine Blutlache, als wenn jemand sich stark erbrochen hätte. Meine Begleiterin sagte traurig nickend, ja, ich wußte wohl, daß er sich töten würde.

Hier brach es ab und ich erwachte. Ganz gegen meine Gewohnheit lag ich flach auf dem Rücken, die Knie und Knöchel zusammen, die Hände an den Seiten, den Hinter-

kopf scharf in das Kissen gedrückt. Genau wie die Mumie vom Traum am Tische, oder wie ein Wickelkind.

Der Gedanke kam mir, das Bewußtsein vielmehr: „Du liebst deine Mutter. Du liebst deine Mutter. Du wirst Selbstmord verüben müssen. Darum wird dir auf jeder Leiter schwindlig, weil du das Gefühl hast, du müßtest dich hinunterstürzen“. ... Hierbei überwältigte mich solche Qual, daß ich laut aufstöhnte.

Ich dachte: „Das wird Mama im Nebenzimmer hören.“ Dann fiel mir wieder ein: „Es ist ja Nacht, da ist meine Mutter gar nicht nebenan, sondern hinten in der Schlafstube und schläft.“ Mir fiel ein: „Wenn ich stöhne und schreie, soll es immer meine Mutter hören, ich will sie stören. Ich rüttle an ihrer kühlen Seele. Ich reize sie, auch im Wachen, es ist mir ganz gleich, ob sie mich liebt oder haßt, ich will sie um jeden Preis in Wallung und mit mir beschäftigt sehen ... Es ist immer so gewesen, du hast immer nur geschauspielert und die Aufmerksamkeit deiner Mutter erzwingen wollen. Als winziges Kind schon, wenn ich vom Spielen im Garten fortwährend mit künstlich ausgeheckten Sachen zu ihr ins Haus rannte, alles verlor, damit sie es mir immer von neuem geben mußte und unvermittelt, unter den fadenscheinigsten Vorwänden in verzweifelte Tränen ausbrach. Aber sie blieb mit ihren Sinnen fremden Leuten zugewandt .... Und immer kam mein Vater dazwischen.“ Hier stockte es einen Augenblick. Wieder zerbarst eine analytische Schicht und wie eine Säule stieg der Gedanke empor: „Mein Vater ist ja auch in einem Anfall von Wahnsinn zum Fenster hinausgestürzt und wenige Tage darauf gestorben .... Ich habe meinen Vater zum Fenster hinausgeworfen. Nein, die Treppe hinunter, schon als Kind. Darum fürchtete ich mich immer so, wenn Papa mich in der Scheune die Treppenleiter hinaufführte. Ich dachte immer: er wird nicht richtig aufpassen und mich fallen lassen. Ich mochte fünf oder sechs Jahre alt sein, als ich hörte, wie ein ganz entfernter Bekannter von uns in einem Hotel in betrunkenem Zustande von der Treppe hinabgestürzt und tot liegen geblieben sei. Das machte einen ungeheuren Eindruck auf mich. Hartnäckig und unwillkürlich übertrug ich den ganzen Vorgang auf unser eigenes Treppenhaus und betrachtete es ebenso wie die kleine Wendeltreppe, die aufs Dach zur Sternwarte meines Vaters führte, nur noch mit heiliger Scheu. Ich sah mich im Dunkeln auf allen Vieren herumkriechen, mein Vater bemerkte mich nicht, trat mir schwer auf die Hände und stolperte über mich die Treppe hinunter.“

Bei all diesen Halluzinationen lag ich noch ganz unbeweglich auf dem Rücken, lange Wellen von Gänsehaut rieselten mir vom Kopf bis zu den Füßen. Tränen flossen mir aus den Augenwinkeln in die Schläfenhaare, aber ich konnte sie mir ebensowenig abwischen wie ehemals den Schweiß, der mir vom Gesichte floß, wenn man mir als Kind stundenlang nasse Umschläge machte. Dahinter noch dämmerte mir ein ganz hilfloser Wickelkissenzustand. Immerfort stöhnte ich nach meiner Mutter, aber sie kam nicht. Einmal über das andere sah ich die Tür aufgehen und mein Vater drängte sich herein, zwischen uns. Ich haßte und fürchtete ihn.

Ich wußte wohl, schon mehr als einmal hatte ich in diesem Wickelkissenstarrkrampf so gelegen, wie gefesselt, und verzweifelt geweint, wenn ich eine Frau hatte lieben wollen und dazu nicht imstande gewesen war.

Plötzlich, ganz unvermittelt, fiel mir der „gröhlende Prolet“ ein. Vor fünf Jahren etwa, kurz nach dem Abiturium, lernte ich einen jungen Bildhauer kennen, der mich interessierte und zugleich sehr nervös machte, offenbar weil ich bei ihm ganz ähnliche Schmerzen witterte wie bei mir selbst. Er modellierte eine Büste von mir. Dabei packte mich ein dunkler Drang, es auch mit der Bildhauerei zu versuchen. Ich bat ihn, mir einen Tonklumpen zu geben, da ich kneten wolle. Er ging darauf ein, sehr bereitwillig, aber nicht ohne einen Anflug von spöttischem Zweifel. Zu Hause angelangt, legte ich meines Bruders Reißbrett auf den Tisch, haute den Tonball darauf und ging ohne Überlegung, ohne jedes Zögern und Schwanken ans Werk. Ich stellte einen Spiegel zurecht, nahm Schlips, Kragen und Hemde ab und begann zu modellieren. Ohne Eitelkeit oder Idealisiersucht, mehr noch, ich porträtierte gar nicht, ich benutzte meinen Kopf nur als anatomischen Leitfaden und knetete etwas wie einen römischen Plebejer mit dickem Kopf auf ganz kurzem gedrungenem Halse. Der Mann hielt nicht still, mit völlig und gemein linksseitig verzerrtem Maule schien er ludenhaft zu gröhlen. Mir schwebte etwas wie ein Demagoge vor, der einen aufreizenden Schlachtruf in eine Menschenmasse hineinschrie. Dementsprechend nannte ich die Büste den „gröhlenden Proleten“ und war nicht ganz ohne Recht sehr stolz darauf, denn sowohl mein Bruder als mein bildhauernder Freund fanden sie bei aller Roheit und anatomischer Ignoranz lebendig und begabt. Ich dachte nun sofort, daß meine Mutter sich außerordentlich über dieses Produkt meiner Schöpferkraft freuen müßte. Ich führte sie also davor. Aber zu meiner tiefsten Verblüffung zeigte sie vor dem Gebilde, das ich mit Stolz und Befreiung betrachtete, alles

andere als Freude. Ekel vielmehr und erbitterte Ablehnung. Sie wurde ganz bleich und verstört, erklärte es für eine Schweinerei, dergleichen zu machen, ich solle meine Zeit auf nützlichere Sachen verwenden. In der Nacht träumte sie davon und kam auch in der Folge nur mit Haß und Verachtung darauf zurück. Mir erschien dieser Ausbruch hysterisch und unnatürlich, völlig unnatürlich. Ich versuchte, mir über den psychischen Stoß hinwegzuhelfen, indem ich meine Mutter für unzurechnungsfähig und für von Kindeshaß verfolgt erklärte. Das war keineswegs ganz falsch, darüber aber vergaß ich ganz, daß ich von einem ebenso unnatürlichen Mutterhasse besessen war. Trotz alledem ist diese intensive Ablehnung der Büste von seiten meiner Mutter zum großen Teil der Anlaß dafür gewesen, daß ich den Proleten weder abgießen noch auch photographieren ließ. Er dörrte ein und zerbarst allmählich.

Alles dies ging mir blitzartig während der Selbstanalyse durch den Kopf. Ich sah die Tonbüste vor mir stehen. Plötzlich geschah etwas ganz Unerwartetes. Ich oder jemand anderes kippte den Kopf nach hinten um, daß er wie der Schädel eines Säuglings auf einem Kissen lag. Und ich sah mich selbst als kleines Kind mit linksseitig verzerrtem Munde brüllen. Ich hatte Krämpfe, Schaum und Speichel sickerte mir aus den tief herabgezogenen Mundwinkeln. Diese Brechkrämpfe habe ich nun wirklich gehabt. Infolge einer Brusterkrankung meiner Mutter erbrach ich ihre Milch einmal über das andere. Daneben litt ich an schwerem Durchfall.

Die Diarrhöe wich später einer ständigen Neigung zur Verstopfung, aber das wütende Erbrechen stellte sich in der Pubertätszeit wieder ein und ist bis jetzt ein störendes Gebrechen geblieben. Gleich nach dem Tode meines Vaters stellten sich zugleich mit dem reuevollen Masturbieren mit Hodensperrung und späterer Scheinneuralgie des linken Hodens sehr häufige Migräneanfälle ein, die mit stundenlangem Erbrechen verbunden waren. Gleichzeitig trat Herzflattern ein, Schwindel und eine große Labilität gegenüber dem Alkohol. Während ich früher bis zu drei Flaschen Wein bei strahlender Laune vertragen hatte, wurde ich jetzt, besonders in Zuständen erotischer Spannung, von einigen Gläsern aus dem mühsamen Gleichgewicht geschleudert und wie ein Bündel Lappen in infantilen Brechkrämpfen auf den Teppich geworfen. Ich sage auf den Teppich, weil ich durchgehend den wie man sagen möchte, perversen Trieb hatte, mich mit diesen Anfällen im Salon, in öffentlichen Lokalen, vor meiner Mutter oder vor anderen geliebten Frauen unmöglich zu machen. Gegenwärtig kann ich es nur als eine Dostojewskysche Selbstentwürdigung auffassen, als eine brutale Regression in die Kindheit, als einen Ausbruch des stets verleugneten Grundtriebes, der nach der Mutter schrie.

Diese Entwicklung wurde durch die unglückliche Veranlagung meiner Mutter sehr begünstigt. Sie hatte uns wohl immer sehr geliebt. Aber aus einer neurotischen Belastung, die ich wohl teilweise von ihr geerbt habe, heraus, war sie asketisch kühl, selbstquälerisch und immer in Nebel gehüllt mit kalten verschleierten Augen. Je mehr sie mich nun mit sich selbst identifizierte, desto mehr duckte sie mich, wie sie sich selber duckte, wandte sich von meinem Schicksal wie gleichgültig ab und fremden Menschen zu. Nur wenn wir krank waren und litten, brach ihr abgedrosseltes Gefühl vorübergehend elementar hervor. Und so wurde wohl von Anbeginn bei mir die Neigung groß gezogen (und alledem kam wohl eine starke feminine Komponente entgegen), mich in eine infantile, hilflose Lage zu versetzen, um ihre Teilnahme auf diese Weise zu erzwingen.

Der Spuk, der mich während der Selbstanalyse umgab, erreichte jetzt erst seine volle Höhe. Unter dem Bette saß jemand, der nach meinen Gliedern hascht, sobald ich sie unter den Decken hervorstreckte, nebenan schlürfte jemand in Pantoffeln herum, die Tür und die Wände sogar taten sich auf und überall her huschte es von kleinen, tückischen Männchen, die mich verspotteten und erdrosseln wollten. Aber ich war immer weniger in der Stimmung, mich vor ihnen zu fürchten. Ich stach in die Gespenster hinein, rief sie an und sie nannten ihren Namen. Es war überall der Vater, die Elternautorität, die ungeschickt und nörgelnd, manchmal sehr drückend, über meinem feinnervigen und reizbaren Kinderleben gestanden hatte."

Soweit der Bericht des Patienten. Er fällt in die dritte Woche der analytischen Arbeit. Der Heftigkeit des Ausbruchs entsprechend, war die Befreiung eine ungemeine. Mehrere Phobien, wie der Schwindel, das verfolgende Männchen und dergleichen brachen zusammen und tauchten nur selten wieder auf, um rasch in nichts zu verebben. Und etwa 8 Tage später erfolgte bereits der Potenzdurchbruch in drei Absätzen: das erste Mal lange cunnilinctio mit Erektion ohne potentia coeundi, das zweite Mal stundenlange actio coeundi ohne Ejaculation, das dritte Mal zweimaliger coitus per actus.

Damit war der Kranke natürlich aus dem Allergröbsten herausgehauen, aber eben nur aus dem Allergröbsten, denn die Kulminationsspitzen seines neurotischen Symbolgebäudes waren wohl erfaßt, aber der innere Mechanismus war noch nicht genügend erkannt, und vor allen Dingen ist nach so kurzer Zeit das Hirn auch noch nicht gewöhnt, die Symbolik, wo sie auftaucht, richtig aufzulösen. Denn die Gesundung von erotischen Zwangsvorstellungen, d. h. nach Beseitigung der Haupthemmungen die Fähigkeit, die vasomotorischen Schaltungen richtig zu beherrschen, ist Sache der Gewöhnung kaum weniger als der Erkenntnis und des Willens. Daher möchte ich, ehe wir zur theoretischen Formulierung übergehen, noch etwas weiter den Heilungsgang der betreffenden Neurose mit Ihnen verfolgen, um so mit dem Kranken zugleich in immer tiefer gelegene Schichten der Symbolerkenntnis zu dringen. Sodann ist das bisher Erreichte schon deshalb nicht ausreichend, weil es nicht genügt erfaßt zu haben, daß man zu einer gewissen Zeit seines Lebens den Vater gehaßt hat, den man immer geliebt zu haben wähnte. Man muß die eigentlichen traumatischen Knoten, die realen Anlässe und Anknüpfungspunkte dieses Hasses auffinden. Und das ist in unserem Falle bis jetzt noch nicht geschehen. Der Fenstersturztraum hat uns nur die Oedipusgefühle des Kindes offenbart, ohne daß bisher irgend etwas in dem Betragen des Erzeugers diesen ungeheuren Grad der Feindseligkeit zu rechtfertigen oder auch nur zu erklären vermöchte.

Der Kranke war zur Erkenntnis der Wurzel seines Vaterhasses gelangt. Auch dieses Stadium genügt aber noch keineswegs. Die menschliche Gesellschaft hat vollkommen Recht, wenn sie einen Menschen nicht für voll ausgereift und daher auch nicht für vollwertig und zuverlässig hält, der sein Leben lang auf der Stufe promethidenhaften Trotzes gegen jede Autorität stehen bleibt, wie sie für die Neurose durch den unbedingten Vaterhaß repräsentiert wird. Das ist die juvenil draufgängerische Periode des Pubertätsdurchbruchs zum autonomen Manne. Sie muß durchgemacht werden, aber sie muß auch überwunden werden. Nicht nur vom gesellschaftlich-bürgerlichen, sondern auch vom höheren analytischen Standpunkte aus. Es ist einfach Unsinn, daß irgend ein Mensch unverkrüppelter seelischer Funktionen seinen Vater von Grund aus hassen kann. Das Virile an ihm mag sich gegen diesen ersten und eindruckvollsten Vertreter zermalmender Autorität auflehnen. Aber gerade wir Freudianer, die wir mit der ursprünglichen fundamentalen Bisexualität jedes Individuums rechnen, dürfen das dritte Drittel jedes Mannes, das Weib in ihm nicht vergessen. Diese feminine Komponente, die sich schmiegen, gehorchen will, die geleitet und befruchtet sein will, liebt den Vater und verachtet in eben dem Maße die hilflose Schwäche der Mutter. Auf diesen Punkt aber, den ich als Kern und Mitte dieses meines Vortrages betrachte, werde ich gegen Schluß noch einmal zurückkommen. Vorläufig wollen wir unseren Kranken noch ein Stück weiter auf seinem Wege zur Lösung und zur Reife begleiten.

Traumbericht: Voller Neid anknüpfend an den Roman, der vor längerer Zeit von Alexander Castell im Tageblatt erschienen ist. Wir sitzen auf der Veranda und haben Kapaunen gegessen. Ein sehr alter, reichlich seniler Herr aus unserer Bekanntschaft ist auch dabei. Meine Schwester aber nicht. Der Braten war saftig, ich habe nicht essen können, ohne mir alle Finger dabei in widerlicher Weise mit brauner Tunke zu beschmutzen. Dann gehe ich hinaus auf die Veranda und lese den Roman im Tageblatt. Das Papier fällt mir etwas auf. Es ist grau wie Kriegspapier, aber auch wie das Käseblättchen grau war, welches mein Vater während meiner Kinderjahre hielt. Es ist der Anfang des Romans. Es wird eine albern geiststreichelnde Zustandsschilderung gegeben. Es ist von einer adligen Dame die Rede, die offenbar nicht sehr adlig ist, denn alle Bezeichnungen, die sich auf sie beziehen, werden in spottender Übertreibung in lauter großen Anfangsbuchstaben gegeben. Es wird da erzählt, daß Frau Sixt von Arnim (ich weiß im

Traume genau, daß sie gar nicht Sixt von Arnim heißt, suche aber krampfhaft den Namen herauszulesen) irgend etwas getan hat, was mir spurlos entfallen ist. Sie wird als etwas bezeichnet, was mit lauter Initialen geschrieben wird: MAMA, MAMMA, MAMERTINA, MAMMOSA, MUMUR, MULIER, MUMU. Ich lese das und denke: Wie namenlos dumm der Kerl ist, wie eitel auf seine Witzchen. Hat er doch, während die ganze übrige Zeitung in Fraktur gedruckt ist, seinen ganzen Roman in Antiqua setzen lassen, wie ich genau weiß, nur um seine Wortspielereien anbringen zu können. Denn das empfinde ich mit aller Bestimmtheit, schon im Traume, daß es in Fraktur nicht so gegangen wäre, weil dabei die gesuchten Wortbilder (gesucht!) nicht so scharf hätten hervortreten können. Und nun, sage ich mir schadenfroh, ist doch alle Mühe umsonst. Was dabei herauskommt, ist nichts weiter als eine Beschimpfung, Mumu wird die Frau geschimpft, also als eine Kuh."

Soweit gebe ich den Traum, der sich dann noch eine Weile in handgreiflich deutlichen Verbindungen von Greisen, Frauen und Kapaunen ergeht. Sofort wurde bei der Analyse klar, daß der Kern des Ganzen eben in den Wortsymbolen steckte, zu deren Unterbringung der Traum konstruiert war. Die Wortbedeutungen selbst sind ja schon durchsichtig genug: Mama gleich Mutter, Mamma gleich Ammenbrust gleich Busen, Mammosa gleich die Schwerbusige, Mamertina (Mamertiner gleich abgedankter Soldat, gleich Söldner, gleich Fechter, gleich Gladiator. Die Mamertiner waren Leute, die für die Entstehung des ersten punischen Krieges Bedeutung gewannen, indem sie keck und auf eigene Faust gegen die Karthager auf Sizilien vorgingen und dann von den Römern unterstützt wurden). Dazu ist dann das Femininum Mamertina gebildet, wie der Kranke zu seinen Lustvorstellungen aus dem Juvenal das hapax legomenon gladiatrix ausgegraben hatte (Femininum zu Gladiator). Dann Mumur und Mumu, wovon der Träumer unter der Schmuggelmaske der Ironie bereits festgestellt hatte, daß es ein Kuhmuhen andeute. Aus dem ganzen Komplex also schält sich zunächst ganz einfach und fast überdeutlich der Grundbegriff Amme, mit im Kampf oder Arbeit wogenden schweren Brüsten. Sie besinnen sich vielleicht, daß ich ganz einleitend gesagt hatte, die einzige Ejakulation erzeugende Vorstellung unseres Kranken sei vor Beginn der Analysis Frauenringkämpfe oder Kämpfe weiblicher Gladiatoren gewesen. Nun verkehrte er aber bereits ganz normal. Wie konnte da diese Duellvorstellung ihre Symbolwucht für ihn behalten? Sie mußte offenbar an starke, noch unentdeckte Libidoquellen seiner ersten Kinderjahre geknüpft sein. Die Lösung dieser Fexierbilder, dieses Wort- und Buchstabenspiels mußte uns also auch auf dem Wege der Heilung beträchtlich weiterbringen. Die Lösung verbarg sich hinter den Buchstabenbildern. Besonders der Buchstabe M erwies sich als für unseren Kranken bis zum Bersten mit Symbolwert gefüllt. Kehrte er es um, so bekam er ein W. M war Mann, zugleich zwei Beine mit dazwischen herabhängendem Penis. W war Weib, mit verworrenen Vorstellungen von Pfählung, Begattung, Schwanz und hermaphroditischem Penis. M gleich Mann war das umgekehrte von W gleich Weib, das Antipodon, das Polare, verbunden mit Vorstellungen von Tauziehen, Ringkampf, Geschlechtskampf. Er nahm einen Bleistift und zeichnete eine Kuh, von vorne gesehen breitbeinig mit zwischen den Beinen herabhängenden Eutern und mit drohend zum Stemmen und Stoßen gesenkten Hörnern. Nicht ohne Bedeutung machte er das Tier so unförmig breit, denn sofort knüpfte sich für ihn der Gedanke an einen Champagnerpfropfen daran, sodann an die Flasche selber, als an etwas Schwangeres, zum Platzen Gefülltes, zugleich ein Phallussymbol. Aber sofort verwandelte sich das M weiter. Es glich nun einem Amboß, einem wichtigen Bilde für seine Jugend, und dann wiederum einem Hackeblock, wie sie zum Holzzerkleinern gebraucht werden. Auf einem solchen hatte sein Vater Kleinholz gemacht und auch er hatte mit

einer winzigen Axt mit Feuereifer darauf arbeiten dürfen. Aber niemals hatte dieser Eifer lange angehalten. Denn die Neurotiker verrichten ja keine Arbeit um ihrer selbst willen, auch nicht um der körperlichen Betätigung willen, sondern immer nur als symbolische Abreagierung irgend eines Komplexes. Sobald sie die Katharsis der betreffenden Zwangsvorstellung gefunden haben, sobald sie also in unserem Falle genug Widersachern den Hals auf dem Blocke abgehackt haben, wenden sie sich mit Ermüdung, mit Ernüchterung, ja mit Ekel davon ab. Man kann geradezu hier das Wort anwenden: post coitum omne animal trieste. Denn es liegt zwar kein coitus, aber doch ein paroxysmaler Ausbruch mit darauffolgender Erschlaffung vor.

Nun kam aber erst die Hauptsache: Der Selbstanalysierende schrieb weiter:

„Die Kuh könnte auch ein stoßender Bulle sein, wie ich sie immer sehr gefürchtet habe. Das M ist also ein doppelwertiges Symbol M plus W; immer Frauenschenkel, Mutterschenkel oder Arme mit dazwischen hängenden Brüsten, Männerschenkel mit dazwischen ragendem Penis. Butterei, Molkerei, Waschküche, meine Mutter dort mit hochgekrempelten Ärmeln, stark erhitzt am Waschkübel, während ich sie sonst fast immer kühl und sehr zurückhaltend sah. Hier trat sie mir erregt und sinnlich nahe.

Zu bemerken ist am hierhergehörigen Bilde vor allem, daß die Beine einfach wegbleiben, nur als Dame ohne Unterleib ragt die weibliche Figur aus dem Kübel. Ganz wie ich bei den Frauenringkämpfen den Unterleib fast vergaß und nur Arme, Brust und Kopf betonte.

Mit dem Kuhsymbol verknüpft sich außerdem offenbar auf das allerstärkste die Erinnerung an die einzige Schwester meines Vaters, an die ich als an sein weibliches Spiegelbild stark fixiert war. Mit dieser Tante hat meine Schwester wiederum eine ganz ausgesprochene Ähnlichkeit. Diese Tante, die nach dem Tode ihres Mannes in rabiater Aszese lebte und meinen Vater immer abwechselnd liebte und verwünschte, hat eine geradezu unsinnige erotische Furcht vor Kühen.

Des weiteren knüpfen sich an die Kübel-Vignette hier zum ersten Mal auftauchende Erinnerungen an ein Baden meines jüngeren Bruders und meiner Schwester durch meine Mutter in einem großen hölzernen Trog, der auf Schemel gestellt wurde, weil ihr beim Bücken leicht die Nieren schmerzten.

Ich bekomme also folgende Reihe: Badekübel, Waschkübel, Bruder und Schwester durch die Mutter gebadet, eifersüchtiges Beiseitestehen meiner Person, Ring, Kampfring, Frauenringkampf.

Bruder contra Schwester, ich contra Bruder, ich contra Schwester, Mutter contra Vater, ich contra Vater, ich contra Mutter, ich contra Welt und Staat, Mutter contra Weib, Mann in mir gegen Weib in mir. Und aus diesem Hexenkessel im Widerspiel löst sich alles in Wohlgefallen auf."

Soweit geht die Analysis. Ich muß nun gestehen, daß ich nicht ohne eine gewisse Hochachtung eine der großen steifen M-Initialen betrachten konnte, aus denen der Kranke da ganze Komplexe seiner Kindheitsvorstellungen ins Bewußte heraufgehaspelt hatte. Wie viel Seiten hätte er mit Text vollschreiben müssen, um den hier nur angedeuteten Vorstellungsinhalt auszuschöpfen, den diese vier Striche in ihm auslösten. Besser als aus irgend einer Ästhetik schien mir hier Bedeutung und Wesen des künstlerisch religiös neurotischen Symbols einzuleuchten. Wir müssen es vor allen Dingen als eine gewaltige Kurzschrift des Denkens betrachten, im Vergleich zu deren Lapidarität unsere kühnsten Stenographien breit und behäbig sind. An dieser Stelle sei mir gestattet, an ein wichtigstes Analogon aus der Sprachforschung hinzudeuten. Dieselbe Definition wie für das Symbol im allgemeinen läßt sich auch für das Wort in der Sprache geben. Nehmen wir das deutsche Wort „Wehrgeld" d. h. „Manngeld", das Geld nämlich, welches man zur Sühne für die Ermordung eines Mannes zu entrichten hat, dazu das Wort „Wehrwolf" gleich „Mannwolf", dann die „Wehr" gleich „Waffen", das „Wehr" gleich „Damm" „Werra" der „Krieg", im Französischen „guerre", „loupgarou", „se garer", im Lateinischen

„vir“ der waffenfähige, zeugungskräftige Mann, der eine Familie schaffen, ernähren und schützen kann, ferner „vallum“ gleich „Wall“, „vallis“ gleich Tal. Alle diese Abwandlungen leiten sich von einem sanskritischen Urwort vri oder var ab, das so viel wie zeugungskräftiger Mann bedeutet. Die Gesamtheit der zitierten, scheinbar in ihrer Bedeutung so weit auseinandergehenden Worte der modernen Sprachen erblühen und verzweigen sich also ursprünglich aus einer einzelnen Wurzel. Das Wort erscheint uns also hier greifbar deutlich als ein fruchtbares Symbol, das den überdeterminierten Kreuzungspunkt verschiedener Gedankenreihen bildet. Denn wer das Wort „Wehr“ ausspricht, sagt wehrhaft schützende Mannesbrust, wer „vallum“ sagt, sagt auch „vallis“, „Wellenberg“ und „Wellental“, Schwert und Scheide, Pyramide und Trichter, Positive und Negative, Penis und Vagina. Diese Überdeterminierung jedes Wortes kennt man längst, aber statt sie im angedeuteten Sinne auszubeuten, jammert man in Grammatikerkreisen über die Verschwommenheit, über die Unfähigkeit des Wortes, einen festen Begriff scharf zu umgrenzen. Man hat verabsäumt, vom Worte aus die Gedankenbrücke zu schlagen zum künstlerischen Symbol einerseits und andererseits zum Buchstaben. Denn der Buchstabe hat sich ursprünglich ja gleichfalls aus zeichnerischen Symbolen entwickelt, ist dann mehr erstarrt und hat die lebendige Vieldeutigkeit an das Wort abgetreten, das auch noch in unserer Sprache je nach Satz und Sinnzusammenhang flüssig und vieldeutig ist, protheisch wechselnd wie die Figuren, aus denen sich unsere Träume zusammenstellen. Auch das Wort also ist ein Symbol, eine verblaßte Abart dieser ursprünglichsten und lapidarsten Form der Gedankenübertragung, die nicht die Begriffe Tropfen um Tropfen in den Hörer hinübersickern läßt, die vielmehr ein Zentrum anschlägt und strahlenförmig zündend ganze Komplexe mit einem Schlage aufleuchten und alsdann wieder versinken läßt. Indem ich sage, daß das Heraufbeschworene fast immer wieder versinkt, spreche ich es eigentlich schon aus, daß das Symbol in mancher Beziehung nur ein dürftiges Surrogat für die logisch ausreichende Definition eines Begriffskomplexes ist. Denn wir wollen die Dinge nicht nur ahnen, wir wollen ihren Begriffs- und Gedächtniswert meistern wie der Virtuose die vertrauteste Klaviatur. In diesem Sinne spricht auch Silberer in seinen wundervollen Aufsätzen über Symbolbildungen das Symbol als Definitionssurrogat an, als Definitionssurrogat für Erkenntnisse, zu deren voller Erfassung die Kraft des betreffenden Intellektes nicht ausreicht. Insuffizienz heißt er diese Unzulänglichkeit, für welche er drei verschiedene Ursachen annimmt:

1. Vorübergehende Erschöpfung des begreifenden Intellekts.
2. Begriffsschwäche.
3. Übermenschlich schwere Zugänglichkeit des Erkenntnisobjekts.

Das ist ganz ausgezeichnet. Sehr gut und überaus wichtig ist auch die Kennzeichnung des Symbols als einer Form der Verdeckung, der Verschleierung, die es erlaubt, mit den großen Inzestvorstellungen des Unbewußten zu spielen, ohne sie bewußt werden zu lassen. Und bei dem Kampf, den wir noch gegen die landläufige Ästhetik durchzuführen haben werden, wird gerade dieser Punkt entscheidende Bedeutung gewinnen. Nur darf man von dieser neurotischen Seite der Symbolfunktion nicht ausgehen, um ihre Ausmerzung zu verlangen. Wer die Beseitigung der Symbolbildung verlangt, verlangt die Unterbindung des Erkenntnisfortschritts, weil unser ganzer Antrieb zur Erkenntnis und Fortschritt mit der Neurose dieselben Wurzeln in den inneren Kämpfen unserer Bisexualität hat. Es ist doch kein Zufall, daß gerade die glänzendsten Geistespioniere der Menschheit überaus stark dazu neigten, in Symbolen zu denken.

Auch Feldherren und Politiker, von den Dichtern gar nicht zu reden, in deren engerem Gebiete diese Geistesfunktionen liegen. Man wird doch einem Bismarck und Napoleon keine inferiore Denkart und Geistesmethode zusprechen wollen im Gegensatz zum ersten besten Logiker, dessen geklärtes Wässerlein sachte tropft und mühelos eingeht.

Der Mensch hat keine höhere Geistesfunktion als das. Über die zu Tage liegenden Schichten breitester Erkenntnis hinaus tastet er sich mit ahnungsvollen Symbolen in das Erkenntnisgebiet kommender Geschlechter hinein. Es gibt vielleicht nichts Erhabeneres als einige Formen dessen, was ein übertriebener Rationalismus mit dem Schlagworte Aberglauben abzufertigen beliebt; d. h. nach unserer Auffassung als die Versuche früherer Geschlechter mit zum Teil ganz unzulänglichen Mitteln Erkenntnisse zu erklettern, die erst einer wissenschaftlicheren Kulturstufe zugänglich werden konnten. Der alt-iranische Zarathustra-Glaube mit seiner Antithese Ahuramazda-Agramanainyu, Aharumazda gleich Lichtgott, der von oben her herrscht, und Agramanainyu gleich Satan, gleich Gott des Dunkels, der aus der Nacht der Unterwelt, dem Dämmer des Unbewußten heraus rebelliert und ordnungsfeindlich in die Gesetzmäßigkeit der Welt einbricht, ist eine geniale Ahnung des großen Zweikampfes zwischen dem Bewußten und Unbewußten in uns, überhaupt ein Symbol des bisexuellen Aufbaues von Individuum und Gesellschaft. Und ein Ausspruch Christi wie Matth. Kap. XII, 43—45: „Wenn der unsaubere Geist von dem Menschen ausgefahren ist, so durchwandelt er dürre Stätten, suchet Ruhe und findet sie nicht. Da spricht er: Ich will wiederkehren in mein Haus, daraus ich gegangen bin. Und wenn er kommt, so findet er es müßig, gekehret und geschmückt. So geht er hin und nimmt zu sich sieben andere Geister, die ärger sind, denn er selbst; und wenn sie hineinkommen, so wohnen sie allda, und wird mit demselben Menschen hernach ärger, denn es vorhin war.“ Einen solchen Ausspruch nehmen wir, ebenso wie den griechischen Ödipus-, Orest- und Eumeniden-Mythos in Anspruch als Vorahnung der psychopathologischen Funktionen inzestiöser Art, welche wir vorhin als Regression im Zusammenhange des Gespensterstubentraumes besprochen haben.

Das eben ist die symbolbildende Geistestätigkeit des Genies, daß es, mit exzeptioneller Kombinationsfähigkeit begabt, jenseits des von der Menschheit insgesamt beherrschten Materials in künftig erst fruchtbar zu machende Problemschichten hineinsticht. Die Zusammenhänge durchschaut er noch nicht ganz. Nur erste, hervorspringende, verräterische Symptome blitzen ihm auf, welche Analogieschlüsse auf Funktionen seines Erfahrungsgebietes gestatten. Diese Ähnlichkeit nagelt er mit der Gedankenstenographie des Symbols fest. Wenn er weiter grübelt und forscht, wird er allmählich das oberflächliche Definitionssurrogat des Symbols durch eine vollständige Erklärung des Vorganges ersetzen können. Das Symbol bleibt also hinter ihm zurück. Wenn es aber nun für ihn gilt, die nach vorn hin auseinanderwuchernden Gedankenreihen von neuem in eins zusammenzufassen, so wird er doch wieder auf das ursprüngliche Symbol als auf ihren in die Augen springenden Kreuzungspunkt zurückgreifen. Und wenn er anderen noch uneingeweihten Menschen seine Gedankengänge vermitteln will, so bietet sich als zündender Ausgangspunkt ganz natürlich wieder das Symbol, von dem er selbst ausgegangen ist. Das wirft er in die Geister, wie Hefe in den Teig. Die Hörer spüren Zusammenhänge, das Gleichnis packt sie und sie packen das Problem. Ihre tiefste Wißbegierde ist erregt, und wenn die eigene Intuition auch mit dem großen Fingerzeige des Symbols noch nicht ausreicht, um das Rätsel zu lösen, werden sie willig dem Geiste folgen, von

dem sie spüren, daß er weiter vorgedrungen sein muß, da er sie sonst nicht mit solcher Sicherheit auf den Kreuzungspunkt der betreffenden Gedankenreihen hinweisen könnte. Das ist die fundamentale Bipolarität des Symbols. Als kühne Ahnung, als Wegweiser in Neuland, entspricht er den Funktionen der virilen Komponente in uns, als reflexiv zusammenfassender Gedankengang entspricht er dem femininen Teil unseres Ich. So bedeutet Bipolarität auch zugleich Bisexualität des Symbols. Zu meinem Leidwesen muß ich es mir hier versagen, auf die wichtigste und schwerst verkannte Form der Symbolik einzugehen, auf den Rhythmus; auszuführen, wie das Hinken, die Differenzierung des rhythmischen Taktes, wie man allerorten beobachten kann, sich daraus erklärt, daß ein Rhythmusabstand nichts ist als der Abstand zwischen einem virilen und einem femininen Hochton; wie unser ganzer bewußter Zeitbegriff nach Sekunden, nach Tageszeiten und Tagen, nach Jahreszeiten und Jahren, nach Lebensepochen und historischen Perioden sich nach dem Ebben und Fluten der miteinander ringenden männlichen und weiblichen Grundkomponente rhythmisiert.

Wir behaupten also die tiefe Verwandtschaft, um nicht zu sagen die Identität der neurotischen, der künstlerischen und der religiösen Symbolbildung. Ihre Wurzeln sind die gleichen. Diese Behauptung ist wohl nichts Neues mehr. So wenig sogar, daß ich hier auf einige Unterschiede aufmerksam machen möchte. Denn etliche Strudelköpfe haben, ihrer ungeklärten Erkenntnis froh, begonnen, neurotische und künstlerische Symbolbildungen miteinander zu verwechseln und füreinander einzusetzen. Nehmen wir die neurotische Symbolreihe unseres Traumes: Mama, Mamma, Mamertina, Mamosa, Mulier, Mumur, und Mumu, so haben wir gesehen, welche Fülle des Gehalts für ihren Schöpfer darin steckte. Für einen und den anderen Menschen, dessen Komplexverhedderung zu ähnlichen erogenen Frauenringkampf-Vorstellungen geführt haben würde, könnte sie zünden, Erinnerung weckend, erlösend also im Sinne einer künstlerischen Katharsis wirken, aber das wird kaum bei dem Tausendsten der Fall sein. Der Normalmensch nicht nur, sondern auch jeder andere Neurotiker mit abweichendem Krankheitsbilde und daher auch mit abweichender Symbolik steht da wie vor einer Reihe von Hieroglyphen. Der Neurotiker, mag er nun Futurist, Dadaist oder sonstwie heißen, handelt also anmaßend, wenn er die Symbolik seines Spezialfalles zur Allgemeingültigkeit erheben will. Zum Künstler wird er nur dann, wenn er seine neurotische Spezialität überwindet. Das geschieht wohl unter der Einwirkung der Scham und der damit zusammenhängenden Neigung zur Verdeckung. Der betreffende Schöpfer hält seine Ausbrüche aus dem Unbewußten nur dann für künstlerisch reif, wenn er sie soweit abgeschliffen und in einen gesellschaftlich logischen Kausalnexus hinein verarbeitet hat, daß er sie für unauffindbar halten darf. Das wird im allgemeinen darauf hinauslaufen, daß er ganz konsequent alles allzu verräterische Autobiographische ausmerzt, sodaß nur die ganz allgemein verständlichen erotischen Symbole übrig bleiben, die in jedes Menschen unbewußtem Erleben und Bedürfnis anklingen. Wunderlich und geheimnisvoll darf und muß auch des größten Künstlers Rede wohl bleiben, aber es muß eben jedermanns Wunderlichkeit sein. Nur dann vermag das, was für ihn selbst eine Offenbarnng bedeutet, auch in den anderen fast unwiderstehlich Parallelströme auszulösen.

(Schluß folgt.)

Pubertät und Klimakterium.

Von H. Fehlinger
in München (z. Z. im Felde).

Bis zu einem gewissen Lebensalter entwickelt sich der männliche und der weibliche Körper im allgemeinen gleichartig. Von den primären Geschlechtscharakteren abgesehen, treten erst von diesem Lebensalter an jene Merkmale hervor, welche die beiden Geschlechter auffällig voneinander unterscheiden. Beim Menschen reicht das „neutrale Kindesalter" von der Geburt bis ungefähr zum vollendeten 7. Lebensjahre. Darauf folgt vom 8. bis zum 15. Jahre das „bisexuelle Kindesalter", währenddessen sich die für jedes Geschlecht charakteristischen Körperformen auszubilden beginnen [1]), doch erreichen sie die vollkommene Ausbildung erst im folgenden Lebensabschnitt, welcher dem Eintritt der Fortpflanzungsfähigkeit unmittelbar vorausgeht, in der Periode der Pubertät, die im Gegensatz zum bisexuellen Kindesalter durch eine auffallende Beschleunigung der Geschlechtsdifferenzierung gekennzeichnet ist. Bei den einzelnen Tierarten nimmt der vorreproduktive Lebensabschnitt eine ungleiche Spanne der durchschnittlichen ganzen Lebensdauer ein und der Zeitpunkt der vollkommenen Ausbildung der Geschlechtsmerkmale fällt in verschiedene Wachstumsperioden. Bei manchen Tieren, vor allem bei den Insekten, fällt die vollkommene Ausbildung der Geschlechtsmerkmale noch in das larvale (oder embryonale) Stadium. Bei anderen, namentlich bei den Wirbeltieren, macht diese Ausbildung erst im postembryonalen Stadium bemerkenswerte Fortschritte. Für die höheren Tiere gilt die Regel, daß der Eintritt der Reproduktionsfähigkeit erst am Ende der individuellen Entwicklungszeit erfolgt, wenn der Körper vollkommen oder nahezu vollkommen ausgebildet ist. Aber es gibt Ausnahmen von dieser Regel. — Bisher sind die Pubertätserscheinungen eigentlich nur beim Menschen ziemlich genau beobachtet und beschrieben worden. Beim männlichen Menschen kommt es in der Pubertätszeit zu einer raschen Vergrößerung der Testikel und des Penis, es sprießen die Barthaare, der Kehlkopf erfährt eine weitgehende Umdimensionierung, die mit einer Veränderung der Stimme einhergeht. Bei der weiblichen Person hat der Uterus zur Zeit der Pubertät die Entwicklung von der infantilen zur geschlechtsreifen Form vollendet und es tritt die Menstruation ein. Ungefähr gleichzeitig kommt es zur Ausbildung der Brüste. Bei beiden Geschlechtern nimmt die Fettverteilung (die schon vor der Reifezeit bei Knaben und Mädchen nicht gleichartig war) die für Mann und Weib charakteristische Form an, wobei die Rundung der Schenkel, des Gesäßes und der Hüften beim weiblichen Geschlecht besonders deutlich wird. Bemerkenswert ist, daß die Gesamtmenge des Fettes zur Pubertätszeit abnimmt. Die Behaarung an den Genitalien und am Mons veneris stellt sich in der für die Geschlechter bezeichnenden Ausdehnung ein, ebenso die Behaarung in den Achselhöhlen. Als Zeichen der Allgemeinreife des Körpers schwindet der Thymus und die Epiphysenfugen beginnen sich zu schließen [2]).

Es ist sicher, daß der Körper, um zu dem Zustande der vollkommenen Geschlechtsdifferenzierung zu gelangen und dieselbe zu bewahren, der Zufuhr bestimmter Stoffe aus den Keimdrüsen bedarf. Bei manchen Körpermerkmalen

[1]) Stratz, Der Körper des Kindes. 2. Aufl., 4. Abschnitt. Stuttgart 1904.
[2]) Tandler und Groß, Biol. Grundlagen der sekund. Geschlechtscharaktere, S. 70—71. Berlin 1913.

macht sich der Einfluß der Keimdrüse nur einmal geltend, bei anderen dagegen dauernd. Erfolgt vor dem Eintritt der Geschlechtsreife der Fortfall der Keimdrüse (Kastration), so erscheinen die Merkmale, welche wegen ihres normalen Eintritts bei erwachsenen Individuen Terminalcharaktere genannt werden, erst verspätet und nicht vollkommen ausgebildet. Bei Spätkastration werden die Terminalcharaktere in ihrer Ausbildung durch den Fortfall der Keimdrüse nicht mehr beeinträchtigt. Das Erfordernis des dauernden Einflusses der Geschlechtsdrüse zur Erhaltung sekundärer Geschlechtsmerkmale zeigt sich beispielsweise bei der Fettverteilung der Spätkastraten, die eine asexuelle Form annimmt. Ebenso scheint bei weiblichen Personen das funktionstüchtige Ovarium erforderlich zu sein zur Erhaltung der schwachen Ausbildung einer Reihe von Körpermerkmalen. In diesem Sinne wurde die Tatsache gedeutet, daß ein Anflug von Bartbildung, die Vertiefung der Stimme usw. erst nach dem Klimakterium aufzutreten pflegen, also zu einer Zeit, in der die Ovarienfunktion erloschen ist [1]).

Nach den bisher gemachten Beobachtungen treten die Reifezeichen beim männlichen Geschlecht später und weniger markant auf, als beim weiblichen Geschlecht. Beim Europäer fällt die Periode der Pubertät mit der zweiten Periode beschleunigten Körperwachstums zusammen, die beim männlichen Geschlecht zwischen dem 16. und 18., beim weiblichen Geschlecht aber schon zwischen dem 14. und 16. Lebensjahr abschließt. Der Abschluß der Pubertätsperiode kann sich allerdings individuell um mehrere Jahre verschieben [2]). Der genaue Zeitpunkt des Eintritts der Geschlechtsreife, der beim Mädchen wegen des Auftretens der Menstruation erheblich leichter feststellbar ist als beim Knaben, weicht nicht nur individuell ab, sondern auch rassenmäßig. Das gleiche gilt von dem zeitlichen Unterschiede zwischen dem Eintritt der Geschlechtsreife und dem Abschlusse des Körperwachstums. Bisher wurde fast allgemein angenommen, der frühere oder spätere Eintritt der normalen Geschlechtsreife hänge ebenso wie die frühere oder spätere Vollendung des Körperwachstums vom Klima ab. Ferner galt als Grundsatz, daß heißes Klima den frühen Eintritt der Reife begünstige. Neuere Forschungen haben jedoch gezeigt, daß mindestens die Annahme einer Beschleunigung der Geschlechtsreife durch heißes Klima falsch ist. Auch die Meinung, daß bei den sog. „farbigen Rassen" die Geschlechtsreife früher eintrete als bei den „Weißen", hat sich als falsch erwiesen. E. v. Bälz fand z. B. bei den Japanern einen frühen Abschluß des Größenwachstums und eine unerwartet spät nach dem Abschluß des Wachstums eintretende Geschlechtsreife. Die Reifezeichen treten bei den Japanerinnen immer später auf als bei den Europäerinnen. Mischlingsmädchen nehmen eine Mittelstellung zwischen beiden ein [3]).

Bei Melanesiern auf Matupi stellte O. Reche fest, daß die einzelnen Perioden des raschen und langsamen Körperwachstums — von der ersten Periode der Kindheit abgesehen — kürzer sind als beim Europäer; mit Beginn des 17. Lebensjahres schien bei den Matupimädchen und mit dem 18. Lebensjahr auch bei den Matupijünglingen das Größenwachstum abgeschlossen. Dagegen erscheinen die Zeichen der Geschlechtsreife später als beim Europäer; die Pubertät setzt

[1]) Weißenberg, Das Geschlecht. In „Handbuch der Sexualwissensch.", S. 158. Leipzig 1912.
[2]) Martin, Lehrbuch der Anthropologie, S. 229 ff. Jena 1914.
[3]) v. Bälz, Anthropologie der Menschenrassen Ostasiens. Zeitschr. f. Ethnologie, Bd. 33.

bei den Matupi mit dem Aufhören des Größenwachstums ein, also nicht schon lange vorher, wie es beim Europäer der Fall ist. Reches Feststellungen führten zu dem überraschenden Ergebnis, daß von den Matupimädchen unter 17 Jahren noch kein einziges menstruiert hatte. Die sekundären Geschlechtsmerkmale bilden sich spät aus; der erste Ansatz des Übergangs von der Areolomamma zur Knospenbrust zeigte sich erst bei den 16jährigen Matupimädchen. Axillarhaar war bei den bis 16jährigen jugendlichen Matupi (mit einer Ausnahme) noch gar nicht, und bei den 17jährigen erst spärlich vorhanden, obzwar es bei Erwachsenen meist reichlich ist. Von Bartwuchs war bei 17jährigen Jünglingen keine Spur; bei älteren Männern ist er stark entwickelt. Noch kurz vor der Reife sehen Jungen wie Mädchen auffallend jung aus, so daß man sie stets jünger einschätzt als sie tatsächlich sind [1]). Von den Melanesiern (Papua) in Deutsch-Neuguinea sagt Richard Neuhauß ebenfalls, daß Jünglinge bis zum 16. Lebensjahr sehr unentwickelt aussehen. Bei den Jabim auf der Insel Tami stellt sich die erste Menstruation gewöhnlich mit dem 15. oder 16. Lebensjahr ein [2]). — Von der Insel Luzon berichtet A. E. Jenks, daß beim Stamm der Igoroten (Malayen) Knaben wie Mädchen verhältnismäßig spät geschlechtsreif werden, und zwar gewöhnlich zwischen dem 14. und 16. Lebensjahr. Die unter den Igoroten angesiedelten zivilisierten Leute vom Ilokanostamm behaupteten mit Bestimmtheit, daß ihre Mädchen nicht menstruierten, bevor sie das 16. oder 17. Lebensjahr erreicht haben [3]). Von anderen Völkern des weiten Inselgebietes zwischen dem asiatischen und amerikanischen Festlande, liegen ähnliche Angaben über spätes Auftreten der Geschlechtsreife vor. — Das Reifealter der Indianermädchen im Südwesten der Vereinigten Staaten suchte Aleš Hrdlička nach der Körperlänge der Mädchen zu bestimmen, weil tatsächliche Altersangaben nicht erhältlich sind. Diese Methode ist keineswegs verläßlich, denn es steht fest, daß die schon geschlechtsreifen Personen beträchtlich größer sind als gleichalterige, noch nicht geschlechtsreife Personen. Es stellte sich heraus, daß von den untersuchten Mädchen, die vermutlich im 12. bis 13. Lebensjahr standen, bereits sehr viele menstruiert hatten, und zwar von den Apachenmädchen ein Drittel und von den Pimamädchen sogar drei Viertel. In der Altersklasse 13 bis 14 Jahre hatten vier Fünftel der Apachen- und neun Zehntel der Pimamädchen bereits menstruiert und von 46 älteren Mädchen war nur eins noch nicht geschlechtsreif. Die ersten Zeichen der Entwicklung der Brüste bemerkte Hrdlička bei angekleideten Indianermädchen im vermutlichen Alter von 11 bis 12 Jahren. Aber erst mit 15 bis 17 Jahren bekommt der Körper die typisch weiblichen Formen; bis dahin trägt er mehr oder weniger asexuellen Typus. Bei den Jünglingen fängt der Bart etwa im 15. oder 16. Jahr zu wachsen an [4]). — Über den Eintritt der Geschlechtsreife bei den Negern waren keine verläßlichen Angaben aufzutreiben. Der Eindruck ist, daß bei ihnen der Geschlechtsverkehr keineswegs sehr frühzeitig beginnt, was bei früher Geschlechtsreife anzunehmen wäre. Bemerkenswert ist die geringe sekundäre Geschlechtsdifferenzierung bereits geschlechtsreifer junger Neger; Gesicht und Körperbau weisen bei Mann und Weib nur verhältnismäßig bescheidene Unterschiede auf. Über die aus Kreuzung von Hottentotten und Europäern hervorgegangenen

---

[1]) Reche, Untersuchungen über Wachstum und Geschlechtsreife bei melanesischen Kindern. Korr.-Bl. f. Anthrop., 41. Jahrg., Nr. 7.

[2]) Neuhauß, Deutsch-Neuguinea, Bd. 1. Berlin 1911.

[3]) Jenks, The Bontoc Igorot, S. 46 u. 66. Manila 1905.

[4]) Hrdlička, Physiological and Medical Observations among the Indians, S. 125 bis 129. Washington 1908.

Bastards von Deutsch-Südwestafrika schreibt Eugen Fischer: „In einer Familie menstruierten von den sechs Töchtern fünf zum ersten Male mit 15 Jahren, eine mit 16 Jahren. Eine Bastardfrau hatte seinerzeit mit 17 Jahren zuerst menstruiert, von ihren 3 Töchtern menstruierten 3 mit je 13 Jahren, die vierte, die kränklich (chlorotisch?) war, mit 17 Jahren. Eine andere Bastardfrau, die selber mit 15 Jahren die erste Menstruation hatte, hat von einem weißen Manne zwei Töchter, die mit 16 und 17 Jahren reif wurden. Ein Mädchen mit deutlicher Chlorose gab an, mit 16 Jahren die erste Menstruation gehabt zu haben, ihre Schwester sogar erst mit 18 Jahren.“ Von drei Mädchen weiß Fischer, daß sie mit 13, 14 und 16 Jahren reiften [1]).

Die ziemlich zahlreichen Angaben über das erstmalige Auftreten der Menstruation bei Europäerinnen sind zum Teil einander widersprechend. Buschan hat in seiner „Menschenkunde“ (S. 231) folgende Angaben zusammengestellt: In den Niederlanden zeigt sich die Menstruation zum erstenmal bei den höheren Ständen mit 13 Jahren, beim Mittelstand mit 14 und beim Bauernstand mit 16 Jahren (Stratz); in Rußland bei den sogenannten privilegierten Ständen mit 14,9 Jahren, bei den Bürgerinnen mit 15,3 Jahren und bei den Bäuerinnen mit 16,2 Jahren. Die Schwedinnen menstruierten (im Durchschnitt?) mit 18, die Slowakinnen und Lappinnen mit 16 bis 17, die Däninnen und Norwegerinnen mit $16^1/_2$, die Estinnen und Lettinnen mit 16, die Finninnen mit 16,8, die Russinnen mit 16,7, die Ungarinnen mit 14 bis 16, die Jüdinnen, Polinnen, Rumäninnen, Engländerinnen und Französinnen mit 14 bis 15 Jahren, die Nord- und Mittelitalienerinnen mit 14, die Süditalienerinnen mit 13 und die Spanierinnen mit 12 Jahren. Für Deutschland stellt sich nach den umfangreichen Erhebungen von R. Schäfer (10 500 Frauen) das mittlere Alter der ersten Menstruation auf 15,7 Jahre; 53,3 Proz. der Deutschen menstruierten zum erstenmal im 14. bis 16. Lebensjahr. — Dem Verfasser kommen diese Angaben zu hoch vor; bei sieben süddeutschen Frauen, von denen er sichere Angaben hat, begann die Menstruation ausnahmslos im 14. Lebensjahr. Von den Mädchen einer Landschule in der Oberpfalz hatten fast alle im letzten Schuljahre menstruiert.

Von dem normalen Eintritt der Geschlechtsreife wohl zu unterscheiden ist die pathologische Frühreife. welche sich durch das überstürzte zeitliche Auftreten einzelner Geschlechtsmerkmale, vielfach auch durch exzessive Entwicklung derselben auszeichnet. Mit der pathologischen Frühreife in Zusammenhang steht vorzeitiger Verschluß der Epiphysenfugen an den Röhrenknochen, was Kürze der Extremitäten bei Länge des Rumpfes zur Folge hat; ferner tritt die für erwachsene Personen bezeichnende Fettanhäufung und Terminalhaarentwicklung sehr frühzeitig auf und die Geschlechtsorgane verlieren ihren kindlichen Charakter.

Gleichzeitig mit dem Eintritt der Pubertät stellen sich weitgehende Veränderungen der Psyche ein, die zu einem großen Teil mit dem Erwachen des Geschlechtstriebes, den auf das andere Geschlecht gerichteten Vorstellungen, in Beziehung zu bringen sind. In der Zeit der Geschlechtsreife werden die intellektuellen Elemente der geistigen Entwicklung zeitweise wieder zurückgedrängt und es findet ein Überwiegen des Gefühls statt. Die starke Gefühlserregbarkeit, die bald weichliche, bald dumpfbrütende Stimmung, der plötzliche und häufige

---

[1]) Fischer, Die Rehoboter Bastards und das Bastardierungsproblem, S. 123. Jena 1913.

Stimmungswechsel, gehören zu den Kennzeichen dieser vorübergehenden Zeit der Gefühlsdominanz [1]). Bedauerlicherweise ist den psychischen Erscheinungen in der Pubertätszeit bis nun wenig Beachtung zugewendet worden [2]).

* * *

Vom Menschen, den Haustieren und einigen anderen Tierarten wissen wir, daß die Fortpflanzungsfähigkeit der Individuen ziemlich lange vor dem physiologischen Ende ihres Lebens erlischt. Wahrscheinlich trifft diese Regel auch bei den meisten anderen Tierarten zu [3]). Das Ende der Reproduktionsfähigkeit ist charakterisiert durch das Aufhören der Erzeugung von Samen und Eiern, aber auch durch andere Veränderungen an den Keimdrüsen und am Körper der betroffenen Individuen. Diese Veränderungen sind im allgemeinen beim weiblichen Individuum deutlicher ausgeprägt als beim männlichen. Sie werden beim menschlichen Weibe als Klimakterium bezeichnet. Tandler und Groß bemerken, daß das Klimakterium mit Erscheinungen einhergeht, von denen manche mit den Ausfallerscheinungen nach der Kastration in Übereinstimmung stehen. So zeigt sich die nach Kastration auftretende Atrophie des Genitals auch im engen Anschluß an das Klimakterium; ebenso wie gewisse Veränderungen der Haut und ihrer Anhangsgebilde in beiden Fällen die gleichen sind. Die letzteren stellen sich dar als Verlust des Turgors, reichliches Auftreten von Falten und Pigmentanomalien im Sinne lokaler Hyperpigmentierung oder lokalen Pigmentschwundes, Auftreten von Warzen usw. Die Fettzunahme im Klimakterium ist besonders stark, manchmal exzessiv, Terminalhaare sprießen an der Oberlippe und am Kinn. Manche andere Alterserscheinungen stehen wohl gleichfalls in Zusammenhang mit dem Aufhören der Funktionsfähigkeit der Keimdrüsen. Bei dem Umstande, daß die körperlichen Eigenschaften der Individuen zur Zeit des Klimakteriums größtenteils längst festgelegt sind, können die aus dem physiologischen Fortfall der Keimdrüsenfunktion erfolgenden Veränderungen nur beschränkte sein; dies um so mehr, als die Reaktionsfähigkeit des Organismus im Alter abnimmt und der Ausfall der Keimdrüsenfunktion ganz allmählich erfolgt. Wie viele von den Alterserscheinungen wirklich auf die Unterfunktion der Geschlechtsdrüsen zu beziehen sind, läßt sich bei dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse nicht beurteilen. (Tandler und Groß, a. a. O., S. 77—78.)

Das Aufhören der Fortpflanzungsfähigkeit fällt in Mittel- und Nordeuropa bei weiblichen Personen zumeist in das Lebensalter von 45 bis 50 Jahren. Umfangreiche Geburtenstatistiken aus allen Ländern dieses Teils der Erde beweisen, daß bei über 50 Jahre alten Frauen Geburten nur noch ganz selten vorkommen. Wie es sich diesbezüglich bei den „farbigen" Rassen verhält, ist nicht ganz klar. Hrdlička berichtet von den nordamerikanischen Indianerinnen, daß bei ihnen das Klimakterium augenscheinlich zu ungefähr der gleichen Zeit eintritt, wie bei Europäerinnen. Allerdings kommt dabei in Betracht, daß diesem Forscher genaue Altersangaben mangelten, und daß man das Alter der Indianerinnen nur zu leicht stark überschätzen kann. Sonst wurde von den Frauen der „Farbigen" zumeist berichtet, daß sie rasch altern und daß die reproduktive Periode bei ihnen verhältnismäßig kurz ist. So sagen Spencer und Gillen von den Australierinnen, daß bereits mit dem 25., längstens mit dem 30. Lebensjahr,

---

[1]) Peters, Einführung in die Pädagogik, S. 27 u. 28. Leipzig 1916.
[2]) Vgl. Kohl, Pubertät und Sexualität. Würzburg 1911.
[3]) Tandler und Groß, Biol. Grundlagen der sekund. Geschlechtscharaktere. S. 75.

ein rascher körperlicher Verfall eintritt, ohne daß man außergewöhnliche Entbehrungen oder schlechte Behandlung dafür verantwortlich machen könnte. Die Australierinnen erreichen anscheinend nur ganz ausnahmsweise ein Alter von 50 oder mehr Jahren[1]). Die ethnographische Literatur enthält bedauerlicherweise nur spärliche Angaben über den Eintritt des Klimakteriums bei außereuropäischen Völkern, so daß sich nicht sagen läßt, ob tatsächliche rassenmäßige Unterschiede bestehen.

Die Bibliographie der sexuellen Zwischenstufen

(mit besonderer Berücksichtigung der Homosexualität) aus den Jahren 1913 bis in das Jahr 1917 (mit Ausschluß der Belletristik).

Referierend und kritisch dargestellt von Numa Praetorius.

(Fortsetzung.)

V. Juristisches und Homosexualität.

Cohen, Colin, Nagler, Numa Praetorius, Humanitär-wissenschaftliches Komitee.

Cohen, Dr. G., Rechtsanwalt (Hannover), **„Die gleichgeschlechtliche Liebe in Gegenwart und Zukunft“.** (Spohr, Leipzig. 54 S. 1 Mk.)

Das Eigenartige an dem Schriftchen besteht darin, daß ein Rechtsanwalt, der sich ausdrücklich als heterosexuell bezeichnet, nicht nur Duldung und Straflosigkeit der Homosexuellen verlangt, sondern auf Grund der Theorie eines sog. „dritten Geschlechts“ für die Einreihung der Homosexuellen in die heutige Gesellschaftsordnung unter Anerkennung von bestimmten ihrer Natur entsprechenden Rechtsverhältnissen energisch eintritt und dahingehende positive Gesetzesvorschläge macht (S. 40—54).

Cohen fällt gerade in das entgegengesetzte Extrem wie Fritsch (siehe oben), der überhaupt die Berechtigung der Bezeichnung gewisser Menschen als Zwischenstufen leugnet.

So sehr ich nun auch die Benennung der mit charakteristischen konträren körperlichen oder geistigen Merkmalen versehenen Menschen als Zwischenstufen und meinetwegen auch als sog. „drittes Geschlecht“ für richtig halte, und wenn auch zweifellos die Homosexuellen zu dieser Gruppe zu zählen sind, so erachte ich es doch für ganz untunlich, die rechtlichen Verhältnisse der Homosexuellen als die eines „dritten Geschlechts“ speziell zu gestalten, denn die Mehrzahl der Zwischenstufen und namentlich der Homosexuellen bildet nicht eine derart weit vom Mann oder Weib sich entfernende und eine derart fest umgrenzte Gruppe, daß die rechtliche Zuzählung zum männlichen oder weiblichen Geschlecht nicht mehr nach der Gestaltung der Geschlechtsteile bestimmt werden dürfte und für sie rechtlich eine dritte Geschlechtskategorie eingeführt werden müßte. Als Grundsatz muß daher weiter gelten: Rechtlich ist Mann wer Hoden, Frau wer Ovarien besitzt.

Davon machen nur eine Ausnahme Leute mit mißgestalteten Geschlechtsteilen, bei denen die Geschlechtseinreihung entsprechend der Geschlechtsdrüse entweder der ganzen oder teilweisen Formung ihres Geschlechtsapparates und ihrem Gesamtwesen widerspricht oder — z. B. weil eine Geschlechtsdrüse nicht vorhanden oder nicht beweisbar ist — unmöglich erscheint. Höchstens könnte man noch dazu rechnen die völlig effeminierten Homosexuellen mit rein weiblicher Psyche, rein weiblichen Neigungen, insbesondere ausgebildetem Transvestitismus und — bis auf die Geschlechtsteile — weiblicher Körperbildung. Doch ist schon bei letzteren Vorsicht geboten.

Jedenfalls kann man das, was für die körperlichen Zwitterwesen gilt, nicht ohne weiteres auf die Homosexuellen als solche anwenden. Zu Unrecht will nun trotzdem Cohen anscheinend in Nachahmung der Ausführungen von Amtsgerichtsrat a. D. Dr. Wilhelm in seiner Schrift über „Die rechtliche Stellung der (körperlichen)

---

[1]) Spencer und Gillen, „Across Australia“. London 1914.

Zwitter" in den Juristisch-psychiatrischen Grenzfragen, Bd. VII. H. 1, ähnliche Erwägungen hinsichtlich der juristischen Stellung der Homosexuellen gelten lassen.

Das Unbestimmte oder direkt Unrichtige in der Feststellung der Voraussetzungen der vorgeschlagenen Rechtssätze zeigt deren Haltlosigkeit:

So soll für die Thronfolge nur der Homosexuelle mit überwiegend (?) männlichem Körperbau in Betracht kommen, weil nur ein solcher regelmäßig den männlichen Sinn besitze. So sollen alle — die männlichen und weiblichen — Homosexuellen wahlberechtigt sein, weil der Grund des Ausschlusses der Weiber vom Wahlrecht ihre geistige Inferiorität sei, bei Homosexuellen aber meist höhere geistige Entwicklung bestehe.

Das ist nicht zutreffend: Manche effeminierte homosexuelle Männer sind geistig oft recht minderwertig und viele homosexuelle Frauen dem Normalweibe durchaus nicht geistig überlegen.

Nur in einer Hinsicht könnte die Homosexualität manchmal im öffentlichen Recht Berücksichtigung erheischen, nämlich bezüglich des Militärdienstes. Zwar wird man nicht, wie Cohen will, den Homosexuellen das Wahlrecht zubilligen können, ob sie dienen wollen oder nicht, aber die Klasse der nach dem Körperbau und der Psyche in hohem Maße effeminierten Homosexuellen, besonders der mit ausgesprochen transvestitischen Gebaren und Neigungen wird man als zum Militärdienst untauglich betrachten dürfen. Tatsächlich sollen auch im gegenwärtigen Kriege eine ganze Anzahl derartiger Leute auf Grund Augenscheins und ärztlichen Gutachtens vom Militärdienst befreit worden sein.

Unter den Forderungen von Cohen findet sich auch das schon von Ulrichs erhobene Verlangen einer Ehe zwischen Gleichgeschlechtlichen. Allen Ernstes erörtert Cohen die moralischen und rechtlichen Verhältnisse eines solchen Bundes.

Das für die Homosexuellen eifrig eintretende Schriftchen kann doch ihnen indirekt schaden, weil es die Gefahr hervorruft, daß manche Gegner die berechtigten auch von Cohen verteidigten Forderungen — Duldung und Straflosigkeit — zusammen mit seinen undurchführbaren Vorschlägen verwerfen und die Homosexuellen der Überspanntheit und Maßlosigkeit in ihren Bestrebungen bezichtigen werden.

Manches erscheint übrigens direkt lächerlich und klingt geradezu burlesk, so, wenn Verfasser nach passenden Vornamen für die Homosexuellen sucht und die Bezeichnungen „Lieblich, Stark, Weich, Wild, Schlank, Heftig" in Vorschlag bringt. Die Broschüre dürfte die Homosexuellen wohl zum Ausruf berechtigen: „Gott behüte uns vor unseren Freunden."

Colin, M. H., **„Un cas d'uranisme. Crime passionnel commis par un inverti".** In den Annales médico-psychologiques. Januar 1913. S. 69—86.

Mitteilung und Krankenvorstellung in der Versammlung der Société médico-psychologique zu Paris vom 30. Dezember 1912.

Verfasser erkennt die angeborene Homosexualität an mit biologischem Ursprung im Sinne Hirschfelds, daneben angebliche Entstehung durch Erwerb infolge Mode, Ästhetizismus, Nachahmung gewisser Berufe usw.

Der mitgeteilte Fall betrifft einen 25jährigen von Geburt an Invertierten M., der seinen Freund H., mit dem er „en ménage" lebte, aus Eifersucht und Wut wegen seines schlechten Betragens (Trunk, Verprassen der von M. gegebenen Gelder, Hingabe an andere Männer) tötete. Gegen M. Verfahren eingestellt wegen Unzurechnungsfähigkeit auf Grund ärztlichen Gutachtens von Roques de Fursac, dann Überweisung in die Anstalt Villejuif. Genaue Untersuchung seitens Dr. Colin. Verfasser hat Zweifel, ob die Inversion ein Zustand von Geisteskrankheit sei, ob man das Recht habe, ein Individuum wie M., das nie deliriert habe und nie delirieren werde, im Asyl zurückzuhalten. Aus Nützlichkeitsgründen und wegen sozialer Gefährlichkeit halte er die Internierung für gerechtfertigt. Doch zweifelhaft, wie lange man diesen Mann, der sein Brot verdienen könne, zurückbehalten dürfe.

Diese Internierung erscheint nicht zulässig nach französischem Recht und wäre es auch nicht nach deutschem Recht. Es handelt sich höchstens um einen vermindert Zurechnungsfähigen, der nach den Gesetzgebungen beider Länder zur Zeit nicht in ein Asyl gebracht werden kann, solange nicht ein spezielles Gesetz dies erlaubt. Gemeingefährlich war der Mann auch nicht mehr und nicht weniger als eine Leidenschaftsverbrecherin, die ihren Geliebten tötet und dann vom Schwurgericht entweder freigesprochen oder sehr mild gestraft zu werden pflegt, ohne daß man sie in eine Irrenanstalt zu bringen gedenkt, auch nicht bei „krankhaftem Erotismus" und „heftiger Reaktion bei erblicher Belastung" usw.

Für derartige Personen, die Verbrechen begehen, wären eben die Gründung spezieller Anstalten und spezielle gesetzliche Maßnahmen nötig; natürlich aber dürfte die

Tatsache der Inversion und auch die Begehung homosexueller Handlungen zwischen Erwachsenen allein niemals die Einsperrung rechtfertigen.

Nagler, **„Der Tatbestand der widernatürlichen Unzucht“** (§ 175 R.St.G.B.). Im Gerichtssaal Bd. 82, H. 1.

Verfasser hält die Aufstellung des Begriffes der beischlafähnlichen Handlung als Kriterium der Strafbarkeit der w. U. für ganz verfehlt und möchte im Gegensatz zu der Ansicht des Reichsgerichts das Anwendungsgebiet des § 175 eingeschränkt haben; der Begriff der „Beischlafähnlichkeit“ sei ein völlig unsicherer, unfaßbarer, ins Uferlose führender.

Nach Nagler dürfe w. U. im Sinne des § 175 nur bedeuten „die Einführung des männlichen Gliedes in eine Körperöffnung einer Person männlichen Geschlechts“, es solle strafbar sein außer immisso penis in anum, lediglich solche in os, nicht aber inter femora. In Erwiderung auf diesen Aufsatz hat Referent im Bd. 83, H. 1—3 des Gerichtssaales eine Abhandlung veröffentlicht: Numa Praetorius, **Nochmals der Tatbestand der sog. widernatürlichen Unzucht** (§ 175 R.St.G.B.).

Ich führe darin aus: Nagler geht noch zu weit in der Begriffsbestimmung der w. U. Aus der geschichtlichen Entwicklung ergibt sich, daß der als § 175 in das R.St.G.B. übernommene § 143 des Preußischen St.G.B. nur die eigentliche Päderastie, die immissio penis in anum, als w. U. bestrafen wollte, nur diesen Akt hat die Carolina als „Unkeuschheit treiben“ mit dem Tod geahndet.

Nur die eigentliche Päderastie stellt eine dem heterosexuellen Koitus zu vergleichende parallele Handlung dar, nur dieses Gegenstück wollte der Gesetzgeber mit Strafe belegen. Wenn man für die Festsetzung des Begriffs w. U. die Einführung in eine Körperöffnung entscheiden läßt, so frägt es sich gleich wieder — eine Frage, die deshalb auch Nagler aufwirft —, ob auch künstliche Körperöffnungen genügen; damit gelangt man dann doch wieder dazu, auch die sog. beischlafähnlichen, ja sogar onanistischen Handlungen (z. B. in die hohle Hand) als w. U. zu bezeichnen.

Unrichtig ist es, mit Nagler zu glauben, daß durch seine Definition auch die Fälle getroffen würden, welche durch Abstumpfung des ethischen und ästhetischen Fühlens zu erklären seien, also (?) dem Bereich der erworbenen Konträrsexualität zugehörten.

Denn — falls man überhaupt solchen Erwerb für möglich hält — so ist die Meinung irrig, daß die sog. extremeren Befriedigungsarten vornehmlich von Pseudohomosexuellen beliebt werden und zweitens, daß man aus der Art der homosexuellen Betätigung Folgerungen auf die Art und Qualität des ethischen und ästhetischen Fühlens ziehen dürfe. Die Befriedigungsart der Homosexuellen bestimmt sich nach ihrem Reaktionsmodus und ihrer angestammten Libido und berührt nicht Geist und Charakter.

Dazu kommt, daß manche noch unappetitlicheren Akte als Pädikatio oder Fellatio wie z. B. lambere anum cum lingua, sogar nach der Begriffsbestimmung des Reichsgerichts, weil nicht beischlafähnlich, straflos sind.

Daher ist es allein logisch: nur die eigentliche Päderastie als w. U. im Sinne des § 175 aufzufassen im Gegensatz zu allen anderen straflosen unzüchtigen Handlungen. Diese Unterscheidung ist auch die einzige, die im Volke gemacht wird. Wenn der Gesetzgeber sich daher in den Motiven zum § 175 auf das Volksbewußtsein zur Rechtfertigung der Strafbarkeit beruft, so kann er höchstens die Päderastie haben strafen wollen.

Im Anschluß an diese Arbeit teilte ich zwei sich widersprechende — wahrscheinlich denselben Fall betreffende — Entscheidungen des Reichsgerichts mit. Der Tatbestand war in beiden Urteilen der gleiche. Der Angeklagte hatte eine männliche Person an sich gedrückt, die beiden entblößten Glieder mit der Hand aneinandergepreßt und dann auf Samenerguß abzielende Handlungen vorgenommen.

Das eine Urteil des Reichsgerichts vom 18. April 1913 hatte diese Handlung als eine straflose, lediglich auf onanistischem Gebiet sich bewegende bezeichnet und einen beischlafähnlichen Gebrauch des Gliedes auch nicht in dem Aneinanderpressen des Gliedes mit der Hand erblickt, es hatte deshalb das verurteilende Erkenntnis der Strafkammer aufgehoben und die Sache zu neuer Prüfung und Aburteilung zurückverwiesen.

Der erste Richter verurteilte dann abermals und auf erneute Revision erkennt das Reichsgericht am 30. Oktober 1913, daß die aus dem gegebenen Tatbestand vom ersten Richter gezogenen Schlußfolgerungen, es habe eine beischlafähnliche Verbindung der beiden Körper stattgefunden, keinen Rechtsirrtum enthielten. Und doch hat der erste Richter nicht anders den Tatbestand festgestellt als früher, es bleibt daher unerfindlich, wie jetzt eine beischlafähnliche Verbindung der Körper vorliegen solle, während es sich tatsächlich nur um einen onanistischen Akt handelt.

Beide Entscheidungen widersprechen sich direkt, nur die erste ist der bisherigen Rechtsprechung des Reichsgerichts gemäß, die „Beischlafähnlichkeit“ und Feststellung

durch bestimmte beischlafähnliche Handlungen erfordert. Wollte das Reichsgericht von der Entscheidung vom 18. April 1913 abweichen — und es ist tatsächlich von ihr abgewichen — so mußte es gemäß § 137 G.V.G. eine Plenarentscheidung der gesamten Strafsenate herbeiführen.

Die gleiche Mitteilung und Besprechung der beiden Reichsgerichtsentscheidungen wurde vom Referenten auch in der Zeitschrift für Sexualwissenschaft von Eulenburg und Iwan Bloch Bd. 3, H. 4, Juli 1916: **„Zur Anwendung des § 175 St.G.B.“** veröffentlicht.

In einer Broschüre **„Gewichtige Stimmen über das Unrecht des § 175 St.G.B.“** (§ 250 des Vorentwurfes zu einem deutschen R.St.G.B.) (Verlag Spohr, Leipzig 1913, Preis 20 Pf.) hat das humanitär-wissenschaftliche Komitee eine Anzahl Äußerungen und Ausführungen aus Büchern, Schriften, Aufsätzen von mehr oder weniger bekannten Männern (Juristen, Ärzten, Literaten usw.) zusammengestellt, in denen Alle die Bestrafung der Homosexuellen oder die bisherige absolute Verpönung jeder homosexuellen Liebe als ungerechtfertigt aus den verschiedensten Gründen bezeichnen. Unter diesen Männern finden wir an bekannten Namen: Bode, Iwan Bloch, Carpenter, Prof. Eulenburg, Forel, Freud, Goethe, Haffner weil. Bischof von Mainz, Halbe, Herder, Hirschfeld, Gustav Jäger, Kohler, Krafft-Ebing, Leppmann, Mittermaier, Moll, Näcke, Pelmann, Rohleder, Schmidtmann, Richard Wagner, Wildenbruch, Zola.

Am Schluß ist die Petition an den Reichstag abgedruckt.

VI. Die Homosexualität in verschiedenen Beziehungen.

Deutsch (Alkohol und Homosexualität), Douglas (Weibliche Homosexuelle in Amerika), Dück (Statistisches), Hirschfeld (Männliche Prostitution), Hughes (Kastration eines Homosexuellen), Leber (Kranke Homosexuelle auf den Marianen), Möhrchen (Tardive Homosexualität), Moll (Charakter der Homosexuellen), Murtrie (Legende über lesbische Liebe), Numa Praetorius (Der Streit um Whitmans Homosexualität im „Mercure de France“ usw.), Remlinger (Männliche Prostitution in Marokko), Rohleder (Impotenz, ärztlicher Rat und Homosexualität), Witry (Homosexuelle Bünde, Mord und Homosexualität).

Deutsch, Dr. Hugo, **„Alkohol und Homosexualität“.** (Aus der Fürsorgestelle für Alkoholkranke in Brünn.) In der Wien. klin. Wochenschr. Nr. 3 vom 16. Jan. 1913.

Ein 39jähriger Arbeiter, Vater von 2 Kindern, in nüchternem Zustand nur heterosexuelle Libido und Abscheu vor homosexueller Betätigung empfindend, hat oft schon nach mäßigem Alkoholgenuß Gelüste des Herandrückens an männliche Personen und des Betastens ihrer Genitalien. Einmal läßt er sich hinreißen, die Genitalien eines jungen Mannes zu berühren. Anzeige, nur mit Mühe Vermeidung des Strafprozesses.

Verfasser bemerkt, daß homosexuelle Vergehen bei sonst sexuell Normalen öfters nur bei chronischen Alkoholikern im akuten Rauschzustand oder bei moralisch sehr Geschädigten vorkämen, der mitgeteilte Fall stehe wohl in der Literatur einzig da; es handle sich wohl um Bisexualität mit latenter Homosexualität.

Tatsächlich stellt dieser Fall durchaus kein Unikum dar. Im Januarheft 1914 des Jahrbuches für sexuelle Zwischenstufen hob ich gelegentlich einer Besprechung eines Aufsatzes von Näcke: „Alkohol und Homosexualität“ (S. 89—91) hervor, daß manche sonst heterosexuell Fühlende im Rausch mit Vergnügen und anscheinend mit mehr als pseudo-homosexuellem Empfinden gleichgeschlechtliche Handlungen dulden und auch vornehmen. In seinem neuen Werk: „Die Homosexualität des Mannes und des Weibes“ sagt Hirschfeld ähnliches (S. 209). Auch er nimmt latente Homosexualität an:

„Bei vielen macht der Alkohol durch Herabsetzung der Hemmungen eine vielleicht nur ganz schwache homosexuelle Komponente frei.“

Douglas, C. M., Murtrie (Newyork), **„Die konträre Sexualempfindung des Weibes in den Vereinigten Staaten von Amerika“.** Im Archiv von Groß für Kriminalanthropologie und Kriminalistik Bd. 55, H. 1 u. 2, Nr. IX.

In Amerika sei Kenntnis und Erforschung der konträren Sexualempfindung gering, und zwar die der weiblichen noch geringer als der männlichen. Die wenig über das Phänomen der Homosexualität unterrichtete Polizei kümmere sich darum nur bei Verführung

Unmündiger. Verf. berichtet über 7 weibliche und 3 männliche (ziemlich effeminierte) Homosexuelle; von den letzteren lebe einer angeblich abstinent aus praktischen und konventionellen Gründen, während die zwei anderen angeblich mit invertierten Weibern sexuell — aber nicht mittels normalem Koitus — verkehrten.

Ob letzteres richtig ist, dürfte zweifelhaft erscheinen, da echte, insbesondere effeminierte homosexuelle Männer mit homosexuellen Weibern höchst selten sexuell verkehren; vielleicht duldeten die Betreffenden faute de mieux seitens Frauen wollüstige Handlungen, die ihnen eigentlich nur seitens von Männern wirklich erwünscht gewesen.

Sympathien zwischen homosexuellen Männern und Frauen kommen allerdings oft vor, doch fast stets nur als Gefühle freundschaftlicher nicht sexueller Art.

Dück, Johannes, **„Aus dem Geschlechtsleben unserer Zeit“.** In den Sexual-Problemen von Marcuse.

In mehreren Heften der Zeitschrift teilt Verf. das Ergebnis einer serologischen Rundfrage mit. In Heft 11 1914/15, unter Nr. VII, bespricht er die auf die Homosexualität bezüglichen Antworten. Resultat:

Von 129 Männern:

ausschließlich homosexuell	2	= 1,6 %
auch homosexuell	9	= 6,9 %
nur heterosexuell	100	= 73,8 %
in der Schule homosexuell, später nicht mehr	7	= 4,7 %
erst später homosexuell geworden	4	= 2,4 %
keine Antwort	7	= 5,4 %
	129	= 100 %.

Von 42 weiblichen Personen:

ausschließlich homosexuell	2	= 4,7 %
auch homosexuell	2	= 4,7 %
nur heterosexuell	31	= 77,5 %
in der Schulzeit etwas bisexuell	1	= 2,4 %
erst später homosexuell geworden	0	= 0 %
keine Antwort	6	= 14,4 %
	42	= 100 %.

Die „auch homosexuell“ bezeichnet Dück als „sicher pseudohomosexuell“, es handle sich meist um übersättigte „Genießer“. Diese Schlüsse sind nicht richtig, zweifellos wird die Mehrzahl dieser Gruppe „bisexuell“ sein und Dück berücksichtigt überhaupt die Bisexualität kaum. Nicht zutreffend ist es auch, die „erst später homosexuell Gewordenen“ als sicher pseudohomosexuell zu charakterisieren.

Hier wird es sich (ob oft, stets oder meist dürfte bis jetzt nicht feststellbar sein) mindestens in einer Anzahl von Fällen um tardive Homosexualität, um späteren Durchbruch oder Bewußtwerden der Inversion sei es auf Grund von Bisexualität, sei es weil tatsächlich nur Pseudoheterosexualität bestand, handeln.

Schließlich ist es kaum angängig mit Dück die, welche keine Antwort gaben, zu den Heterosexuellen zu zählen, statt sie einfach auszuschalten.

Dück gibt noch die Autobiographie eines „wissenschaftlich hochstehenden Homosexuellen“ nebst dessen Ansichten über Homosexualität, die nach Dücks Erklärung im wesentlichen den seinigen entsprächen.

Danach seien alle in der Pubertät von späteren heterosexuell Verkehrenden begangenen homosexuellen Handlungen lediglich als ein völlig indifferenter Notbehelf zu betrachten, der keine Folgen nach sich ziehe und vielleicht dem normalen Koitus in jener Periode wegen der Gefahr des Erwerbs von Geschlechtskrankheiten vorzuziehen sei.

(Fortsetzung folgt.)

Bücherbesprechungen.

Simmel, Dr. Ernst, **Kriegsneurosen und Psychisches Trauma.** Ihre gegenseitigen Beziehungen auf Grund psychoanalytischer und hypnotischer Studien. (Leipzig und München 1918. Otto Nemnich.)

Die Psychoanalyse hat bisher von ihrer Arbeit in den Kriegsspitälern wenig Früchte gezeitigt. Spärlich kommen die neuen Erkenntnisse und das Problem der Pansexualität läßt sich mit dem Problem des Weltkrieges nicht in Einklang bringen. Als erste größere

Arbeit auf psychoanalytischem Gebiete bringt uns das Buch von Simmel eine Studie über das „psychische Trauma“.

Das psychische Trauma wurde von Freud in die Wissenschaft eingeführt und hängt aufs innigste mit seinen Anschauungen über das Wesen der nervösen Erkrankungen zusammen. Er ist der Ansicht, daß in der Kindheit erworbene seelische Traumen (Erschütterungen) durch das ganze Leben wirken können, besonders wenn sie nicht seelisch verarbeitet, sondern ins Unbewußte versenkt wurden. Dieses Versenken ins Unbewußte nennt Freud „Verdrängung“. In der Verdrängung sieht er die Hauptursache aller Seelenkrankheiten, „Psychoneurosen“ (Hypochondrie, Hysterie, Zwangsneurose). Dieses „Trauma“ ist nach Freud immer sexueller Natur. Die ersten Seelenforschungen der Freudschen Schule (der technische Ausdruck dieser Forschung lautet „Psychoanalyse“) waren ein Suchen nach diesem „psychischen Trauma“. Zuerst benutzte Freud die Hypnose. Bekanntlich erinnern sich viele Menschen in der Hypnose an viele Vorfälle, die sie im wachen Zustande vergessen haben. Diese Erscheinung der „Hypnotischen Hypermnesie“ wurde benutzt, um die Kranken nach dem „psychischen Trauma“ auszufragen. Dann wurde ihnen die in der Hypnose gefundene Tatsache mitgeteilt. Schon nach kurzer Zeit konnte Freud die Hypnose aufgeben und schuf eine neue Methode der „freien Assoziationen“. Jeder Patient durfte reden, was er wollte, er mußte aber alle seine Gedanken mitteilen. Mit Hilfe dieser „freien Einfälle“ wurde dann das seelische Trauma erforscht. Bald jedoch zeigte es sich, daß man die Bedeutung dieser kindlichen Erlebnisse maßlos überschätzt hatte. In vielen Fällen waren diese „Traumen“ nicht zu finden, in anderen kam man darauf, daß der Kranke sich die „Traumen“ kühn erfunden hatte. Man erkannte: die Phantasien wirken gleich „traumatisch“ wie die Erlebnisse. Einzelne Schüler Freuds kamen zu neuen Erkenntnissen: Es zeigte sich, daß nicht die Erlebnisse allein den Menschen krank machen, sondern auch die Art, wie er auf sie reagiert. Die Einstellung des Kranken zu seiner Umgebung und zur ganzen Welt ist jetzt Gegenstand der Psychoanalyse, die Korrektur dieser falschen Einstellung die Aufgabe des Seelenarztes. Nicht nur Psychoanalyse — sondern Psychopädagogie.

Nun ist es die Tragik Freuds, daß viele Schüler über ihn hinausgehen oder seine ersten Forschungen annehmen, aber seine weiteren Fortschritte ignorieren, Methoden anwenden, die er längst verlassen hat. So gibt es noch immer Ärzte, die die hypnotische Analyse der Wachanalyse vorziehen. Die Wachanalyse ist der offene Kampf mit dem Kranken, welcher die Erziehung ermöglicht. Die Hypnose ist eine Überrumpelung, welche die kranke Einstellung nicht beseitigt, sondern nur die Möglichkeit gibt, einige „eingeklemmte Affekte“ abzureagieren. Die weite Anwendung der Hypnose im Kriege hat natürlich einzelne Ärzte verleitet, sie zu analytischen Versuchen zu verwenden. Der Erfolg scheint diese Versuche zu rechtfertigen. Wenigstens erzählt uns Dr. Ernst Simmel in seinem Büchlein „Kriegsneurosen und Psychisches Trauma“ von ganz außerordentlichen Erfolgen. Freilich könnten die Zweifler erwidern: Erfolge bedeuten gar nichts. Jeder Arzt, der sich mit seinen Kriegsneurotikern liebevoll beschäftigt, hat wunderbare Erfolge. Der eine mit der Hypnose, der andere mit der Suggestion im Wachen, der dritte mit der Überredung, der vierte mit der Arbeit, der fünfte durch den elektrischen Strom, der sechste durch die Wirkung einer Narkose usw. . . Also der Erfolg als solcher beweist bei Nervösen noch gar nichts. Sonst müßten wir die Wässer von Lourdes in den medizinischen Hausschatz aufnehmen. Wir wissen jedoch, daß der Glaube an ein Mittel schon der Anfang der Heilung sein kann, so daß Münsterberg in seiner „Psychotechnik“ mit Recht sagt: „Die Quellen von Lourdes fließen überall.“

Bei diesen Untersuchungen handelt es sich um eine wichtige Frage. Sie sind eine Probe auf die Richtigkeit der Theorien von Freud. Sind in der Tat alle Neurosen nur durch Unterdrückung sexueller Regungen entstanden? Darauf hat uns der Krieg eine eindeutige Antwort gegeben: Nein! . . . Wir sehen das Zittern nach einem Trommelfeuer, nach einer Verschüttung bei vorher ganz gesunden, sexuell normalen Leuten auftreten. Die Sexualität allein kann uns das Zustandekommen einer Neurose nicht erklären. Es wäre auch unerklärlich, warum das Zittern in einer einzigen Sitzung bei Anwendung irgendeines der bekannten Mittel aufhört, obgleich sich an dem Sexualleben nichts geändert hat. Der Krieg hat den Beweis geliefert, daß meine Formel „Jede Neurose ist durch einen psychischen Konflikt entstanden“ die einzig richtige ist[1]). Der Zitterer schwankt zwischen Pflicht und Angst und flüchtet in die Krankheit. An dieser Tatsache ändern auch die Untersuchungen von Simmel gar nichts, der übrigens von Freud nur die Methode, nicht aber die sexuelle Grundlage der Neurosen angenommen hat. Anderseits mußten selbst erbitterte Gegner Freuds, wie Friedländer und Nonne, zugeben, daß

[1]) „Die Ursachen der Nervosität“. Wien 1907. Verlag der Hofbuchhandlung Wallishauser.

der Krieg Freud recht gegeben habe, weil er die Bedeutung der seelischen Faktoren aufgedeckt habe. Haben doch vor dem Kriege die Ärzte immer wieder betont, daß die Ursachen der Nervosität in erblicher Belastung, Überarbeitung, Aufregungen, organischen Schädigungen zu suchen seien. Zu Beginn des Krieges hat Oppenheim auch für die Zitterer eine organische Schädigung des Nervensystems angenommen. Die Mehrzahl aller Nervenärzte hat sich nach ihren Erfahrungen dieser Ansicht nicht angeschlossen. Schon die unbestreitbare Tatsache, daß die bunten Bilder der „traumatischen Neurose" in den Gefangenenlagern nicht zu beobachten sind (wenn die Frage des Austausches nicht als seelischer Motor eine Neurose verursacht), gibt uns das Verständnis für die Motive der verschiedenen Kriegsneurosen. Das Publikum sieht aber noch immer in den Zitterern unheilbare Unglückliche und hat mit ihnen viel mehr Mitleid als mit den Schwerverwundeten, die es nicht verstanden haben, sich rechtzeitig in eine Neurose zu flüchten. Freilich ist der Zitterer auch ein bemitleidenswerter Kranker, welcher dem Felddienst nicht gewachsen ist. Eine Verwendung im Hinterlande befördert die Heilung. Es ist unbegreiflich, daß die Öffentlichkeit von jedermann Mut und Tapferkeit verlangt. Es gibt sehr viele Menschen, welche eben nicht mutig sind, und darunter sicherlich sehr wertvolle Menschen! Zum Kriegsberuf muß man auch eine gewisse Anlage haben. Das Trommelfeuer, die Gasvergiftung, die Verschüttung durch Minen, der nächtliche Überfall wirken auf den dazu Disponierten als „psychisches Trauma". Noch monatelang erlebt er in seinen Träumen die überstandenen Schrecken und die Zitterneurose ist eigentlich nur „motorisch fixierte Angst". Doch wer könnte sich rühmen, nie die Schauer der Angst empfunden zu haben? Rühren wir nicht an dem Problem des Mutes! Es hat auch seine Kehrseiten. . . .

Nun bringt uns das Buch von Simmel keineswegs den komplizierten Problemen „Mut und Feigheit" näher. Hier Zusammenhänge zwischen Lebenstrieb, Sexualität und Lebensüberdruß nachzuweisen, wäre ein verdienstliches Beginnen. Die Psychologie des Helden als Lebensverächters, die Beziehungen von Persönlichkeit und Nationalismus, die Feigheit als Überkompensation einer Todessehnsucht, Mut als motorisch umgewertete Angst . . . genug der Aufgaben! Auf diese komplizierten Zusammenhänge geht Simmel nicht ein. Er zeigt uns, daß die Kriegsneurose einen Überbau über eine alte Neurose darstellt, daß die Soldaten schon während der Abrichtung, im Dienste, schon durch die Disziplin Traumen erleiden, so daß die Neurose den willkommenen Ausweg aus dem Konflikt darstellt. Dabei ist jede seiner Analysen eigentlich erst der Anfang einer Analyse. Aber wer könnte in Kriegsspitälern Analysen verlangen, wenn die Überfülle der Arbeit das Eingehen auf den Einzelnen verhindert? Immerhin ist der Versuch von Simmel dankenswert. Er hat an einigen plastischen Beispielen den Nachweis geliefert, wie kompliziert die Vorgänge sind, die wir als „Kriegsneurose" bezeichnen, und bewiesen, welch herrliches Instrument für die Seelenforschung die Methode der Psychoanalyse darstellt. Sein Enthusiasmus ist so groß, daß er von der Psychoanalyse auch die Heilung der Psychosen erwartet. Ich bin etwas kühler geworden im Laufe langer arbeitsreicher Jahre. Die Psychose stellt ein „Noli me tangere!" dar. Organisches und Psychisches mengen sich und die Macht des Geistes zerschellt an den ehernen Mauern der Konstitution und organischen Minderwertigkeit. Psychopädagogik verlangt plastisches Material. Die meisten Psychosen stellen Erstarrungsformen dar, Fixationen, die sich nicht mehr umgießen lassen. Was wir erreichen können, ist ärztliche Erkenntnis. Daher wird die Psychoanalyse unsere Kenntnisse über die Genese der Psychosen erweitern, die Psychopädagogik wird nur für einzelne Grenzfälle in Anwendung kommen können. (Melancholie, Zyklothymie, leichte beginnende Paranoia, abortive Formen von Schizzophrenie.) Auch bei diesen leichten Formen bricht sich der Wille und die gute Absicht des Arztes an dem Trotz des Leidens, und Monate schwerer Arbeit sind oft vergeblich geopfert. Freilich eine einzige unverhoffte Heilung entschädigt dann für die vielen vergeblichen Versuche.

Dr. Wilhelm Stekel.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Iwan Bloch in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

Fünfter Band September 1918 6. Heft

Über die Ehescheu und deren Bekämpfung.

Von Hofrat Dr. Löwenfeld
in München.

In einer Zeit, in welcher die Bevölkerungspolitik und alles, was damit zusammenhängt, insbesondere der Geburtenrückgang das allgemeine Interesse in so hervorragendem Maße in Anspruch nimmt, wie es gegenwärtig der Fall ist, dürfte es wohl kein überflüssiges Unternehmen sein, wenn wir die Umstände einer kurzen Betrachtung unterziehen, welche heiratsfähige Personen veranlassen, ohne zwingende Gründe auf die Ehe dauernd oder bis in ein vorgeschrittenes Alter zu verzichten. In bevölkerungs-politischer Hinsicht ist das hier in Rede stehende Verhalten des Mannes weit wichtiger als das der Frau, weil der Mann in den sexuellen Beziehungen der Geschlechter, zu denen auch die Ehe gehört, im allgemeinen der aggressive Teil ist, und man wohl mit Recht annimmt, daß jeder Mann, der ernstlich heiraten will, eine Frau findet, während sich nicht das Analoge vom weiblichen Geschlecht behaupten läßt. Schon der Überschuß des weiblichen über das männliche Geschlecht nötigt eine Anzahl weiblicher Individuen zur Ehelosigkeit, und wenn wir von diesem Prozentsatze absehen, so bleibt immer noch eine erhebliche Anzahl solcher, bei denen von einem Verzicht auf die Ehe als freiwilligem Akt nicht gesprochen werden kann, da ihre dauernde Ehelosigkeit nur auf einen Mangel von Bewerbern zurückzuführen ist.

Betrachten wir nun die Momente, welche die Ehescheu heiratsfähiger Männer bedingen. Diese sind sehr verschiedener Art, und wir können solche ethischer und unethischer Natur, idealistische und materialistische, normale in psychologischer Hinsicht und abnorme unterscheiden. Je nach der einen oder anderen Art dieser Motive können wir die in Betracht kommenden Männer in fünf Gruppen sondern:

I. Eine erste Gruppe umfaßt in der Hauptsache diejenigen, welche aus Prinzip der Ehe, sofern es sich um Monogamie handelt, abhold sind. Sie würden wahrscheinlich zumeist der Polygamie nicht abgeneigt sein, wenn solche bei uns zulässig wäre. Diese Männer verkennen zum großen Teile den Wert der Einehe nicht gänzlich, aber sie werden durch die bei ihnen bestehenden ausgeprägten polygamen Tendenzen derart beeinflußt, daß sie sich nicht entschließen können, sich dauernd an ein weibliches Wesen zu binden. Dabei handelt es sich nicht selten um eine mehr theoretische als praktische Wahrung ihrer sexuellen Freiheit. Manche dieser Ehescheuen unterhalten viele Jahre hindurch sozusagen monogame Verbindungen (eine wilde Ehe) mit einem weiblichen Wesen, das sie aus irgendwelchen Gründen für zur Ehelichung nicht geeignet erachten, um schließlich doch noch infolge zunehmenden Alters, einer Erkrankung oder anderer Einflüsse die Geliebte zur Frau zu

machen. Die Zahl der ehefeindlichen Junggesellen ist aus leicht begreiflichen Gründen in den Städten, insbesondere in den Großstädten, erheblich größer als auf dem Lande, wo die Betätigung polygamer Neigungen schwieriger sich gestaltet und auch das Leben in einer wilden Ehe wegen des dadurch verursachten Ärgernisses sich meist nicht allzulange durchführen läßt.

Man könnte vom Standpunkte der Volksvermehrung gegen das Verhalten der in Frage stehenden Ehegegner wenig einwenden, wenn sie wenigstens bei ihren verschiedenen länger dauernden Liaisons nicht auf die Vermeidung von Nachkommenschaft bedacht wären. Dies ist aber zumeist der Fall, zum Teil aus Rücksicht auf die Geliebte, deren Wünsche gewöhnlich nicht auf außerehelichen Kindersegen gerichtet sind, zum Teil aber, vielleicht zum überwiegenden Teile aus rein egoistischen Motiven, da sie durch Nachkommenschaft enger an die Mutter gebunden würden, als ihnen lieb ist, sie auch die mit der Vaterschaft verknüpften Verpflichtungen den Sprößlingen gegenüber zu meiden suchen.

Eine weitere, bedeutend kleinere Gruppe von prinzipiellen Ehegegnern wird von den Misogynen (ausgesprochenen Weiberfeinden) gebildet, die, wenn sie sich auch des sexuellen Verkehrs nicht ganz enthalten können, doch für das weibliche Geschlecht nicht ein Maß von Sympathie und Achtung aufzubringen vermögen, das ihnen eine dauernde und gesetzlich geschützte Verbindung mit einer Frau erträglich erscheinen läßt. Geringschätzung des weiblichen Geschlechtes im allgemeinen findet sich nicht nur bei geistig völlig normalen, sondern auch sehr intelligenten Männern und bildet für die Betreffenden kein Hindernis für das Eingehen einer Ehe. Ausgesprochene Weiberfeindschaft kann ebenfalls bei geistig hochstehenden Männern vorkommen, ist aber immer ein dem Grenzgebiete zwischen Geistesgesundheit und Geisteskrankheit angehöriger Zug, eine psychopathische Minderwertigkeit, die den Träger in der Regel von einer Verehelichung abhält. Die Quellen der Misogynie sind verschiedenartig. Überwiegend sind es wohl schmerzliche Erfahrungen im Verkehre mit Angehörigen des zarten Geschlechts. Das Umschlagen der Liebe in Haß, das bei leidenschaftlichen Naturen so leicht eintritt, spielt hier eine bedeutende Rolle. Verschmähte Liebe, oder was noch schlimmer ist, betrogene Liebe, (Untreue der Geliebten), weckt den Haß zunächst gegen den Gegenstand der Neigung, und dieses Gefühl überträgt sich allmählich auf das ganze Geschlecht. Auch betrübende Folgen des Verkehrs mit Priesterinnen der Venus vulgivaga (luetische Infektion) können den Anstoß zur Entwicklung der Misogynie geben. In manchen Fällen spielen auch ungünstige Verhältnisse im elterlichen Hause, ein Verhalten der Mutter, das die Achtung vor dem weiblichen Geschlechte herabzusetzen geeignet ist, eine ursächliche Rolle. Der Eindruck, welchen der Knabe im Elternhause erhalten hat, bleibt ihm unauslöschlich und wird für sein Verhalten dem weiblichen Geschlechte gegenüber in den Mannesjahren bestimmend [1]).

II. Bei der zweiten Gruppe von Männern wird der Verzicht auf Eheschließung durch gesundheitliche oder eugenische Erwägungen veranlaßt. Selbstverständlich können hier die Fälle nicht in Betracht kommen, in welchen schwere und übertragbare Krankheiten vorliegen. Es ist nur zu bedauern, daß

---

[1]) Ich könnte hier auf ein sehr prägnantes Beispiel hinweisen, das seinerzeit viel von sich sprechen machte, auf dessen Anführung ich jedoch in Anbetracht der mir auferlegten Diskretionspflicht verzichten muß.

diese Zustände nicht immer zum Verzichte auf Verheiratung führen und nicht ganz selten namentlich syphilitisch Infizierte in einem Stadium der Erkrankung, in welchem eine Übertragung noch möglich ist, ebenso nicht völlig geheilte Gonorrhöische, eine Ehe eingehen. Die Männer, die wir hier im Auge haben, sind zum erheblichen Teile hypochondrische Neurastheniker, die den ehelichen Pflichten nicht genügen zu können glauben oder durch deren Erfüllung ihre Nerven zu schädigen fürchten, ohne daß für diese Annahmen genügende Gründe vorliegen. Auch sehr gewissenhafte Männer werden mitunter lediglich durch geringe und heilbare Potenzmängel bei sonstigem guten Befinden veranlaßt, auf eine Verheiratung zu verzichten, da sie glauben, daß die Unzulänglichkeit ihrer Potenz der Gattin Enttäuschungen bereiten und der Erlangung ehelichen Glückes ein Hindernis bilden werde. Ferner gehören hierher Nervöse, die, ohne an erheblichen Beschwerden zu leiden, ihren Nervenzustand doch als ein so bedeutendes Übel betrachten, daß sie dessen Übertragung auf eine Nachkommenschaft nicht für zulässig halten. Überstandene Krankheiten, deren Wiederkehr ohne genügenden Grund befürchtet wird (z. B. bei schon lange ausgeheilter Tuberkulose) und vermeintlich ererbte in Wirklichkeit aber nicht bestehende Krankheitsanlagen, insbesondere Disposition zu Geisteskrankheiten bedingen ebenfalls bei gewissenhaften Männern nicht selten den Entschluß, in ihrem eigenen Interesse und dem einer etwaigen Familie von einer ehelichen Verbindung abzusehen. Selbstverständlich können hier die Fälle nicht in Betracht kommen, in welchen erblich mit einer Disposition zu Geistes- und schweren Nervenkrankheiten belastete Männer der Ehe entsagen. Die Ehescheu dieser ist zweifellos genügend begründet und kann nur gebilligt werden. Daneben begegnen wir aber auch Fällen, in welchen auf Grund geistiger Erkrankung des Vaters oder der Mutter eine ererbte Disposition angenommen wird, die in Wirklichkeit nicht besteht, und deshalb auch keinen Grund für das Ledigbleiben bilden kann [1]).

III. Bei einer weiteren Gruppe von Männern geben ideelle Motive verschiedener Art in der Verehelichungsfrage den Ausschlag. Bei einem Teile derselben bildet das völlige Aufgehen in dem gewählten Berufe ein Hindernis für die Eheschließung. Es sind zumeist Gelehrte oder Künstler, die über der intensiven und ununterbrochenen Beschäftigung mit den Aufgaben, die sie sich gestellt haben, gar nicht dazu gelangen, dem weiblichen Geschlechte ein Interesse zuzuwenden, das zu einer Gattinwahl führen könnte. Bei manchen von ihnen besteht auch die Befürchtung, sie könnten durch die Sorge für Frau und Kinder, die häuslichen Obliegenheiten des Mannes verhindert werden, ihrem Berufe sich so voll und ganz zu widmen, wie sie es für die Erreichung ihrer Ziele für nötig erachten. Auch bei Kaufleuten, Industriellen und Technikern kommt es vor — hier handelt es sich allerdings weniger um ideelle Motive —, daß sie in dem unablässigen Streben nach Ausdehnung ihrer Geschäfte, Sicherung und Erweiterung ihres Betriebs usw. ihre besten Jahre verstreichen lassen, ohne zur Gründung eines Hausstandes zu gelangen, und dann auf eine Ehe verzichten, weil sie sich hierfür zu alt erachten. In manchen Fällen hat das Ledigbleiben seinen Grund in Liebesverhältnissen in jüngeren Jahren, die nicht

[1]) Es ist heutzutage noch nicht festzustellen, aber sehr wahrscheinlich, daß auch bei manchen unserer gebildeten Kriegsinvaliden Verstümmelungen und Folgen überstandener Krankheiten als Ursache einer Ehescheu wirksam werden, die in den gegebenen körperlichen und gesundheitlichen Verhältnissen keinen genügenden Grund hat.

zu dem gewünschten Ziele führten: Tod der Geliebten infolge einer Erkrankung oder eines Unfalles oder Unmöglichkeit, in deren Besitz zu gelangen, aus Gründen, die nicht von ihrem Wollen abhingen. Die stets genährte Erinnerung an die Geliebte läßt hier kein Interesse für ein anderes weibliches Wesen aufkommen, das zu einer Ehe führen könnte.

IV. Zweifellos am zahlreichsten sind die Fälle, in welchen wirtschaftliche Motive ein Hindernis für die Ehe bilden. Ich sehe hier von den Fällen ab, in welchen junge Menschen, die infolge des von ihnen gewählten Berufes noch zu keinem selbständigen oder nur zu einem sehr bescheidenen Einkommen gelangt sind und auch auf keine Sustentation seitens ihrer Eltern oder eine Mitgift der Braut rechnen können, auf eine Vermählung verzichten, bis sich ihre materiellen Verhältnisse gebessert haben. Von einem Verzicht auf Verehelichung kann ja hier im allgemeinen nicht gesprochen werden, sondern nur von einer Hinausschiebung derselben, die zwar an sich bedauerlich ist, aber doch auch der Vorteile für die Beteiligten nicht ermangelt. Die Männer, die wir hier im Auge haben, sind solche, die das durchschnittliche Heiratsalter weit hinter sich haben und zum Verzicht auf Verehelichung nur durch ihre materiellen Verhältnisse veranlaßt werden, ohne daß dabei unübersteigbare Hindernisse bestehen. Es sind in dieser Gruppe sehr verschiedene Typen vertreten. Bei einem Teile der in Betracht Kommenden ist das Motiv bestimmend, daß sie das Vermögen, das Einkommen oder die Stellung nicht erlangt haben, welche sie für eine standesgemäße oder ihren speziellen Wünschen entsprechende Ehe für erforderlich erachten. Ihre materiellen Verhältnisse gestatten ihnen nicht die Lebensführung, die sie sich als Junggesellen leisten können, in der Ehe fortzusetzen, und zu Einschränkungen können, respektive wollen sie sich nicht entschließen. Andere hinwiederum haben es wohl zu größerem Besitz oder einem einträglichen Geschäfte usw. gebracht, aber das Erworbene auf irgend eine Weise wieder verloren, wurden hierdurch genötigt, einem anderen Erwerbszweige sich zu widmen oder eine abhängige Stellung anzunehmen, und sind nun nicht mehr geneigt, sich mit den Sorgen für einen Haushalt zu belasten. Dazu kommen diejenigen, welche es für ihre Pflicht hielten, für den Unterhalt von Angehörigen, mittellosen Eltern oder jüngeren Geschwistern zu sorgen und durch die Erfüllung dieser Pflicht in den Jahren, in welchen sie gerne geheiratet hätten, verhindert wurden, sich einen eigenen Hausstand zu gründen. Mit den Jahren ist dann auch das Heiratsbedürfnis bei ihnen bedeutend zurückgegangen, die Schwierigkeiten der Gattinwahl haben sich dagegen gesteigert. Die Neigung eines jugendlichen weiblichen-Wesens zu gewinnen, besteht kaum eine Aussicht, und eine Verblühte hat auch für den gealterten Mann wenig Reiz. So gewinnt die Bequemlichkeit des Junggesellenstandes die Oberhand.

V. muß ich hier noch einer kleinen Gruppe von Männern gedenken, die der Ehe keineswegs abhold sind, zeitweilig sogar das lebhafte Bedürfnis fühlen, zu heiraten, und dennoch, obwohl in ihren äußeren Verhältnissen kein Hindernis liegt, zu keiner Verehelichung gelangen. Die Betreffenden sind nicht frei von psychopathischen Minderwertigkeiten und besitzen in bezug auf das weibliche Geschlecht einen sehr ausgebildeten, in den einzelnen Fällen wechselnden Geschmack. Sie verfehlen nicht, mit Damen Bekanntschaften anzuknüpfen, wenn sich ihnen hierzu Gelegenheit bietet, lassen sich auch von Verwandten und Bekannten in Familien einführen, in welchen eine oder mehrere heiratsfähige Töchter sich finden; sie scheuen sich unter Umständen auch nicht, den Weg

der Annonce zu betreten, um zu einer auf andere Weise nicht zu erlangenden Auswahl zu kommen. In ihrem Verkehr mit den Damen, die als Heiratsobjekte für sie in Betracht kommen können, unterscheiden sie sich nicht von irgendwelchen anderen Ehestandskandidaten von entsprechender Bildung. Sie finden mitunter im Laufe des Verkehrs auch ein Entgegenkommen seitens des Objektes ihrer Prüfung, das sie im Grunde in Anbetracht ihres Äußeren und ihrer Jahre nicht verdienen. Alles verläuft in den gewöhnlichen Formen bis zu dem Zeitpunkte, an dem eine bestimmte Erklärung nicht gut mehr zu vermeiden ist. Auch in den Fällen, in welchen die Geprüfte gut bestanden zu haben schien und zweifellos das Wohlgefallen des Bewerbers sich erworben hatte, ist bei diesem mit dem Eintritt des erwähnten Zeitpunktes die Entschlußfähigkeit in bezug auf Verheiratung wie abgeschnitten, und zwar ohne daß eine wesentliche Änderung in dem Urteile über die in Frage kommende Dame hierbei nötig wäre. Der Verkehr wird abgebrochen oder dessen Fortsetzung auf die lange Bank geschoben, was auf das gleiche hinausläuft. Zur Erklärung dieses Verhaltens werden die fadenscheinigsten Gründe angegeben, Mängel, die der Person oder deren Familie anhaften sollen, die aber für einen ernsthaften Bewerber nie in Betracht kommen können. Ich habe im Laufe der Zeit den Eindruck gewonnen, daß es sich in diesen Fällen um eine Zwangshemmung handelt, die aber nicht die Heiratsidee im allgemeinen, sondern immer nur das spezielle Objekt dieser Idee betrifft. Von psychoanalytischer Seite wird man diese Hemmung wohl ohne Bedenken auf einen un- oder unterbewußten Komplex zurückführen, eine Annahme, die auch mir plausibel erscheint, und zwar dürfte es sich um den Mutterkomplex handeln, da die Betreffenden, wenn auch nicht beständig, so doch zumeist mit ihrer Mutter zusammenleben. Es scheint, daß mit dem Mutterkomplex sich das Idealbild einer Frau, die idealisierte Mutter, verknüpft hat und dieses Bild im Unterbewußtsein geweckt wird und als hemmendes Moment sich geltend macht, wenn die Wahl einer bestimmten Person als Lebensgefährtin bevorsteht.

Beim weiblichen Geschlechte sind die Verhältnisse bezüglich der Ehescheu weniger durchsichtig als beim männlichen. Weibliche Personen, welche die Mitte der Dreißiger überschritten haben, kommen, ob sie mehr oder weniger Heiratslust haben, nur relativ selten zu einer Verehelichung, jedenfalls viel seltener als Männer im gleichen Alter. Es ist daher bei älteren Jungfern zumeist schwer, zu entscheiden, ob ihr Verharren im ledigen Zustande auf freiem Entschlusse beruht oder lediglich ein Sichfügen in eine nicht zu ändernde Lage bedeutet. Wo eine ausgesprochene Ehescheu in den Jahren, in welchen noch Heiratsaussichten bestehen, vorliegt, sind in der Hauptsache ähnliche Motive wie bei den Männern maßgebend, doch mangelt es nicht an bemerkenswerten Unterschieden in dieser Hinsicht.

Eine prinzipielle Abneigung gegen Verehelichung wird durch polygame Tendenzen bei weiblichen Personen kaum hervorgerufen, weil ihnen die Ehe eine Art Schirm bildet, unter dem sie ihren Neigungen leichter nachgeben können als im ledigen Zustande. Dagegen bilden traurige Erlebnisse in der Jugend und im elterlichen Hause, schlechte Behandlung der Mutter durch den Vater und andere Erfahrungen, die zu einem ungünstigen Urteile über den Charakter der Männer im allgemeinen führen — hierher gehören auch Enttäuschungen in der Liebe — ein nicht seltenes Motiv der Ehescheu bei weiblichen Personen. Wirtschaftliche Verhältnisse spielen bei der Ehescheu des zarten Geschlechtes nicht zu häufig und in anderer Weise eine Rolle als bei Männern. Eigene ungünstige materielle Lage bildet im allgemeinen eher einen

Antrieb zur Verheiratung als ein hinderndes Moment. Günstige materielle Situation und Sicherheit eines ausreichenden beruflichen Einkommens, wie es z. B. bei Lehrerinnen, Beamtinnen sich findet, bildet dagegen für die Betreffenden mitunter einen Grund, den ledigen Stand der Ehe andauernd vorzuziehen. Gesundheitliche und eugenische Rücksichten bedingen, sofern es sich nicht um ausgesprochene Krankheit handelt, seltener als bei Männern einen Verzicht auf Verehelichung, häufiger dagegen gewisse ideelle Motive: so insbesondere unglückliche Liebe (Tod des Geliebten, Unmöglichkeit einer Vereinigung mit demselben ohne dessen Verschulden usw.), Fürsorge für jüngere Geschwister oder pflegebedürftige Eltern, Aufgehen in einem Berufe, wie es bei Künstlerinnen vorkommt. Auch Ehescheu infolge von Zwangshemmung scheint beim weiblichen Geschlechte nicht zu mangeln, wenigstens weisen einzelne meiner Beobachtungen darauf hin.

Für die Volksvermehrung hat die Ehescheu der Angehörigen des zarten Geschlechts nicht dieselbe Bedeutung wie die der Männer. Der weibliche Überschuß in unserer Bevölkerung bedingt es, daß für die heiratslustigen Männer die Auswahl von Lebensgefährtinnen durch den Ausfall der ehescheuen weiblichen Personen nicht wesentlich erschwert wird. Im folgenden werden wir daher lediglich die Bekämpfung der Ehescheu bei Männern in Betracht ziehen.

Wenn wir uns nunmehr fragen, was gegen die im Vorstehenden besprochene Ehescheu sich tun läßt, so ist vor allem zu berücksichtigen, daß wir derselben ganz vorwaltend in der gebildeten Klasse begegnen, welche zugleich den intelligenteren Teil der Bevölkerung repräsentiert, wodurch dieser Mißstand erhöhte Bedeutung gewinnt. Die gebildete Klasse liefert ausschließlich die Offiziere und zum großen Teile auch die Unteroffiziere unseres Heeres, und die Verluste, welche uns dieser männermordende Krieg an beiden Kategorien gebracht hat, sind ganz gewaltig und nicht bloß proportional der Gesamtzahl unserer Verluste. Da die Dienstpflicht Offizieren und Unteroffizieren auferlegt, ihren Mannschaften im Kampfe voranzugehen und persönlicher Mut bei ihnen in gleicher Richtung wirkt, ist es begreiflich, daß die Verluste an gebildeten und intelligenteren Männern in unserem Heere besonders groß sind, und hierbei handelt es sich zumeist um Menschen im zeugungsfähigsten Alter, die in Anbetracht ihrer körperlichen und geistigen Eigenschaften einen besonders wertvollen Teil unseres Volkes, ja man darf sagen, eine Auslese desselben repräsentieren. Die Einbuße an Nachkommenschaft, die uns auf diese Weise erwächst, könnte das Zahlenverhältnis des gebildeten und intelligenteren Teiles unseres Volkes zu den unteren Bevölkerungsschichten sehr ungünstig beeinflussen und damit das intellektuelle und kulturelle Niveau unserer Nation herabdrücken, wenn die von der Kriegsfurie verschonten Kreise der Gebildeten sich nicht bemühen, den Ausfall durch Mehrung ihrer Nachkommenschaft möglichst auszugleichen. Aus diesem Grunde ist die Bekämpfung der Ehescheu in bevölkerungspolitischer Hinsicht keineswegs eine untergeordnete Angelegenheit.

Wenn wir die der Ehescheu zugrunde liegenden Motive in Erwägung ziehen, müssen wir sofort zugestehen, daß wir nicht in allen Fällen auf eine Bekehrung der Ehegegner rechnen können. So wird man bei den Misogynen vergeblich sich bemühen, auch bei den unter dem Einflusse polygamer Tendenzen oder unglücklicher Liebe Stehenden nicht sehr viel Aussicht auf Erfolg haben. Aber es bleibt doch noch eine große Anzahl von Fällen, in denen man unter den derzeitigen Verhältnissen eine Gesinnungsänderung in bezug auf die Ehe nicht vergebens anstreben wird.

Zunächst müssen hier einige allgemeine Gesichtspunkte Berücksichtigung finden. Der Geburtenrückgang, der schon vor dem Kriege bei uns bestand, und der Verlust an zeugungsfähigen Männern, den wir durch den Krieg erlitten, gestatten es nicht mehr, die Ehe als eine Privatangelegenheit der Einzelnen zu betrachten, in der sich jeder pro oder contra entscheiden kann, ohne daß das Staatsinteresse dabei berührt wird. Vor dem Kriege konnte der einzelne, auch wenn er seiner staatsbürgerlichen Pflichten sich wohl bewußt war, doch noch dem Glauben sich hingeben, es komme auf die von ihm mögliche Nachkommenschaft nicht an, der Staat gerate in keine Gefahr, wenn er auf eine Eheschließung verzichte. Zur Zeit liegen die Dinge jedoch anders. Die Verhältnisse haben sich durch den Krieg derart geändert, daß die Eheschließung zu einer staatsbürgerlichen Pflicht geworden ist, der sich der einzelne nicht ohne die triftigsten Gründe entziehen kann, da viele einzelne eine Masse ausmachen, die für die Volksvermehrung keineswegs ohne Bedeutung ist und um so mehr ins Gewicht fällt, wenn es sich um Angehörige der gebildeten Stände handelt.

Unter den Mitteln, welche bei der Bekämpfung der Ehescheu in Betracht kommen, müssen wir in erster Linie die Förderung der Frühehe anführen, ein seltsamer Gedanke anscheinend, der aber bei näherer Betrachtung sich als völlig begründet erweist. Die ursächlichen Momente, welche der Ehescheu zugrunde liegen — insbesondere Verschlechterung der Gesundheitsverhältnisse, ungünstige Gestaltung der materiellen Lage — treten häufig erst in späteren Jahren (nach dem 30. Lebensjahre) ein. Dazu kommt, daß junge Menschen zumeist mit geringeren Ansprüchen an die Ehe herantreten und in bezug auf ihre Lebensgefährtin leichter zu einer Wahl gelangen als Männer in reiferem Alter. In der Förderung der Frühehe dürfen wir daher ein wirklich wertvolles Mittel gegen die Ehescheu erblicken. Wir müssen uns aber zunächst darüber klar werden, was wir unter Frühehe zu verstehen haben. Ploetz, welcher sich vor kurzem in einem in der Münchener medizinischen Wochenschrift veröffentlichten Aufsatze mit diesem Thema beschäftigte, bezeichnet als Frühehe die Ehen, welche in den ersten 5 Jahren nach Erreichung der vollen körperlichen Entwicklung geschlossen werden, also bei den Weibern etwa zwischen 18 und 22 Jahren, bei den Männern etwa zwischen 21 und 25 Jahren. Hiermit ist m. E. der Begriff der Frühehe etwas zu eng gefaßt. Ploetz hält auch selbst die Bestimmung des 18., resp. 21. Lebensjahres als Zeitpunkt der vollen körperlichen Reife für ziemlich willkürlich. Nach meinen Wahrnehmungen wird bei beiden Geschlechtern vielfach, vielleicht sogar überwiegend, die volle körperliche Entwicklung später als an dem von Ploetz angenommenen Termine erreicht. Um diesen Fällen Rechnung zu tragen, darf man der Frühehe bei Männern eine zeitliche Ausdehnung vom 21. bis zum 28. Lebensjahre geben. Von den Mitteln, welche man zur Förderung der Frühehe speziell in den gebildeten Kreisen vorgeschlagen hat, ist vorerst nicht sehr viel zu erwarten, nicht deshalb, weil die betreffenden Vorschläge unzweckmäßig sind, sondern weil deren Durchführung auf große, zum Teil unüberwindliche Schwierigkeiten unter den gegenwärtigen Verhältnissen stoßen wird. Hierher gehört die u. a. auch von Ploetz vorgeschlagene Abkürzung der Zeit für die berufliche Ausbildung und die Erhöhung der Anfangsgehälter für die im öffentlichen und privaten Dienste stehenden Beamten sowie der Offiziere. Es ist sicher, daß die Studienzeit an den Gymnasien und höheren Realschulen eine Kürzung zuläßt, daß auch an dem Universitätsstudium in den meisten Fächern wenigstens 1 Jahr sich sparen läßt; hierfür haben die Erfahrungen während des Krieges genügend Belege

gebracht; allein mehr als 2 Jahre werden auf diese Weise sich nicht gewinnen lassen und dies auch nur von solchen jungen Leuten, die es mit ihren Pflichten als Studierende sehr ernst nehmen. Immerhin hat dieser Vorschlag den Vorteil, daß seine Realisierung keine materiellen Leistungen seitens des Staates erheischt. Die Erhöhung der Anfangsgehälter der Beamten und Offiziere und die ebenso notwendige Besoldung der Staatsdienstaspiranten, die bisher für ihre Dienste keine Vergütung erhielten, wird dagegen in Anbetracht der ungeheueren Steuerlast, welche die Verzinsung der Kriegsanleihe allein uns auferlegen wird, von den maßgebenden Kreisen vorerst schwerlich bewilligt werden, und, selbst wenn diese Erhöhung in gewissem Maße zugestanden würde, bliebe es doch immer noch sehr fraglich, ob dieselbe einen genügenden Anreiz für jene Vielen geben könnte, die da glauben, ohne ein Einkommen, das ein standesgemäßes Leben ermöglicht, nicht heiraten zu können. In diesem Glauben liegt eines der wichtigsten Hindernisse für die Frühehe seitens gebildeter junger Männer, da er sich auf Gründe stützt, die man nicht ohne weiteres als unhaltbar oder belanglos erachten kann. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die soziale Achtung, welche ein junger Mann mit seiner Familie sich erwirbt, nicht lediglich von dem Maße seiner Bildung, seiner Berufsstellung und seinen Leistungen abhängt, sondern auch, und zwar für die besitzende Klasse zum guten Teile, von dem Aufwande, den er für seine Lebensführung und die seiner Familie zu machen in der Lage ist. Nicht wenige gebildete Männer mit geringem Einkommen würden persönlich die Beschränkungen, die ihnen im Falle einer Verheiratung ihre materiellen Verhältnisse auferlegen müßten, gerne hinnehmen, aber sie tragen ernste Bedenken, von der Frau gleiche Entsagung zu beanspruchen, da diese den Verkehr mit den standesgenössischen Familien sehr erschweren, zum Teil ganz unmöglich machen würde. Wenn diese Gründe in Wegfall kommen sollen, muß schon durch die Erziehung auf beide Geschlechter dahin gewirkt werden, daß bei der Beurteilung von Menschen nicht ihr Einkommen und der hierdurch ermöglichte Aufwand, sondern das Maß ihrer Bildung, ihre Leistungen und persönlichen Eigenschaften den Ausschlag geben. Die Lebensführung der Familien mit großem Einkommen darf nicht mehr, wie es bisher so vielfach der Fall ist, als ein Vorbild betrachtet werden, dem auch der weniger Bemittelte möglichst nahe zu kommen trachten muß, wenn er dabei auch nur den Schein einer besseren materiellen Situation erreichen kann, der noch dazu nur mit schweren Opfern sich erkaufen läßt. Auch bei der Bekämpfung dieses Mißstandes fällt dem Elternhause eine wichtige Aufgabe zu. Die weniger Bemittelten müssen bei der Erziehung ihrer Kinder schon ein System einhalten, welches für ein eheliches Leben in bescheidenen Verhältnissen vorbereitet und hierfür eine gewisse Grundlage bildet. Die Söhne müssen zu konsequenter Sparsamkeit, Bescheidenheit in ihren Lebensansprüchen und Unbekümmertheit um das Treiben anderer, die sich mehr gestatten können oder leichtfertigerweise sich gestatten, erzogen werden. Hierher gehört auch die Bekämpfung der bei unserer gebildeten und insbesondere der akademischen Jugend noch so verbreiteten Trinksitten, durch welche, von anderen Nachteilen ganz abzusehen, kostspielige Gewohnheiten gezüchtet werden, die einer Frühehe hinderlich werden mögen. Bei den Töchtern der weniger Begüterten andererseits ist darauf Bedacht zu nehmen, daß sie neben der Ausbildung für einen bestimmten Beruf, in welchem sie ihren Unterhalt finden können, auch die für den Betrieb eines bescheidenen Haushalts erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten sich aneignen und keine Arbeit, die sie für sich selbst tun, als entwürdigend erachten.

Ein weiteres Mittel, das für die weniger Begüterten sich empfiehlt, um Söhnen wie Töchtern das Eingehen einer Frühehe zu erleichtern, bildet die Heiratsversicherung. Bisher wurde für die Söhne durch eine Militärversicherung, für die Töchter durch eine Aussteuerversicherung vielfach gesorgt; es ist aber auch sehr wünschenswert, daß für die Söhne nicht weniger als für die Töchter auf dem Wege der Versicherung ein, wenn auch geringes, Kapital für den Fall der Verheiratung zur Beschaffung der ersten Einrichtung usw. erlangt wird. Für die Kreise der Wohlsituierten liegen die Dinge einfacher. Sie können durch Gewährung einer Mitgift oder einer gewissen Rente ihren Söhnen, auch wenn diese eines eigenen Einkommens noch gänzlich ermangeln, eine Frühehe ermöglichen. Bisher ist jedoch in den oberen Schichten des Mittelstandes und bei den oberen Zehntausend die Neigung, auf möglichst frühzeitige Heirat der Söhne hinzuwirken, keineswegs sehr verbreitet gewesen. Dabei waren zum Teil rein egoistische Motive — Abneigung, von dem vorhandenen Besitze oder Einkommen bei Lebzeiten einen entbehrlichen Teil den Kindern abzutreten —, zum Teil gewisse praktische Erwägungen, deren antihygienische Natur nicht zu bezweifeln ist, im Spiele. Man glaubte, der junge Mann müßte sich vor der Verheiratung „ausleben", um die Qualitäten eines zahmen Ehemannes zu erlangen. Was bei diesem Sichausleben an Gesundheit oft eingebüßt wird, fand keine entsprechende Berücksichtigung. Unter den gegebenen Verhältnissen müssen die Begüterten es als eine ihrer staatsbürgerlichen Pflichten ansehen — nicht als eine Sache des Wohlwollens —, ihren Söhnen durch Gewährung der entsprechenden Mittel, soweit dies nötig ist, frühzeitiges Heiraten zu ermöglichen und selbst in dieser Richtung ihren Einfluß bei den Söhnen geltend machen. Natürlich gilt das gleiche in bezug auf die Verheiratung der Töchter. Die Neigung der reichen Familien, ihre Töchter nur Männer ehelichen zu lassen, die über ein nach ihrer Meinung standesgemäßes Einkommen verfügen, ein Einkommen, welches der der Tochter mitgegebenen Mitgift oder zugesagten Rente entspricht, ist schon aus rassehygienischen Gründen verwerflich, da der wegen seiner materiellen Verhältnisse willkommene Schwiegersohn keineswegs selten geistig oder körperlich oder in beiden Hinsichten minderwertig ist. Das gleiche gilt natürlich für das Bestreben der Reichen, die Gattinwahl der Söhne auf die Töchter gleichsituierter Familien zu beschränken. Hierdurch wird den in Betracht kommenden Männern die Gattinwahl und zugleich eine Frühehe sehr erschwert. Aber auch wenn wir von den oberen Zehntausend absehen, muß zugegeben werden, daß vielfach die Frühehe junger gebildeter Männer mit bescheidenem eigenen Einkommen durch das Bestreben verhindert wird, eine „gute Partie" zu machen, d. h. eine Partie, welche ein behagliches Leben gestattet. Da die guten Partien nicht allzu reichlich vorhanden sind und um dieselben eine bedeutende Konkurrenz statthat, nötigt die Erreichung dieses Zieles den Ehestandskandidaten häufig, die für die Verheiratung geeignetste Zeit als Junggeselle zu verbringen.

Auf einen Umstand sei hier noch hingewiesen, der vorerst besondere Berücksichtigung verdient. Wenn man für die Frühehe die Zeit vom 21. bis 28. Lebensjahre annimmt, ist damit nicht ausgesprochen, daß es für junge Männer sehr wünschenswert ist, möglichst mit 21 oder 22 Jahren schon zu heiraten. Im Interesse der Volksvermehrung macht es keinen wesentlichen Unterschied, ob ein Mann mit 25 oder mit 21 Jahren heiratet. Der 25-Jährige kann eine ebenso große Nachkommenschaft erzielen als der 21-Jährige, da die Zahl dieser nicht von der Gelegenheit zum ehelichen sexuellen Verkehr, sondern

von der Gebärfähigkeit der Frau, deren Gesundheitszustand und anderen äußeren Umständen abhängt. Einen Vorteil hat die Verehelichung mit 21 oder 22 Jahren nur in bezug auf die Vermeidung von Geschlechtskrankheiten. Dieser Vorteil wird jedoch — von ökonomischen Schwierigkeiten ganz abzusehen — durch den Umstand ausgeglichen, daß die für die Wahl einer geeigneten Lebensgefährtin erforderliche Reife des Urteils in den in Frage stehenden Jahren noch nicht völlig vorhanden ist und daher der Entscheid in dieser sehr wichtigen Angelegenheit durch Eigenschaften des Wahlobjektes herbeigeführt werden mag, die für ein gedeihliches eheliches Leben keine Gewähr bieten. Tatsächlich denken auch bei uns wenigstens gebildete junge Menschen in dem in Frage stehenden Alter zumeist noch nicht ernsthaft daran, zu heiraten, und sind daher die Fälle, in welchen sie sich in das Joch der Ehe begeben, sehr selten. Das, was wir bei der Frühehe der Gebildeten anzustreben haben, ist nicht das möglichst frühzeitige Heiraten, sondern die Eheschließung etwa zwischen dem 25. und 30. Lebensjahre auch bei sehr bescheidenen Einkommensverhältnissen. Der Wunsch, den jeder gebildete Mann haben mag, seiner Familie eine sichere, möglichst angenehme Existenz zu bieten, muß unter den heutigen Verhältnissen durch das vaterländische Interesse zurückgedrängt werden.

Professor Dück hat in seinem jüngst in dieser Zeitschrift veröffentlichten Aufsatze auf Grund der statistischen Ermittelungen über das Lebensalter der heiratenden Männer angenommen, daß die Zeit der größten Heiratslust beim Manne auf das Alter vom 22. bis zum 28. Jahre, und in diesem Abschnitte hinwiederum in besonderem Maße auf das 24. bis 26. Lebensjahr entfällt, vom 30. Jahre an dagegen ein gewaltiges Sinken der Heiratslust sich bemerkbar macht. Dück gelangt zu dieser Aufstellung dadurch, daß er die Zeit der größten Heiratsfrequenz als die der stärksten Heiratslust betrachtet, eine Annahme, welche jedoch noch der Beschränkung bedarf. Die Heiratslust ist für den Zeitpunkt der Eheschließung nicht allein bestimmend, und man darf nicht annehmen, daß bei dem Manne, der bis zu seinem 30. Lebensjahre z. B. aus ökonomischen Gründen sich nicht entschließen konnte, zu heiraten, die Heiratslust bereits im Abnehmen sei. Das Gegenteil ist oft eher der Fall. Bei einem gesunden, sexuell normalen Manne wächst noch in den dreißiger Jahren die Heiratslust und das Heiratsbedürfnis (vorausgesetzt, daß er nicht ein sogenanntes Verhältnis hat), doch mag ungeachtet dieses Anwachsens von Lust und Bedürfnis die Eheschließung infolge verschiedener Gründe, die für das Individuum von ausschlaggebender Bedeutung sind, hinausgeschoben werden. Die überwiegende Heiratsfrequenz in dem Alter von 22 bis 28 Jahren gestattet daher nur die Deutung, daß in dieser Lebensperiode die der Heiratslust entgegenstehenden Momente am leichtesten überwunden werden, was aber nicht allein durch die Intensität dieser Lust, sondern auch durch geringere Schätzung der entgegenstehenden Einflüsse bedingt sein mag.

Die Männer, bei welchen gegenwärtig von einer Ehescheu gesprochen werden kann, haben indessen die Jahre der Frühehe mehr oder weniger lange hinter sich. Ihre Beeinflussung ist wohl etwas schwieriger als die jüngerer Männer, doch darf dieselbe deshalb keineswegs vernachlässigt werden. Soweit bei ihnen ideelle Motive maßgebend sind, müssen sie auf die staatsbürgerliche Pflicht der Verehelichung, die Segnungen des Familienlebens, das zwar Opfer erheischt, aber auch eine Quelle reinster Freuden bildet, und die Bedeutung der Ehe als eine Versicherung gegen Einsamkeit in Krankheit und Alter hingewiesen werden. Die gleichen Argumente lassen sich bei denjenigen geltend machen, welche aus wirtschaftlichen Gründen von einer Verehelichung absehen zu müssen

glauben, obwohl ihre Verhältnisse diesen Verzicht nicht nötig machen. In den Fällen, in welchen gesundheitliche oder eugenische Rücksichten der Ehescheu zugrunde liegen, ist vor allem eingehende Untersuchung des körperlichen und geistigen Zustandes sowie die Eruierung der Abstammungsverhältnisse erforderlich. Die Aufklärung, die auf Grund dieses Examens gegeben werden kann, erweist sich häufig als völlig genügend, die gegen eine Verehelichung bestehenden Bedenken zu beseitigen. Insbesondere gilt dies für die hypochondrischen Neurastheniker, bei welchen die Ehe nicht nur zulässig ist, sondern mitunter sich geradezu als ein Heilmittel erweist, sofern sie dem Betreffenden die ihm so nötige Ablenkung von seinem Zustande und seinen übertriebenen Sorgen bei geringen Beschwerden verschafft. Den Nervösen, welche ihren Zustand als ein so bedeutendes Übel erachten, daß sie dessen Übertragung auf eine Nachkommenschaft nicht verantworten zu können glauben, ist vor allem entgegenzuhalten, daß die Vererbung der Nervosität durch die Verheiratung mit einer nervengesunden Frau aus ebensolcher Familie vermieden werden kann. Daneben ist weiter zu betonen, daß die ererbte Nervosität durch erziehliche und hygienische Maßnahmen sehr beschränkt werden kann und deshalb eine befriedigende körperliche und geistige Entwicklung der Kinder nicht verhindert. In den Fällen, in welchen das Bestehen einer erblichen Belastung (ererbten Disposition zu geistiger Erkrankung) angenommen und als ein die Ehe ausschließendes Moment betrachtet wird, ist durch eingehende Prüfung der Abstammungsverhältnisse nicht selten der Nachweis zu liefern, daß die gegen die Ehe bestehenden Bedenken nicht gerechtfertigt sind. Wir können auf die hier in Betracht kommenden Verhältnisse nicht näher eingehen. Nur so viel sei bemerkt, daß nicht jede Geistesstörung des Vaters oder der Mutter eine erbliche Belastung der Nachkommenschaft bedingt. Selbst die mit Recht so gefürchtete progressive Paralyse kann für die Nachkommenschaft ohne ernste Folgen bleiben, wenn die Krankheit erst längere Zeit nach der Erzeugung der Kinder zum Ausbruch kam.

Auch die Fälle, in welchen eine Zwangshemmung eine Rolle spielt, dürfen nicht als aussichtslos betrachtet werden. Derartige Hemmungen können durch Aufklärung über ihr Wesen und ihre Wirkungen und energisches Zureden überwunden werden, und dieses Vorgehen dürfte sich auch bei den in Frage stehenden Ehescheuen wenigstens öfters nützlich erweisen. Selbstverständlich kann auch die Psychoanalyse Verwendung finden, wenn das oben erwähnte Vorgehen nicht zum Ziele führt und der mit der Ehescheu Behaftete sich zu diesem Verfahren versteht.

Ich muß schließlich betonen, daß mit Vorstehendem keineswegs alles erwähnt ist, was für die Bekämpfung der Ehescheu sich dienlich erweisen mag. Es gibt noch vieles andere, was in gleicher Richtung, wenn auch nur indirekt, wirksam werden kann und schon von anderer Seite bei verschiedenen Gelegenheiten vorgeschlagen wurde. Hierher gehört die Fürsorge für gesunde Wohnungen zu erschwinglichen Preisen für die weniger Bemittelten in den Städten und insbesondere in den Großstädten, die Gründung von Gartenstädten, von Baugenossenschaften mit staatlicher oder kommunaler Unterstützung, welche den allmählichen Erwerb eines eigenen Heims auch bei bescheidenem Einkommen ermöglichen, die Begünstigung der Verheirateten bei Bemessung von Gehalt und Steuern sowie die Einführung besonderer Junggesellensteuern. Auch auf literarischem Wege läßt sich manches zur Förderung des hier in Rede stehenden Zweckes tun, wie u. a. aus den von Professor Dück angeführten Thesen der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene schon hervorgeht (Prämiierung von

dichterischen Werken, in welchen das Mutterideal, der Familiensinn und einfache Lebensweise verherrlicht werden). Es bedarf aber auch des Zusammenwirkens zahlreicher Faktoren, materieller und ideeller, um bei unseren Gebildeten die Berücksichtigung der aus unseren derzeitigen Verhältnissen erwachsenen staatsbürgerlichen Pflichten in Eheangelegenheiten in einem befriedigendem Maße herbeizuführen. Und unter diesen Faktoren stehen an Einfluß, wie wir schon früher andeuteten, die ideellen obenan: tiefwurzelnder patriotischer Sinn, und eine Lebensauffassung, welche die Segnungen des Familienlebens höher wertet als die Äußerlichkeiten und Genüsse, die ein größeres Einkommen ermöglicht.

Alkohol und Sexualität[1]).

Von Dr. med. Karl Bornstein
in Berlin-Schöneberg.

Meine Damen und Herren!

Vor vier Wochen fand in diesem Hause eine große Tagung statt. Die ärztlichen Abteilungen der Waffenbrüderlichen Vereinigungen Österreichs, Ungarns und Deutschlands fanden sich hier zusammen, um über den „Wiederaufbau der Volkskraft nach dem Kriege“ zu beraten. Das Programm war ein überreiches, und so kam es, daß die vorgesehene, stets notwendige Erörterung unterbleiben mußte. Besonders bedauerlich war es, daß der Vortrag des bekannten Wiener Anatomen Prof. Tandler zur Frage der Bevölkerungspolitik, eines Themas, das sonst gerade jetzt vielleicht mehr als zuviel breitgetreten wird, nicht besprochen werden konnte. Dieser Vortrag fiel durch seine eigenartige und tiefgründige Behandlung des Stoffes aus dem Rahmen der sonst beliebten bekannten Art gewaltig heraus und bildete das Ereignis dieser Tagung. Man merkte, daß der Sozialarzt aus dem Orte kam, wo Rudolf Goldscheid seit Jahren seine Lehre von der Menschenökonomie predigte, wo Popper-Lynkeus, der gestern, am 21. Februar, sein 80. Lebensjahr vollendete, seine hervorragenden Werke, zuletzt „Die allgemeine Nährpflicht als Lösung der sozialen Frage“ [2]) geschrieben hatte. — „Der Arzt muß lernen“, sagte Tandler, „sich auch um die Standesangelegenheiten und das soziale Gefüge des Staates mehr zu kümmern als bisher. Der enge Zusammenhang zwischen ärztlicher Kunst und Volkswohlfahrt macht die Ärzte von vornherein zu aktiven Politikern.“

„Aktive Politiker der Volkswohlfahrt! Fürwahr ein herrlicher Ehrentitel für die Ärzte, den sie sich gern verdienen wollen.“ —

So schrieb ich in dem Berichte, den ich über diese Tagung für die Deutsche medizinische Wochenschrift (1918, Nr. 8) erstattete. —

Die Ärzte werden sich je länger je mehr auf diese Politik einstellen müssen. Auch die Wissenschaft wird nicht mehr, wie es immer noch häufig geschieht, einseitig nur die Wissensvermehrung im Auge haben dürfen, gleichgültig ob sie dem Allgemeinwohl dient oder nicht. Sie wird von der hohen Warte

---

[1]) Nach einem Vortrag, gehalten am 22. Februar 1918 in der Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft im Langenbeck-Virchowhause.

[2]) Verlag Carl Reißner, Dresden 1912.

der reinen exakten Wissenschaft auf die weit höhere und darum aussichtsreichere der Wissenschaft als Dienerin der Volkswohlfahrt steigen müssen. —

Ich unterscheide kalte und warme Wissenschaft; die kalte, die nur mit dem Verstande gemacht wird; die andere, bei der Herz und Verstand vereint wirken. —

Es will mir scheinen, daß die jetzt sich überstürzenden Volksbeglückungsbestrebungen kalte Verstandesmaßnahmen sind, von der Not der Zeit nicht im Interesse des Individuums, sondern aus Staatsgründen diktiert. Sorgen wir Ärzte durch eine aktive Volkswohlfahrtspolitik dafür, daß die Einzelzelle, das Individuum, dabei nicht zu kurz kommt. Daß von der riesigen Glücksfülle, die in der Welt geschaffen und geschafft werden kann, auch für den Allerletzten ein gehöriger Teil abfällt. Zeigen wir allen, daß es mehr Glücks- und Beglückungsmöglichkeiten und Glücksmengen gibt, als sich selbst höchste Schulweisheit träumen läßt. —

Der Arzt, den schon Homer für wertvoller hält, „als viele andere Menschen zusammen", weiß oder sollte es wissen, daß er vor allen anderen berufen ist, zu lehren und aufzuklären, das Glück zu mehren, das Unglück zu mindern. Man ruft ihn jetzt von allen Seiten, man überschüttet ihn mit Lob und Dank. Zeigen wir dem Volke, daß wir des höchsten Lobes, des heißesten Dankes würdig sein wollen. Der Menschen Wohlsein ist in unsre Hand gegeben; es sinkt mit uns, mit uns wird es sich heben! —

Ich habe diese größere Einleitung vorausschicken zu müssen geglaubt, um meinen Standpunkt nicht nur für die heute zu behandelnde Frage festzulegen; um zu zeigen, von welchen Gesichtspunkten aus ich als sozialer Arzt die Dinge betrachte — ich bin überzeugt: in Übereinstimmung mit Ihnen —, um zu begründen, warum meine Schlüsse aus den Ergebnissen der Forschungen oft weitergehende sind, als sie vielleicht von anderen gezogen werden. —

„Alkohol und Sexualität" lautet mein Thema. Ich soll Ihnen darlegen, wie der Alkohol das Geschlechtsleben und all das, was mit ihm direkt oder indirekt zusammenhängt, beeinflußt. Das Geschlechtsleben, das für den Menschen die Quelle höchsten Genusses mit unvergleichlichen Werten sein soll und werden kann, andererseits aber auch Jammer und Elend für das Individuum selbst, seinen Partner und die Nachkommen zeitigt, wenn es nicht, wie des Feuers Macht, bezähmt und bewacht wird. —

Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an, wenn man sehen muß, wie oft dieses große Gut, das arm und reich gleichmäßig besitzen, durch Dummheit und Unvernunft, durch Leichtsinn und Untermenschlichkeit verschleudert und vielfach in das Gegenteil umgewandelt wird. Jeder Arzt sollte mit Stolz den Titel Sexualarzt tragen und als Sexualpädagoge hinausgehen, um jedes Individuum über die großen, höchste Glücksmengen verheißenden Güter aufzuklären, die ein jeder in sich birgt. Er sollte es lehren, wie er mit diesem kostbarsten Besitze wirtschaften, wie er es erhalten und vermehren soll zu seinem und seines Partners Nutzen. —

Jetzt, wo selbst die bravsten Zeitungen täglich von den intimsten Fragen der Bevölkerungspolitik berichten — noch vor wenigen Jahren durfte man über ähnliche Dinge öffentlich gar nicht oder nur sehr vorsichtig sprechen —, wird man endlich diese Frage der Sexualität mehr in die Öffentlichkeit und — auch in die Ärzteschaft tragen dürfen, wo sie bis jetzt oft vergebens angeklopft

hat. In diesem Kreise brauche ich mich über dieses etwas beschämende Kapitel der Geschichte der Medizin wohl nicht deutlicher auszudrücken.

Ebensowenig wie von Geschlechtsfragen durfte man von Alkohol reden, es sei denn, daß man das Lob der sogenannten Mäßigkeit den Hörern zu Liebe und Dank verkündigte, daß man entgegen jeder ernst und streng wissenschaftlich feststehenden Tatsache von seiner guten Wirkung am Krankenbett sprach und damit längst Widerlegtes als wahr unterstellte, oder daß man von einem Narkotikum behauptete, daß es anrege und begeistere. —

Gelegentlich des Antialkoholkongresses in Budapest habe ich vor 12 Jahren meine Stellung zur Alkoholfrage in einem kurzen Satze festgelegt, der also lautet: „Der Mensch lebt nicht vom Alkohol, sondern der Alkohol lebt vom Menschen, und er kräftigt nicht den, der ihn trinkt, sondern den, der ihn herstellt und verkauft." Der Nutzen des Alkohols drückt sich nur in der Dividende des Alkoholkapitals aus. Der Konsument hat nur einen negativen Nutzen, es sei denn, daß man Alkohol, wie auch andere Gifte, wohl dosiert wegen seiner Giftwirkung gibt. Kein Mensch, besonders aber kein Arzt, wird doch Morphium deswegen für kein Gift erklären, weil es bei gleicher Dosis schwächer wirkt als Strychnin? —

Weil die Menschheit in ihrem kindlichen Unverstande jahrhundertelang ausgerechnet durch ein körperliches und soziales Gift sich gewisse subjektive Glücksempfindungen verschaffte, die sie in weit höherer und reinerer Form ohne innere und äußere Schädigungen durch harmlose Mittel in vielfacher Menge erhalten konnte, sollte darum das vernünftige und sehend gewordene Geschlecht es weiter tun, blind und taub für die Schädigungen, gefühllos gegen all das unendliche Weh und Leid, das dieses Volksgift über die Welt gebracht hat, blind und taub und gefühllos auch gegen die unermeßlichen Schädigungen, die der Alkohol selbst in kleinen Mengen besonders dem Geschlechtsleben, dem Verkehr der Geschlechter in seinen Folgen zufügt? —

Um zunächst auf einen Punkt einzugehen, der jetzt im Vordergrunde des Interesses steht, auf die Geschlechtskrankheiten und deren Bekämpfung, die man m. E. bis jetzt mit meist untauglichen Mitteln versucht hat. Vor diesem Auditorium brauche ich wohl nicht des weiteren auszuführen, daß der Alkohol selbst in mäßigen Mengen, richtiger gesagt gerade in mäßigen Mengen, ein gewaltiger Kuppler ist, daß er die Sexualsphäre mächtig beeinflußt. Daß trotz dieser Erkenntnis und der erfahrungsgemäß und wissenschaftlich längst feststehenden Tatsache die Bekämpfung des Alkohols bei der Verhütung und Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten meist nur eine platonische gewesen ist, muß von jedem Standpunkte aus bedauert und streng verurteilt werden.

Forel fand in einer statistischen Erhebung bei 219 Fällen (190 Männer, 29 Frauen), daß bei ca. 75 % der Alkohol die Infektion beeinflußte; 50 % waren leicht angeheitert. Hecht (Prag) ermittelte in der dermatologischen Klinik, daß von 972 geschlechtskranken Männern 45 % zur Zeit der Ansteckung unter dem Einfluß des Alkohols standen. Diese Erhebungen lassen sich ja täglich vermehren. —

So lange aus diesen feststehenden Tatsachen nicht die einzig mögliche Schlußfolgerung gezogen wird: Kampf gegen Alkohol als Erreger der Geschlechtskrankheiten bis zur Vernichtung, halte ich den Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten für aussichtslos. Warum fürchtet man sich vor den stark wirkenden Mitteln, von denen man bestimmt weiß, daß sie helfen? Warum greift man

nicht zur Therapia magna sterilisans und behilft sich immer noch mit kleinen und kleinsten Mittelchen, die Symptome bekämpfend, ohne der Krankheit energisch zu Leibe zu gehen? Ist der Verführer deswegen zu schonen, weil er Alkohol heißt? Man will nach neuesten Gesetzen die Person bestrafen, die den Beischlaf ausführt oder gestattet, obwohl sie weiß, daß sie geschlechtskrank ist. Wer bestraft aber den Alkohol, obwohl man weiß, daß er in mindestens 50 % der Fälle geschlechtskrank macht, daß er die Hemmungen beseitigt und alle guten Vorsätze einschläfert? —

Gelegentlich eines aufklärenden Vortrages gab ich meinen Hörern folgende kurze Ratschläge: 1. Halte jedes käufliche Weib für krank. 2. Mann, gehst du trotzdem zum Weibe, vergiß die Vorsicht nicht. (Für die Peitsche nach Nietzsche habe ich nichts übrig.) Das auch nur gering alkoholisierte Gehirn denkt weder an 1 noch 2. Es sieht in jedem Weibe eine Venus und — in me Bacchus excitat Venerem, sagt er nachher zur Entschuldigung. Und der ewige Einwand der Selbstgenüger mit den mäßigen Mengen! „Gerade die allgemeine mäßige Alkoholisierung", sagte unser Mitglied, Kollege Juliusburger, vor Jahren, „züchtet fort und fort die Philister und die Simpel, läßt das träge Genüge von Heute erstarken und erstickt das Verlangen nach dem Morgen." — Sie erstickt auch im Augenblicke die bestgefaßten Vorsätze, und dieser Augenblick muß bitter gezahlt werden, gezahlt von dem unglücklichen Individuum selbst, vielfach auch von dem von ihm infizierten anderen Teile, von der etwaigen Nachkommenschaft und von der Gesamtheit, der in vielen Fällen eine neue Generation vorenthalten wird. —

Mehr denn je ist jetzt in der schrecklichen Periode der Entvölkerung und des Geburtenrückganges „der Schrei nach dem Kinde" groß. Der Staat hat diesen früher von anderer Seite aus anderen Gründen ausgestoßenen Ruf, den vor vielen Jahren Ruth Bré als Wortführerin einer sozialen Gruppe prägte, in vergrößertem Maßstabe aufgenommen. Wer bevölkerungspolitisch mit Vernunft und Erfolg arbeiten will, wird sich klarmachen müssen, daß der Alkohol jede gesunde Bevölkerungspolitik illusorisch macht, daß unter den sozialen Mitteln, die nach der Ansicht auch der früher anders Denkenden als einziges Heilmittel in diesem Kampfe in Anwendung kommen müssen, die Alkoholbekämpfung in erster Reihe stehen muß. —

Der Familie, dem Staate und der Gesellschaft kann nur an einem gesunden kräftigen Nachwuchse gelegen sein, von gesundem kräftigen Vater gezeugt, von gesunder Mutter geboren, die auch in der Lage ist, ihre höchste Pflicht, die Stillpflicht, zu erfüllen, aus gesundem Blute gute Milch abzusondern. Wer auch nicht geneigt ist, so weit zu gehen, wie v. Bunge (Basel), der bei den Töchtern trinkender Väter Stillunfähigkeit oder verminderte Stillfähigkeit nachgewiesen hat, wird nicht umhin können, den zellschwächenden Einfluß des durch Alkohol geschwächten Erzeugers auf die Nachkommenschaft zuzugeben. Das Material v. Bunges, dieses ernsten Forschers, der zu den hervorragendsten Vertretern der von mir sogenannten „warmen Wissenschaft" gehört, wird ernstlich studiert werden müssen. Wie wir später sehen werden, setzt Alkohol nicht nur die Qualität des Trinkers und seiner Nachkommenschaft herab, er macht in vielen Fällen den Alkoholverbraucher unfähig zur Zeugung von Nachkommenschaft. —

Der Alkohol spielt bei der Zeugung in jeder Beziehung eine verhängnisvolle Rolle. Der Trunkene ist bekanntlich unfähig zum Geschlechtsakte. Bei starker Trunkenheit tritt nach anfänglicher Erregung vom Zentralnervensystem aus bald Lähmung ein. Diese Wirkung, wie auch alle anderen, teilt der

Alkohol mit sämtlichen Narcoticis; mag er auch durch seine verschiedenen kupplerischen Aufmachungen für die an ihn gewöhnten und verwöhnten Gaumen ein besonders wohlschmeckendes Erregungs- und Lähmungsmittel sein. In mäßigen Mengen schwächt er die Potenz, hebt aber die Libido. — Viel zitiert wird ein Ausspruch Shakespeares in Macbeth: „Der Trunk befördert Buhlerei und dämpft sie zugleich. Er befördert das Verlangen und erschwert das Tun.“ — Der Alkohol wirkt als Erreger der Lust; die hemmenden ethischen und intellektuellen Vorstellungen fallen fort. Die Unternehmungslust wird gesteigert. Dann fortschreitende Lähmung der Potenz und schließlich Erlöschen des anfänglichen Reizes. Wer in dem Kampfe für die Rechte der unehelichen Kinder und ihrer Mütter steht, weiß zur Genüge, wie oft das Mädchen mehr dem Alkohol als dem Manne und seiner und ihrer Sinnlichkeit das Kind zu verdanken hat. Auch der Mann wäre in vielen Fällen nicht zum Verführer geworden, hätte das Mädchen nicht unglücklich gemacht, wo er sie zu beglücken gedachte, hätte der verfl . . . . . Alkohol nicht alle guten Vorsätze über den Haufen geworfen. Kinder, die der Alkoholstunde ihr Leben verdanken, sind schon aus diesem Grunde bedauernswert. Und was mancher Mann nicht durch Überredung erreichen kann — der Alkohol als Mephisto schafft Gretchen, ohne daß der betreffende Mann ein Faust zu sein braucht.

Der Alkohol beeinträchtigt auch den Geschlechtsakt selbst. Trotz anfänglicher Erregung tritt eine Verlangsamung der sexuellen Tätigkeit ein; die Empfindungsvorgänge werden langsamer ausgelöst, die Ejakulation erfolgt später. Dadurch, daß die Dauer verlängert wird, ist bei Erkrankung eines der beiden Teile für den anderen die Ansteckungsgefahr vergrößert. Der Alkoholisierte befindet sich in einer Selbsttäuschung. Er hält sich für einen Liebeshelden, während die Partnerin ihn viel niedriger einschätzt. —

Der Alkohol macht auch bei Leuten, die sonst das zur Fortpflanzung und zur Erhöhung der Lebensfreude unentbehrliche Triebleben zu vermenschlichen und in eine höhere und beglückendere Sphäre zu erheben wissen, dieses Hohe und Höhere zu einer rohen tierischen Lust, die nicht das Miterleben und Mitgenießen des anderen Teiles als eigene Lust empfindet, die nicht nach der Achtung des Partners sich sehnt, wenn alles vorbei ist. Jeder von uns kennt Fälle, wo die Liebe des Weibes erlosch, als sich ihr der Mann in der bezeichneten Weise nahte. In jedem Menschen schlummert nach Forel mehr oder weniger das Raubtier. Es kann und soll zu ewigem Schlummer gezwungen werden. Der Alkohol befreit es in solchen Fällen von den durch die Vermenschlichung und durch Vernunft gelegten Fesseln und läßt es Triumphe feiern, denen beim Erwachen die Reue folgt. Die in ihren tiefsten Gefühlen verletzte Frau erfaßt vielfach ein Ekel vor diesem Manne, und statt das Miteinander- und Füreinanderleben gibt es ein Nebeneinanderleben, oft auch eine Trennung. —

Tritt diese Triebverrohung auch bei sonst feiner veranlagten Naturen ein, um wieviel mehr bei Menschen, wo das Raubtier weniger feste Fesseln hat. So erlebte ich, als ich als junger Arzt in der Provinz Posen auf dem Lande tätig war, folgenden Fall. Eines Tages kommt außerhalb meiner Sprechstunde ein 60jähriger Bauer zu mir, ich sollte ihn von großen Schmerzen befreien. Nach einem Koitus hatte sich die Vorhaut zurückgezogen, bildete einen festen Ring um die Eichel und ging nicht mehr zurück. Er kam aus einem Dorfe von einem Hochzeitsfeste, das dort gewöhnlich 3 Tage dauert und mit Branntwein gefeiert wird. Sämtliche anwesenden Ehepaare hatten sich, als die Lustigkeit hochgestiegen war, in die Scheunen begeben um dort — trotz ihres hohen

Alters — ihre Potenz zu beweisen. Das Schamgefühl hatten sie zu Hause gelassen. — Ein kalter Umschlag und sonstige Heilmittel ließen den angeschwollenen Penis wieder zur Norm zurückkehren. — Man denke sich aber diese durch den Alkoholgenuß verursachte Szene in der Scheune! —

So kommt es auch, daß das sogenannte Unnatürliche über das Natürliche siegt, daß, wie unser Freund Forel hervorhebt, der Alkohol sich nicht damit begnügt, durch die Lähmung der höheren ethischen Vorstellungen und der Vernunftsüberlegungen dem bestialischen Trieb völlig freien Spielraum zu verschaffen, sondern er hat auch eine große Neigung, den Trieb selbst pathologisch zu gestalten. Ein Teil der Fälle von Exhibitionismus, der homosexuellen Triebe, der pathologischen Triebe zu Kindern oder Tieren wird durch den Alkohol verstärkt oder bei einigermaßen latenter Anlage hervorgerufen. Aus eigener ärztlicher Erfahrung kann ich hier nicht mitreden: relata refero. Die auf diesen Gebieten erfahrensten Kollegen sitzen ja unter uns; sie werden mir widersprechen, falls ich irren sollte. —

Eine Frage, die vielleicht nicht direkt zum Thema gehört, möchte ich hier gelegentlich streifen. Ich habe vorhin die Worte „natürlich" und „unnatürlich" gebraucht. Im allgemeinen weiß man ungefähr, was man damit meint. In sexualibus, glaube ich, sind die Auffassungen recht verschieden, je nachdem, welchen religiösen, „moralischen" oder Vernunftstandpunkt man einnimmt. — Z. B.: Es ist bekannt, daß man ärztlicherseits oft bei Kinderlosigkeit aus gewissen anatomischen Gründen den Coitus more bestiarum, also in Knieellenbogenlage des Weibes, anrät. Ist das natürlich oder unnatürlich? Der katholische Pfarrer verbietet diese Art des Koitus, als gegen das kanonische Gesetz verstoßend. So haben es mir katholische Patientinnen oft erzählt. Bei der Beichte spielen ja diese internsten Dinge eine große Rolle. — So wird vielerlei für unnatürlich erklärt, was nur eine Modifikation des nach gewissen Anschauungen als nur allein Natürlichen gilt. Ich glaube, daß die bis jetzt noch nicht restlos definierten Begriffe „Natur", „natürlich", „unnatürlich" nur Verlegenheitsworte sind, bei denen sich jeder denkt was er will, Schlagworte, die sich einstellen, wo Begriffe fehlen. —

Verzeihen Sie die Abschweifung. In einer Gesellschaft, wo das freie, oft erlösende Wort gesprochen wird, das anderswo noch verpönt ist, hielt ich es für richtig, auch auf das im Verkehr der Geschlechter angewandte „natürlich" und „unnatürlich" kritisierend hinzuweisen. Natürlich ist, was dem Wesen des Einzelnen, entspricht. Aber die Behandlung und Bewertung dieses Natürlichen war oft unnatürlich, weil unvernünftig. Was Vernunft und Unvernunft ist, sollte man nachgerade wissen und mehr mit diesen besser definierten Begriffen arbeiten. — —

Weit schlimmer als die Wirkung des Alkohols auf Libido und Potenz des Einzelnen, auf die Vergröberung des auch sonst bei vielen recht rohen Geschlechtsverkehrs ist der verderbliche Einfluß des chronischen, oft nur mäßigen Alkoholismus auf das Keimplasma, ist die von Forel sogenannte Blastophthorie. —

Bekannt ist, daß der Alkohol rasch resorbiert und in den Zellen größtenteils oxydiert wird. Nachdem er bei seiner allzuraschen Verbrennung, die einer Explosion gleicht, seine 7 Cal. pro Gramm an den Körper zu wenig nutzbringender Erwärmung abgegeben hat, verläßt er den Organismus nun zum größten Teil durch die Atmung als Wasserdampf und Kohlensäure. Ein ge-

ringer Teil wird als Alkoholdampf unverbrannt ausgeatmet, ein geringerer geht durch Niere und Harn. Je nach der Menge des aufgenommenen Alkohols tritt eine längere oder kürzer dauernde Zeit Alkoholisierung des Gesamtorganismus, also auch der Keimdrüsen ein, die scheinbar eine besondere Anziehungskraft für den Alkohol besitzen. Je feiner organisiert Teile unseres Körpers sind, desto schneller und intensiver reagieren sie auf Reize, desto eher müssen sie durch Gifte geschädigt werden. Daß die Keimdrüsen zu den feinst organisierten Teilen gehören, dürfte ohne weiteres einleuchten.

Ehe man sich mit diesen wichtigsten Dingen wissenschaftlich beschäftigte, hatte Erfahrung und Vernunft erkannt, welch verhängnisvolle Rolle der Alkohol in der Fortpflanzungsfrage spielt. Die Wissenschaft hatte eigentlich nur nötig, auf kürzestem Wege den Beweisring zu schließen und zu einem unangreifbaren zu machen, um ihrer höchsten Pflicht zu genügen. Da aber die Wissenschaft von Menschen gemacht wird, und Menschen für Menschliches, Allzumenschliches besonders dann ein schnelles Verzeihen und Ignorieren haben, wenn sie selbst reichlich mit Allzumenschlichem behaftet sind, besonders aber dann, wenn sie die Konsequenzen aus dem als richtig Erkannten zunächst für ihre so sehr geliebte eigene Person ziehen müßten — werden dann die Folgerungen durch subjektive Deutungen abgeschwächt und die Logik wird mit einem liebenswürdigen Lächeln vergewaltigt.

Hypokrates beschreibt die traurigen Folgen der Zeugung im Rausch. Diogenes sagte zu einem abgelebten Jüngling: Junger Mann, dein Vater hat dich im Rausch gezeugt. Plutarch verlangt Nüchternheit, wenn man starke Nachkommenschaft haben will. „Ebrii gignunt ebrios.“ In Carthago verbot man den Ehegatten jedes andere Getränk als Wasser an den Tagen der ehelichen Vereinigung.

Aber heutzutage, wo wir es nach der Ansicht vieler in Kulturfragen und ähnlichen Dingen so herrlich weit gebracht haben sollen? Die herrschende Trinksitte gebietet, daß das Brautpaar mit allen „anstößt“, wenn es nicht Anstoß erregen will, daß es sich wehrlos den geistlosen Witzeleien einer angesäuselten Gesellschaft aussetzen muß. Nur der nüchterne Zuschauer weiß den Tiefstand einer solchen Gesellschaftskultur richtig einzuschätzen. Statt der Weihe tritt blöde Entweihung ein. — Ein Seitenkapitel zum Thema: Alkohol und Sexualität!

Es ist leicht nachzuweisen, daß nach Aufnahme kleiner oder größerer Mengen Alkohol der Körper eine kürzere oder längere Zeit alkoholinfiziert ist, daß jede Zelle weniger oder mehr alkoholisiert ist, besonders aber die Keimzelle. Vereinigt sich eine „berauschte“ Samenzelle mit dem Ovulum nach einem im Zustande des Angetrunkenseins vollführten Beischlafe, so zeigen uns die Folgen dieser Kopulation, daß der Alkohol das Sperma und durch dasselbe die Frucht minderwertig gemacht hat. Schädlich ist der akute Rausch, schädlich und verderblich der chronische Alkoholismus. Wer sich mit diesen Fragen nicht nur im Vorübergehen oder im Vorüberhören beschäftigen will — und ich bin der Überzeugung, daß endlich jeder Arzt die Alkoholfrage gründlichst studieren muß, daß die Alkohologie ein zu wichtiges Gebiet ist, als daß man mit Schlagworten vorbeireden sollte — wird all' das bestätigt finden, was Wissenschaft, Vernunft und Erfahrung über und gegen den Alkohol auch bei der wichtigsten Menschheitsfrage, der Sexualfrage, lehren.

Forel spricht von Rauschkindern, Dinerkindern, minderwertige Nachkommen, die nach einem Gelage gezeugt werden. Abderhalden (Med. Klinik 1906, S. 1089) fand in Ehen, wo bei Vorhandensein mehrerer Kinder aus wirtschaftlichen Gründen Präventivverkehr stattgefunden hatte, oft minderwertige Spätlinge, wenn der Vater im Rausch die Vorsicht außer acht gelassen hatte. Mein Freund und Kollege Holitscher (Pirkenhammer bei Karlsbad) hat auf Grund dieser Mitteilungen genaue Forschungen angestellt und in drei Fällen unzweifelhaft festgestellt, daß die Minderwertigkeit dem akut-alkoholisierten Erzeuger zur Last zu legen sei. Die Familien waren sonst völlig gesund. Nach 4 gesunden Kindern kam ein fünftes, das zur Zeit der Befragung ein 4 Jahre altes idiotisches Geschöpf mit chronischem Hydrozephalus war. Im anderen Falle starb das Kind nach $1^1/_2$ Jahren an Krämpfen. Ein drittes war hochgradig rachitisch und skrofulös, konnte mit fünf Jahren noch nicht sprechen und mußte sich auf Stöcken fortbewegen.

Gelegentlich eines Vortrages, den ich über Alkohol hielt, gestand ein Zuhörer in der Diskussion, daß er jetzt erst begreife, warum ein Teil seiner Kinder minderwertig und teilweis jung gestorben sei, während die später geborenen bessere Eigenschaften aufwiesen. Er war früher Lokomotivführer in Bayern und glaubte seinen durch die Hitze der Maschine verursachten Durst nur durch reichlichen Biergenuß auf jeder Haltestelle löschen zu können. Später ergriff er einen Beruf, der weniger, oft gar keinen Durst verursachte, der schließlich auch durch Wasser zu löschen war. Jetzt weiß er, warum die zweite Sorte seiner Kinder die bessere ist. — In Carthago war man damals schon klüger. Man hat in der Zwischenzeit nicht nur auf diesem Gebiete vieles verlernt; man ist eben mehr „Kulturmensch" geworden. — Selbst Jupiter, obwohl er Vorsitzender einer ganzen Göttergesellschaft war, war schwächer als der Alkohol; Vulkan hinkte nach der Sage um deswillen, weil Papa Jupiter bei der Zeugung nektartrunken gewesen sein soll.

Jeder Arzt kann die in der Literatur niedergelegten Fälle vermehren, wenn er in der Anamnese bei minderwertigen Kindern jeder Art, seien sie epileptisch, idiotisch, imbezill, geistig oder körperlich anormal, auf die Aszendenz eingehender achtet, wenn er die Eltern genauer analysiert. Ich will mich nicht mit fremden Federn schmücken und die leicht zugänglichen Literaturauszüge auch für meinen Vortrag und seine Niederschrift ausführlich benützen. Ich rate Ihnen dringend, das große preiswerte Werk von Hoppe: Die Tatsachen über den Alkohol, ein Handbuch der Wissenschaft vom Alkohol. 4. umgearbeitete und vermehrte Auflage; München 1912; Verlag Ernst Reinhardt; Pr. geb. 10.50 M. nicht nur Ihrer Bücherei einzuverleiben, sondern auch gründlich zu studieren. Jeder Arzt muß sich mit dieser ernstesten Frage ernstlich beschäftigen. Er hat sonst kein Recht, in dieser Frage mitzureden. Zur raschen Orientierung dient nebenbei ein Bändchen aus „Natur und Geisteswelt", das im Teubnerschen Verlage 1911 erschienen ist: Georg Gruber (München): Der Alkoholismus, ein Grundriß; bevorwortet von Geheimrat Max von Gruber. Leicht zugänglich ist auch jedem Arzte der Aufsatz von Forel: Alkohol und Keimzellen (Blastophthorische Entartung) (Münch. med. Wochenschr. 1911 Nr. 49, S. 2596).

Nur einige Tatsachen: Kinder, in den Weinlesemonaten oder Kirchweihfesten gezeugt, sind durchschnittlich körperlich und geistig minderwertiger. Genaue Statistiken über Tausende von sicheren Fällen sind besonders in der Schweiz von Bezzola aufgestellt worden, der 1900 aus Anlaß der Schweizer

Volkszählung eine Idiotenzählung vornahm. Die Zeugungszeit dieser Unglücklichen ließ sich genau berechnen; sie fiel in die Fastnachtszeit und die Zeit der Weinernte. — Epilepsie desgleichen, teils aus akuter, teils aus chronischer Alkoholsucht stammend. Der Psychiater Weygandt sagt: „Wahrlich ein übles Erbteil für die Kinder, das ihnen die Trunksucht der Eltern mit auf den Weg gibt. Die Unschuldigen müssen es hart büßen, lediglich durch die Übertragung des Keimgiftes auf die Keimzellen der Erzeuger. Mit dem Tage der Empfängnis, 9 Monate, ehe das arme Wesen das Licht der Welt erblickt, ist bereits ein trostloses Schicksal besiegelt: zum Blödsinn, zu Krankheiten aller Art und zum Verbrecher ist es prädestiniert, eine reine, gesunde, glückliche Entwickelung ist ihm von vornherein abgeschnitten. So gibt der Alkohol als Hauptfaktor der Vererbung eine beweiskräftige und unheimliche Bestätigung ab für das ernste Bibelwort, daß die Sünden der Väter heimgesucht werden an den Kindern bis in das 3. und 4. Glied." — Es ist vielleicht noch als Glück zu betrachten, daß viele derartige Familien in der 4. Generation aussterben. „Aussterben der Art." In vielen Fällen tritt bei Erkennen und Vermeiden der Spätgefahr durch Stärkung der Abwehrwaffe und Enthaltsamkeit der Gefährdenden und Gefährdeten eine Regeneration ein.

In ausgedehnten und für den Kenner der Frage beweisenden Tierversuchen hat u. a. Laitinen (Helsingfors) die Schädlichkeit selbst kleiner Alkoholmengen — 0,1 ccm pro Kilo Körpergewicht, entsp. 7 gr pro 70 Kilo, also $^{3}/_{4}$ Glas Wein für den Erwachsenen täglich — für die Größe, Lebensdauer und Widerstandsfähigkeit der Nachkommenschaft dieser alkoholinfizierten Tiere nachgewiesen.

Natürlich ist das Tierexperiment nur ein Notbehelf; es interessiert nur als Versuchsmoment. Übrigens hat eine große Statistik Laitinens auch beim Menschen auf Grund ausgedehnter Umfragen ähnliches nachgewiesen. Immerhin sind diese exakten Forschungen derart, daß niemand an ihnen vorübergehen darf, der seine Beweise über die Verderblichkeit des Alkohols durch die Wissenschaft ergänzen muß. — Ein mehr als beweisendes Zufallsexperiment am Menschen: Eine Frau bekommt in 1. Ehe von ihrem gesunden Ehemanne mehrere Kinder; alle sind gesund und kräftig. Der Mann stirbt an einer akuten Krankheit. Sie heiratet in 2. Ehe einen Trinker: die Kinder aus dieser Ehe sind lebensschwache Degenerierte, sterben. Der Mann geht zu Grunde. Sie heiratet zum 3. Male: Der Mann ist solide; die in der 3. Ehe gezeugten Kinder glichen denen der 1. Ehe. Tierexperimente ergaben gleiche Resultate; am Menschen lassen sich solche Experimente zu Forschungszwecken sonst schwer anstellen. Drei Dinge fehlen: die Versuchsfrau, die drei Versuchsmänner und — die Zeit. Schließlich käme man auch mit dem Gesetze in Konflikt. Die Beweise bieten sich, ja in genügender Zahl ungerufen und ungewollt. Man muß nur sehen wollen. — „Die Hoden der Alkoholiker", sagt Bertholet (Lausanne) in seinem berühmten Buche: Die Wirkung des chronischen Alkoholismus auf die Organe des Menschen, insbesondere auf die Geschlechtsdrüse (übersetzt von Pfleiderer, Ulm, Mimirverlag Stuttgart 1913) „sind diejenigen Organe, die im größten Prozentsatz Entartungserscheinungen aufweisen, nämlich in 86 $^{0}/_{0}$. Diese Entartung tritt bei den Alkoholikern sehr früh ein und führt außerordentlich schnell zum vollständigen Schwund des Hodens mit Azoospermie (Verschwinden der Samenfäden). Die Eierstöcke scheinen unter dem Einfluß des chronischen Alkoholismus den gleichen Gewebsveränderungen zu unterliegen und scheinen ebenso empfindlich zu sein wie die Hoden. Die alkoholische Blastophthorie

der Fortpflanzungsorgane ist gleichermaßen bewiesen durch die Erfahrung der pathologischen Anatomie, des Experiments und der Hygiene."

Ähnliche Befunde stellte A. Weichselbaum (Wien) fest.

Noch ein Wort zu einer Frage, die viele menschlich Denkende je länger je mehr interessiert, die in das dunkelste Kapitel des Menschentums gehört: die Prostitutionsfrage. Ein trauriges Kapitel! Es wäre weniger traurig, wenn man nicht auch an diesem Übel allzuviel herumpfuschte. Immer drum rum, wie bei der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten.

Wer sich auch nur oberflächlich mit dieser ernsten Frage beschäftigt: weiß, welch verhängnisvolle Rolle der Alkohol in jeder Gestalt bei der Verführung der unglücklichen Geschöpfe zur Prostitution und beim Verbleiben in derselben spielt, wie er das arme Geschöpf immer tiefer sinken läßt, bis es früher oder später an einer Geschlechtskrankheit oder an Alkohol zu Grunde geht. — Man wird es später nicht verstehen können, wie man das Grundübel der Prostitution, den Alkohol, so lange sich an den ihn verfallenen Geschöpfen hat versündigen lassen können. Wer die Sanierung der Prostitution auf irgendeine Weise bewerkstelligen will, ohne den Alkohol völlig von ihr zu trennen, macht die so sehr beliebte Sisiphusarbeit: kolossaler Energieaufwand, um nichts zu erreichen. — Ich verweise auf die grundlegenden Werke unseres verehrten Vorsitzenden Iwan Bloch! Auch das Kapitel Alkohol und Sexualverbrechen ist ein sehr trauriges; bei 77 % der Sittlichkeitsverbrechen ist der Alkohol nach Bär das veranlassende Moment.

Maria Lischnewska und Kollege Juliusburger hielten vor längerer Zeit Vorträge über „Alkohol und Unsittlichkeit" (für 25 Pf. vom Guttemplerverlage in Hamburg zu beziehen). Man lese dort die erschütternden Tatsachen und habe dann noch den Mut, dem Alkohol auch nur eine gute Eigenschaft zuzusprechen! „Wir brauchen aber nicht zu verzweifeln," sagt Juliusburger, „denn ein Grundgesetz des Lebens ist die Entwickelung, also der Weg nach oben. Nur muß es uns immer mehr zum Bewußtsein kommen, daß wir es mit einer großen Kollektivschuld zu tun haben, die nur durch sozial-ethische Maßnahmen abgetragen werden kann. . . . Hier wird ein wichtiger Kampf zwischen Egoismus und Altruismus ausgefochten. Im Bekenntnisse zur Abstinenz liegt Bejahung des Altruismus, der die Kollektivschuld am Alkoholübel nicht mehr will. Und von allen Reformen ist die Alkoholabstinenz die leichteste, weil jedermann zu jeder Zeit bei sich selbst anfangen kann."

Am Schlusse eines Vortrages über „Alkohol und Geschlechtsleben", den Magnus Hirschfeld vor Tausenden von Arbeitern hielt, heißt es: „So sehen wir, wohin auch immer auf dem Gebiete des Geschlechtslebens wir die Blicke lenken, den verderblichen Einfluß des Alkohols. Wie überall, zeigt er sich auch hier als ein böser Feind des Menschengeschlechtes, um so bösartiger, als er sich in der Larve des Freundes nähert, vorgibt, uns etwas Wertvolles zu bringen, während er in Wirklichkeit Wertvolles nimmt. — Wahrlich, wir haben allen Grund, gegen einen Feind zu kämpfen, der uns nicht erhöht, sondern erniedrigt, der keinen Segen, sondern nur Nachteil, Unheil und Schaden bringt, und mehr wie jede andere Ursache der Vervollkommnung der menschlichen Rasse hindernd im Wege steht." Diese Tatsachen, sagt Hirschfeld weiter, machten ihn bald zu einem überzeugten Abstinenten.

Wer im Alkohol den schlimmsten Feind menschlicher Höherentwickelung sieht, wer gleich uns überzeugt ist, daß er nur Böses schafft, kann keine Konzessionen an die Mäßigen machen. Jeder Unmäßige war einstens mäßig: prin-

cipiis obsta. Aber es hilft nichts, dem Alkohol alles Böse nachzusagen, wenn man dann selbst diesen Bösewicht einen oder mehrere Finger und schließlich die ganze Hand reicht. Keiner darf „Kollektivschuldner“ werden, um mit Juliusburger zu reden. Wer von dem elenden Alkohol genießt, ist am Alkoholelend mitschuldig, hat kein Recht, mitzureden und zu verurteilen. Wie will er der Jugend Lehren geben, daß der Alkohol ihr besonders schädlich ist, wie will er mit der Tatsache rechnen und abrechnen, daß bei ihr noch in erhöhtem Maße Alkohol und Geschlechtsleben, Alkohol und Frühreife, Alkohol und Geschlechtskrankheiten und Onanie in Zusammenhang stehen, wenn er selbst vor und nach, vielleicht gar während der Belehrung im Alkohol Kraft und Genuß sucht? In den Grundzügen der Sexualpädagogik unseres Kollegen Rohleder (Berlin 1912, Fischers medizinische Buchhandlung) mit einem Geleitwort des ausgezeichneten Pädagogen, Studienrat Dr. Hartmann, Leipzig, der sich selbst vielfach mit dieser Frage literarisch beschäftigt hat, werden diese Dinge besonders eindringlich behandelt. Meirowskys Geschlechtsleben der Jugend, Schule und Elternhaus (12. Bändchen der Flugschriften der D. G. z. B. d. G., Leipzig, Ambr. Barth) dürfte Ihnen bekannt sein.

Verba docent, exempla trahunt. „Wird die Entwickelung des Ganzen unsere Herzenssache, so erwacht die Bruderliebe, der Entschluß, durch das Beispiel zu wirken. Die soziale Abstinenz ist ein soziales Mittel, um gegen ein soziales Übel Hilfe zu bringen. Die Abstinenz ist nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum höchsten Zweck, zur Kultur der Humanität.“ (Juliusburger, X. intern. Kongreß gegen den Alkoholismus, Budapest.) Wahrhaft goldene Worte, die jeder unterschreiben muß, der als Kulturhygieniker gegen Kulturschädlinge kämpfen will. Und der Arzt als „aktiver Politiker der Volkswohlfahrt“ muß Stellung nehmen, muß kämpfen. Aber nur wenn er sich selbst frei macht, wird er frei machen können, wird er als verpflichteter Führer die Menschheit aufwärts führen können. Wird er mit dazu beitragen, daß auch die Sexualität zu reineren Höhen steigt und den Menschen zu einer Quelle schlackenfreier Glücksmöglichkeit wird, daß nicht Glück und Unglück im gleichen Augenblicke geboren werden.

Sexualsymbolik.

Von Adrien Turel
in Berlin.

Vortrag, gehalten in der Mai-Sitzung der Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft.

(Schluß.)

Fast den gleichen Mißerfolg wie der Neurotiker hat der sogenannte Dilettant mit seinen Kunstleistungen, und zwar aus den umgekehrten Gründen. Sind futuristische Symbolreihen zu ungezügelt individuell, so sind die dilettantischen viel zu banal und daher völlig wertlos, während jene in einem etwas psychiatrischen Sinne überaus wertvoll sein können. Nehmen wir den lyrischen Dilletanten. Er ist sprachlich kombinationsarm, tausendmal ist er an den Worten Liebe und Triebe vorbeigelaufen, ohne auf ihren inneren Zusammenhang irgendwie aufmerksam zu werden. Nun offenbart ihm ein Anfall von Verliebtheit ungeahnte Abgründe triebhafter Erotik. Er geht hin und dichtet irgendwelche vollkommen minderwertige Zeilen, deren Reimworte Liebe und

Triebe sind. Diese seine Schöpfung wird allerorten verlacht, was ihn verstört und kränkt, denn für ihn sind eben die Reimworte Liebe und Triebe geladen und gesättigt mit allen Schaudern neuester Erkenntnis, genau wie für unseren Neurotiker es das große Antiqua-M gewesen war. Wer ein großer Künstler sein will, muß schon erfüllt sein von allen ästhetisch-ethischen Wertgefühlen und Vermögen seiner Zeit, dann kann es gar nichts anderes sein: jede Symbolerkenntnis, die ihm aufblitzt, muß auch für seine Mitmenschen eine Offenbarung sein oder werden.

Bei dem soeben besprochenen Traum und noch mehr in einigen darauf folgenden Ausbrüchen unseres Kranken tritt mit wachsender Schärfe hervor, was wir für die Krönung der Analysis, für die Versöhnung des Neurotikers mit der Welt für unentbehrlich halten: die Versöhnung mit dem Vater. Nicht unter dem Zwange eines Willensimperativs, sondern durch innere Lösung und Erkenntnis. Wie gesagt: der Mensch muß seelisch verkrüppeln oder doch einen großen Teil seines Impetus verlieren, der sich durch Jahrzehnte hindurch zwingt, leidenschaftlich zu lieben und zu verehren, wo er haßt und vielleicht sogar verachtet. Diese Rolle tückischen Verzichtes ist die Tragik des Lakaien, des Hundes und des Kindes. Um zum Manne zu reifen, muß man mit seiner Virilität zum Prometheustrotze durchbrechen, aber dies darf nur ein Übergangsstadium bilden, denn es ist der Geisteszustand des Nihilismus, der nach oben hin satanisch alle Autorität zersprengt und der nach unten sich dafür schadlos hält, indem er um so tyrannischer und maßloser in seinen Forderungen ist. Dabei können wir nicht nur gesellschaftlich, sondern auch individuell nicht glücklich werden, denn das Feminine, das mehr oder weniger in jedem von uns lebendig ist, kommt dabei nicht zu seinem Recht. Das sind Fragen feinsten und seltensten Gleichgewichts. Die allermeisten Menschen hauen diesen gordischen Knoten einfach durch, erdrosseln die eine oder die andere von beiden Komponenten, verleugnen sich selbst mit einer Art von Fanatismus, oder verkümmern in innerer Einsamkeit.

Die großen Künstler nicht allein, die großen Männer überhaupt sind diejenigen, die eine fruchtbare Synthese gefunden haben zwischen dem männlichen und dem weiblichen Elemente, ebenso wie zwischen der Abnormität und der Banalität des Symbols. Daher alle Widersprüche in ihnen. Denn die Vollkommenheit dieser Synthese zu erreichen ist unendlich schwer. Schon der feinsinnig schüchterne Grillparzer spricht es in seinen Tagebüchern aus, sehr ängstlich, mit dem Gefühl etwas Ketzerisches zu sagen, daß ein Shakespeare etwas von seinen Verbrechern in sich haben müsse; ansonsten könne er unmöglich so tief darstellen, wie ihnen zu Mute ist. Wir werden natürlich viel weiter gehen und behaupten, daß Shakespeare in Macbeth, Schiller im Vater-Protest des Franz Moor oder des Don Carlos, Dostojewsky in seinen Brüdern Karamasof weiter nichts tun, als in großartigster Weise ihre gesellschaftlich gebändigte Kriminalität künstlerisch abzureagieren.

Der Neurotiker ist, wie schon Wittels sehr schön ausgeführt hat, nicht etwa ein willensschwacher, sondern vielmehr ein sehr willensstarker Mensch, manchmal sogar ein Willensriese von erstaunlicher Gewalt der Gestaltungskraft. Als solcher kommt er den Geistesheroen sehr nahe, ist mit ihnen überaus verwandt. Leider aber mit falscher Schaltung und Richtung, mit selbstquälerisch reflexiver Wirkung der Energie. Ihm ist es nicht gegeben, in Gestalten wie Don Quichote, Falstaff oder Marmeladof das kindisch Phantastische, lakaienhaft Gemeine und Parasytinhafte, das masochistisch Infantile seines Wesens

nach außen hin abzureagieren und dadurch die Katharsis, die Reinigung seines Wesens von diesen Komponenten zu erziehen. Wie jener Esel, der zwischen zwei Bündeln Heu verhungert, bleibt er unschlüssig zwischen den im verkrampften Gleichgewicht um seine Seele ringenden männlichen und weiblichen Komponenten. Typisch ist für ihn, daß er den geographischen lokalen, den logisch zeitlichen Zusammenhang der Dinge gar nicht kennen will. Alles läßt er in luftleerem Raume schweben, um es jeweils mit seinen vorübergehenden wechselnden Wunschphantasien zu verknüpfen. Landkarten, Statistiken, das Zahlengerüst der Geschichte und in äußersten Fällen überhaupt jeder Kausalnexus ist ihm verhaßt. Denn der Anblick der Tradition und der Zusammenhänge würde ihn lehren, daß seit Urzeiten sich die Menschen mit Religion, Philosophie, Kunst, Wortspiel und jeder Symbolik im weitesten Sinne, auch mit Aberglauben immer nur um dieselben großen zentralen Rätsel gemüht hat. Wenn er die Gesamtheit sähe, so würde er alles Menschliche wie in einem riesigen Kolosseum sitzend erblicken, alle Augen und Seelen nach der Mitte der Arena gerichtet, wo das große Urphänomen sich halb verhüllt abspielt, der Kampf der Bisexualität im Menschen, in der Gesellschaft, in der ganzen Natur. Er würde der suggestiven Nötigung nicht widerstehen können, auch dahin zu schauen, und weil er es nicht will, weil er um keinen Preis zwiespältig sein will, so darf er des Anblickes der Welt nicht genießen. Nur immer einzelne Strahlen und Stücke, die nichts beweisen, denn erst zwei Radien zumindest legen das Zentrum fest. So sitzt er still wie ein Wickelkind, immer in Erwartung der Gnade, des Geschenkes, der Erlösung von außen. Inzwischen wütet seine phantastische Gestaltungskraft gegen ihn selbst. Er will ein Kind sein, drum macht er sich dazu. Wenn er in scharfen Wettbewerb treten soll, so lähmt ihn Herzschwäche, wenn er studieren will Augenweh, Migräne, Fieber usw. Am Denken hindert ihn Gedächtnisschwund, am Schreiben Krampf. Wenn ihm sein Unbewußtes verbietet, irgendwohin zu gehen, gleitet er aus und verstaucht sich den Fuß. Das ist die Tücke des Objekts. Er mag so gewissenhaft sein wie er will, er kommt zu nichts, denn dunkle reflexive Kräfte, Introplastik, wenn ich es so nennen darf, die große fundamentale Neurose der Infantilität aus Mutterfixierung hält ihn unter ihrem beständigem Terror. Das Damoklesschwert der duckenden väterlichen Hand hängt immer über seinem Haupte. Eben dies muß im Tiefsten erschaut, aufgelöst und überwunden werden. Der Kranke ist gerettet, sobald er nicht theoretisch einsieht, sondern es von innen heraus erlebt, daß er seine ganze Kraft darauf verwendet hat, sich selbst zum Kinde zu machen. Dann kann man ihn aus der Kategorie der subalternen Charaktere, die wegen ihrer Labilität immer in der Kandare bleiben müssen, zur Vollreife emporheben. Unter Vollreife verstehe ich beim Mann einen Zustand, in dem die männliche Komponente durchaus die Führung hat, aber jeder Akt doch als doppelseitig beglückend empfunden wird. Denn das ist die fundamentale Überdeterminierung jedes Symbols, daß es immer ein männliches und ein weibliches Symbol zugleich bedeutet. Nehmen wir den normalen Geschlechtsakt. Der absolute Mann müßte unbedingt nehmen, das absolute Weib müßte sich unbedingt geben. Dem ist aber fast nie so. Das Männliche am Weibe sträubt sich, und das Weibliche am Manne kommt dem entgegen, denn das widerstrebende Weib symbolisiert ihm das Weibliche in der eigenen Brust, das er ständig überwinden muß, um Mann sein zu können. Der endliche Triumph über die Frau ist ein beglückendes Symbol des Triumphes über sich selbst. So sehen wir Männer mit starker, aber heftig bekämpfter femininer Komponente, auch regelmäßig bestrebt, das Weib in Staat und Gesell-

schaft zu verdrängen. Sie wollen sie nicht zu Wort und Stimme kommen lassen, wie sie auch das eigene Feminine mit Baßstimme, Würde und Aktivität leidenschaftlich übertäuben. So gelangt man zur äußerlich paradoxalen Erkenntnis, daß starker Eroberungstrieb, große Aktivität beim Eroberer eine gewichtige feminine Komponente voraussetzt.

Manche Knaben reagieren sexuell, wenn man sie auf den Bauch drückt oder tritt, oder sie legen sich etwa mit dem Unterleib auf einen pfahlartigen Gegenstand oder auf den Rand einer Badewanne, eines Zaunes, eines Tisches. Das nächstliegende ist dann zu sagen: Pfahlspitze oder Tischrand sind ein Penis, der in den Körper eindringt, es liegt also ein homosexueller oder metatropistischer Akt vor. Nun sind mir aber mehrere Fälle bekannt, die diese einfache Deutung nicht zuzulassen scheinen. Mir sagte ein Knabe, der so verfuhr, durch das sich gegen seinen Leib stemmende Hindernis fühle er sich herausgefordert, zu einer Art von Wut gereizt und nun bestrebt, erst recht weiter vorzudringen, was sich in heftigen Erektionen ausdrückt. Das ist doch ein greifbar deutliches Symbol des ganz normalen Koitus, wo der weibliche mons Veneris sich dem männlichen Körper entgegenstemmt und so herausfordert, genau wie unser sogenannter Masochist es empfand. Jedes kraterartige Eindrücken läßt die Randpartien schwellen. Jedes Eindringen fordert Protest heraus. Männlich und weiblich stehen da im Gleichgewichte gegeneinander. Das eben ist, um es noch einmal zu wiederholen, die fundamentale Überdeterminierung jedes Symbols, daß es janusköpfig ist zur männlichen und zur weiblichen Seite hin. Derart, daß im Menschen die feminine Komponente beim Manne nie erdrückt wird, sondern wirksam bleibt und den Menschen geschmeidiger macht, zum zoon politicon, zum Gesellschaftswesen befähigt.

Bei der Frau muß wohl das Feminine vorwalten, aber mit so weit wirksamer Komponente, daß sie zum mindesten an ihrer Glückswahl vollen Anteil nimmt. Innerhalb ein und desselben Gesellschaftskreises müssen die Feminität des Mannes und die Virilität der Frau restlos ineinander passen. Es mag sein, daß in der gegenwärtigen Zeit eine allgemeine Maskulinierung der Frau und eine entsprechende Feminisierung des Mannes im Gange ist, sodaß sich beide Geschlechter vielleicht in der Mitte treffen. In dieser Richtung liegt womöglich eine ebenso einfache wie wenig vorausgesehene Lösung der Frauenfrage.

Zum Schlusse sei mir ein Wort der Entschuldigung oder vielmehr der Erklärung dafür gestattet, daß ich in diesem Raume, welcher der Medizin gewidmet ist, so breit auf Fragen der Ethik und Ästhetik eingegangen bin. Aber von unserer Auffassung des Symbols ist die Überzeugung untrennbar, daß die Kunst zu den wichtigsten biologischen Funktionen der Menschheit gehört. Dazu kommt, daß die Polemik, die man gegen uns richtet, ihre Argumente durchweg dem Rüstzeug der gesellschaftlich akkreditierten Ethik, um nicht zu sagen der Religion selbst entnimmt. Man beschuldigt uns des ärgerniserregenden Herumplätschern in Pornographien. Die von unseren Theoretikern gewählte Terminologie, die alles als Libido, Erotik bezeichnet, mag nicht ganz unschuldig an diesem Mißverständnis sein. Sie scheint tatsächlich alles in der Welt auf die Funktionen der engeren Geschlechtsorgane zurückzuführen. Und doch ist selbstverständlich nicht zu leugnen, daß Phallus und Phallusfunktionen ihrerseits nur die stärksten Formen allgemeiner viril ausgreifender und erobernder, Vagina und Vaginalfunktionen dagegen nur die intensivste und lustvollste Form feminin rezeptiver Lebenstendenzen sind. Das Große spiegelt sich im Kleinen und das Spezielle im Allgemeinen. Gerade, wenn man den Menschen demütig als Zelle im Staatskörper, als Glied in der Kette der Geschlechter betrachtet, kann es

gar nichts Wichtigeres geben als den Akt, durch den er einen Nachfolger schafft, durch welchen er die Tradition seiner Ahnen in die Zukunft pflanzt. An dieser Stelle wie an vielen anderen scheint mir die freudianische Theorie ganz organisch fortbauend an das Beste der Vererbungstheorie anzuknüpfen.

Ich weiß nicht, ob meine Ausführungen Ihnen den Eindruck alles in den Kot zerrender Erotomanie gemacht haben. Wenn es der Fall sein sollte, so kann es nur an der Unzulänglichkeit meiner sprachlichen Ausdrucksmittel und an der Kürze der mir zur Verfügung stehenden Zeit liegen, die mich zwingt, mich auf einen winzigen Teil der mir zur Verfügung stehenden Tatsachenkombinationsreihen zu beschränken. Dadurch wird notwendigerweise die Ausführung sehr lückenhaft.

Wie wir sie erfassen, ist die Analysis, weit ab von aller Hypnose, eine gewaltige Schule des Willens und wenn ich so sagen darf der Nächstenliebe. Wir ducken niemand. Wir weisen nicht mit Fingern auf die Schwäche oder Hysterie der anderen, um uns in nasenrümpfenden Vergleichen der eigenen Vortrefflichkeit zu freuen. Wir sagen dem psychisch Leidenden und Verkrampften: Jetzt bist du gesellschaftlich minderwertig, aber dem braucht nicht so zu bleiben. Wenn du nur willst, so kannst du wachsen. Alles Nötige, Fruchtbare ist in dir, aber verkrampft. Deine rechte Hand ringt gegen die linke. Die hysterische Energie, die jetzt gegen dich selber wütet, mußt du so umzuschalten lernen, daß sie fruchtbar nach außen wirkt.

Umschalten des Energiestromes, — ist dieses Wort mehr als ein leerer Schall? Goethe, den man doch schwerlich wird verdächtigen können, die freudianische Modeseuche gedankenlos mitgemacht zu haben, klagt in einem Gedichte an Christiane Vulpius, daß sie durch ihre Liebesansprüche den Energiestrom, der bei ihm aus der mächtigen Wurzel steige, auf halbem Wege zum Hirne ablenke. Der Faustdichter drückt also das Gefühl aus, daß in den Liebesakten Kräfte querab strömen, die er wohl lieber zu geistigen Produkten sublimiert hätte. Von Napoleon I. wird uns erzählt, fast das Erstaunlichste an seiner Begabung sei die Fähigkeit gewesen, ganz willkürlich die einzelnen Gedankenkreise, die Schubfächer zu öffnen oder zu schließen. Ganz ähnlich wie Friedrich der Große scheint er fast seine gesamte Sexualität in geistige Energie vertobt zu haben. Der Bericht, den wir von den Ärzten haben, welche seinen Leichnam auf St. Helena untersuchten, besagt ausdrücklich, daß seine Geschlechtsorgane knabenhaft in der Entwicklung zurückgeblieben gewesen seien. Bereits vor seinem Sturze nun zeigen und mehren sich bei Napoleon die Anzeichen dafür, daß die Sublimierung ihm nicht gelungen war. Gänzliche Unrast, bösartige Nervosität, Nachlassen der taktischen Schlagkraft, krankhafte Steigerung des Autoritätsprotestes gegen England. Sobald er nun seine sublimierte Geschlechtsenergie nicht mehr als Feldherr auswirken konnte, scheint sie retroplastisch in den somatischen Bildungen des Krebses auf anderen Bahnen durchgebrochen zu sein. So wäre dieser Riese weiter nichts als ein weithin sichtbares Beispiel für die Verkalkung der psychischen Bahnen, für das Erstarren der Weichen und Schaltungen, an denen so viele pensionierte Beamte zugrunde gehen, sobald sie versuchen nach 40jähriger Dienstzeit den auf bestimmte Funktionen mechanisch eingestellten Organismus umzuschalten.

Es ist mir nicht bekannt, wie die Jesuiten gegenwärtig in ihren Schulen die Erziehung handhaben. Aber aus früheren Jahrhunderten weiß ich, daß sie auf ein wunderbar raffiniertes Training dieser Umschaltungen hinauslief. Diese Menschen lernten sich gänzlich zu beherrschen. Aus den aufwühlendsten

erotischen Visionen schalteten sie sich mühelos ins kühl Transzendentale oder weltlich politische Denken um. Bestrittener als die hier angeführten Beispiele von Umschaltungen auf verschiedenen Gebieten geistiger Tätigkeit ist die Einwirkung der Seele auf den Körper und ihre Fähigkeit, ihn nach ihrem Willen zu modeln. Der Hinweis auf die Fakire Indiens oder auf die Ekstatiker des Mittelalters dürfte wenig verfangen. Mehr schon die Autorität Imanuel Kants. Die Feinheit seiner psychologischen Beobachtung ist bekannt, dem Vollender der Aufklärungsphilosophie wird man keine abergläubische Gesundbeterei vorwerfen. Nun lese man seine Schrift von der Macht des Gemütes; wie er es erreicht habe, durch die bloße Anstrengung seines Willens Halsschmerzen, Reizungen der Schleimhäute usw. zu beseitigen, also den Körper vom Seelenzentrum aus zu beherrschen, zu regulieren, durch psychisches Kommando vasomotorische Umschaltungen zu erzwingen, welche die Drüsenfunktionen regulieren und beherrschen.

Wir behaupten und erstreben nichts anderes. Nur nicht auf dem Wege der Unterdrückung wollen wir es erreichen wie die Jesuiten, Kant, Schiller, Nietzsche, Paulus, sondern umgekehrt durch Auflösung der Verkrampfung und freies Wechselspiel der Kräfte.

Niemand kann leugnen, daß sich auf dem Wege der Unterdrückung Großes erreichen läßt. Es geht nicht an, wie Wittels in seinen Büchern es tut, den Kulturzwang ganz einfach als eine unerträgliche Schnürbrust darzustellen, als eine Tyrannis, die den fundamentalen Trieben ihre natürliche Expansion verschlösse und sie in hysterische, abwägige Bahnen lenke. Der Kleiderkultur, jeder Kultur überhaupt liegt folgender einfache Prozeß zugrunde: Der Mensch ist ein Intensitätszentrum, das aus einer Anzahl von Ventilen nach außen verströmt und wirkt. Der nackte, d. h. der hemmungslose Mensch nun würde sich im Übermaß aus dem großen Geschlechtsventil ergießen, oder bestenfalls aus allen Mündungen zugleich versickern ohne irgendwo gesteigerte Wirkungen zu erzielen. Hier trat nun das Feigenblatt, die Scham als großes, entscheidend wichtiges Kultursymbol in Kraft. Der Mensch begann Stauwerk und Dämme, Umschaltungen einzurichten, die die Grundenergie in einzelne besonders wichtige und wertvolle Richtungen zusammenfaßt.

Eine vollständige und dauernde Sublimierung, ja auch nur eine irgendwie übertriebene (von Fall zu Fall wird das Maß des Möglichen verschieden sein) ist überaus verderblich. Kant ist aus der gesamten Weltgeschichte vielleicht das einzige Beispiel, wo die Sublimierung restlos gelungen wäre. Nietzsche ist an einem viel niedriger gesteckten Ziele gänzlich gescheitert. Und für die überwältigende Mehrzahl der Menschen ist dieser Weg vollends nicht beschreitbar. Die verleugneten großen erotischen Komplexe werden zur Hysterie. Solche Menschen sind als Krüppel anzusprechen. Bestenfalls wird man sagen können, es läge Hypertrophie des Hirnes vor. Die Kaulquappe ist ihr Wappentier.

Die Bibliographie der sexuellen Zwischenstufen

(mit besonderer Berücksichtigung der Homosexualität) aus den Jahren 1913 bis in das Jahr 1917 (mit Ausschluß der Belletristik).

Referierend und kritisch dargestellt von Numa Praetorius.

(Fortsetzung.)

Hirschfeld, Dr. Magnus: **„Einiges über die Ursachen und Erscheinungsformen der männlichen (nicht erpresserischen) Prostitution“.** Im Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik von Groß Bd. 52, S. 346—363 (1913).

Die Ausführungen finden sich auch in Hirschfelds oben besprochenem Werk, S. 711 ff.

Als Hauptwurzel der männlichen Prostitution betrachtet Verf. die zum heimlichen, vorübergehenden bezahlten Verkehr zwingende starke Verpönung der Homosexualität. Die zum prostitutiven Gewerbe veranlassenden Ursachen teils endogene (auf degenerativer Anlage beruhende Schwäche und Defekte der psychischen Konstitution, Mangel an Arbeitslust, Hang zu mühelosem Genußleben usw.), exogene (materielle Not, Arbeitslosigkeit, Ansteckung durch das Beispiel anderer: besondere Brutstätte männlicher Prostitution Obdachlosenasyle, Fürsorgeerziehungsanstalten, Gefängnisse usw.). Unter den männlichen Prostituierten Homo- und Heterosexuellen. Auslassungen über Striche, Lokale, über Lockmittel: Reizwäsche, Toilettenkünste, besondere auf fetischistische Neigungen spekulierende Kostümierung als Matrose, Jockey, Soldat usw., über Lebensweise, Zahl der „Freier“, Bezahlung, über Alter und Vergnügungskunst, über Zukunft (Etablierung, ständiges Verhältnis, viele zuletzt Verbrecher und Zuhälter). Hervorgehoben, daß kein heterosexueller Prostituierter durch Gewohnheit gleichgeschlechtlichen Trieb erwerbe, ebensowanig werde ein homosexuell veranlagter Strichjunge aus Übersättigung am Mann heterosexuell.

Mitteilungen über homosexuelle Bordelle in China und Konstantinopel.

Homosexuelles Zuhältertum.

Eingehende Erörterung der „Soldatenprostitution“.

Die Bestrafung der männlichen Prostitution hält Verf. für ungerecht, zwecklos und schädlich.

Die Prophylaxe der männlichen Prostitution habe die Beseitigung der Ursachen zu erstreben, also auch die Beseitigung des § 175 und der Vorurteile gegen homosexuelle Veranlagung und Betätigung. Zu fördern alle eine Besserung der nervösen und seelischen Gesundheit der Bevölkerung bezweckenden Bestrebungen sowie alle zur Beseitigung oder Milderung der sozialen Notlage auf wirtschaftlichem und moralischem Gebiet geeigneten Maßnahmen.

Hughes, Chas. H.: **„An emasculated homo-sexual“.** In Alienist and neurologist St. Louis Bd. 35, August 1914, Nr. 3, S. 277. (Nach dem Referat von Eulenburg in der Zeitschrift für Sexualwissenschaft und Eugenik, Oktoberheft 1914, S. 296.)

Krankengeschichte eines etwa 30jährigen Homosexuellen, der vorangegangener Behandlungsmethoden mit Diät, Elektrisation usw. überdrüssig, zwecks Befreiung von seiner „Perversion“ sich kastrieren ließ. Seither Ruhe und Befriedigung; die Neigung zum eigenen Geschlecht verlor sich und an ihre Stelle trat eine eigentümliche, platonische Hinneigung zu gleichfalls auf operativem Wege geschlechtlos gewordenen Frauen, deren Bekanntschaft und Freundschaft er suchte. (Über die Kastration als Heilmittel der Homosexualität in juristischer und medizinischer Beziehung vgl. die Abhandlung von Dr. E. Wilhelm: Beseitigung der Zeugungsfähigkeit und Körperverletzung de lege lata und de lege ferenda in den Juristisch-psychiatrischen Grenzfragen Bd. 7, H. 6 u. 7, 1911, S. 37 ff., sowie die dort angeführten Fälle fehlgeschlagener „Heilungen“.)

Leber, A.: **„Die kalte Waldkrankheit der Chamorro“** (Chetnol maneñgheñg hâlam-tano). In Münchn. med. Wochenschr. 1914, Nr. 2, S. 60.

Auf den (deutschen) Marianen beobachtete Leber drei Fälle einer zum Teil der „psychischen Epilepsie“, sowie dem malaiischen „Amok“ entsprechenden Krankheit. Zwei der Patienten, ein 26- und ein 20jähriger Chamarro träumen von sexuellem Verkehr mit Männern und Weibern. Der 26jährige hat Neigung zu beiden Geschlechtern, aber noch keine passende Gelegenheit zu homosexuellem Verkehr gefunden seitdem er erwachsen ist, als Kind hat er mit Kameraden coitus modo bestiarum geübt, auch mutuelle Onanie. Er hat derartiges aufgegeben, weil ihm gesagt wurde, es sei vom Übel. Aber

er meint, weil Hunde und das Rindvieh homosexuelle Akte ausführten, so müsse es der liebe Gott so gewollt haben, so könne es beim Menschen eigentlich auch nicht Sünde sein.

Der 20jährige verlangt ab und zu nach Mädchen — zum Beischlaf.

Moehrchen, Dr. Friedrich (Ahrweiler): **„Tardive Homosexualität bei Tabikern"**. In der Zeitschrift für Sexualwissenschaft, Juni 1914.

Mitteilung zweier Fälle von Tabikern, die früher ausschließlich heterosexuell nur mit Weibern verkehrten, nach Ausbruch der Tabes Abneigung gegen das Weib und Trieb zum eigenen Geschlecht verspürten, ja auch zu homosexuellen Handlungen sich hinreißen ließen. Der eine beim Weib völlig impotent. Verf. sieht in der Erscheinung keine Pseudohomosexualität, sondern echte Invertierung auf Grund latenter, individueller, bisexueller Anlage, zur Entwicklung gebracht durch die Schädigung der nervösen Zentren und der Unfähigkeit zur bisher ausgeübten heterosexuellen Betätigung. Es habe sich eine Art rückläufige Entwicklung vollzogen zu einem Stadium ähnlich demjenigen des undifferenzierten bzw. labilen Geschlechtstriebes in der Pubertätszeit.

Im Gegensatz zu der gewöhnlichen angeborenen nicht krankhaften Homosexualität hält Verf. derartige wohl recht seltene Formen für krankhaft und verlangt den Schutz des § 51 St.G.B. — Freisprechung wegen Unzurechnungsfähigkeit — für die aus solcher tardiver Invertierung homosexuelle Akte Begehenden, da es sich trotz der nicht krankhaften bisexuellen Anlage um durchaus krankhafte Entwicklungsbedingungen handele, obgleich der Charakter echter Homosexualität damit verbunden sei.

Moll, Albert, Sanitätsrat Dr. **„Sexualität und Charakter"**. In den Sexualproblemen von Marcuse, Januar, Februar, März 1914.

In dem letzten Teil seines Aufsatzes (Märznummer S. 176—180) bespricht Moll auch den Zusammenhang zwischen dem sexuellen Leben und dem Charakter der Homosexuellen.

Er beurteilt hauptsächlich die der effeminierten Gruppe sehr abfällig: die meisten zeigten mehr die schlechten Eigenschaften des Weibes als die guten: Schwatz-, Lügen-, Launenhaftigkeit, Eitelkeit, anwidernde Sucht nach Schmucksachen, die meisten seien sehr unsympathische Leute. Die Ursache für die Minderwertigkeit im Charakter sei zurückzuführen vielleicht zum Teil auf die soziale Verfehmung, wahrscheinlich aber auf mangelndes stolzes Selbstbewußtsein des Mannes, der sich als normales Mitglied der Gesellschaft fühle und fühlen dürfe.

Vielleicht hänge dieser Mangel mit embryonalen Vorgängen zusammen, so daß ebenso wie oft bei effeminierten Homosexuellen weibliche körperliche Merkmale beständen, auch die typischen männlichen Charaktereigenschaften nicht genügend zum Durchbruch kämen.

Das Urteil Molls dürfte etwas zu scharf und allzu verallgemeinernd sein. Allerdings hat er ja eigentlich nur die effeminierte Gruppe im Auge, aber auch unter dieser sind gar manche, die die schönsten Charaktereigenschaften aufweisen: „Herzensgüte, Großmut, Mitgefühl, soziales Empfinden." Vergessen darf auch nicht werden, daß sich unter den edelsten Geistern der Menschheit Homosexuelle befanden.

Mc Murtrie Douglas, C.: **„A legend of lesbian love among the American Indians"**. In Urol. and cut. Rev. April 1914. (Nach dem Referat von Oscar Sprinz-Berlin in der Zeitschrift für Sexualwissenschaft, August 1914.)

Aus der Tatsache, daß über lesbische Liebe relativ weniger wie über die mannmännliche bekannt werde, sei nicht auf die größere Seltenheit ersterer zu schließen, sondern nur, daß die Liebesbündnisse unter Frauen weniger auffielen.

Mitteilung zweier Legenden aus dem Mythenschatze primitiver Indianerstämme Nordamerikas. In beiden gehe aus dem homosexuellen Verkehr zweier Frauen ein mit den Folgen des Lasters behaftetes Kind hervor. Die erigierte Klitoris der einen Frau habe einem Schildkrötenpenis geglichen und das Kind einer weichschaligen Schildkröte. Diese Legenden seien auf irgendein wahres, aber durch mündliche Überlieferung aufgebauschtes und verdrehtes Ereignis zurückzuführen. Sie zeigten deutlich die große Verachtung der lesbischen Liebe bei den Naturvölkern, ferner die primitive Vorstellung, daß aus jedem Bund ein Sprößling — so aus dem widernatürlichen Verkehr ein widernatürlicher — hervorgehen müsse.

Numa Praetorius: **„Der Streit um Walt Whitmans Homosexualität im ‚Mercure de France' und den ‚Archives d'anthropologie criminelle' vom Jahre 1913—14"**. In der Zeitschrift für Sexualwissenschaft und Eugenik, Bd. 3, H. 8 u. 9, Nov. u. Dez. 1916.

Bericht und kritische Besprechung einer Polemik, die sich im Anschluß an eine im Anekdotenteil der französischen Zeitschrift: „Mercure de France", 1. April 1913, von Guillaume Apollinaire gebrachte Beschreibung des Leichenbegängnisses des berühmten amerikanischen Dichters entwickelte.

In diesem Artikel hatte Apollinaire — allerdings in etwas witzelnder Form — lediglich Mitteilungen wiedergegeben, die ihm von einem Augenzeugen gemacht wurden.

Danach habe die Bestattung Whitmans einer Art Volksfest geglichen, an dem viele Homosexuelle — insbesondere frühere Geliebte des Dichters, „Camerados", wie er sie zu nennen pflegte — teilgenommen.

Dieser Artikel entfesselte einen gewaltigen Sturm bei vielen Whitmanverehrern; in dem in einer Anzahl Nummern des „Mercure" und auch der „Archives" sich entspinnenden Streit für und wider des Dichters Homosexualität, standen auf der einen Seite: der Amerikaner Harrison Reeves, der Deutsche Eduard Bertz, der Franzose Apollinaire, der in England lebende Raffalovich, der Engländer Rivers, auf der anderen Seite der in Amerika geborene französische Dichter Stuart Merrill, der Franzose Bazalgette, die in Amerika ansässigen Benjamin de Casseres und Albert Schinz, welche aufs energischste die Homosexualität Whitmans bestritten.

Die Homosexualität Walt Whitmans ist seinerzeit festgestellt worden durch Bertz in seiner großen Studie: „Walt Whitman. Ein Charakterbild" in dem „Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen" von Hirschfeld, Bd. VII[1], S. 153—289, ferner in seiner Broschüre „Whitman-Mysterien". „Eine Abrechnung mit Johannes Schlaf" (besprochen von mir im erwähnten Jahrbuch, Bd. IX, S. 551—562), und in seinem philosophischen Werk: „Der Yankee-Heiland". „Ein Beitrag zur modernen Religionsgeschichte" (Dresden 1906, Verlag Reißner).

Von maßgebenden Sachkennern wurde Bertzs Ergebnissen durchaus zugestimmt. Auch in dem neusten Buch über die Fragen des englischen Arztes Rivers: Walt Whitman Anomaly" gelangte der Verfasser zum gleichen Resultat wie Bertz.

Wer daher Whitmans Homosexualität bestreitet, muß mindestens die Hauptschrift von Bertz kennen. In dieser Lage befinden sich aber nicht die in der erwähnten Debatte tätigen Gegner Merrill, Bazalgette usw., wie schon aus ihren Ausführungen hervorgeht.

In der Polemik des „Mercure" und der „Archives" wurden neue Beweise für Whitmans Homosexualität erbracht.

So gab Bertz nunmehr an, daß ihm von einem seiner Freunde, einem berühmten amerikanischen Dichter, mitgeteilt worden sei, ein geachteter Rechtsanwalt aus Chicago habe ihm anvertraut, daß Whitman mit ihm in der Jugend eine sexuelle Handlung vorgenommen habe.

Harrison Reeves seinerseits beruft sich auf genaue Angaben eines lange Jahre mit Whitman befreundeten Greises, eines Verlegers aus Philadelphia, der einen Zipfel des Leichentuchs beim Begräbnis gehalten und dessen Erzählung in allen Einzelheiten den Bericht des Zeugen von Apollinaire über den Charakter des Leichenbegängnisses stets bestätigt habe. Dieser Verleger habe ihm, Reeves, stets erzählt, daß jeder, der Whitman ein wenig gekannt, ihn für zweifellos homosexuell gehalten; in vorurteilslosen Gesprächen mit intimen Freunden habe sich der Dichter auch gar nicht bemüht, seine Neigung für schöne Jünglinge zu verbergen. Dieser Mann, der Oscar Wilde Whitman vorgestellt, habe weiter erzählt, daß beide Dichter von nichts anderem miteinander gesprochen hätten als von hübschen Buben, davon, wie fad die weibliche Liebe sei und von dem, was andere Dichter, namentlich Swinburne, über die homosexuellen Neigungen gesagt hätten.

In der Gegend des Geburtsorts Whitmans hätten die Einwohner diesen Verleger viel über die „Singularitäten" von Walt gegenüber den Buben und von seiner „speziellen Moral" gesprochen.

Die Weigerung des Präsidenten Eliot in der Harvarduniversität, Whitman die Abhaltung eines Vortrags zu gestatten, sei allgemein mit dem Ruf der Homosexualität des Dichters erklärt worden.

In den „Archives d'anthropologie criminelle", Maiheft 1914, sieht seinerseits Raffalovich in dem Ton und Inhalt der von Rivers veröffentlichten Briefe Whitmans an den zweifellos homosexuellen berühmten Schriftsteller John Addington Symonds einen sicheren Beweis auch für die konträre Sexualempfindung des ersteren.

Die Gegner Merrill und Genossen können eigentlich nichts Stichhaltiges gegen die Feststellung von Whitmans Homosexualität vorbringen. Sie begnügen sich hauptsächlich mit blindem Negieren und großen Entrüstungsworten, die namentlich bei Bazalgette gegen Bertz ins Persönliche ausarten.

Nur Merrill versucht eine logische Widerlegung, indem er hauptsächlich die Anonymität der neuen Gewährsmänner rügt, wogegen Apollinaire mit Recht einwendet, daß ein Hauptzeuge, der Verleger aus Philadelphia, der ja einen Zipfel des Leichentuchs gehalten, gar nicht so anonym sei.

Treffend charakterisiert Bertz die Standpunkte beider Parteien, als den der Wissenschaft und den des Glaubens.

Er, Bertz, habe auch nicht die Homosexualität Whitmans aufgedeckt, um, wie Merrill und Bazalgette glauben machen wollten, ihn zu verunglimpfen, sondern um zu zeigen, auf welcher Grundlage das von den Whitmanschwärmern so sehr bewunderte Prophetentum des Yankee-Heilands beruhe. Er habe die abnormen Quellen der Whitman-Lehre von der Kameradschaft, die alle Männer umschließen solle, enthüllt und dieses als allgemeingültig erstrebte Ideal als eine aus invertiertem Gefühl fließende, den Heterosexuellen unverständliche Forderung entlarvt. Deshalb sei der Fortschritt der Kultur daran interessiert, daß Whitmans Homosexualität festgestellt werde, damit seine Lehre richtig beurteilt werde und das Falsche und Verkehrte an ihr an das Tageslicht komme, dagegen sei ihm, Bertz, niemals die Absicht eingefallen, wie Merrill und Bazalgette spöttelnd sie ihm untergeschoben, es für einen Kulturfortschritt zu halten, daß Whitman homosexuell sei.

Ein Hauptgrund, weshalb Merrill und Genossen gegen die Erkenntnis der Homosexualität Whitmans sich sträuben, liegt darin, daß sie sich die Homosexuellen nur als lasterhafte Menschen vorstellen und sich keine Rechenschaft darüber geben, daß das konträr-sexuelle Gefühl einen dem heterosexuellen parallelen, tiefeingewurzelten, eingeborenen, vom Laster zu trennenden Trieb bildet und daß auch große Männer, ausgestattet mit vielen moralischen Eigenschaften, doch ihr eigenes Geschlecht lieben können, ohne deshalb verkommene Menschen zu sein, möge man nun die Homosexualität als physiologische Varietät oder als krankhafte Erscheinung betrachten, die auch bei genialen Männern und bei „dégénérés supérieurs“ ebenso wie andere Anomalien vorkommen kann.

Bei dieser Auffassung wird man auch die homosexuelle Beteiligung eines Whitman nicht für etwas so Entsetzliches halten, wie dies Merrill, Bazalgette und Genossen tun, und wenn man auch bei dieser Betätigung regelmäßig nicht die extremste Form anzunehmen hat, so wird man überhaupt kein großes Gewicht darauf legen, welche Art der sexuellen Befriedigung — ob eine mehr oder weniger extreme, oder ästhetische oder überhaupt nur eine an Küssen und Umarmungen sich begnügende — dem Homosexuellen adäquat ist und Whitman adäquat war; denn zur Charakterisierung der Homosexualität kommt es auf die innere seelisch-sinnliche Neigung, nicht die jeweilige der Reaktionsfähigkeit des einzelnen Homosexuellen entsprechende Handlung an.

Der ganze Streit um Whitmans Homosexualität zeigt in recht typischer Weise, wie ungemein schwierig es ist, selbst wenn die Homosexualität eines bedeutenden Mannes so klar liegt und so überzeugend bewiesen wurde, wie bei Whitman, dieser Tatsache die allgemeine Anerkennung zu verschaffen; diese ganze Debatte lehrt aufs deutlichste, was alles sonst ernste und intelligente Männer aufbieten, wenn es gilt zu verhindern, daß die Inversion einer hochgeschätzten Berühmtheit auch nach ihrem Tod ans Tageslicht komme.

Remlinger, P.: **„La prostitution au Maroc“.** In den Annales d'hygiène et de médecine légale, Februar 1913, nach einer Wiedergabe in den Archives d'anthropologie criminelle usw. von Lacassagne, vom 15. April 1913, S. 303, 304.

Große Verbreitung der männlichen Prostitution in den marokkanischen Städten. In Marokko knüpfe sich an die Homosexualität — wie übrigens auch an die Syphilis — keine Schande. Für die Notablen von Fez sei es ebenso standesgemäß einen „mezlough“ (Knaben) oder einen „chassas“ (Epheben) sich zu halten wie eine Mätresse. Abends spazierten die „zameul“ (passive Päderasten) umher auf der Suche nach einem begüterten „louat“ (aktiver Päderast).

Nach der Besetzung von Settat und Bir-Rechid durch die Franzosen habe die Militärbehörde gleich nach Sonnenuntergang alle Kinder auf der Straße festnehmen und medizinisch untersuchen lassen und infolge der Feststellung der Zeichen der Päderastie bei den meisten Knaben jedem unter 15 Jahre alten Knaben das Ausgehen nach Sonnenuntergang verboten.

Die maurischen Cafés seien Zentren männlicher Prostitution, in gewissen gäben Epheben mit langen goldenen Ringen in den Ohren, und von Stadt zu Stadt ziehend, Vorstellungen von Tanz und Gesang. Man nehme sie mit nach Hause wie Chansonettengrößen.

Die maurischen Bäder, obgleich diskreter, doch auch fast stets Prostitutionsorte.

Die männliche Prostitution in Marokko eine wahre Konkurrenz der weiblichen der Art, daß in Rabat muselmanische Frauen zur Entschuldigung ihrer Preisgabe an Europäer anführten, die Muselmanen zögen ja doch die Reize der mezlough und lassas den ihrigen vor.

Übrigens sei auch Saphismus und besonders Tribadismus gang und gäbe.

Eine Folge der Päderastie in Marokko die Häufigkeit des rektalen Trippers und der syphilitischen Erscheinungen an anum und rectum, überhaupt die extragenitalen Initialsklerosen. Der Hygieniker hier noch wehrloser wie gegenüber den Gefahren der weiblichen Prostitution.

An eine Repression von Praktiken, deren Beurteilung als entehrend der marokkanischen Geistesverfassung unbegreiflich erscheine, sei nicht zu denken.

Nur von einer anderen Erziehung der Eingeborenen in diesem Punkt — eine schwierige Aufgabe — sei Änderung zu erwarten. Mindestens sei Verbreitung über den Ursprungsort zu verhindern.

Rohleder, Dr. Hermann: **„Die Funktionsstörungen der Zeugung beim Manne"**, Bd. III der Monographie über die Zeugung beim Menschen (Leipzig 1913, Verlag von Georg Thieme).

Unter den Impotenzformen wird die durch sexuelle Anomalie, besonders Inversion bedingte hervorgehoben. Die konträre Sexualempfindung habe manchmal keine Impotenz beim Weibe, oft aber partielle, oft völlige zur Folge.

Erwähnung eines seit Jahren verheirateten, aber zum Beischlaf völlig unfähigen homosexuellen Patienten, der wegen der Sehnsucht der Gattin nach einem Kind in seiner Verzweiflung sogar seiner Frau den Rat zu außerehelicher Befruchtung gegeben habe. Diesem Homosexuellen habe „ein Spezialarzt für Geschlechtsleiden", den er darüber konsultiert, ob er heiraten dürfe, trotzdem ihm niemals ein Koitus gelungen sei, geantwortet: „Er solle nur heiraten, das finde sich schon in der Ehe!"

Rohleder selbst warnt vor dem Anraten der Ehe bei Impotenz sexuell Abnormer, besonders Homosexueller (S. 168—172). Eine Ehe nur zu gestatten bei Bisexuellen mit stark überwiegender heterosexueller Triebrichtung. Denn eine Beeinflussung der Triebrichtung nach dem 17.—18. Lebensalter durch äußere Umstände und so auch durch die Ehe sei kaum zu erwarten, ja es könne ursprüngliche teilweise Impotenz eines Homosexuellen durch den fortgesetzten ehelichen Verkehr sich zu einer vollständigen entwickeln, der jahrelang erzwungene Koitus könne auch zu Zerebrasthenie und sonstigen Schädigungen führen. Zu erwägen sei auch die Ungewißheit über die vielleicht große Stärke der Libido der Frau, dem ein schwach potenter Bisexueller nicht oder nur unter Aufbietung von Phantasiebildern genügen könne.

Auch weiblichen Homosexuellen sei die Ehe nicht anzuraten, da der Koitus ihnen physisch und psychisch widerwärtig, ja geradezu unmöglich sein könne und Ehescheidung oder Ehebruch mit einer Freundin zu befürchten sei.

Die Therapie bei sexuell Abnormen, insbesondere Konträren, hält Rohleder für ziemlich aussichtslos (S. 134—137). Weder durch die hypnotische bzw. Suggestivbehandlung, noch die psychoanalytische Behandlung Freuds habe er Erfolge gesehen. Auch die Kastration als Heilmittel verwirft er, ebenso den Versuch des sexuellen Verkehrs mit einem Weib, da der Ekel oft nur gesteigert und der Gesundheitszustand ungünstig beeinflußt werde.

Den Rat zu homosexuellem Verkehr erachtet er stets und unter allen Umständen für unstatthaft, auch schon deswegen, weil der Arzt eventuell sich der Beihilfe oder Anstiftung zu § 175 schuldig mache. Der Arzt solle den Patienten diskret im Hinblick auf § 175 vor irgendwelchem homosexuellen Verkehr warnen.

Witry, Dr. (Metz): **„Un couple d'homosexuels"**. In der Gazette des hôpitaux, Nr. 102, 9. September 1913.

Mitteilungen über einen Homosexuellen. A. aus alter Familie mit berühmten Vorfahren, aber auch verschiedenen Degenerierten, zeigt weibliche Neigungen (Vorliebe für Seide, für Sticken usw.), abhold und unfähig jeder ernsten Beschäftigung, nimmt einen Mann B. aus den niederen Volksklassen zu sich, verschwendet sein Vermögen, sinkt bis zum Vagabund herunter und wirft sich schließlich, hungernd und zerlumpt, ins Wasser.

A.s Genosse B. hat sadistische Neigungen, einen auf einer Bank schlafenden jungen Mann erdrosselt und seine Geschlechtsteile abgeschnitten.

Zur Strafe für das Verbrechen veranlaßte A. den B. die — einbalsamierten — Geschlechtsteile des Erdrosselten auf sich zu tragen. A. erzählte die Tat des B. Witry, und B. später den Selbstmord des A.

Witry, Dr. (Metz): **„Un meurtre pseudo-homosexuel“.** In der Gazette des hôpitaux vom 5. Februar 1914.

Bericht über einen Sadisten (wahrscheinlich den B. des obigen Falles), der einen jungen männlichen Prostituierten tötete und dessen Geschlechtsteile verstümmelte.

Der Täter, ein verheirateter Vater von mehreren Kindern, Sadist, ist nicht homosexuell und wurde nur durch eine unglückliche Verkettung von Umständen zum Mörder des Jungen. Seine sadistischen Neigungen hatte er manchmal auch an seinen Kindern und an Tieren ausgelassen. Er vertraut sich dem Arzt an, weigert sich aber, sich dem Gericht zu stellen. Verf. hat ihn längere Zeit behandelt und nur mit Mühe vom Selbstmord abgehalten.

VII. **Sonstige sexuelle Zwischenstufen** (Transvestitismus, Zwittertum, sexueller Infantilismus).

A. Transvestitismus.

Ellis, Oehmig, Eugen Wilhelm, Marcuse.

In der Zeitschr. f. Psychotherapie u. medizinische Psychologie von Moll, Bd. V, H. 3/4, hat Haveloc Ellis in einem Aufsatz: **„Sexo-ästhetische Inversion“** jene sexuelle Zwischenstufen untersucht, bei denen trotz heterosexuellen Geschlechtstriebes eine Umwandlung der gesamten Persönlichkeit im Sinn des anderen Geschlechts besteht, sich namentlich in der Sucht äußernd, ganz und gar wie eine Person des anderen Geschlechts zu leben, insbesondere die Kleider dieses Geschlechts anzulegen.

Diese zuerst eingehend von Hirschfeld in seinem Buch „Die Transvestiten“ studierte und von ihm Transvestitismus benannte Erscheinung will Ellis lieber sexo-ästhetische Inversion nennen, denn oft sei das Kleideranlegen des anderen Geschlechts, das Travestieren, nicht ein unbedingt nötiger Moment bei dieser Anomalie, es sei meist auch nicht, worauf Hirschfelds Ausdruck mißverständlich hindeuten könne, eine „Maskierung“ des eigenartigen Fühlens erstrebt, im Gegenteil.

Diese Erscheinung habe keinen Zusammenhang mit der Homosexualität, sei vielmehr als Modifikation der Heterosexualität zu betrachten.

Von den zwei Komponenten der Heterosexualität: das kraftvolle, kampflustige, aktive Hauptmoment und ein sekundäres des Abwartens und Mitfühlens, trete bei der sexo-ästhetischen Inversion das zweite hervor: „die Einfühlung“, während das primäre und mehr männliche Element fehle.

Vielleicht sei diese Disharmonie mit einem wohl bei allen sexuellen Perversionen maßgebenden Mangel an Gleichgewicht der inneren Sekretion verbunden und auf das Fehlen gewisser zur Weckung des vollentwickelten Geschlechtssinnes nötigen Hormone zurückzuführen.

Ellis betrachtet also die sexo-ästhetische Inversion als angeborene Zwischenstufe und weist namentlich ihre Entstehung aus Gelegenheitsursachen zurück, insbesondere z. B. durch Lektüre.

Mir scheint es, daß man die Erscheinung eher für unentwickelte Homosexualität als verkümmerte Heterosexualität zu halten hat. Auch die von Ellis gewählte Bezeichnung dürfte mit der Hineinziehung des sicherlich kaum eine Rolle spielenden „ästhetischen“ Punktes noch weniger glücklich sein als die von Hirschfeld.

Oehmig, O., Anstaltsarzt, **„Beitrag zur Lehre vom Transvestitismus“** (mit 2 Textfiguren). In der Zeitschr. f. die gesamte Neurologie u. Psychiatrie. Originalien, Bd. 15, H. 1 u. 2.

Mitteilung eines Falles von Transvestitismus.

Besprechung in Anlehnung an Hirschfeld.

Abgrenzung von den Homosexuellen und Bisexuellen, mit denen echte Transvestiten nichts gemein hätten, Erörterung der Beziehungen zu Fetischismus und Masochismus.

Wiedergabe der Theorie von Näcke über die doppelgeschlechtliche Anlage, von Hirschfelds Zwischenstufen, sowie der Ansichten von Freud und von Stiers Erwerbstheorie. Darlegung der für die forensisch-soziale Lage der Transvestiten in Betracht kommenden Momente nach einem Kapitel der Schrift von Amtsgerichtsrat a. D. Dr. Wilhelm: „Die juristische Beurteilung der (körperlichen) Zwitter“.

Wilhelm, Dr. Eugen: **„Die Transvestiten und das Recht“** (nebst bibliographischem und historischem Material). In den Sexual-Problemen von Marcuse, Juni und Juli 1914.

Verfasser erörtert folgende Rechtsfragen:

1. Ist das öffentliche Tragen einer dem anderen Geschlecht zukommenden Kleidung erlaubt oder nicht und eventuell strafbar?

Das Ausgehen in konträrer Tracht könne nur auf Grund § 360 St.G.B. als grober Unfug bestraft werden, wenn die Voraussetzungen hierfür vorlägen, also wenn eine Störung der Öffentlichkeit erfolge, z. B. unliebsames Aufsehen, Ärgernis usw. erregt werde.

Besprechung der Bedeutung der in der letzten Zeit von der Berliner Polizei manchen Transvestiten ausgestellten sog. „Erlaubnis"scheine andersgeschlechtliche Kleidung anlegen zu dürfen. Diese sog. „Erlaubnis" lediglich eine Warnung vor grobem Unfug und Aufklärung über die Rechtslage.

2. Ist es statthaft, eine dem Pseudogeschlecht entsprechende amtliche Änderung des Vornamens und einen diesbezüglichen Vermerk im Standesregister zu erwirken?

Verfasser verneint die Frage. Höchstens könnte vielleicht die Behörde die Beifügung eines dem Pseudogeschlecht angemessenen Vornamens mit dem vorangesetzten Wort „genannt" gutheißen oder die Änderung des Vornamens in einen solchen auf beide Geschlechter passenden genehmigen.

3. Haben die Transvestiten das Recht, die dem Geschlecht, dessen Kleider sie anlegen, vorbehaltenen öffentlichen Orte zu betreten? Verneinung. Umgekehrt liefen sie Gefahr, bei Besuch der ihrem wirklichen Geschlecht vorbehaltenen Orte in Verkleidung wegen groben Unfugs entfernt und bestraft zu werden.

4. Inwiefern sind die Transvestiten für die aus ihrer Anomalie fließenden strafbaren Handlungen verantwortlich zu machen?

Ablehnung der grundsätzlichen Annahme der Unzurechnungsfähigkeit gegenüber der anderen Ansicht von Pettow. Gerichtliche Entscheidungen. Unterscheidungen der verschiedenen Grade des Zusammenhangs zwischen Transvestitismus und Delikt. In der Regel bei allen Arten höchstens verminderte Zurechnungsfähigkeit.

Erörterung der mit dem Transvestitismus verwandten sog. „Rückkehr zur Kindheit" und ihre Beziehungen zum Recht.

Im zweiten Teil Mitteilung der schon vor dem Buch von Hirschfeld: „Die Transvestiten" erschienenen (dürftigen) Literatur über den Verkleidungstrieb sowie der seitherigen Bibliographie. Besprechung der Literatur über „die sog. Rückkehr zur Kindheit". Erwähnung des von Hirschfeld in seinem Buch über „Die Homosexualität des Mannes und des Weibes" beschriebenen „Zisvestitismus" und seine Beziehungen zu § 360 St.G.B.

Zum Schluß zwei Seiten aus den Memoiren von Saint-Simon mit der Beschreibung des homosexuellen effeminierten transvestitisch veranlagten Abbé d'Entragues.

Marcuse, Max, veröffentlicht in der Zeitschr. f. Psychotherapie und medizinische Psychologie von Moll Bd. VI, H. 3 u. 4, 1914, **„Ein Fall von Geschlechtsumwandlungstrieb"** einen lehrreichen Beitrag zur Frage des Transvestitismus.

A., 36jähriger, intelligenter Mann, steht seit der Kindheit unter dem drangartigen Wunsch ein Mädchen zu werden.

Das Vorhandensein des Gliedes macht ihn geradezu unglücklich und läßt ihn an dessen gewaltsame Beseitigung denken, dagegen sehnt er sich nach Wachsen der Brüste und überhaupt nach allgemeiner Verweiblichung einschließlich Sucht nach Schwangerschaft. Am liebsten legt er männliche Kleidung zu Hause, ab, trägt weibliche Unterwäsche, beschäftigt sich mit Vorliebe mit Nähen und Sticken.

Homosexuelle Neigung und Betätigung fehlt, ja wird verabscheut. Marcuse erörtert den Fall nach den verschiedensten Seiten hin in recht gründlicher Weise. Wie alle sexuellen Anomalien betrachtet Marcuse diesen Trieb nicht als eine einzige Besonderheit in einem sonst völlig normalen psychischen Organismus, sondern als eine die gesamte Persönlichkeit durchdringende Störung auf Grund psychopathischer Konstitution.

Fraglich könne nur sein, ob der Trieb primär ein eingeborenes Symptom der Psychopathie sei oder seine Entstehung auf degenerativer Basis intra vitam erfolge durch determinierendes Erlebnis und äußere Einflüsse. Letzteres hält Marcuse für möglich, wenngleich, wie er betont, diese Annahme an Wahrscheinlichkeit verliere, je mehr — insbesondere seit den Versuchen Steinachs — die Bedingtheit der sexuellen Perversionen durch innersekretorische Vorgänge wahrscheinlich werde.

Im Hinblick auf diese Steinachschen Experimente, durch welche infolge Verpflanzung der andersgeschlechtlichen Drüse auf Ratten die konträren körperlichen Geschlechtsmerkmale und sexuellen Instinkte erzeugt werden, wirft Marcuse die Frage auf, ob durch Kastration (Beseitigung von Hoden und Glied) und Einpflanzung von Ovarien A. seinem Wunsche entsprechend ganz verweiblicht werden und so zu völliger psychischer

Harmonie gelangen könnte. Marcuse will trotz des Drängens des Patienten die Operation nicht vornehmen, weil das Ergebnis zu unsicher und zweifelhaft sei, man wisse auch nicht, ob überhaupt, wenn man durch Entfernung der jetzigen Geschlechtsdrüsen den etzigen Zustand ändere, man einen befriedigenden Ersatz gewähre.

Die gleichen Bedenken beständen bei Bestehenlassen der Hoden und Einpflanzung von Ovarien daneben, ebenso wenn man durch Operation die weiblichen Komponenten in den Keimdrüsen zu beseitigen strebe, in dieser Richtung sei überhaupt jeder Versuch untunlich, weil Patient keinesfalls „auf Kosten seines Weibtums" gesunden, „nicht Mann, sondern Weib werden" wolle.

Dagegen hat Marcuse dem Patienten Ovarialpräparate verabreicht und glaubt gewisse günstige Wirkungen davon erhoffen zu dürfen.

Die beim Patienten auftretenden deutlichen und ausgeprägten „Abstinenzerscheinungen", d. h. schwere psychische Alterationen, Depressionen, Vernichtungsgefühle usw., wenn dem Trieb nicht nachgegeben werde, besserten sich durch Aufgabe der völligen Abstinenz. Der Arzt müsse die Befriedigung des Triebes erlauben, soweit dies ohne soziale oder kriminelle Gefährdung möglich sei. So sei wesentliche Besserung eingetreten, seitdem A. beständig weibliche Unterkleidung und Wäsche trage und es sei für A. zu erstreben, daß er die Möglichkeit erringe, seine äußere Lebensführung als Frau zu gestatten.

Wegen der in dieser Beziehung auftauchenden juristischen Fragen verweist Marcuse auf den unten besprochenen Aufsatz von Eugen Wilhelm.

Rechtliche Erwägungen hat Marcuse selbst hinsichtlich der Frage nach der Zulässigkeit der operativen Behandlung des Falles angestellt. In dieser Hinsicht ist es richtig, daß es sich allerdings um eine therapeutische Indikation handelt, insoweit die Kastration und Ovarien e i n s e t z u n g in Betracht kommt, ebenso daß, soweit zwecks Erlangung der Ovarien eine gesunde Frau dieses Organes beraubt werden müßte, die für den Transvestiten vorhandene therapeutische Indikation keine solche für die gesunde Frau wäre.

Aber auch was die Operation an dem Transvestiten anlangt, möchte ich betonen, daß der Arzt dadurch mit dem Gesetz in Konflikt kommen könnte vom Gesichtspunkt des Schadensersatzes und der strafrechtlichen Verfolgung wegen fahrlässiger Körperverletzung.

Die Zustimmung, ja das ausdrückliche Verlangen des Patienten, würde diese Gefahren nicht beseitigen, und zwar auch dann nicht, wenn der Patient einen vollgültigen Willen äußern kann.

Dieser vollgültige Wille spielt hier nicht die entscheidende Rolle, wie Marcuse anzunehmen scheint, da ein gefährlicher körperlicher ärztlicher Eingriff, falls er mittels einer zu Heilzwecken noch nicht als zulässig anerkannten Operation ausgeführt wird, durch die Zustimmung des Patienten nicht rechtmäßig wird.

Würde deshalb die Operation zum Schaden des Patienten ausschlagen und würde er später die frühere Einwilligung bereuend, Anzeige erstatten, so würde es sich trotz der Zustimmung fragen, ob der Arzt nicht ein medizinisch unzulässiges operatives Mittel angewandt und dadurch fahrlässigerweise den Patienten körperlich geschädigt hat. Tatsächlich ist aber die Zulässigkeit der Kastration (und gar die Ovarieneinpflanzung bei einem Mann) als Heilmittel sexueller Anomalien in der medizinischen Wissenschaft und Praxis sehr bestritten.

Mindestens täte der Arzt, der die Operation vornehmen wollte, gut, sich durch Hinzuziehung von wenigstens zwei Spezialisten auf den in Betracht kommenden Gebieten einigermaßen zu decken.

(Über die juristische Beurteilung derartiger Operationen vgl. die Arbeit von Amtsgerichtsrat a. D. Dr. E u g. W i l h e l m „B e s e i t i g u n g d e r Z e u g u n g s f ä h i g k e i t u n d K ö r p e r v e r l e t z u n g d e l e g e l a t a u n d d e l e g e f e r a n d a" in den J u r i s t i s c h - P s y c h i a t r i s c h e n G r e n z f r a g e n 1911, Bd. VII, H. 6 u. 7.)

Übrigens dürfte Marcuse insofern im Recht sein, als er meint, sein Patient, trotzdem er nicht geschäftsunfähig und unzurechnungsfähig im Sinne des Gesetzes sei, besitze in dem speziellen Zusammenhang hinsichtlich seiner Anomalie keine hinreichend klare Einsicht und genügende freie Willenstätigkeit zur Abgabe seiner Zustimmung. Diese mangelhafte Willensbeschaffenheit des Zustimmenden würde aber, wenn der Arzt eine medizinisch indizierte, als zulässig anerkannte Operation ausgeführt hätte, ihn nicht wegen eines unbefugten Handelns gegen den Willen des Patienten strafbar machen, ebensowenig wegen Körperverletzung, er wäre vielmehr straffrei, auch wenn nachher der Patient die Operation bereuen würde, umgekehrt wäre er trotz vollgültiger Zustimmung strafbar bei Schädigung durch eine unzulässige Operation.

Schließlich sei bemerkt, daß der von Marcuse gewählte Ausdruck „**Geschlechtsumwandlungstrieb**" zwar den Kern der Sache besser wiedergibt, wie das Wort Transvestitismus oder gar Transvestismus, trotzdem würde ich die Bezeichnung „Transvestismus", mag sie auch ungenau sein, als die praktisch geeignetste erachten wegen ihrer Kürze, Anschaulichkeit und der leichten Möglichkeit der Subjekt- und der Adjektiv-Bildung (Transvestiten, transvestitisch).

B. Körperliches Zwittertum.

Eugen Wilhelm.

Wilhelm, Dr. Eugen: I. **Geschlechtsbestimmung der (körperlichen) Zwitter; II. Zwitter und Standesregister.** In der Vierteljahrsschrift für gerichtliche Medizin und öffentliches Sanitätswesen von Straßmann, 3. Folge, 48, 2.

Verfasser, der eine ausführliche Monographie im Jahre 1909 über die „rechtliche Stellung der (körperlichen) Zwitter" in den juristisch-psychiatrischen Grenzfragen VII. Bd., H. 1 veröffentlicht hat, erörtert jetzt wieder zwei spezielle Fragen desselben Gegenstands, dazu angeregt durch die Diskussion, welche im Anschluß an seine Monographie in den Verhandlungen der 8. Tagung der Deutschen Gesellschaft für gerichtliche Medizin in Karlsruhe vom 23. bis 26. September 1911 stattgefunden hatte.

Er untersucht einmal, ob stets und unbedingt das Geschlecht auch bei den körperlichen Zwittern sich nach dem Vorhandensein von Hoden oder Ovarien bestimmen soll, und kommt zu dem Ergebnis, daß bei Leuten mit mißgestalteten Geschlechtsteilen für die Geschlechtsfixierung nicht wie bisher lediglich die Natur der Geschlechtsdrüsen, sondern die Mehrzahl der gesamten Geschlechtsmerkmale entscheiden solle.

Sodann prüft er, ob und inwiefern gesetzliche Maßnahmen nötig sind, um dem oft existierenden Mißstand in der rechtlichen Lage der Zwitter zu steuern.

Er schlägt vor, gleich bei der Eintragung eines Zwitters in das Geburtsregister das Unbestimmte, Zweifelhafte des Geschlechts im Standesregister kenntlich zu machen, während die Entscheidung über das Geschlecht und die Eintragung desselben erst später erfolgen solle.

Schon nach dem jetzigen Gesetz sei es nicht unzulässig, ein Geschlecht als unbestimmtes, ungewisses im Geburtsregister einzutragen. Dies sollte jedoch durch die Ausführungsverordnung des Bundesrats oder die Ausführungsbestimmungen und Dienstanweisungen der einzelnen Landesregierungen ausdrücklich für zulässig erklärt werden.

Verfasser verbreitet sich über die rechtliche Grundlage (§ 21 Personenstandsgesetz) der dabei zu erfolgenden Prüfung des Sachverhalts durch den Standesbeamten und eventuell hinzuzuziehende Sachverständige.

In längeren juristischen Ausführungen untersucht er ferner, in welcher Weise und auf Grund welcher Bestimmungen des Personenstandsgesetzes eine spätere Umschreibung des unbestimmten Geschlechts in ein bestimmtes stattzufinden habe und wie auch hier Vorschriften in den Ausführungsbestimmungen oder den Dienstanweisungen der Standesbeamten über das zu beobachtende Verfahren gegeben werden könnten.

Zum Schluß werden an einigen der Schrift Hirschfelds: „Geschlechtsumwandlungen" (Irrtümer in der Geschlechtsbestimmung, sechs Fälle aus der forensischen Praxis) in „Beiträgen zur forensischen Medizin 1912" entnommenen Beispielen die vom Verfasser verfochtenen Forderungen illustriert unter Klarlegung ihrer praktischen Bedeutung.

(Schluß folgt.)

Referate.

Biologie.

Hutschenreiter, **Vagina und Uterus der Pferdestute in ihren Reaktionen auf den Koitus.** Inaug.-Diss. Tierärztl. Hochsch. Wien. Wiener tierärztl. Monatsschrift 1915.

Folgende Ergebnisse sind bemerkenswert:

1. Bei der geschlechtsgesunden Stute reagiert Vaginal- und Uterusschleimhaut immer alkalisch, unabhängig davon, ob die Stute roßt oder nicht.

2. Das Spermatozoon wird in der Vagina der gesunden Stute meist vor der 4. Stunde, im Uterus meist vor der 10. Stunde bewegungslos.

3. Vernichtung der Spermatozoen erfolgt in der Vagina und im Uterus durch Phagozytose, welche mit erhöhter Sekretion der Vaginalschleimhaut vor sich geht.

4. Bei der rossenden Stute wird ein Teil des Spermas beim Koitus in den Uterus ejakuliert.

5. Jede Vaginalspülung begünstigt die Phagozytose, Natr. bicarb. hebt die Bewegungen der Spermien auf; physiologische Na Cl (0·9) ist für die Bewegungen indifferent. L. Reisinger.

Rassenhygiene, Eugenik und Geburtenrückgang.

Rosenthal, **Der eheliche Präventivverkehr, insbesondere in ethischer Beziehung.** Neue Generation H. 5. S. 109.

Der eheliche Präventivverkehr ist zunächst ohne Zweifel eine private, eheliche Angelegenheit. Es steht fest, daß der beträchtliche Rückgang der ehelichen Geburten auf dieser beabsichtigten Vorbeugung der Empfängnis beruht. Weil nun der Moment gekommen ist, wo der notwendige Volkszuwachs nicht mehr gesichert ist, hat der eheliche Präventivverkehr eine eminent soziale Bedeutung gewonnen.

Der Präventivverkehr ist das Mittel, durch das der Geschlechtsakt von seiner möglichen Folge, der Zeugung, losgetrennt, der Geschlechtsgenuß zum Selbstzweck erhoben wird. Ein solcher isolierter Geschlechtsverkehr ist vom Standpunkt der christlichen Asketik zu verdammen. Dem stemmt sich die Auffassung entgegen, daß der Mensch nicht bloß geistiges Wesen ist, sondern körperlich die gleiche Existenzberechtigung hat. Nach einem andern Gedankengange ist der isolierte Verkehr „naturwidrig, da die Natur den Geschlechtsverkehr nur zum Zweck der Fortpflanzung geschaffen hat.“ Dagegen wendet Verf. ein, daß die Natur nichts im menschlichen Sinne will, keine Zwecke und Absichten hat, die wir nicht selbst in sie hineinlegen. Der sexuelle, isolierte Verkehr ist demnach grundsätzlich sittlich indifferent. Er hört jedoch auf, das zu sein, wenn dadurch andere Interessen verletzt werden. Ein solcher Konflikt ist jetzt aktuell geworden zwischen den staatlichen Interessen und den privaten Willensrichtungen. Der Staat sieht sich durch die vorherrschende Tendenz zur Geburtenbeschränkung in seinem Bestande gefährdet. Trotzdem lehnt Verf. ganz entschieden eine Rechtspflicht des Einzelnen dem Staate gegenüber zur Fortpflanzung ab. Der Staat mag das Recht haben, im Notfalle die Hingabe des Lebens zu fordern, aber für seine Zwecke Leben zu schaffen, ist er nicht zu fordern befugt. Es gibt aber doch eine sittliche Bindung, und diese liegt in dem Wesen der Ehe selbst. Die Ehe ist eine gesellschaftlich geschützte und staatlich privilegierte Institution. Der Hauptzweck der Ehe und dabei der tiefste Grund ihrer Vorzugsstellung liegt in der Aufzucht der Nachkommenschaft. Vom Willen und Zweck der Empfängnis losgelöst ist die Ehe ohne jeden sozialen Wert. Der Mensch hat auch sittliche Pflichten gegen sich selbst. Die Aufzucht der Nachkommenschaft ladet zwar Erschwernisse und Verantwortungen auf, sie ist aber für Mann und Weib ein wesentlicher Faktor der vollen Eigenentwicklung. In welchem Maße jeder Einzelne an der Familienbildung teilzunehmen hat, das wird von der Rücksicht auf seine Person, auf die Persönlichkeit des Liebespartners und von den Existenzbedingungen der möglichen Früchte abhängen.

Nach dem Standpunkt des Verf. ist also eine allgemeine Rechtspflicht zur Fortpflanzung nicht anzuerkennen; wohl aber erwächst dem Einzelnen aus der ihm obliegenden sexuellen Verantwortlichkeit und vornehmlich aus dem Wesen der Ehe die sittliche Pflicht, an seinem Teil zur Selbsterhaltung des Volkes mitzuwirken und ihre in der Familienbildung gipfelnden sozialen Zwecke zu erfüllen. Sprinz (Berlin).

Vaerting, **Disharmonien in der Ehe.** Die neue Generation H. 6. S. 167.

Die Zahl der Ehescheidungen nimmt von Jahr zu Jahr zu. Schuld an dieser betrübenden Erscheinung ist vielfach das Fehlen der sexuellen Harmonie, welche die Voraussetzung einer glücklichen Ehe ist. Nach des Verf. Ansicht heiraten die Mädchen, besonders die der gebildeten Stände, zu früh, zu einer Zeit, wo ihr Geschlechtsleben noch garnicht recht erwacht ist; im Gegensatz zu dem Ehegatten, der schon auf der Höhe seines sexuellen Begehrens ist; denn der Geschlechtstrieb erwacht beim Manne viel zeitiger als beim Weibe, und sein Heiratsalter ist gewöhnlich erst zwischen 25 und 30 Jahren. Durch diesen brutalen Eingriff in die sexuelle Entwicklung des Weibes wird

das Weib selbst betrogen um den Genuß höchster Freuden des Daseins, zugleich seine Nachkommen um den Vollbesitz geistiger und körperlicher Kräfte.

Wenn später auch beim Weibe das Maximum der sexuellen Triebe erreicht ist, ist die männliche Potenz bereits erheblich im Rückgange. Dieses Mißverhältnis treibt viele Frauen zu sexuellen Verirrungen, oder wird für den Mann der Anlaß zu sexueller Überanstrengung. Die Frigidität so zahlreicher Frauen hat häufig nur die eine Ursache, daß der Ehepartner nicht mehr imstande ist, ihre sexuelle Lust zu wecken.

Das Altersverhältnis der Ehegatten muß so verschoben werden, daß die verschiedenen Phasen des Anstiegs, der Höhe und des Verfalls des Sexuallebens des Mannes mit dem seiner Ehegattin besser im Einklang stehen. Sprinz (Berlin).

Bücherbesprechungen.

Kammerer, Paul, **Geschlechtsbestimmung und Geschlechtsverteilung.** Zwei gemeinverständliche Vorträge. 94 S. mit 16 Abbild. Wien 1918. Moritz Perles.

Die hier abgedruckten Vorträge hat Prof. K. in Wien und Berlin wiederholt gehalten. Nun werden sie noch weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Sie bezwecken, den Erwachsenen sexuelle Aufklärung zu vermitteln, die ihrer nicht minder bedürftig sind, als die Wachsenden. Ref. befürchtet aber, daß gerade einige der wichtigsten Stellen für ein großes Publikum schwerverständlich geschrieben sind. Sonst verdient die Schrift Anerkennung. Prof. Kammerer geht von der Tatsache aus, daß schon bei vielen Tierarten in den männlichen Keimzellen eine ungerade Zahl von Chromosomen festgestellt wurde, während das weibliche Geschlecht immer durch eine gerade Chromosomenzahl ausgezeichnet ist. Folglich enthält von den aus der Reifeteilung hervorgehenden Samenzellen die eine Hälfte um ein Chromosom mehr als die andere Hälfte. Versuche haben gezeigt, daß im Fall der Befruchtung der Chromatinvorrat der Samenzellen das Geschlecht des werdenden Individiums entscheidet: Die Stammzelle mit dem ansehnlicheren Chromatinvorrat entwickelt ein Weibchen, die mit dem minderen Chromatinvorrat ein Männchen. Der tiefere Sinn des größeren Chromatinbesitzes liegt darin, daß diese Substanz auch die Funktion hat, die Stoffwechselvorgänge der Zelle zu regeln. Es liegt also nahe, daß eine Zelle, die ein Mehr an Chromatin hat, zugleich über ein energischeres Stoffwechselvermögen verfügt; sie wird voraussichtlich in die Lage kommen, sich besser zu ernähren, wenn die äußeren Bedingungen es zulassen: „Der chromatinreichere Zellkern mästet sich einen umfänglicheren Zellenleib heran; diese größere, besser ernährte Zelle ist weiblich und macht alles weiblich, was an Zellen im selben Individium von ihr abstammt.“ Die Beeinflussung geschlechtlich bereits disponierter Zellen durch die Ernährung hält Kammerer für möglich: Heftiger Mangel, meint er, kann eine weiblich veranlagte Zelle männlich umschalten und stärkste Mast vermag eine männlich vorbereitete Zelle weiblich umzustimmen. Bei höheren Pflanzen und Tieren stoßen jedoch derartige Versuche wegen des komplizierten und schwer lenksamen Stoffwechselmechanismus auf erhebliche Widerstände, aber daß die Beeinflussung stattfinden kann, beweisen die bejahend ausgefallenen Experimente über willkürliche Geschlechtsbestimmung an niederen Pflanzen und Tieren, die Kammerer kurz zusammenfassend anführt. Der Autor nimmt ferner einen Zusammenhang zwischen dem Reifungs- und dem Ernährungszustand der Keimzellen an. So kommt das verschiedene Größenverhältnis zwischen Eikern und Eileib, vom Ei in aufeinanderfolgenden Stufen seiner Reife angenommen, ebensovielen Ernährungsverschiedenheiten gleich, die sich im natürlichen Verlaufe seines Daseins, auch ohne äußere Schwankungen der Ernährungsbedingungen, der Reihe nach einfinden; vom Ernährungsminimum des frühreifen Stadiums leitet die Wellenkurve des Keimlebens zum Optimum der Vollreife hinan und neuerlich zu einem Minimum, der Überreife, hinab. Gleiche Eigestalten, wie sie im sich selbst überlassenen Werden des Eies periodisch zutage treten, werden auch durch direkte Beeinflussung seiner Ernährung hervorgebracht: das vollreife gleicht einem jedenfalls wohlgenährten, das früh- und überreife (unabhängig vom Reifegrad) einem unterernährten Ei.“ Je nachdem zu welcher Periode des Reifungsvorganges das Ei von der Befruchtung ereilt wird, die ihm fortab eine ganz andere Bahn aufzwingt, je nachdem wird weibliche oder männliche Richtung eingeschlagen. „Im tatsächlichen Geschehen durchkreuzen sich offenbar der innere Ernährungszustand, den der Reifegrad spontan mit sich bringt, und der äußere Ernährungseinfluß.“ Gute Ernährung von außen wird den Einfluß der Früh- oder Überreife mildern, schlechte wird ihn steigern.

Beim Menschen stehen der willkürlichen Beeinflussung des Geschlechts kaum überwindliche Schwierigkeiten entgegen, weil wir „noch immer nicht imstande sind, dem Stoffwechsel menschlicher Keime von außen her in die eine oder die andere Richtung zu zwingen". Dennoch ist Kammerer „ganz davon durchdrungen, daß scharfe Entfettungskuren, namentlich noch kombiniert mit der Obsorge dafür, daß ein spätreifes Ei für die Besamung zur Verfügung steht, die Wahrscheinlichkeit einer Knabengeburt auf mehr als 90 % erhöhen, ebenso die einer Mädchengeburt als Folge einer Mastkur in Verbindung mit Befruchtung eines möglichst jungen Eis. Aber davon, daß der Erfolg gewährleistet werden könnte, ist nicht die Rede". Ein weiterer Grund hierfür ist, daß vom schlechten Ernährungszustand des Gesamtorganismus die Keimzellen nicht unbedingt mitbetroffen sein müssen. Die willkürliche Beeinflussung des Geschlechterverhältnisses beim Menschen ist auch gar nicht wünschbar, weil dann Not an dem einen Geschlecht, dem weiblichen, eintreten könnte. — Die starke Verschiedenheit des zur Befruchtung kommenden Eies in bezug auf seinen Reife- und Ernährungszustand bewirkt nicht bloß, daß beide Geschlechter in schwankendem Häufigkeitsverhältnis entstehen, sondern auch Individuen, die Männliches und Weibliches in buntem Mischungsverhältnis vereinigen: die geschlechtlichen Zwischenstufen; man darf sich dabei freilich nicht gleich richtige Zwitter vorstellen, „sondern das Heer aller jener immerhin noch „echten" Männer mit weiblichem und der Weiber mit männlichem Einschlag". Das kommt erst recht zum Ausdruck in dem zweiten Vortrag Kammerers über „Geschlechtsverwandlung und Zwitterbildung", in welchem er die große Bedeutung der inneren Sekretion darlegt. Die Möglichkeit der Verweiblichung männlicher und der Vermännlichung weiblicher Individuen ist durch eine bedeutende Anzahl von Tierversuchen erwiesen, von denen Kammerer die wichtigsten erwähnt. Er erörtert auch die praktische Anwendung der Ergebnisse in der Medizin und der Rassenhygiene. H. Fehlinger.

Bibliographie der Sexualwissenschaft[1].

Biologie.

(Anatomie, Physiologie, Entwickelungsgeschichte, Vererbungslehre.)

Bernstein, F., Bemerkungen zur Abhandlung „Körpermaßstudien an Kindern" von M. v. Pfaundler. Zeitschr. f. Kinderheilk. 16. 1917. H. 1/2. S. 78ff.

Deegener, P., Die Formen der Vergesellschaftung im Tierreiche. Ein systematisch-soziologischer Versuch. Leipzig 1918. Veit & Co. Lex. 8°. XII, 420 S. 12 Mk. 50 Pf.

Erinnerungen an Theodor Boveri. Tübingen 1918. Mohr. Gr. 8°. VII, 161 S. mit 4 Abbild. 9 Mk. 40 Pf.

Fürbringer, Zur Frage der Sexualperiodizität beim weiblichen Geschlecht. Monatsschr. f. Geburtsh. u. Gynäk. 47. 1918. H. 1/2.

Heidenhain, Über die Geschmacksknospen als Objekt einer allgemeinen Theorie der Organisation. M. m. W. 65. 1918. Nr. 22. S. 579—581.

Hörmann, Jacob, Über Menstruatio praecox. Inaug.-Diss. Leipzig 1918. 8°.

Kathe, Eine Mißbildung in vier Generationen. Med. Klin. 14. 1918. Nr. 2. S. 642 bis 643. (Mit 3 Abbild.)

Keitler, H., Über vikariierende Menstruation. W. kl. W. 1918. Nr. 17/18.

Kühn, Alfred, Anleitung zu tierphysiologischen Grundversuchen. Leipzig 1917. Quelle & Meyer. Gr. 8°. VIII, 165 S. mit 74 Abbild. 3 Mk. 20 Pf.

Lauter, Georg, Einfluß der mütterlichen Ernährung auf die Fruchtentwicklung. Inaug.-Diss. Straßburg, Febr. 1918. 8°.

---

[1]) Umfaßt die Zeit vom 1. Juni bis 31. August 1918 sowie Nachträge und Ergänzungen. Im Hinblick auf die durch die Kriegsereignisse bedeutend erschwerte Berichterstattung bitten wir wiederholt die Verfasser einschlägiger Arbeiten, uns zwecks vollständiger und genauer bibliographischer Aufnahme möglichst umgehend nach Erscheinen einen Sonderabdruck zu übermitteln (unter der Adresse: Dr. Iwan Bloch, Berlin W. 15, Joachimsthalerstr. 9).

Lelewer, Hans, Ein Fall von Transvestitismus mit starkem Abbau von Ovarium im Blutserum. D. m. W. 1918. Nr. 18.

Lenz, Fritz, Der phylogenetische Haarverlust des Menschen. Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiol. 12. 1918. H. 3/4. S. 333—336.

Moeli, C., Über Vererbung psychischer Anomalien. D. m. W. 1918. Nr. 25—27.

Nägler, Kurt, Am Urquell des Lebens. Die Entdeckung der einzelligen Lebewesen von Leeuwenhoek bis Ehrenberg. Mit 38 Abbild. Leipzig 1918. Voigtländer. Kl. 8°. 116 S. 1 Mk. 20 Pf.

Pryll, Zur Frage der Lebensdauer der Spermatozoen. Zeitschr. f. Geburtsh. u. Gynäk. 79. 1918. H. 3.

Ruge II, C., Über Geschlechtsbildung und Nachempfängnis. Zentralbl. f. Gynäk. 1918. Nr. 29.

Ruge II, C., Follikelsprung und Befruchtung! Arch. f. Gynäk. 109. 1918. H. 1/2.

Siegel, P. W., Zur Frage der Superfoecundatio und Superfoetatio bei Zwillingen. Zentralbl. f. Gynäk. 1918. Nr. 18.

Siemens, H. W., Die Erblichkeit des sporadischen Kropfes. Inaug.-Diss. München, Jan. 1918. 8°.

Sippel, A., Corpus luteum und Menstruation. Zentralbl. f. Gynäk. 1918. Nr. 22.

Psychologie und Psychoanalyse.

Bunnemann, Der Begriff des Mittels in der Hysterielehre. Arch. f. Psych. 59. 1918. H. 1.

Ferenczi, S., Pecunia — olet. Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1918. H. 6. S. 327—329.

Freud, S., Eine Kindheitserinnerung aus „Dichtung und Wahrheit". Imago 5. 1917. H. 2. S. 49—57.

Freud, S., Metapsychologische Ergänzung zur Traumlehre. Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1918. H. 6. S. 277—287.

Freud, S., Trauer und Melancholie. Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1918. H. 6. S. 288—301.

Friedländer, Grundlinien der psychischen Behandlung. Eine Kritik der psychotherapeutischen Methoden. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. 42. 1918. H. 1/2. S. 99 bis 139.

Friedländer, R., Die Bedeutung der psychosomatischen Wechselwirkung für die Neurosenfrage. Neurol. Zentralbl. 1918. Nr. 10.

Gumpertz, Karl, Psychologie der Begehrungsvorstellungen. Zeitschr. f. Psychother. u. med. Psychol. 7. 1918. H. 4. S. 217—224.

Haimann, Henrik, Eine Fehlhandlung im Felde. Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1916/17. H. 5. S. 269.

Heußner, A., Einführung in die Psychologie. Göttingen 1918. Vandenhoeck & Ruprecht. 8°. IV, 237 S. 4 Mk.

Krüger, H., Psychisches Werden und Vergehen. Zugleich ein Beitrag zur Lehre von den endogenen Psychosen. Monatsschr. f. Psychiat. 44. 1918. H. 1.

Lessing, Th., Über die Möglichkeit universaler Charakterologie. Arch. f. Philosophie. II. Abteil. 24. 1918. H. 4.

Löwenthal, S., Über Dysbulie. (Ein Beitrag zur Simulationsfrage.) M. Klin. 14. 1918. Nr. 14. S. 341—343.

Markuse, H., Aufsätze zur energetischen Psychiatrie. Arch. f. Psychiat. 59. 1918. H. 1.

Meyer, Adolph F., Dr. C. G. Jungs Psychologie der unbewußten Prozesse. Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1918. H. 6. S. 302—314.

Moeli, C., Über Vererbung psychischer Anomalien. D. m. W. 1918. Nr. 25—27.

Oppenheim, H., Zur Psychopathologie des Geizes. Zeitschr. f. Psychother. u. med. Psychol. 7. 1918. H. 4. S. 193—205.

Reik, Th., Vom Seelenleben eines zweijährigen Knaben. Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1918. H. 6. S. 329.

Sallwürk, E. v., Die Seele des Menschen. Psychologische und pädagogische Grundbegriffe. Das Wesen der Seele, Vorstellung und Anschauung. Gefühl und Handeln. Mit 1 Fig.-Tafel. Karlsruhe 1918. Braun. Gr. 8°. IV, 134 S. 4 Mk. 50 Pf.

Schneider, Kurt, Die Lehre vom Zwangsdenken in den letzten zwölf Jahren. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatr. Referatenteil Bd. 16. 1918. H. 2. S. 113—146.

Siebert, H., Betrachtungen über den Selbstmord. Monatsschr. f. Psychiat. 43. 1918. H. 5.

Tausk, Viktor, Bemerkungen zu Abrahams Aufsatz „Über Ejaculatio praecox". Int. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 4. 1918. H. 6. S. 315—327.

Willner, Bruno, Betrachtungen über das Wesen und die Entstehung der funktionellen Neurosen. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychat. 42. 1918. H. 1/2. S. 140—168.

Pathologie und Therapie.

Aron, H., Über Wachstumsstörungen im Kindesalter. Jahrb. f. Kinderheilk. 4. 1918. S. 273 u. H. 5. S. 380 ff.

Bendix, B., Zur „Fieberbehandlung" der Vulvovaginitis gonorrhoica bei kleinen Mädchen. Therap. Monatsh. 31. 1917. H. 5.

Borchardt, L., Über Hypogenitalismus und seine Abgrenzung vom Infantilismus. B. kl. Woch. Nr. 15. S. 348—350.

Czerny, Adolf, Inwieweit läßt sich die Prognose zerebraler Anomalien bei Kindern beurteilen? B. klin. W. 55. 1918. Nr. 24. S. 561—563.

Dziembowski, Dystrophia adiposo-genitalis mit Myopathie. D. m. W. 43. 1917. Nr. 21.

Elkisch, Franz, Kombinierte Blutdrüsenerkrankungen. Inaug.-Diss. Berlin 1918. 8°.

Franke, F., Zur Amputation des Penis. Zentralbl. f. Chirurg. 1918. Nr. 20.

Goenner, A., Gynäkologische Unfallerkrankungen. Zentralbl. f. Gynäk. 1918. Nr. 16.

Graudenz, Ernst, Körperliche Mißbildungen bei Psychosen. Inaug.-Diss. Kiel 1918. 8°.

Guggisberg, Beiträge zur Physiologie und Pathologie der Plazenta. Korr.-Bl. f. Schweizer Ärzte 1918. Nr. 20.

Heimann, Fritz, Die Behandlung der Amenorrhöe. B. kl. W. 54. 1917. Nr. 34. S. 822—826.

Hofstätter, R., Über Versuche der therapeutischen Verwendung von Pinealextrakten. Monatsschr. f. Geburtsh. 45. 1917. H. 3/4.

Hofstätter, R., Über die Mukosa des amenorrhoischen Uterus (mit spezieller Berücksichtigung der Kriegsamenorrhoe.) W. kl. Woch. 1918. Nr. 27.

Hüssy, P., Zur Biologie der Schwangerschaftstoxikosen. Korr.-Bl. f. Schweizer Ärzte 1918. Nr. 21.

Jacobsohn, Leo, Die Heilung der Homosexualität im Lichte der Steinachschen Forschungen. Ther. d. Gegenwart 59. 1918. H. 4. S. 135—137.

Kneise, O., Der Rückenschmerz. Beziehungen der Gynäkologie zur Urologie, internen Medizin und Abdominalchirurgie. Arch. f. Gynäk. 109. 1918. H. 1/2.

Krisch, Hans, Die Prophylaxe und allgemeine Behandlung der hysterischen Erscheinungen. Med. Klin. 14. 1918. Nr. 25. S. 616—619.

Kuthe, E., und H. Voswinckel, Über ein neues Antidysmenorrhoikum. Med. Klin. 14. 1918. Nr. 20. S. 496—497.

Leja, Anton, Beitrag zur Klinik und Symptomatologie der Schwangerschaftspsychosen. Inaug.-Diss. Kiel 1918. 8°.

Lipschütz, B., Über Ulcus vulvae acutum. W. kl. Woch. 1918. Nr. 17/18.

Major, Gustav, Zur Prophylaxe des jugendlichen Schwachsinns. Zeitschr. f. Psychother. u. med. Psychol. 7. 1918. H. 4. S. 225—246.

Meyer-Ruegg, H., Kompendium der Frauenkrankheiten. Ein kurzes Lehrbuch für Ärzte und Studierende. 3. umgearb. Aufl. Leipzig 1917. Veit & Co. 8°. VIII, 360 S. mit 161 teils farb. Figuren. 8 Mk.

Naegeli, Übersicht über die Symptomatik der Osteomalazie als innersekretorischer pluriglandulärer Erkrankung. Nach 11 eigenen und nach Literaturbeobachtungen. M. m. W. 65. 1918. Nr. 22. S. 585—586.

Naegeli, Über den Antagonismus von Chlorose und Osteomalazie als Hypogenitalismus und Hypergenitalismus. M. m. W. 65. 1918. Nr. 23. S. 609—610.

Naegeli, Über die Konstitutionslehre in ihrer Anwendung auf das Problem der Chlorose. D. m. W. 1918. Nr. 31.

Niederländer, Hans, Über einen Fall von Eifersuchtswahn bei Tabes dorsalis. Inaug.-Diss. Königsberg, Dez. 1917. 8°.

Nuck, O., Hysterie und ihre Beziehung zur Ontogenie. Med. Klin. 24. 1918. Nr. 17. S. 416—417.

Ries, Ein Unterstützungsmittel bei Enuresis nocturna der Erwachsenen. Med.-techn. Mitteil. 1918. Nr. 8. S. 29—30.

Rütter, Ein Fall von Ulcus rodeus vulvae. Monatsschr. f. Geburtsh. u. Gynäk. 46. 1918. H. 6.

Schierlitz, Georg, Über einen Fall von Hypophysistumor. Inaug.-Diss. Kiel 1918. 8°.

Schiff, E., Frühzeitige Entwicklung der sekundären Geschlechtscharaktere bei einem zweijährigen Mädchen infolge eines Hypernephroms der rechten Nebenniere. Jahrb. f. Kinderheilk. 87. 1918. H. 6. S. 519 ff.

Simmonds, M., Atrophie des Hypophysisvorderlappens und hypophysäre Kachexie. D. m. W. 1918. Nr. 31.

Thiemich, M., Zur Frage des vorzeitigen Rückganges und Versagens der Laktation. Monatsschr. f. Kinderheilk. 14. 1918. Nr. 6. S. 315 ff.

Voelckel, E., Störungen der inneren Sekretion bei Eunuchoiden. B. kl. W. 55. 1918. Nr. 15. S. 345—348.

Weitz, Wilh., Über die Pathogenese der Enuresis. Med. Klin. 14. 1918. Nr. 30. S. 729—732.

Wodak, E., Über Enuresis mit Myelodysplasie. Jahrb. f. Kinderheilk. 87. 1918. H. 1. S. 87.

Wormser, Über nasale Behandlung der Dysmenorrhöe. Arch. f. Gynäk. 109. 1918. H. 1/2.

Ziegler, Friedrich, Ein Fall von Glansmißbildung mit sekundärer Urethrastriktur. Inaug.-Diss. Leipzig 1918. 8°.

Zieler, Wie wird die Heilung des Trippers beim Manne festgestellt? D. m. W. 1918. Nr. 24.

Zivilrechtliche, strafrechtliche und kriminalanthropologische Beziehungen des Sexuallebens.

Fürst, Bruno, Die Bedeutung des Hypnotismus für Strafrecht und Strafprozeß. Frankfurt a. M. 1918. Kesselring. Gr. 8°. 31 S. 1 Mk. 50 Pf.

Heimberger, Der ärztliche Eingriff, im besonderen die Schwangerschaftsunterbrechung und die Sterilisierung, in strafrechtlicher Beleuchtung. M. m. W. 65. 1918. Nr. 17. S. 455—457.

Hellwig, Albert, Die Schundliteratur und ihre Bekämpfung. Arch. f. Strafrecht 64. 1917. S. 146—160.

Lenz, Fritz, Der Gesetzentwurf zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. M. m. W. 65. 1918. Nr. 30. S. 820—822.

Lenz, Fritz, Die Strafbarkeit der geschlechtlichen Ansteckung. Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiol. 12. 1918. H. 3/4. S. 337—342.

Meier, Josef, Rechtliche Stellung des unehelichen Kindes. M. m. W. 65. 1918. Nr. 23. S. 622—624.

Nießl v. Mayendorf, Zur forensischen Beurteilung Hysterischer. Arch. f. Psych. 59. 1918. H

. lshausen, Th. v., Der Entwurf eines Gesetzes gegen die Verhinderung von Geburten. Med. Klin. 14. 1918. Nr. 15. S. 381—382.

Rapmund, Otto, Die dem Reichstag vorgelegten Entwürfe eines Gesetzes zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten und eines Gesetzes gegen die Verhinderung von Geburten. Zeitschr. f. Med.-Beamte 31. 1918. Nr. 5. S. 85—108.

Schaeffer, R., Die Anmeldepflicht jeder Fehlgeburt. D. m. W. 1918. Nr. 20.

Spinner, J. R., Abtreibungsversuche bei nichtbestehender Gravidität. Die neue Generation 14. 1918. H. 3/4. S. 60—70.

Tosetti, Ein Beitrag zum kriminellen Abort. Zeitschr. f. Geburtsh. u. Gynäk. 79. 1918. H. 3.

Prostitution und Bekämpfung der venerischen Krankheiten.

Baader, Ernst, Die Arsentherapie der Syphilis bis zur Salvarsanära. Inaug.-Diss. Berlin 1918. 8°.

Bloch, Bruno, Einiges über die Bestrebungen der Schweizerischen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Korr.-Bl. f. Schweizer Ärzte 1918. Nr. 23.

Fünfte Sitzung der Sachverständigenkommission der D. G. B. G. Zeitschr. f. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 18. 1918. Nr. 8. S. 197—210. — Nachträgliche Bemerkungen von A. Blaschko, ebenda S. 211—214.

Hubert, Georg, Ein weiterer Beitrag zur Häufigkeit der Lues. M. m. W. 65. 1918. Nr. 23. S. 619—621.

Johnsson, J. W. S., Kondomen. Ugeskrift for Laeger 1918. Nr. 2. S. 65—66.

Kaulla, Zur Frage der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. M. m. W. 65. 1918. Nr. 29. S. 791—792.

Kurpjuweit, Zum Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten. D. m. W. 1918. Nr. 21.

Neugebauer, Gustav, Zur Syphilisbehandlung. Med. Klin. 14. 1918. Nr. 32. S. 792.

Pfaundler, M. v., Über die Verbreitung der Lues im Kindesalter. Zeitschr. f. Kinderheilk. 16. 1917. H. 1/2.

Rau, Eine kurze Bemerkung zur Prostitutionsfrage. Zeitschr. f. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 18. 1918. H. 8. S. 215—216.

Stern, Karl, Der Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten. Sonder-Abdruck aus „Des deutschen Volkes Wille zum Leben". Freiburg i. B. 1917. Herder. 8°.

Teleky, Ludwig, Das Ministerium für Volksgesundheit und das Ministerium für soziale Fürsorge. W. kl. W. 1918. Nr. 16.

Wassermann, A. v., Die Abortivbehandlung der Syphilis. Zeitschr. f. ärztl. Fortbild. 15. 1918. Nr. 9. S. 225—229.

Werther, Die Aufstöberung der unerkannten Syphilis und die Vorteile, welche die Angliederung der Beratungsstellen an Fachabteilungen der Krankenhäuser hat. M. m. W. 65. 1918. Nr. 11. S. 288—294.

Zieler, Wie wird die Heilung des Trippers beim Manne festgestellt? D. m. W. 1918. Nr. 24.

Rassenhygiene, Eugenik und Geburtenrückgang.

Ascher, Die Arbeit eines Kreis-Gesundheitsamtes. Zeitschr. f. Med.-Beamte. 31. 1918. Nr. 8. S. 165—171.

Auerbach, Elias, Zu H. W. Siemens' Einwendungen gegen meine Arbeit „Zur Ausgleichung des Menschenverlustes". Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiol. 12. 1918. H. 3/4. S. 349—350.

Burgdörfer, Friedrich, Das Bevölkerungsproblem, seine familienweise Erfassung in Statistik und Politik. Inaug.-Diss. München 1917. 8°.

Busch, Th., Zur Indikationsstellung des künstlichen Aborts. Monatsschr. f. Geburtsh. u. Gynäk. 47. 1918. H. 1/2.

Christen, Th., Die menschliche Fortpflanzung, ihre Gesundung und ihre Veredelung. 2. Aufl. München 1918. E. Reinhardt. 8°. 177 S. 5 Mk. 85 Pf.

Dohrn, Karl, Zur Organisation der Säuglingsfürsorge auf dem Lande. Zeitschr. f. Med.-Beamte 31. 1918. Nr. 8. S. 171—174.

Feer, E., Bevölkerungs-Probleme der Zukunft. Vortrag. Zürich 1918. Orell Füßli. 8°. 23 S. 1 Mk. 20 Pf.

Fehling, H., Unsere Aufgaben für die Bevölkerungspolitik. Monatsschr. f. Geburtsh. 45. 1917. H. 4.

Friedrich, F., Der einzige Weg. Betrachtungen über die wirtschaftlichen Ursachen und die Beseitigung der Ehescheu und des Geburtenrückgangs in Deutschland. Dresden. Globus, Wissensch. Verlagsanstalt. 8°. 46 S. 1 Mk. 50 Pf.

Groth, Neomalthusianismus. M. m. W. 1918. Nr. 20.

Grube, Karl, Zur Frage der künstlichen Unterbrechung der Schwangerschaft nebst Bemerkungen über Schwangerschaft und Gallensteinkrankheit. Med. Klin. 14. 1918. Nr. 24. S. 586.

Gruber, M. v., Leitsätze über Alkoholismus und Nachwuchs. M. m. W. 65. 1918. Nr. 14. S. 367—369.

Gruber, M. v., Wirtschaftliche Maßnahmen zur Förderung kinderreicher Familien. M. m. W. 65. 1918. Nr. 16. S. 417—419.

Haimbach, J., Die Errichtung eines Wohlfahrtsamtes in Frankfurt a. M. Med. Klin. 14. 1918. Nr. 22. S. 555—556.

Herford, Gesundheitliche Kinderfürsorge am Heimatort. M. m. W. 1918. Nr. 22. S. 595—597.

Hertz, Friedrich, Rasse und Kultur. Eine Erwiderung und Klarstellung. Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiol. 12. 1918. H. 5/6. S. 468—472. — Dazu **Lenz, Fritz,** Antwort an Hertz. Ebenda S. 472—475.

Hoffmann, G. v., Drohende Verflachung und Einseitigkeit rassenhygienischer Bestrebungen in Deutschland. Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiol. 12. 1918. H. 3/4. S. 343—344.

Kollarits, Jenö, Geburtenrückgang und schmerzlose Geburt. Med. Klin. 14. 1918. Nr. 31. S. 775—776.

Langstein, L., Wie darf Säuglingsfürsorge nicht betrieben werden? D. m. W. 1918. Nr. 22.

Lapp, Curt, Über Medikationen und Erfolge der künstlichen Schwangerschaftsunterbrechung bei Herzfehlern. Inaug.-Diss. Königsberg 1918. 8°.

Lenz, Fritz, Bevölkerungspolitik und „Mutterschutz". Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiol. 12. 1918. H. 3/4. S. 345—348.

Lenz, Fritz, Vorschläge zur Bevölkerungspolitik mit besonderer Berücksichtigung der Wirtschaftslage nach dem Kriege. Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiol. 12. 1918. H. 5/6. S. 440—467.

Lepage, M. G., Hebung der Geburtlichkeit in Frankreich. La Presse méd. 1917. Nr. 23.

Lilienthal, Leopold, Bevölkerungspolitik im Reichstage. Kurze Bemerkungen zum Aufsatze von Struve. Zeitschr. f. ärztl. Fortbild. 15. 1918. Nr. 9. S. 243—244. — Meine Antwort von Struve. Ebenda S. 244.

Lönne, F., Deutschlands Volksvermehrung und Bevölkerungspolitik. Wiesbaden 1917. J. F. Bergmann. 8°. 67 S. 2 Mk. 80 Pf.

Martin, A., Zu den Tagesfragen. Monatsschr. f. Geburtsh. u. Gynäk. 45. 1917. H. 4.

Meier, Josef, Das Findelwesen. M. m. W. 65. 1918. Nr. 21. S. 569—571.

Müller-Lyer, F., Die Zähmung der Nornen. Erster Teil: Soziologie der Zuchtwahl und des Bevölkerungswesens. München 1918. Langen. Gr. 8°. XVI, 396 S. 7 Mk. 50 Pf.

Nell, B. v., Bevölkerungspolitik. Hochland 15. 1918. H. 5.

Oldenberg, Der Geburtenrückgang und seine treibenden Kräfte. Deutschlands Erneuerung 2. 1918. H. 4.

Opitz, Karl, Säuglingssterblichkeit und Stillverhältnisse im Kriege. Zeitschr. f. Med.-Beamte 31. 1918. Nr. 14. S. 293—298.

Ploetz, Alfred, Die Bedeutung der Frühehe für die Volkserneuerung nach dem Kriege. M. m. W. 65. 1918. Nr. 17. S. 452—455.

Polano, Beitrag zur Frage der Geburtenbeschränkung. Zeitschr. f. Geburtsh. u. Gynäk. 79. 1918. H. 3.

Reber, M., Über Frühgeburten. Korr.-Bl. f. Schweizer Ärzte 1918. Nr. 27.

Reichel, H., Die Männerstadt. W. kl. W. 1918. Nr. 15.

Rißmann, Paul, Über Fürsorgebestrebungen. D. m. W. 1918. Nr. 28.

Schlesinger, Martha, Mutterschutz. Die neue Generation. 14. 1918. H. 3/4. S. 88—96.

Sellheim, H., Fortpflanzungspflege. Monatsschr. f. Geburtsh. u. Gynäk. 45. 1917. H. 4.

Siegel, P. W., Gewollte und ungewollte Schwankungen der weiblichen Fruchtbarkeit. Berlin 1919. Springer. 8°. 6 Mk. 80 Pf.

Siemens, H. W., Was ist Rassenhygiene. Deutschlands Erneuerung 2. 1918. H. 4.

Siemens, H. W., Biologische Terminologie und rassenhygienische Propaganda. Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiol. 12. 1918. H. 3/4. S. 257—267.

Spiegel, O., Die Organisation von Mutter- und Säuglingsschutz in Kiel. Zentralbl. f. Gynäk. 1918. Nr. 5.

Stöcker, Helene, Menschenschutz. Die neue Generation 14. 1918. H. 5. S. 132—144.

Stolz, Über die Bekämpfung der Sterilität des Weibes. Zentralbl. f. Gynäk. 1918. Nr. 16.

Trier, G., Vorlesungen über die natürlichen Grundlagen des Antialkoholismus. II. Halbband. Berlin 1918. Borntraeger. 8°. 352 S. 12 Mk.

Winter, Sollen wir Bevölkerungspolitik treiben? Monatsschr. f. Geburtsh. u. Gynäk. 47. 1918. H. 4.

Wolff, Siegfried, Hemmungen der Säuglingsfürsorge. D. m. W. 1918. Nr. 28.

Zur Erhaltung und Mehrung der Volkskraft. Arbeiten einer vom ärztlichen Verein München eingesetzten Kommission. München 1918. J. F. Lehmann. Gr. 8°. VII, 207 S. 4 Mk.

Sexuelle Pädagogik, Ethik und Lebensführung.

Brohmer, P., Sexuelle Erziehung im Lehrerseminar. Leipzig 1917. B. G. Teubner. Gr. 8°. IV, 28 S. mit 11 Abbild. 80 Pf.

Friedjung, Josef K., Ärztliche Winke für die Überwachung der kindlichen Sexualität. Med. Klin. 14. 1918. Nr. 19. S. 464—465.

Hochsinger, Carl, Gesundheitspflege des Kindes im Elternhause. 4. Aufl. Leipzig 1917. Deuticke. 8°. 270 S. 6 Mk. 50 Pf.

Krische, Paul, Jugendehe und Jugendbewegung. Die neue Generation 14. 1918. H. 6. S. 192—198.

Mausbach, Jos., Katholische Moraltheologie. II. Band: Die spezielle Moral. 2. Teil: Der irdische Pflichtenkreis. Münster i. W. 1918. Aschendorff. Gr. 8°. IX, 220 S. 3 Mk. 50 Pf.

Oppenheimer, K., Gefährdete Kinder. Süddeutsche Monatsh. 15. 1918. H. 9.

Payot, Jules, Die Erziehung des Willens durch Selbstbemeisterung. Übers. von T. Voelkel. 5. u. 6. Aufl. Leipzig 1918. Voigtländer. 8°. 309 S. 3 Mk. 50 Pf.

Posner, C., Die Hygiene des männlichen Geschlechtslebens. Dritte, verbesserte Auflage. Leipzig 1918. Quelle & Meyer. 8°. 118 S. 1 Mk. 25 Pf.

Rosenstein, W., Der Unterricht in Gesundheitslehre und Kinderpflege an den höheren Lehranstalten für die weibliche Jugend. D. höheren Mädchenschulen 31. 1918. H. 12/13.

Rosenthal, Max, Der eheliche Präventivverkehr, insbesondere in ethischer Beziehung. Die neue Generation 14. 1918. H. 5. S. 109—131.

Stöcker, Helene, Formenkräfte des Geschlechtslebens. Die neue Generation 14. 1918. H. 6. S. 181—191.

Vaerting, M., Disharmonien in der Ehe. Die neue Generation 14. 1918. H. 6. S. 167—181.

Wurster, Paul, Unsere Aufgabe in der männlichen Jugendpflege nach dem Kriege. Monatsschr. f Pastoraltheologie 14. 1918. H. 9.

Allgemeines, Vorgeschichte, Ethnologie und Folklore, Pathographie, Kultur- und Literaturgeschichtliches.

Altenberg, Peter, Vita ipsa. 1.—4. Aufl. Berlin 1918. S. Fischer. 8°. 318 S. mit 1 Bilde. 6 Mk.

Angel, Walter, Liebchen-Roman. Berlin 1916. Schuster & Löffler. 8°. 311 S. 4 Mk.

Bobé, Louis, Fra Renaissance til Empire. Kulturhistoriske Afhandlinger. Kopenhagen 1916. Hagerup. Gr. 8°. 188 S. Zahlr. Abbild.

Briefe an Friedrich Schlegel. Hrsg. von Heinrich Finke. Köln 1917. Bachem. 8°. 104 S. 2 Mk. 50 Pf.

Daudet, L., Salons et Journaux. Souvenirs des milieux littéraires, politiques, artistiques et médicaux de 1888 à 1908. Quatrième série. Paris 1918. Nouvelle Librairie nationale. 16°. 320 S. 3,50 Fr.

Diers, M., Von der Frauenfrage, wie sie heute ist. Der Türmer 20. 1918. H. 15.

Duncker, Dora, George Sand. Ein Buch der Leidenschaft. Berlin 1917. Bong. 8°. 334 S. 5 Mk.

Feldkeller, Paul, Moderne Sexualmetaphysik. Das literar. Echo 20. 1918. H. 19. Spalte 1159—1163.

Frensdorff, F., Verlöbnis und Eheschließung nach hansischen Rechts- und Geschichtsquellen. Hansische Geschichtsbibl. 1917. H. 2.

Goethe-Handbuch. In Verbindung mit H. Lieber u. a. hrsg. von Julius Zeitler. II. Band: Göchhausen bis Mythologie. Stuttgart 1917. Metzler. Gr. 8°. 656 S. 14 M.

Gleichen-Rußwurm, A. v., Der freie Mensch. Berlin 1918. Otto Reichel. 8°. 346 S. 7 Mk. 50 Pf.

Goy, H., De Québec à Valparaiso. Paysages, Peuples, Ecoles. Paris 1918. Colin. 16°. 292 S. 3,50 Fr.

Graetzer, Franz, Eine erotische Staatsphilosophie. Gedanken zu Hans Blühers System. Die neue Generation 14. 1918. H. 3/4. S. 71—77.

Guglia, E., Maria Theresia. Ihr Leben und ihre Regierung. München 1917. R. Oldenbourg. 2 Bde. Gr. 8°. VII, 388 u. III, 418 S. mit 15 Bildertafeln. 15 Mk.

Hagemann, Carl, Körper- und Tanzkultur. Die literar. Gesellsch. 4. 1918. H. 1.

Hauptmann, G., Der Ketzer von Soana. Berlin 1918. S. Fischer. 8°. 165 S. 4 M.

Heine, G., Gerhart Hauptmanns Ketzer von Soana als Kunstwerk und als Bekenntnis. Die christl. Welt 32. 1918. Nr. 27/28.

Kracauer, S., Über die Freundschaft. Logos 7. 1918. H. 2.

La Mara, Durch Musik und Leben im Dienste des Ideals. Leipzig 1917. Breitkopf & Härtel. 2 Bde. 8°. 376 u. 488 S. mit 7 Abbild. 10 Mk.

Marquardsen-Kamphövener, E., Frauen- und Liebesleben in der Türkei. Süddeutsche Monatsh. 15. 1918. H. 9.

Meinhold, Die Bedeutung von Luthers Ehe für das evangelische Pfarrhaus. Christl. Freiheit 34. 1918. Nr. 10.

Meinhold, Die Stellung der Frau im Alten Testament. Christl. Freiheit 34. 1918. Nr. 17.

Möller, G., Über zwei ägyptische Eheverträge. Sitzungsberichte der k. preuß. Akademie der Wissensch. 28. Febr. 1918.

Nordensvan, G., Svensk teater och svenska skådespelare från Gustav III till våra dagar. H. 1. Stockholm 1918. Bonnier. 8°. 64 S. 2 Kronen.

Pijper, F., De Kloosters. 's-Gravenhage 1916. Nijhoff. Gr. 8°. VIII, 379 S. 4,25 Fl.

Pfleger, L., Das Auftreten der Syphilis in Straßburg, Geiler von Kaysersberg und der Kult des hl. Fiakrius. Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins N. F. 33. 1918. H. 2.

Christian Reuters Werke. Hrsg. von Georg Wilkowski. 2 Bde. Leipzig 1916. Insel-Verlag. 8°. 342 u. 463 S. 30 Mk.

Roelfsema, H. R., Een jaar in de Molukken. Persoonlijke ervaringen bij het vestigen eener cultuuronderneming. Haarlem 1918. Tjunk Willink & Zoon. 8°. 211 S. 1,50 Fl.

Rouvre, C. de, L'Amoureuse Histoire d'Auguste Comte et de Clotilde de Vaux. Paris 1918. Calman-Lévy. 8°. 477 S. u. ein Porträt. 7,50 Fr.

Rudnianski, S., Eine unbekannte deutsche Übersetzung des „Art de jouir“ de la Mettries. D. literar. Echo 20. 1918. H. 20. Spalte 1255—1260.

Sapper, K., Die Bedrohung des Bestandes der Naturvölker und die Vernichtung ihrer Eigenart. Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiol. 12. 1918. H. 3/4. S. 268—320; H. 5/6. S. 417—439.

Schirokauer, Alfred, August der Starke, der erste deutsche König in Polen. Geschichtlicher Roman. Berlin 1913. Bong. 8°. 364 S. 5 Mk.

Schmidt, Max, Die Aruaken. Ein Beitrag zum Problem der Kulturverbreitung. Mit einer Karte. Leipzig 1917. Veit & Co. 8°. III, 109 S. 3 Mk. 50 Pf.

Schmidt, Rudolf, Die Frau in der deutschen Literatur des 16. Jahrhunderts. Inaug.-Diss. Straßburg 1917. 8°. 149 S.

Soergel, Albert, Dichtung und Dichter der Zeit. Eine Schilderung der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte. 4. unveränd. Abdr. Leipzig o. J. [1918]. Voigtländer. Gr. 8°. XII, 892 S. mit 345 Abbild. 18 Mk.

Spieß, Karl, Das deutsche Volksmärchen. Leipzig 1917. B. G. Teubner. 8°. 124 S. 1 Mk. 50 Pf.

Stübe, R., Ein türkischer Liebesbrief aus Zentralasien in „Markenschrift“. Zeitschr. d. Deutschen Vereins f. Buchwesen u. Schrifttum 1. 1918. Nr. 1/2.

Süßmilch, H., Die lateinische Vagantenpoesie des 12. und 13. Jahrhunderts als Kulturerscheinung. Leipzig 1918. B. G. Teubner. Gr. 8°. X, 104 S. 6 Mk. 25 Pf.

Thaer, Eva, Die Freundschaft im deutschen Roman des 18. Jahrhunderts. Inaug.-Diss. Gießen 1917. 8°. XII, 126 S.

Tolstoi, L., Tagebuch 1895—1899. Nach dem geistigen Zusammenhang ausgewählt, hrsg. und eingeleitet von L. Rubiner. Zürich 1918. Rascher. 8°. XXXII, 240 S.

Umberg, J. B., Die Ehe, das „große Mysterium". Stimmen der Zeit 48. 1918. H. 10.

Verweyen, J. M., Freundschaft. Akad. Rundschau 6. 1917. H. 2/3.

Von der Ehe. Das 12. Buch von Al-Gazālī's Hauptwerk. Übersetzt und erläutert von H. Bauer. Halle a. S. 1917. Niemayer. Gr. 8°. 120 S. 3 Mk. 60 Pf.

Wilms, H., Aus mittelalterlichen Frauenklöstern. Mit 10 Bildern von Raymundus von Bergen. 2. u. 3. Aufl. Freiburg i. B. 1918. Herder. 8°. 3 Mk. 80 Pf.

Kriegsliteratur.

Alt, Über die Kur- und Bäderfürsorge für nervenkranke Krieger mit besonderer Berücksichtigung der sogenannten Kriegsneurotiker. W. m. W. 1918. Nr. 19.

Alt, Konrad, Über Kriegsneurosen. Zeitschr. f. ärztl. Fortbild. 15. 1918. Nr. 10. S. 249—257.

Baumgarten, Fritz, Über hysterische Gangstörungen bei Kriegsteilnehmern. Inaug.-Diss. Königsberg 1918. 8°.

Bickel, H., Über die Schicksale der aktiv behandelten Kriegshysteriker. D. m. W. 1918. Nr. 23.

Brüning, H., Zur Frage der Kriegsneugeborenen. D. m. W. 1918. Nr. 21.

Disqué, Behandlung der Kriegsneurosen durch Hypnose, Wachsuggestion und suggestive elektrische Anwendungen. Ther. d. Gegenw. 59. 1918. H. 5. S. 169—172.

Dolisi, Leo, Über Kriegsgonorrhöe. Inaug.-Diss. Straßburg, Jan. 1918.

Fauser, A., Kriegspsychiatrische und -neurologische Erfahrungen und Betrachtungen. Monatsschr. f. Psychiatr. 43. 1918. H. 6.

Fraenkel, Max, Kriegsneurosen und Gutachtertätigkeit. Med. Klin. 14. 1918. Nr. 26. S. 635—638.

Franqué, O. v., Kriegsfolgen auf gynäkologischem und geburtshilflichem Gebiete. Würzburg 1918. Curt Kabitzsch. Gr. 8°. 24 S. 1 Mk.

Geßner, W., Langjährige Amenorrhöe, kompliziert mit Diabetes, und die knappe Kriegskost. Zentralbl. f. Gynäk. 1918. Nr. 15.

Graßl, Die vermutlichen Verheiratungsaussichten der deutschen Frauen nach dem Kriege. Arch. f. Rassen- und Gesellschaftsbiol. 12. 1918. H. 3/4. S. 321—332.

Häberlin, Über die körperliche Entwicklung von Kindern im Frieden und Krieg. Arch. f. Kinderheilk. 66. 1918. H. 5/6.

Hoeven, H. van der, Die Psychopathen im Heere. Nederl. Tijdschr. voor Geneesk. 62. 1918. S. 158ff.

Hübner, A. H., Über Wahrsager, Weltverbesserer, Nerven- und Geisteskrankheiten im Kriege. Bonn 1918. A. Marcus & E. Webers Verlag. 8°. 31 S. 1 Mk. 50 Pf.

Köhler, R., Ovarienbefunde bei „Kriegsamenorrhöe". Zentralbl. f. Gynäk. 1918. Nr. 15.

Krauß, Rudolf, Der Krieg und der deutsche Knabe. Das literar. Echo 20. 1918. H. 22. Spalte 1355—1357.

Krüll, Max, Die strafrechtliche Begutachtung der Soldaten im Felde. B. kl. W. 55. 1918. Nr. 24. S. 571—575.

Laquer, B., Sozialhygienisches von Front und Heimat. Zeitschr. f. ärztl. Fortbild. 15. 1918. Nr. 13. S. 442—347.

Lichtenstein, F., Hyperemesis gravidarum und Krieg. Zentralbl. f. Gynäk. 1918. Nr. 26.

Lilienstein, Über den gegenwärtigen Stand der Kriegsneurosenfrage. Therap. Monatsh. 32. 1918. H. 5.

Löwenstein, S., Über Kriegsneurosen. Therap. Monatsh. 32. 1918. H. 5.

Müller, L. R., Über nervöse Blasenstörungen im Kriege. M. m. W. 65. 1918. Nr. 28. S. 755—759.

Oehmig, O., Über die Abnahme des Alkoholismus während des Krieges. Monatsschr. f. Psych. 43. 1918. H. 6.

Ollendorff, Kurt, Das Turnen in der Behandlung der psychogen-bewegungsgestörten Soldaten. Med. Klin. 13. 1917. Nr. 28. S. 765—766.

Opitz, Karl, Die Stillfähigkeit im Kriege. D. m. W. 1918. Nr. 16.

Pollak, Die Entwicklung der Säuglinge während des Krieges. W. m. W. 1918. Nr. 23.

Räcke, J., Feldärztlicher Beitrag zum Kapitel „Kriegsneurosen". Arch. f. Psych. 54. 1918. H. 1.

Rehm, O., Hysterie und Nervenshock. Zeitsch. f. d. ges. Neurol. u. Psych. 42. 1918. H. 1/2. S. 89—98.

Riebeth, A., Über die Behandlung der funktionellen nervösen Erkrankungen bei Kriegsteilnehmern. Monatsschr. f. Psych. 43. 1918. H. 6.

Rietschel, Hans, Die Kriegsenuresis und ihre Beziehungen zum Salz und Kohlehydratstoffwechsel (nebst Bemerkungen über die Ödemkrankheit). M. m. W. 65. 1918. Nr. 26. S. 693—694.

Schmidt, Philipp, Über den Einfluß der Kriegsernährung auf das Körpergewicht der Neugeborenen. Monatsschr. f. Geburtsh. u. Gynäk. 47. 1918. H. 4.

Schülein, Über den Einfluß des Krieges auf die Erkrankungen des weiblichen Geschlechts. D. m. W. 1918. Nr. 23.

Schüller, Die Kriegsneurosen und das Publikum. W. m. W. 1918. Nr. 24.

Siegel, W., Kriegsschwangerschaften. Zentralbl. f. Gynäk. 1918. Nr. 11.

Stern, Heinrich, Die hysterischen Bewegungsstörungen als Massenerscheinung im Krieg. Ihre Entstehung und Prognose. Inaug.-Diss. Heidelberg 1918. 8⁰.

Studien zur Physik und Biologie des Weltkrieges. Neu-Buddhistische Zeitschr. Frühjahrsheft 1918.

Teleky, Ludwig, Menschenopfer. Eine Kriegs- und Friedensbetrachtung. W. kl. W. 1918. Nr. 19.

Touton, Die militärärztliche Sachverständigentätigkeit auf dem Gebiete des Ersatzwesens und der militärischen Versorgung bei Haut- und Geschlechtskrankheiten. B. kl. W. 55. 1918. Nr. 34/35.

Vaerting, M., Die verschiedene Intensität der pathologischen Erblichkeit der Eltern in ihrer Bedeutung für die Kriegsdegeneration. Der Frauenarzt 1918. H. 1/2.

Weichbrodt, R., Einige Bemerkungen zur Behandlung von Kriegsneurotikern. Monatsschr. f. Psych. 43. 1918. H. 4.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Iwan Bloch in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

Fünfter Band | Oktober 1918 | 7. Heft

Der Einfluß der männlichen Geistesarbeit auf die biologische Höherentwicklung der Menschheit.

Von Dr. M. Vaerting
in Berlin.

In der Entwicklungsgeschichte der Organe des Menschen nimmt die Hirnorganisation eine Ausnahmestellung ein. Das menschliche Gehirn hat sich vor allen andern Organen so exzessiv entwickelt, daß durch diese einzig dastehende stammesgeschichtliche Vervollkommnung des Hirnes der Mensch zu einer überragenden Stellung unter den Lebewesen der Erde emporgehoben wurde.

Von einer gewissen Stufe der Vollkommenheit des Hirns an hat sich die Fortentwicklung des Menschen fast ausschließlich auf die Weiterentwicklung des Gehirns allein beschränkt. Wallace[1]) beschreibt diesen Vorgang folgendermaßen: „Zu gleicher Zeit mit der Erreichung jenes Grades der Intelligenz, der sich durch den Gebrauch von Werkzeugen, Kleidung usw. bekundet, macht sich eine Neigung geltend, daß Abänderungen des Gehirns an Stelle von Abänderungen des ganzen Körpers treten, d. h. auf einer gewissen Stufe der Entwicklung beginnt das Gehirn mehr als der übrige Körper abzuändern.“ Die Vervollkommnung des Gehirns hat also unter Zurückdrängung der andern Organe rückwirkend sich selbst gefördert.

Spencer[2]) hat diese Erscheinung durch Zuchtwahl zu erklären gesucht. Die natürliche Zuchtwahl führt zum Überleben derjenigen mit dem höchstausgebildeten Gehirn, während die niedrig Begabten verschwinden.

Rassenbiologisch ist nun die Frage von höchster, einschneidendster Bedeutung, wie es heute um den Entwicklungsprozeß der menschlichen Hirnanlage steht. Gerade heute, wo man an der Intelligenz der Menschheit verzweifeln muß, liegt diese Frage besonders nahe. Drei Fälle sind möglich: Wir befinden uns entweder noch immer in einem Stadium der Weiterentwicklung, oder wir sind in einen Stillstand oder Rückgang eingetreten. Die Entscheidung dieser Frage ist von außerordentlicher Schwierigkeit. Denn die Vollkommenheit der geistigen Organisation findet ihren Ausdruck in Begabungshöhe und Begabungshäufigkeit. Es fehlen aber alle Maßstäbe, diese Größen auch nur annähernd vergleichend zu bestimmen. Der einzige, heute mögliche Maßstab für die Begabung sind die Leistungen, die diese Begabung ausführt. Dieser Maßstab aber ist hier nicht zu gebrauchen, weil es sich um die Messung der Verschiebungen der allgemeinen Menschheitsbegabung durch Jahrtausende handelt. Die kulturellen Leistungen der Menschheit in den

---

[1]) Wallace, Über den Ursprung des Menschen.
[2]) Prinzipien der Biologie I, S. 512.



einzelnen Jahrhunderten oder Jahrtausenden können kein absolutes Maß geben von der Entwicklungshöhe des Hirnes der Träger dieser Leistungen. Denn selbst bei Stillstand der Hirnentwicklung müssen die geistigen Leistungen der Menscheit trotzdem noch zunehmen, weil das bereits von der Menschheit erworbene Geistesgut von Geschlecht zu Geschlecht vermehrt weitergegeben wird, und dadurch die Fortschrittsbedingungen sich aufsteigend erleichtern. Man hat sogar berechnet, daß diese Bedingungen so günstig wirken, daß selbst bei gleichbleibender Höhe des menschlichen Intellekts der Fortschritt der Kultur im Verhältnis einer geometrischen Progression zunehmen müsse.

Der heute erreichte Stand der Hirnentwicklung des Menschen läßt sich also sehr schwer ermitteln. Daher kommt es denn wohl auch, daß man bei den Biologen in diesem Punkte auf gänzlich entgegengesetzte Meinungen stößt.

Spencer, Galton, de Candolle u. a., sie alle haben einen Ausblick auf das Menschengeschlecht in der Zukunft gegeben. Als Vertreter des Optimismus soll Spencer[1]) herausgegriffen werden. Nach einer Erwägung aller Möglichkeiten, in deren Richtung die weitere Entwicklung stattfinden könnte, kommt er zu dem Schluß, „daß sie sich hauptsächlich in Richtung einer höheren intellektuellen und emotionellen Ausbildung bewegen muß.“ Er fragt: Wird sich die Intelligenz vermehren? Und antwortet überzeugt: Ohne Zweifel außerordentlich. Für den Fortschritt in dieser Richtung ist noch ein weiter Spielraum gegegeben und ebenso weit gehen die Forderungen hierfür.“ Und gerade von der fortschreitenden Zivilisation erwartet er rückwirkend eine Steigerung der Intelligenz. „Jener zukünftige Fortschritt der Zivilisation, welchen der nie aufhörende Druck der Bevölkerung hervorrufen muß, wird von vergrößerten Kosten für die Individuation begleitet sein, sowohl was die Struktur als was die Funktion betrifft, ganz besonders aber die Struktur und Funktion der Nerven. Der friedliche Kampf ums Dasein in den Gesellschaften, die fortwährend an Menge und Komplikation zunehmen, muß als Begleiterscheinung eine Weiterbildung der großen Nervenzentren hinsichtlich ihrer Masse, ihrer Kompliziertheit und ihrer Leistungsfähigkeit nach sich ziehen . . . Schon jetzt ist das Gehirn des zivilisierten Menschen nahezu um dreißig Prozent größer als das Gehirn des Wilden[2]). Schon jetzt läßt sich daran ferner eine größere Ungleichartigkeit erkennen, besonders in der Verteilung seiner oberflächlichen Windungen. Und fernere Veränderungen ähnlicher Art, wie sie bisher unter der Zucht des zivilisierten Lebens stattgefunden haben, werden, wie wir wohl schließen dürfen, gewiß auch in Zukunft fortdauern.“ Man sieht, daß Spencers Optimismus größer ist, als die Überzeugungskraft seiner Argumente für die andauernde Höherentwicklung des Gehirns. Denn erstlich ist es doch sehr zweifelhaft, ob mit steigender Zivilisation die Anforderungen an die Hirntätigkeit proportional zunehmen. Wenn Spencer sagt, daß heute der Landmann Chemie studieren und neue mechanische Einrichtungen sich aneignen muß, so beweist das nicht, daß der heutige Landmann mehr Geisteskraft in seinem Berufe aufwenden muß als sein Kollege vor ein paar Jahrtausenden. Denn dem

[1]) Prinzipien der Biologie II. Kapitel VIII. Galton steht hinsichtlich der Entwicklung des Menschengeschlechts auf demselben Standpunkte wie Spencer. (Hereditary Genius S. 336 ff.)

[2]) Hirngewicht ist aber kein Beweis. Die Chinesen haben ein weit größeres Durchschnittsgewicht als die Europäer, und doch wird man kaum behaupten wollen, daß ihre Intelligenz größer ist als die der höchststehenden Kulturvölker. Fernerhin haben neuere Untersuchungen festgestellt, daß die Hirngröße nicht für die Größe der geistigen Begabung entscheidend ist.

wird seinerzeit der Flegel mindestens so viel — wenn nicht mehr — zu schaffen gemacht haben, wie es heute die Dampfdreschmaschine tut. Falls aber wirklich Spencer doch damit recht hätte, daß der Aufstieg der Kultur an den, der sich in ihr seinen Platz erobern und behaupten will, größere geistige Forderungen stellt, gerade infolge dieses Aufstieges, so wäre diese Tatsache trotzdem noch kein Beweis für die intellektuelle Höherentwicklung der Menschheit. Denn dadurch wäre nur bewiesen, daß das Denkvermögen des Individuums eine schärfere Ausbildung erfährt als in früheren Zeiten.

Aber wie steht es mit der Vererbung dieser besser geübten und stärker ausgebildeten geistigen Fähigkeiten? Denn von dieser Vererbung allein hängt der Stand der Hirntüchtigkeit der folgenden Generation ab, und damit die Weiterentwicklung der angeborenen Intelligenz.

Die Prüfung dieser Frage zeigt nicht nur, daß Spencers Hoffnungen für die Zukunft des Menschengeschlechts vollkommen unbegründet sind, sondern eröffnet im Gegenteil wahrhaft trostlose Perspektiven. Gerade die stärkere Ausbildung und Inanspruchnahme des Gehirns beim Manne setzt die Vererbungsfähigkeit geistiger Anlagen außerordentlich herab. Die tüchtigsten Väter haben die schlechtesten und unbegabtesten Söhne. Die Nachkommen der genialen und talentierten Männer haben so selten tüchtige Söhne gehabt, daß man in dieser Erscheinung ein Naturgesetz sehen zu müssen glaubte. Wie falsch diese Theorie ist, habe ich bereits früher nachgewiesen. Nicht die Höhe der angeborenen geistigen Begabung schmälert des Mannes reproduktive Kraft, sondern die Größe der geistigen Leistung. Die Nachkommen der tüchtigen Väter stehen nicht deshalb an Fähigkeiten so weit hinter ihren Erzeugern zurück, weil diese hoch begabt sind, weil die Natur sich gleichsam bei ihrer Hervorbringung erschöpft hat. Die Natur kann die höchsten Begabungen hervorbringen, ohne sich zu erschöpfen. Aber der Mann kann in intensiver Geistesarbeit seine Zeugungskraft so schnell erschöpfen, daß die Nachkommen schon in der ersten Generation auf eine tiefe Stufe der Begabung zurückgeschleudert werden.

Schon allein die Beschaffenheit der Nachkommenschaft der tüchtigsten Männer zeigt also, daß von der gesteigerten Hirnausbildung keineswegs mit Spencer eine günstige Wirkung auf die biologische Höherentwicklung der Menschheit erwartet werden darf. Gerade in dieser gesteigerten Hirnausbildung liegt im Gegenteil die große Gefahr einer Verkürzung des psychischen Erbgutes der Menschheit.

Es gibt nun eine große Zahl von Gelehrten, die einen Stillstand oder sogar Rückgang in der Intelligenz annehmen. De Candolle[1]) sagt: „Die Geschichte stimmt darin mit der Theorie überein, daß sie nachweist, wie unregelmäßig und zweifelhaft selbst während des Verlaufes einiger Jahrhunderte der Fortschritt der Intelligenz und Moral gewesen ist." Die Ursache dieses Stillstandes und Schwankens mit negativem Ausschlag schreibt de Candolle dem Kampfe des Menschen gegen die Selektion zu. Schallmayer[2]) hält es für möglich, daß die vererbten intellektuellen Begabungen der Kulturvölker unter denen der wilden Vorfahren stehen. Und heute wird mancher mehr als früher geneigt sein, Schallmayers Ansicht zuzustimmen.

Wie nun Spencer in dem Fortschritt der Kultur den Faktor erblickt, der die Vervollkommnung der Intelligenz fördert, so machen jene Rassen-

---

[1]) Geschichte der Wissenschaften und der Gelehrten seit 2 Jahrhunderten (Deutsch von W. Ostwald).

[2]) Vererbung und Auslese S. 277.

biologen, die einen Rückgang annehmen, meistens ebenfalls die Zivilisationssteigerung für diesen Rückgang verantwortlich. Selbst Galton, der die Menschheitsintelligenz in der Höherentwicklung wähnt, fürchtet, daß die Rassenverbesserung nicht schnell genug fortschreiten wird, um den Ansprüchen der rapid zunehmenden Kultur zu genügen, so daß die Rasse Gefahr läuft, zu degenerieren gerade infolge dieser Ansprüche, die sie nicht erfüllen kann.

Die Zivilisationssteigerung wird nun vielleicht nicht ganz mit Unrecht für den Niedergang der angeborenen Intelligenz verantwortlich gemacht. Jedoch sind die Gründe, welche man dafür ins Feld führt, m. E. durchaus unrichtig. Man hat bis heute den Einfluß nicht erkannt, welchen die Geistesarbeit des männlichen Geschlechts auf die Vererbungsfähigkeit ausübt. Zwar hat man bemerkt, daß die Nachkommen der genialen Männer fast stets an Begabung sehr tief unter ihren Vätern standen. Aber man forschte nicht nach den Ursachen dieser Erscheinung, sondern begnügte sich damit, sie als Naturgesetz zu erklären. Reibmayr[1]) spricht von dem Naturgesetz der biologischen Unfruchtbarkeit des Genies. Man vergaß, zwischen Möglichkeit und Notwendigkeit zu unterscheiden, sondern entschied sich ohne Prüfung für eine naturgesetzliche Notwendigkeit. Deshalb haben die schlechten Vaterleistungen der Genialen auch die Erkenntnis von dem allgemeinen Einfluß der geistigen Arbeit auf die Zeugung nicht gefördert. Es läßt sich nun physiologisch nachweisen, daß die geistige Tätigkeit des Mannes von ungünstiger Wirkung auf seine Sexualfunktion sein muß. Die Geistesarbeit beeinflußt direkt die wichtigste und bedeutungsvollste Funktion, die Samenbildung. Je stärker die geistige Anstrengung, um so geringer wird die Samenmenge, das ist eine bekannte Erscheinung. Bloch[2]) weist darauf hin, daß bei sonst gesunden Männern Impotenz vorkommt, die durch starke geistige Tätigkeit und künstlerische Produktion hervorgerufen wird, die „Impotenz der Gelehrten und Künstler". Nun aber scheint ein enger Zusammenhang zu bestehen zwischen der Menge des Samens und seiner Qualität. In der Jugend, wo die Samenmenge am größten ist, ist auch die Qualität der Fortpflanzungszellen am besten. Und im Alter sinkt mit abnehmender Samenproduktion auch die Qualität der Nachkommenschaft. Mantegazza[3]) bemerkt ausdrücklich, daß das Produkt der Zeugung aller Wahrscheinlichkeit nach um so besser ist, je reicher an Spermien das Ejakulat war, der es entstammt.

Die Hirntätigkeit hat beim Manne diesen starken Einfluß auf die Fortpflanzungszellen, weil diese beständig in großer Zahl neu gebildet werden. Infolgedessen muß jede Veränderung im Zustande des Gesamtorganismus auf die Geschlechtsfunktion zurückwirken. Die Hirnarbeit aber beeinflußt durch ihren großen Energieverbrauch intensiv den ganzen Organismus. Die beständige Neubildung der Keimzellen bildet die physiologische Grundlage des schädlichen Einflusses der Hirntätigkeit auf die Fortpflanzungszellen. Die innere Sekretion stellt wahrscheinlich den Konnex zwischen beiden Organen her.

Man muß nun befürchten, daß die Hirnanlagen von allen im Keime liegenden Organanlagen am ersten und intensivsten geschädigt werden. Denn erstlich sind die Hirnanlagen wahrscheinlich schon in der Keimzelle stärker entwickelt als die übrigen Anlagen. Darauf deutet der ungeheuere Entwicklungsvorsprung

[1]) Genie und Talent.
[2]) Das Sexualleben unserer Zeit.
[3]) Hygiene der Liebe.

hin, den das Gehirn bei einem Embryo der ersten Entwicklungsstadien zeigt. Keibel[1]) berichtet, daß bei einem Embryo im Alter von 27—28 Tagen die größte Länge 7 mm, die Kopflänge 5,28 mm betrug. Bei 31—32 Tage Alter und einer Länge von 11 mm betrug die Kopflänge 9 mm. Ferner aber ist die Annahme sehr begründet, daß die Hirnanlagen der Keimzelle in ganz besonderer Weise ähnlichen Ernährungsbedingungen unterworfen sind wie das Gehirn selbst. So daß also die durch einen starken Energieverbrauch des Hirns in den Geschlechtszellen hervorgerufenen Ernährungsstörungen am ehesten die Hirnanlagen treffen.

Wenn nun die von der Hirntätigkeit ausgehende Hemmung der Geschlechtsfunktion in der Hauptsache auf der beständigen Samenzellenproduktion beruht, so muß auch umgekehrt eine erhöhte Samenproduktion die geistige Leistungsfähigkeit schwächen. Diese Rückwirkung aber gehört zu den seit langem bekannten Erscheinungen. Früher verlangten viele Fakultäten aus diesem Grunde von ihren Gelehrten sexuelle Keuschheit. In Frankreich hat sich der Zölibatszwang der Gelehrten am längsten erhalten. Schon Luther sagte, daß das Regieren nicht vielen Umgang mit Weibern erlaube, und daß deshalb die 300 Weiber Salomos eine Erfindung sein müßten. Mantegazza[2]) sagt: „Eine zeitweilige Keuschheit ist allen jenen zu empfehlen, welche in einer gewissen Lebenszeit einen großen Aufwand an Geisteskräften zu machen haben.“ Und an anderer Stelle: „Der Jüngling ist stolz und glücklich über die neuerworbene Kraft, und der Durst nach Wollust in Verbindung mit der natürlichen Spannung einer Kraft, welche zum ersten Male in Funktion tritt, verleiten ihn zum Mißbrauch. Die geistigen Fähigkeiten werden dadurch zuerst geschwächt. Gedächtnis, Aufmerksamkeit, das Nachdenken und der Widerstand gegen Ermüdung bei geistiger Arbeit zeigen einen plötzlichen Verfall.“ (l. c. S. 94.) Gehirn und Geschlechtsfunktion stehen also in beständiger engster Wechselwirkung. Bei angestrengter Tätigkeit des einen Organs verarmt die Leistungsfähigkeit des andern. G e h i r n u n d G e s c h l e c h t s t e h e n b e i m M a n n e i n e i n e m u n l ö s b a r e n K o n f l i k t d e r L e i s t u n g e n. Darin liegt die große Tragik im Leben des Mannes. Hier liegt auch der letzte Grund, weshalb beim Manne Genie und Wahnsinn so nahe zusammenstehen. Und aus diesem Konflikt ist auch die größte Tragik des ganzen Menschengeschlechts geboren, weil von hier aus die Weiterentwicklung der angeborenen Hirnorganisation ihre stärksten Hemmungen erfahren hat.

Eine weitere Bestätigung für die innige Wechselwirkung zwischen Gehirn und Geschlechtsfunktion beim Manne liefert auch das Köllikersche Gesetz. Kölliker fand bei seinen Spermauntersuchungen, daß das Sperma um so empfindlicher ist, je höher organisiert das Tier ist und umgekehrt. Da nun die Stellung eines Tieres in der Tierreihe von der Entwicklungsstufe seines Hirns bestimmt wird, so besagt das Köllickersche Gesetz, daß mit steigender Hirnvervollkommnung die Empfindlichkeit des Samens wächst. Jedenfalls beweist das Köllickersche Gesetz, daß die Fortpflanzungszellen des Mannes von allen Wesen der Erde am empfindlichsten sind. Nun aber sind gerade des Mannes biologische Vaterkräfte stets am wenigsten geschützt worden. Eine Ausnahme scheinen nur die alten Ägypter zu bilden, das älteste Kulturvolk, dem auch von allen Kulturvölkern das längste Leben beschieden war. Sonst begegnet man bei allen Völkern Verwüstung und Mißbrauch der Vaterkräfte. Das Emp-

[1]) Hertwigs Handbuch der Entwicklungslehre I, 2. S. 150.
[2]) l. c. S. 220.

findlichste, das am leichtesten Verletzlichste hat man am wenigsten geschützt. Der Männerkrieg, die Prostitution, die Männerdoppelmoral, das männliche Familienernährersystem, die Männerkaserne, all diese Sitten und Gewohnheiten sind ein ewiges Zeugnis dafür, wie gering unsere Achtung vor dem Vater im Manne ist. Man muß schon aus diesem Grunde die Hoffnung aufgeben, daß die Entwicklung unserer Hirnorganisation sich augenblicklich in aufsteigender Linie bewegt.

Vor allem aber drängt die immer mehr zunehmende geistige Betätigung des Mannes zu einer sehr pessimistischen Auffassung. Das merkwürdigste dabei ist, daß man in diesem Punkte vollkommen blind zu sein scheint. Wenn man auf Warnungen trifft, das Reproduktivsystem nicht durch geistige Arbeit zu schädigen, so wenden sie sich immer nur an das weibliche Geschlecht.

Spencer vertritt z. B. die Ansicht, die heute allgemein verbreitet ist, daß die Fortpflanzungsfähigkeit bei der Frau durch geistige Arbeit mehr als beim Manne gestört wird. Als Beweis führt Spencer den geringen Grad des Vermehrungsvermögens der höheren Gesellschaftsklassen gegenüber den ärmeren, die größere Häufigkeit absoluter Sterilität und das frühere Aufhören der Befruchtungsfähigkeit an. Keiner dieser Beweise ist stichhaltig, besonders vor den Ergebnissen moderner Statistiken fallen sie schnell in sich zusammen. Sowohl die absolute wie relative Herabsetzung des Vermehrungsvermögens der höher gebildeten Stände hat wohl in den allerwenigsten Fällen in der Unfruchtbarkeit der Frauen ihren Grund. Erstens ist es allgemein bekannt, daß die freiwillige Beschränkung der Kinderzahl in höheren Kreisen allgemein verbreitet ist, im Volke aber zu Spencers Zeiten erst wenig Eingang gefunden hatte. Zweitens huldigt Spencer noch der alten Ansicht, daß bei ungewollter steriler Ehe die Ursache stets in der Frau zu suchen sei. Das ist Jahrtausende lang geschehen, bis die moderne Forschung die Tatsache aufdeckte, daß der Mann zum mindesten ebensoviel, wenn nicht sogar mehr als die Frau die Ursache der Sterilität sein kann. (Rohleder.) Ferner hat man festgestellt, daß die Männer der gebildeten Stände den weitaus größten Prozentsatz der Geschlechtskranken stellen. Daß Geschlechtskrankheiten in sehr häufigen Fällen die Ehe unfruchtbar machen, ist bekannt. Zudem ist das Durchschnittsheiratsalter der Männer der gebildeten Stände um etwa fünf Jahre höher als das der niederen Bevölkerungsklassen. Kiaer aber hat nachgewiesen, daß mit steigendem Heiratsalter des Mannes die Fruchtbarkeit — absolute und relative — in der Ehe abnimmt. Außerdem ist die Fruchtbarkeit größer, wenn die Frau bis zu fünf Jahren älter ist als der Mann, was in den seltensten Fällen in diesen Ständen realisiert ist. Aus all diesen Gründen muß es natürlich den Anschein erwecken, daß die Befruchtungsfähigkeit der Frau früher aufhört — eben weil die Zeugungsfähigkeit bei ihrem alten und abgelebten Gatten fehlt.

Auch bei Frauen findet man diese Ansicht vertreten. Ellen Key [1]) ist ein typisches Beispiel dafür. M. v. Kemnitz [2]) ist m. W. die erste Frau, welche dieser allgemeinen Ansicht nicht nachbetet, sondern sagt, daß bis heute jeder Beweis dafür fehlt, daß die Geistesarbeit das Fortpflanzungsvermögen des Weibes schädigt. Von dem Schaden, den des Mannes Reproduktivsystem nimmt, wird allerdings auch hier nichts erwähnt, trotzdem doch gerade beim Manne die Anzeichen dieser Schädigung recht deutlich in Erscheinung treten wie die Ab-

[1]) Mißbrauchte Frauenkraft.
[2]) Das Weib und seine Bestimmung.

nahme der Samenproduktion bis zur Impotenz, der schlechte Nachwuchs der tüchtigen und genialen Väter, wenn sie nicht früh heiraten.

Eine physiologisch-biologische Prüfung des Einflusses der Geistesarbeit auf die beiden Geschlechter zeigt nun, daß die Frau in diesem Punkte sehr viel günstiger gestellt ist. Ausschlaggebend für die innige Wechselwirkung zwischen Gehirn und Geschlechtsfunktion ist beim Manne die beständige Samenbildung. Beim Weibe findet hingegen keine Neubildung von Keimzellen statt, da die Eizellen in ihrer Gesamtheit bei der Geburt bereits angelegt sind. (Waldeyer, v. Winiwarter.) Infolge der beständigen Samenproduktion ist die Zahl der Geschlechtszellen, die der männliche Organismus während seiner aktiven Geschlechtsperiode hervorbringt, ungeheuerlich groß, wogegen die Zahl der Eizellen verschwindend gering zu nennen ist. Waldeyer hat berechnet, daß auf jede reife Eizelle beim Weibe 850 Millionen Samenzellen beim Manne kommen. Der Energieverbrauch der Geschlechtszellenbildung ist also beim Manne ungeheuerlich groß im Vergleich zum Weibe, deren Organismus zudem die wenigen Eizellen nicht einmal neu bildet. Dadurch ist die Eizelle der Einwirkung der Geistesarbeit mehr entzogen. Es ist also klar, daß die Geistestätigkeit beim Manne die Fortpflanzungsfunktion in ganz anderer Weise schädigen muß als beim Weibe.

Zu diesen Vorteilen beim Weibe kommen noch weitere zum Schutze seiner Keimzellen gegen den Einfluß der Geistesarbeit hinzu. Die Empfindlichkeit und Angrifflichkeit der Samenzelle ist weit größer als die der Eizelle, weil der Samenzellkern, welcher die eigentliche Erbsubstanz ausmacht, nicht wie der Eikern in eine reichliche Menge Protoplasma eingebettet ist. Die Spermatozoen bestehen zum größten Teil nur aus Kernsubstanz, sie haben nur eine dünne Protoplasmaschicht[1]). Diese Protoplasmahülle bildet eine Art Schutzwall gegen die Schädigungsmöglichkeiten, welche dem Zellkern, dem unendlich feinen und empfindlichen Träger der Vererbung drohen. Die Einbettung des Eikerns in Protoplasma sichert ihm ferner eine stetige und ausreichende Ernährung und gibt dieser Ernährung eine gewisse Konstanz. Köllicker[2]) sagt, daß die Kerne mit Rücksicht auf ihr Wachstum und die Vermehrung ihrer Substanz ganz auf die Zufuhr von Stoffen von außen angewiesen sind, mithin in erster Linie an das Protoplasma gebunden sind. Deshalb bezeichnet er das Protoplasma auch direkt als Ernährungsplasma. Die Erbsubstanz der Spermie, der diese Protoplasmahülle fehlt, ist dadurch in ihrer Ernährung größern Schwankungen ausgesetzt und von allen Störungen weit leichter zu beeinflussen.

Ferner wird die Empfindlichkeit der Samenzelle gegenüber der Eizelle, besonders die Angrifflichkeit gegenüber Ernährungsstörungen in der Zelle, gesteigert durch die Verschiedenheit der Reifevorgänge. Bei der Reifung gehen aus jeder Samenmutterzelle vier befruchtungsfähige Samenzellen hervor. Bei der Einmutterzelle hingegen gehen bei der Vierteilung drei der Zellen zugrunde (als Richtungskörper) und dienen der letzten, die allein zur fortpflanzungsfähigen Eizelle wird, als Nährmaterial. (Hertwig.) Die Ernährung der Eizelle ist also durch die Vorgänge bei der Reife aufs vollkommenste gesichert.

Trotzdem nun alle diese Unterschiede seit geraumer Zeit bekannt sind, hat man niemals daraus den Schluß gezogen, daß die Gefahr von Ernährungsstörungen des Zellkerns und überhaupt die Angrifflichkeit der männlichen Erb-

---

[1]) Vergl. u. a. Verworn, Physiologie S. 203.
[2]) Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie Bd. 42. S. 29.

substanz weit größer ist als die der weiblichen, daß auch der schädliche Einfluß der Geistesarbeit die Vaterleistung des Mannes weit intensiver und verderblicher bedrohen muß als des Weibes Mutterleistung.

Das ist um so merkwürdiger, als auch alle Anzeichen, die beim Manne den Einfluß der Geschlechtsbetätigung auf die Hirnleistungsfähigkeit aufzeigen, beim Weibe fehlen. Starke Geschlechtsbetätigung, selbst sexuelle Exzesse, verträgt das Weib viel besser als der Mann. (Ellis, Forel u. a.) Nach Eulenburg ist sexuelle Neurasthenie viel seltener als bei Männern. Unter 168 Patienten dieser Art waren nur 6 weiblichen Geschlechts. Nervenkrankheiten kommen beim männlichen Geschlecht viel häufiger vor als beim weiblicheu und zeigen außerdem einen weit schwereren Verlauf (Campbell, Orschansky, Bucura.) Lombroso weist noch im besonderen darauf hin, daß sexuelle Psychosen beim Manne sehr häufig vorkommen, während sie beim Weibe zu den Seltenheiten gehören. Lombroso führt diesen Unterschied auf die stärkere Sexualität des Mannes zurück, die nicht einmal als erwiesen gelten kann. Dies ist zweifellos ein Irrtum, die Ursache liegt viel tiefer und ist mit viel größerer Wahrscheinlichkeit in der beständigen Samenproduktion zu suchen. Der nachteilige Einfluß der geschlechtlichen Überanstrengungen auf die Hirnleistungsfähigkeit fehlt also beim Weibe ebenso wie die umgekehrte Wirkung. Hirn und Geschlecht stehen nicht im Widerstreit, wie beim Manne, und die Warnungen, die man in diesem Punkte so häufig an die Frauen gerichtet hat, wären für das männliche Geschlecht nützlicher gewesen. Um so mehr, als seit den Zeiten des Vaterrechts der Mann den Hauptteil der geistigen Arbeit geleistet hat.

Im allgemeinen hat man bereits früher bemerkt, daß das Geschlechtssystem des Mannes viel leichter durch schlechte Einflüsse geschädigt wird als das des Weibes. Schon Darwin beobachtete, daß die Domestikation auf das männliche Reproduktivsystem einen viel tiefer gehenden Einfluß übt und es weit empfindlicher schädigt als das weibliche[1]). Orschansky hat durch eine eingehende Untersuchung nachgewiesen, daß bei kranken Eltern die pathologische Vererbung von seiten des Vaters viel gefährlicher ist als bei einer kranken Mutter. Die pathologische Vererbung zeigt bei einem kranken Vater die Tendenz, sich fortschreitend zu verschlimmern, während bei der Mutter ein regressiver Charakter hervortritt. Aber auch diese beiden Nachweise einer größern Empfindlichkeit und Angrifflichkeit der männlichen Fortpflanzungszellen haben die Gefährlichkeit der männlichen Geistesarbeit für die Nachkommenschaft nicht in das rechte Licht zu rücken vermocht.

Wenn man nun den jetzigen Stand der Hirnentwicklung in bezug auf den Einfluß der männlichen Geistesarbeit betrachtet, so kommt man zu dem Urteil, daß das männliche Geschlecht, welches fast ausschließlich das traditionelle Erbgut an Erkenntnis aufgespeichert hat, dabei aber zugleich das größte Verbrechen an der lebendigen Intelligenz der Menschheit begangen hat. Die tote Weisheit ist mit einem kostbaren lebendigen Strom angeborener Begabung bezahlt, die nicht nur von Kind zu Kindeskindern weiterfließen, sondern immer stärker anschwellen sollte. Ohne es zu ahnen, hat die Menschheit den Raubbau an der angeborenen Begabung in ein System gebracht. Und immer raffinierter wird dieses System ausgebaut, das den Niedergang der Intelligenz rapide beschleunigt. Nach diesem System muß die Intelligenz immer mehr sich selbst verzehren.

---

[1]) Entstehung der Arten und das Variieren der Tiere.

Denn je stärker die Hirnausbildung und -anstrengung des Mannes, umso mehr nimmt die Vererbungskraft für geistige Anlagen ab, umso weniger begabt sind die Nachkommen. Heute beginnt die Hirnausbildung des Knaben schon in frühester Kindheit und wird bis in die späte Jugend, ja bis ins reifste Mannesalter hinein fortgesetzt. Wir sind aufs eifrigste dabei, diesen Schul- und Bildungszwang sowohl immer intensiver in den Anforderungen als auch der Zeit nach immer ausgedehnter zu gestalten. Dem allgemeinen Schulzwang bis zum 14. Jahre ist der Fortbildungsschulzwang gefolgt. Bei den akademischen Berufen ist man eifrig bemüht, die Ausbildung auf noch längere Zeit zu erstrecken und auch hier die Anforderungen immer mehr zu steigern. Die Ausbildung wird immer schwieriger und länger, die Kinderzeugung des Mannes erfolgt immer später. In diesem Punkte liegt die Riesengefahr einer immer mehr fortschreitenden Verdummung des menschlichen Geschlechts. Dieser Begabungsverarmung, die durch keine noch so große Vermehrung der traditionellen Erkenntnis aufgewogen werden kann, muß mit allen Mitteln entgegengearbeitet werden. Dies ist um so notwendiger, als der Krieg Europa eugenisch in eine ungeheuer kritische Lage gebracht hat. Es geht um das Leben der alten Welt, und da heißt es retten, was noch zu retten ist.

Schutz vor geistiger Überanstrengung, besonders in der Jugend, vor Beginn der Kinderzeugung, und Frühehe für das männliche Geschlecht muß die Losung werden. Im Interesse der Nachkommenschaft muß Schulbildungswesen und Ehegründung einer gründlichen und weitherzigen Reform unterzogen werden. Viel kostbares biologisches Erbgut hat der blindwütende Krieg auf immer vernichtet. Wir dürfen seine blutige Zerstörungsarbeit nicht im Frieden unblutig fortsetzen. Um so weniger, weil auch dieses Verwüstungswerk wahrscheinlich am meisten das männliche Geschlecht trifft. Orschansky [1]) hat nachgewiesen, daß von der pathologischen Vererbung des Vaters die Söhne weit stärker getroffen werden als die Töchter, dasselbe hat v. d. Velden bei degenerierenden Familien festgestellt. Aus diesem Grunde ist es sehr wahrscheinlich, daß bei allen Zeugungsverschlechterungen des Vaters das männliche Geschlecht am meisten Schaden leidet, daß also auch die angestrengte Geistesarbeit des Mannes am nachteiligsten auf die Begabung des eigenen Geschlechts zurückwirkt. Es liegen Anzeichen vor, daß die Begabung des männlichen Geschlechts schneller abnimmt als die des weiblichen. Es ist eine bekannte Tatsache, daß in den Hilfsschulen die Zahl der Knaben die der Mädchen ganz bedeutend übersteigt. In den Idiotenanstalten ist es ebenso. Weygandt z. B. teilt die Tabelle von Bicêtre, der großen Pariser Idiotenanstalt, mit. Auf 2259 Knaben kamen nur 587 Mädchen, also fast viermal so viel Knaben als Mädchen. Priestley hat 62000 Schulkinder untersucht, unter denen sich 9,5 v. H. Knaben und nur 6,5 v. H. Mädchen mit Intelligenzdefekten befanden. Das sind Zahlen, die zu denken geben sollten.

Daß wir beim männlichen Geschlecht einen schnelleren Rückgang der Begabung befürchten müssen, zeigt beispielsweise weiterhin eine Feststellung der Berliner Schulärzte über den Zusammenhang zwischen Alkoholgenuß und schlechten Schulleistungen aus dem Jahre 1904/05. Von den nie oder ganz selten Alkohol genießenden Kindern hatten nämlich 24,9 vom Hundert der Knaben, dagegen um 8,3 v. H. der Mädchen die Zensur unter genügend. Es fanden sich also unter den unter normalen Verhältnissen lebenden Kindern

[1]) Die Vererbung im gesunden und krankhaften Zustande

dreimal soviel mangelhaft begabte Knaben als Mädchen, ein gewaltiges Plus, welches ein trauriges Zeugnis ablegt dafür, daß das männliche Geschlecht im Niedergange der Intelligenz am weitesten fortgeschritten ist. Die Menschheit darf nicht länger das unheilvolle Zerstörungswerk fortsetzen, darf nicht länger tote Geistesschätze anhäufen auf Kosten der lebendigen. Keine Generation hat das Recht, das ihr überkommene lebendige geistige Erbgut zu verbrauchen. Es ist im Gegenteil Pflicht, es in den Nachkommen zu vermehren. Die Höherentwicklung der Intelligenz ist die vornehmste Aufgabe des Menschengeschlechts. Die Leistung der gegenwärtigen Generation braucht dadurch nicht einmal verringert zu werden. Es heißt nur, beim Manne geistige Leistung und gute und tüchtige Fortpflanzung in Einklang zu bringen. Organische Entwicklung des Gehirns und Frühehe, Schulreform und Lebensreform, das sind die Forderungen, die allerdings in ihrer Verwirklichung immer schwerer werden, je mehr wir uns in der Entwicklung der Intelligenz auf absteigender Bahn bewegen.

Zur Sexualpathologie der Blutungen insbesondere des „gefährlichen Alters".

Von Felix A. Theilhaber
in Charlottenburg, z. Z. im Felde.

In mehreren Beiträgen in Fachzeitschriften [1]) und in einer Monographie [2]) hat Hofrat Dr. A. Theilhaber die Entstehung der Gebärmutterblutungen abweichend von überkommenen Anschauungen dargelegt. Wenn wir von bösartigen Geschwülsten, die an jeder anderen Stelle auch bluten würden, absehen, so handelt es sich an der Gebärmutter um Vorgänge, welche bisher — auf eine ausführliche Angabe der Literatur muß ich vom Felde aus verzichten — in der Hauptsache also erklärt wurden:

Die klassische Vorstellung, die der Physiologe Pflüger begründete, ging dahin, daß periodisch reifende Follikel einen beständigen Druck auf die Nerven des Eierstockes ausüben. Durch deren Summation wird eine stärkere Blutzuführung zu den Geschlechtsorganen hervorgerufen. Wenn der Reiz eine bestimmte Größe erreicht, erzeugt diese Kongestion eine Veränderung der Schleimhaut (Endometritis) und somit die Blutung, anderseits die Berstung der Follikel und den Austritt des Eies.

Neuere Untersuchungen, von denen Halbans und Knauers u. a. diese Auffassung modifizieren, führen den Reiz und die Auslösung der Blutung auf den Übertritt chemischer Stoffe aus den Eierstöcken in die Blutbahn. Über diese periodische Funktion der Ovarien, die letzten Endes den Anstoß zu den menstruellen Veränderungen abgeben, sind eine Reihe wertvoller Arbeiten erschienen, an die auch Untersuchungen Iwan Blochs sich anknüpfen. Die Bedeutung dieser somatischen Vorgänge sind aber nicht nur auf den lokalen weiblichen Organismus und auf das allgemeine Wohlbefinden beschränkt. Es ist heute wissenschaftlich anerkannt, daß die ganze weibliche Psyche von den

---

[1]) Münchn. med. Woch. 1900, Nr. 14. Monatsschr. f. Geburtsh. Bd. 31. Arch. f. Gynäkol. Bd. 62 u. Bd. 107 u. Bd. 94.

[2]) Blutungen und Ausfluß. München 1909. Reinhards Verlag.

turnusmäßigen feinsten Vorgängen des Sexualapparates in stärkstem Maße in Mitleidenschaft gezogen wird.

Georg Buschan spricht von der Menstruation als einer in Monatszyklen verlaufenden Wellenbewegung des weiblichen Organismus, welche seine physische und psychische Persönlichkeit einem beständigen Wechsel unterwirft, und gleichsam Wellenberg und Wellental in seinen Funktionen erzeugt. Jedesmal vor Einsetzen der Periode erreicht die Energie der Wellenbewegung ihren höchsten Punkt.

Die Zeit der Regel ist der Kulminationspunkt im Leben des Weibes. Sie bringt schwere körperliche und seelische Veränderungen hervor. Alle Erscheinungen, welche einer verstärkten Reizbarkeit entstammen, hängen mit ihr zusammen: Geisteskrankheiten z. T. und Selbstmord. Es ist das Verdienst Buschans, den Zusammenhang der weiblichen Kriminalität mit den sexuellen Prozessen nachgewiesen zu haben. In seinem Werk „Geschlecht und Verbrechen“ (Berlin 1908) führt er die Vergehen durch Widerstand gegen die Staatsgewalt, Kleptomanie, Brandstiftung u. a. auf den geschlechtlichen Ablauf des weiblichen Sexuallebens zurück. Auch die morphologischen Vorgänge des Klimakteriums rufen eigenartige geistige Umwälzungen in den Frauen hervor, die heute jeder Psychiater und Kriminalist kennt. Von Delikten führt der Fachmann besonders Beleidigung, Hausfriedensbruch u. a. auf die letzten Höhepunkte des weiblichen Geschlechtstriebes zurück. Selbst im breiten Volke sind diese Epochen im Leben des Weibes allgemein so stark zur Erkenntnis gekommen, daß wir auf ihre allgemeine Bedeutung nicht näher einzugehen brauchen.

Wenn also der normale Ablauf der monatlichen Blutung eine befriedigende Erklärung in der chemischen Sekretion innerer Organe gefunden hat, so stand das pathologische Auftreten unzeitgemäßer Blutungen, protrahierter Menstruationen oder das Aussetzen derselben zur Debatte. Es lag nahe, der mangelhaften oder vermehrten Tätigkeit der Ovarien die Schuld hierfür anzuhängen. Noch vor kurzem (Juli 1915) hat Lauth[1]) sich zur Behauptung verstiegen, daß „alle Gebärmutterblutungen, die sich nicht aus einer Schwangerschaft und Neubildungen erklären lassen, auf die Ovarien zurückgehen“. Die Behauptung, daß es eine Hypertrophie und Hypersekretion der Ovarien gibt, welche insbesondere im Klimakterium die so viel verbreiteten Blutungen verursachen, weist A. Theilhaber in den angezogenen Arbeiten eingehend zurück. Ferner ergeben seine anatomischen Untersuchungen, daß die berühmte Endometritis, welcher eine so große Rolle bei allen diesen Fragen angedichtet wird, eine Ausgeburt freier Phantasie ist. Das Endometrium spielt bei der Entstehung der Menorrhagien und Metrorrhagien eine überaus untergeordnete Rolle, ihre Erkrankung oder Veränderung wurde zumeist falsch beurteilt.

Bei der Bedeutung des ganzen Problems ist eine Klarlegung des Sachverhaltes nicht nur für den Gynäkologen von Bedeutung. A. Theilhaber hat entsprechend der ganzen Fragestellung — wie wir sofort sehen werden — die sexualwissenschaftliche Seite der Sachlage entsprechend mehr berücksichtigt, als es die Gynäkologen bisher getan haben.

Die Vorbedingung der Blutungen der Gebärmutter ist entweder die Blutüberfüllung dieses Organes, oder ihre Unfähigkeit, infolge kräftiger Kontraktionen ein rechtzeitiges Ende derselben herbeizuführen.

Die Blutüberfüllung der Gebärmutter hat ihre vielfachen Ursachen: Die sitzende Lebensweise unserer erwerbstätigen Frauen, die in Bureaus, Fabriken

[1]) Monatsschr. f. Geburtsh. 1915.

und Werkstätten gezwungen sind, stundenlang auf einem Stuhl oder einer Bank zu kleben, die vielfach reizhaltige Kost, welche den Blutandrang zu den unteren Organen fördert. Wir wissen von vielen Berufsarten (Bäckern, Maurern usw.), die eine gleichmäßige, konstante, stehende Haltung einnehmen, daß sich bei ihnen eine venöse Überladung des Kreislaufes der unteren Extremität mit vielfacher Erkrankung und Entzündung der Venen einstellt; die venöse Stase der männlichen Staatshämorrhoidalier ist sprichwörtlich. Auf die venöse Stase der weiblichen Unterleibsorgane ist noch viel zu wenig hingewiesen worden.

Ich habe zusammen mit A. Theilhaber Blutgefäße des Uterus mikroskopisch untersucht. Wie nicht anders denkbar ist, ergaben sich entsprechende histologische Funde. Die Arterien und Venen der Multiparae und älteren Frauen sind rigider, fast stets vergrößerter und haben infolge feinster Veränderungen an der Intima und der Muskelschicht gelitten. Dementsprechend können die Gefäße auf nervöse, chemische Einflüsse und auf den groben Muskeldruck der Umgebung nicht mehr so fein reagieren, wie die jugendlichen Gefäße von Nulliparae. Es entstehen im Gewebe Sekretstauungen und Hyperämien. Viele Uteri bleiben jahrelang nach der letzten Entbindung vergrößert und voluminös, obwohl der eigentliche Muskel atrophisch und degeneriert ist. Der Einfluß der sitzenden Lebensweise auf die Dauer der Regel ergab eine Enquete in einem Bureau, in dem viele Mädchen eine lange Arbeitszeit ruhig sitzend auszuhalten hatten. Mit verschwindenden Ausnahmen hatten alle eine protrahierte Menstruation, die bei fast allen übermäßig auftrat. Den Einfluß von sozialer Stellung und Lebensweise auf den Beginn, den Verlauf und die Dauer der Regel habe ich in früheren Jahren in anderen Arbeiten untersucht. Meine Befunde sind vielfach nachgeprüft. Alle Autoren räumen dem Einfluß der ökonomischen Lebenslage einen Zusammenhang mit der stärkeren Uterusdurchblutung ein. Aber abgesehen davon ist es überhaupt die Frage, ob die normale Gebärmutter nicht schon anatomisch derartig angelegt ist, daß sich in ihr langsam ein Reservoir überflüssigen Blutes anspeichert, daß der Blutabfluß infolge einer entsprechenden Anlage minimal behindert ist, um in dem Verlauf eines Monats eine überschüssige Menge zu enthalten, die entleert werden kann, und durch den Anstoß des Ovarialsekretes abgestoßen werden soll.

Die Hyperämie der Gebärmutter ist somit eine Vorausbedingung der unnatürlichen Blutungen, die zweite stellt die Hyperplasie des Uterus in den 40er Jahren dar. Makroskopisch und mikroskopisch ergibt sich in ihm eine Ersetzung des normalen Muskelgewebes durch Bindegewebe. Wie der Herzmuskel bei bindegewebiger Durchsetzung, so ist auch die Muskulatur des Uterus in ihrer Kontraktionsfähigkeit behindert. Das Blut staut sich erst recht in den Maschen, und wenn erst einmal die kleinen Endarterien zu bluten anfangen, findet der Muskel nicht die Kraft sich bald zusammenzuziehen. Erst spätere Gerinnung in den kleinen Endgefäßen führt allmählich zur Beendigung der Metrorrhagie.

Damit entstehen nach den A. Theilhaberschen Untersuchungen die außergewöhnlichen Blutungen (die protrahierten, intermittierenden, abundanten) nicht infolge chemischer Einwirkungen, sondern auf Grund anatomisch-physikalischer Veränderungen der Gebärmutter.

Gegen eine verstärkte Sekretion der Eierstöcke spricht, daß erfahrungsgemäß die Ovarien in den 40er Jahren gerade zu atrophieren beginnen, daß ferner die Zunahme der Blutungen anamnestisch mit vorher erwähnten Umständen zusammenfällt, und daß gerade anatomische Untersuchungen solcher Fälle die geschilderten pathologischen Gewebsverhältnisse ergaben.

Diese Blutungen kommen beim weiblichen Geschlecht so überaus häufig vor, daß sie vielleicht das bekannteste Frauenleiden darstellen. Sind die Blutungen gering und fast noch normal, so mag ihre Bedeutung übersehen werden, stärkere Blutungen jedoch können nicht unbeachtet bleiben. Sie verursachen solche Störungen im subjektiven und objektiven Wohlbefinden der Frau, daß eine richtige Therapie einzuschlagen ist.

Solange die Gynäkologie sich an den absolut unbewiesenen Theorien der Ovarialhypertrophie klammerte, konnte auf diesem Wege kein Erfolg erzielt werden. Die Behandlung ging daher auch — was ein weiterer Beweis unserer Anschauung ist — dahin, den Uterus zu stärkeren Kontraktionen zu bringen. Je prompter die Muskeln wieder funktionierten, desto rascher lief die Blutung ab. Die Empirie siegte und die Ovarialtheorie blieb hier machtlos. Für die Medizin ist daher die Untersuchung der Unschädlichkeit der pathologischen Gebärmutterblutungen von großer Reichweite, für die Sexualwissenschaft dürften die nachfolgenden Zusammenhänge besonders interessant sein.

Wenn nun auch die Voraussetzungen für die Blutungen in histologisch-physikalischen Verhältnissen gegeben waren, so zeigte doch eine eingehende Untersuchung, daß gerade sexuelle Vorgänge recht wesentlich die Auslösung der Blutungen inaugurieren. Die normale Frau wird bei normalem Geschlechtsverkehr nicht ohne weiteres pathologisch auf den Koitus reagieren.

A. Theilhaber nahm nun bei Patientinnen, die er längere Zeit kannte und die volles Vertrauen zu ihm hatten, wobei junge Mädchen absichtlich nicht befragt wurden, genaue Anamnesen auf, die genauer im „Archiv für Gynäkologie, Bd. 107, H. 1“ nachgelesen werden können. Der größte Teil eines ganz ansehnlichen Materials führte selbst die Blutungen auf sexuelle Vorgänge zurück. Vielfach kamen Blutungen ganz unvorgesehen nach einem unerwarteten sexuellen Verkehr, oder es schlossen sich Blutungen jeweilig nach der Masturbation an. Vielfach war der Zusammenhang zu frühzeitiger Blutung mit dem Koitus jahrzehntelang beobachtet. Nach vielen Anamnesen erscheinen sexuelle Erregungen, oft schon Küsse, sinnliche Vorstellungen usw. starke Wallungen im Gefolge zu haben, die zu Blutungen führen. Wir wissen ja, daß bei nervösen Personen Erektionen lediglich durch Vorstellungen ausgelöst werden; wir wissen, daß der Uterus ebenso wie der Penis ein erektiles Organ ist. Der Uterus schwillt daher bei Wollustgefühlen ebenso wie der Penis an, und vermehrt sich in seiner Konsistenz durch Blutzufuhr und vermindertem Abfluß. Das Zustandekommen der Hyperämie der Sexualorgane erfolgt lediglich auf nervöse Reize durch das Gehirn.

Analog der Hyperämie des männlichen Organes ist auch die durch erotische Ursachen herbeigeführte Blutwelle des Uterus außerordentlich mächtig. Insbesondere bei Frauen, deren Mann einen zu kurzen Koitus ausübt, bleibt infolgedessen das bekannte starke Gefühl der Unbefriedigung zurück, dem viele Frauen durch die Masturbation zu entgehen suchen. Es hat sich dabei aus den Untersuchungen A. Theilhabers herausgestellt, daß die Masturbation bei älteren Frauen recht verbreitet ist.

Überhaupt ergab sich, daß gerade die starke Hyperämie der Gebärmutter bei vielen Frauen in den 40er Jahren einen vermehrten sexuellen Drang herbeiführte, so daß das „gefährliche Alter“ eine plausible Erklärung in diesen biologischen Prozessen findet.

Das ganze Sexualleben unserer Zeit, das so sehr von der Norm abweicht, spiegelt sich in den Geschichten dieser kranken Frauen wieder: Abwesenheit der Männer, Coitus interruptus, unfreiwilliges Zölibat, Impotenz des Mannes,

seelische Unbefriedigung infolge Angst vor Kindern, erzwungene Abstinenz infolge Untreue des Mannes. Der ganze Jammer dieses Problems drückt den Anamnesen ihr Siegel auf.

A. Mayer (Tübingen) [1]) hat ungefähr zur selben Zeit Untersuchungen veranstaltet, wie weit Störungen der Menstruation und Schwangerschaft durch psychische Insulte herbeigeführt werden. Daß der psychische Affekt ohne somatische Vorbedingungen nur in seltenen Fällen Amenorrhöen, Meno- und Metrorrhagien und die plötzliche Cessatio mensium herbeiführen kann, dürfte sicher sein. Dem Problem der Einwirkung lust- oder unlustbetonter Affekte auf jugendliche, gesunde Mädchen und Frauen, ist noch nicht das letzte Wort geredet.

Mayer spricht von Fällen, bei denen sogar Aborte infolge psychischer Alterationen eintraten. Er anerkennt die spontan einsetzenden Blutungen als Folge eines „psychischen Unfalles". A. Theilhaber geht auf diese weitgehende Frage nicht ein. Er führt nur habituelle Aborte an, die sich an einen Koitus anschlossen. Eine Frau H. hatte z. B. 10 Aborte, die sie zum großen Teil auf starken Geschlechtsverkehr während der Schwangerschaft zurückführt.

Fraglos stehen auch andere Erscheinungen, nervöse Urinbeschwerden, Kreuzschmerzen, Ausfluß usw. mit dem normalen und anormalen Koitus resp. mit den sogenannten Abstinenzerscheinungen in Zusammenhang. Die moderne Gynäkologie hat — und diesen Vorwurf können wir ihr nicht ersparen — den Einfluß geschlechtlicher Erregungen, den Ablauf der sogenannten Innensekretion viel zu wenig berücksichtigt. Was wissen wir z. B. von dem Einfluß des Uterussekretes auf den Uterus und den Körper? —

Zusammenfassend können wir nach A. Theilhaber die Sexualpathologie der Frauenwelt vor dem Klimakterium nicht in einer Hypersekretion der Ovarialdrüsen erblicken. Im Gegenteil! Lediglich die venöse Stase im Becken, ein selten atrophischer meist hypertrophischer Uterus, dessen maschige Räume infolge Mangels an kräftigen und gesunden Gefäßen und Muskelfasern die Hyperämie und Lymphe nicht auspressen kann, erzeugt einen ständigen Nervenreiz im Genitalapparat, der durch unzweckmäßige Lebensweise (Bequemlichkeit und Arbeitsnot), durch ungeeignete Ernährung verstärkt wird.

Diese Grundlage, die in den drei Faktoren: nervös — physikalisch — pathologisch — verankert ist, gibt unserer Erkenntnis neue Gesichtspunkte. Wir finden die Sexualvorgänge älterer Frauen, die uns ästhetisch so oft abgestoßen haben, danach erklärlich, wir werden aber auch den krankhaften Erscheinungen eine umgewandelte Therapie entgegenstellen. Hierauf möchte ich an dieser Stelle nicht eingehen.

Wohl aber erschien es ganz wertvoll, den letzten Maientrieb der Frau von 40 Jahren vom naturwissenschaftlichen Gesichtspunkt zu untersuchen, der sich uns keineswegs als eine mangelhaft moralische Entwicklungsperiode gibt, sondern als eine Erscheinung, deren Kausalität aus den starken Veränderungen der weiblichen Sexualorgane entspringt. Manch rätselhafte Frau, deren Umgebung keine Worte, oft keine Entschuldigung für ihre psychischen und erotischen Neigungen findet, wird uns auf diese Weise verständlich werden. Und noch viele Bindungen der Sexualität mit bekannten und scheinbar unergründlichen Lebensvorgängen sind in diesen Problemen mit enthalten.

[1]) Zentralbl. f. Gynäkol. Nr. 24.

Die Bibliographie der sexuellen Zwischenstufen

(mit besonderer Berücksichtigung der Homosexualität) aus den Jahren 1913 bis in das Jahr 1917 (mit Ausschluß der Belletristik).

Referierend und kritisch dargestellt von Numa Praetorius.

(Schluß.)

C. Sexueller Infantilismus.

Hirschfeld und Burchard.

Hirschfeld, Dr. Magnus und Dr. Ernst Burchard: **„Der sexuelle Infantilismus“.** In den juristisch-psychiatrischen Grenzfragen, Bd. IX, H. 5.

Unter sexuellem Infantilismus wollen die Verfasser verstanden haben: Diejenigen Störungen der psycho-sexuellen Individualität, deren Ursachen in einer mangelhaften Entwicklung zu suchen seien, möge diese nun auf die psychophysische Gesamtentwicklung oder vorwiegend auf den sexuellen Faktor derselben sich beziehen oder auf einer Disharmonie zwischen psychischer Widerstandsfähigkeit und sexuellen Antrieben beruhen.

Die Äußerungen der Sexualität kämen beim Infantilismus oft über das Niveau kindlicher Spielereien nicht hinaus. Die Wahl der Sexualobjekte sei oft eine entsprechende, pädophile Betätigung in oft recht harmlosen Formen bilde die adäquateste Befriedigung.

Unter den 6 ausführlich mitgeteilten Gutachten betreffen zwei (Gutachten 2 und 3) Leute mit homosexuellen Neigungen. Im ersten Falle handelt es sich um einen Lehrer, der mit seinen Schülern sexuell sich verging. Er soll weiblichen, bzw. kindlichen Körperbau namentlich in bezug auf die Geschlechtsteile und die sekundären Geschlechtskaraktere aufweisen.

Verfasser erachten psychosexuelle Unreife für gegeben in Verbindung mit sexueller Reizbarkeit und einer durch neuropathische Disposition verminderten psychischen Widerstandsfähigkeit.

Der zweite Fall bezieht sich auf einen 22jährigen jungen Mann, der einen Jungen unzüchtig berührte.

Verfasser stellen eine zurückgebliebene geistige Entwicklung und einen Mangel normaler Hemmungen fest, derart, daß bei dem in Betracht kommenden, als infantilistische Spielerei aufzufassenden Delikt die freie Willensbestimmung ausgeschlossen gewesen sei.

Mit dem „sexuellen“ Infantilismus stellen die Verfasser einen neuen Typus einer sexuellen Anomalie auf, während der „Infantilismus“ glattweg, schon verschiedentlich im Sinne einer Fortdauer von Habitus und Äußeren des Kindes beim Erwachsenen beschrieben worden ist, so z. B. von Caesare Taruffi in seinem Buche:

„Hermaphrodismus und Zeugungsunfähigkeit“.

(Eine systematische Darstellung der Mißbildungen der menschlichen Geschlechtsorgane. Übersetzt von Dr. med. Teuscher Berlin, Barsdorf 1903. Vgl. meine Besprechung in Hirschfelds Jahrbuch VI, S. 518—520).

Eine Art Sammelreferat über die Literatur dieses Infantilismus hat neuerdings Dr. Stauffenberg (München) in der Münchn. med. Woch. vom 3. Februar 1914 S. 255—257 geliefert, unter dem Titel: „Über Begriff und Einteilung des Infantilismus“.

Der Versuch, den Infantilismus auch auf sexuellem Gebiet nachzuweisen und entsprechend gewisse Störungen des Sexualtriebes zu charakterisieren, ist recht verdienstlich.

Doch scheint es mir, daß bei diesem ersten Versuch den Verfassern eine genaue und ganz richtige Begriffsbestimmung des sexuellen Infantilismus noch nicht völlig gelungen ist.

Die Definition der Verfasser scheint mir zu weit, zu allgemein gehalten.

Mehr zu betonen wäre, als das Charakteristische „das Stehenbleiben auf kindlichem Zustand“. Denn wenn man bloß von mangelhafter Evolution spricht, so frägt es sich, ob nicht überhaupt alle sexuellen Anomalien auf mangelhafter Entwicklung beruhen, wie dies ja von vielen Schriftstellern behauptet wird.

Diese Einwendung drängt sich um so mehr auf, weil die Verfasser S. 24 zu dem sexuellen Infantilismus auch solche Fälle rechnen, in denen pathologisch fixierte Assoziationen namentlich gewisser fetischistischer oder exhibitionistischer Neigungen vorherrschend sind.

Wenn man diese Neigungen mit den Verfassern als persistierendes infantilistisches Überbleibsel aus den Kinder- oder Entwicklungsjahren bezeichnet, dann sieht man nicht recht, wo die Grenze liegt zwischen Fetischismus und Exhibitionismus einerseits, die ab origine vorhanden und nicht infantilistischer Natur sind und denjenigen Anomalien andererseits, die den Namen „sexueller Infantilismus" verdienen.

Ein noch größeres Bedenken ruft endlich diejenige Gruppe hervor, deren sexueller Infantilismus nach den Verfassern auf einer Disharmonie zwischen psychischer Widerstandsfähigkeit und sexuellen Antrieben beruhen. Mir scheint es, daß eine solche Disharmonie bei allen möglichen sexuellen Perversionen oft gefunden wird, ohne daß von sexuellem Infantilismus gesprochen werden darf. Sexueller Infantilismus wäre m. A. nach auf die Fälle zu beschränken, wo die Libido und die Betätigung sich nur auf dem Niveau kindlicher Spielereien bewegt, wo es sich um äußerliche, fast harmlose, läppische, kindische Formen der sexuellen Begierde und Befriedigung handelt, wobei ein körperlicher Infantilismus oder bloßer psychischer — eventuell nur auf das sexuelle Gebiet beschränkter — bestehen kann.

Ob man des weiteren beim sexuellen Infantilismus auch verlangen wird, daß das Objekt ein infantiles sei, also pädophile Neigungen vorhanden sein müssen, erscheint mir zweifelhaft. Sonst läuft man wieder Gefahr, jede Pädophilie zum sexuellen Infantilismus zu rechnen, was auch zu weit gegangen wäre.

Die Verfasser erwähnen allerdings unter den charakteristischen Merkmalen des sexuellen Infantilismus die kindliche Befriedigungsart und die pädophile Richtung des Triebes, aber doch nicht in dem Sinne, daß dies die wesentlichen Erkennungszeichen der Anomalie sind; es finden sich diese Merkmale, namentlich die kindliche Befriedigungsart, nicht in allen sechs Gutachten, so insbesondere nicht im Fall 6.

Hoffentlich gelingt es den Verfassern bei weiterer Erforschung dieser neuen, eigentlich von ihnen entdeckten Kategorie eine ganz befriedigende Umgrenzung zu geben.

D. Hirschfelds Sexualpathologie.

Die in der vorhergehenden Besprechung gewünschte Umgrenzung des „sexuellen Infantilismus" dürfte Hirschfeld in dem 2. Kapitel seines neuesten Werkes, dem I. Teil seiner **Sexualpathologie** (Bonn 1917, Marcus & Weber, 205 S. geh. 8 Mk. 40 Pf., geb. 10 Mk.) gelungen sein.

Dort unterscheidet er vier Formen des Infantilismus: den genitalen, somatischen, psychischen und psychosexuellen. Bemerkenswert seien beim psychischen Infantilismus die Fälle, wo der Drang vorherrsche, sich kindlich, knabenhaft oder mädchenhaft zu geben und besonders sich anzuziehen und die zugleich zum psychosexuellen Infantilismus hinübergleiteten und mit ihrem Drang einem abnormen Altersempfinden in der Kleidung Ausdruck zu geben, zu dem mit dem Transvestitismus verwandten Zisvestitismus zu rechnen seien.

Den psychosexuellen Infantilismus charakterisiert Hirschfeld nunmehr damit, daß ein Individuum bezüglich der Äußerung seiner Sexualität auf einer mehr oder weniger kindlichen Stufe stehen bleibe. Die sexuelle Reizquelle pflege ein Kind zu sein, die Betätigungsweise eine spielerische, der Träger der sexuellen Empfindung fühle und benehme sich mehr oder weniger infantil. Zum Infantilismus sei auch das Gegenstück der Liebe zum Kind, die Gerontophilie zu rechnen. Ferner erörtert Hirschfeld die infantilen Beziehungen gewisser Fälle von Masochismus (Mama-Briefe, Rousseau), ferner von Fetischismus und Exhibitionismus (vor Kindern und läppische Betätigung) insbesondere zur Pädophilie (wo besonders oft die spielerische Betastung auffalle). Jeder Fall von Sittlichkeitsdelikten an Kindern erfordere gerichtsärztliche Untersuchung des Geisteszustandes des Täters. Auch viele Attentate von Greisen an Kindern seien auf senilen Infantilismus, auf regressive Rückbildung der infantilen Psyche zum infantilen Typus zurückzuführen.

Das erwähnte neue Buch von Hirschfeld ist nur der erste Teil eines Werkes, das drei Hauptteile umfassen und die gesamte Sexualpathologie darstellen soll. Dieser erste Teil behandelt die geschlechtlichen Entwicklungsstörungen. Kapitel I. Den Ge-

schlechtsdrüsenausfall (Eunuchoidismus, angeborener Eierstocksmangel, Ursprung und Ursachen der Kastration und Sterilisierung, Hodentransplantation, erworbener Eierstocksmangel usw.).

Kapitel II. Den Infantilismus.

Kapitel III. Die Frühreife (genitale, somatische, psychosexuelle und psychische), unter anderem: Menstruatio praecox, Geschlechtsbetätigungen an Kindern, Wunderkinder. Einseitige Begabung bei Geistesschwäche usw.

Kapitel IV. Sexualkrisen (Evolutions- und Involutionsperioden). Der nervöse, vegetative, chemische und psychische Zusammenhang zwischen den Geschlechtsdrüsen und dem übrigen Körper. — Die spezifische Reaktivität auf die Sexualhormone. — Drangzustände Jugendlicher. — Die psychopathische Konstitution. — Geschlechtsdrüsensekretion und Dementia praecox. — Veränderungen im Zentralnervensystem beim Nachlassen und Aufhören der Sexualfunktion. — Klimakterische Psychosen. — Klimacterium virile. — Menstruelle Befindungsstörungen. — Das Drüsen- und Nervenleben schwangerer und gebärender Frauen usw.

Kapitel V. Die Onanie (Ipsation).

Die Ursachen der Ipsation. (Zentrale und periphere Veranlassungen. — Die motorische Unruhe. — Surrogatonanie. — Abstinenz. — Onanisten. — Notonanie normalsexueller Frauen. — Vorstellungsonanie der sexuell Abnormalen. — Geistige Onanie, (ein veralteter Begriff.) Verbreitung und Häufigkeit der Ipsation. Ipsationsformen. — Diagnose der Ipsation. — Ipsationsfolgen. Behandlung der Ipsation (psychische, hygienische, medikamentöse, instrumentelle und operative Mittel usw.).

Kapitel VI. Automonosexualismus.

Das Buch weist die gewohnten Vorzüge des Verfassers auf: eine bewunderungswerte Klarheit, Eleganz und Anschaulichkeit der Darstellung, wie sie sich in der Wissenschaft hauptsächlich bei französischen Schriftstellern findet und die nicht mangelnde Tiefe bedeutet, sondern — und so gerade bei Hirschfeld — durch die auf äußerst reicher Erfahrung gegründete Durchdringung und Beherrschung des Stoffes möglich wird. Diese reichhaltige persönliche Praxis erlaubt es auch Hirschfeld, daß er nicht so sehr die vorhandene Literatur im einzelnen durchgeht, vielmehr unter Berücksichtigung nur der Hauptwerke (allerdings hätte vielleicht manchmal die Literatur [so z. B. in Kapitel I] etwas mehr angeführt werden können) aus dem Vollen der Wirklichkeit, wie sie ihm begegnete, schöpft, überall eigen behandelte hochinteressante Fälle bringt und an vielen Stellen auch dem Sachkenner manches Neue bietet. Am besten scheinen mir oder wenigstens am meisten Neues zu bringen die Kapitel über Infantilismus, Onanie und Automonosexualismus.

Die bisher nicht geringen falschen Anschauungen über Ursachen und insbesondere Folgen der Onanie werden aufgedeckt und widerlegt auf Grund der Ergebnisse der Erfahrung und der heute sicherer fundierten Grundlagen der Sexualwissenschaft, u. a. betont Hirschfeld, daß wirkliche Geisteskrankheiten niemals Folgen der Onanie sind, und daß es überhaupt eine spezifische Folgeerkrankung der Onanie nicht gibt.

Über das für das Gebiet der sexuellen Anomalien schon in diesem ersten Buche wichtigste Kapitel VI sei etwas näher hier berichtet.

Der Automonosexualismus wird von Hirschfeld treffend von der Ipsation dadurch geschieden, daß während letztere entweder ohne Vorstellung oder mit Gedanken an das adäquate Ziel (wobei ich hinzufügen möchte, außerhalb des Ichs liegenden Zieles) sich vollzieht, beim Autoerotismus die eigene Person nicht nur das leibliche, sondern auch das seelische Objekt der Geschlechtshandlung bildet.

Hirschfeld berichtet über Fälle, wo die Liebe zum eigenen Körper besonders durch das Spiegelbild erregt und befriedigt werde, oder durch Aktbilder der eigenen Person, oder auch schon durch die Betrachtung des nackten Körpers; ein seltsamer eigen beobachteter Fall ist der eines durch seine starke Muskulatur und besonders durch die Ausführung von Klimmzügen sexuell erregten und ad ejaculationem gelangenden Mannes. In anderen Fällen wieder erzeuge nicht der nackte, sondern der verzierte Körper geschlechtliche Empfindungen: nur äußere Ähnlichkeit dieser Fälle mit Fetischismus, denn der Fetischist liebe den Gegenstand seiner Neigung in erster Linie in Verbindung mit einer zweiten Person, manchmal zwar auch allein für sich, nicht aber wie der Autist als Teil v o n s i c h s e l b s t. Als beobachtetes Beispiel solcher autosexueller Selbstbeschmückung nennt Hirschfeld Aufsetzen von Perücken, Schminken, Anbringen künstlicher aus Wachs formierter Nasen zu automonosexuellen Zwecken.

Zahlreicher seien die Autoerotiker, die sich mit schleierhaltigen Gewändern drapierten und vor dem Spiegel allerlei Tanzevolutionen ausführten.

Dann erwähnt er: Die Automasochisten, die notwendigerweise zugleich Autosadisten seien. Nicht selten Automasochismus mit Autofetischismus (z. B. Einschnüren durch Gürtel oder Korsetts) vereint.

Die Neigung, sich durch Anziehen bestimmter Kleidungsstücke erotische Lust zu verschaffen, trage bald mehr einen zisvestitischen, bald mehr einen transvestitischen Charakter, je nachdem sich die Neigung auf Bekleidungen des eigenen oder des anderen Geschlechts erstrecke. Dabei komme weder verkappte Homosexualität noch Heterosexualität in Betracht, da der Gedanke an eine zweite Person ganz wegfalle. Besonders gelte das für Automonosexuelle, welche eine ganze Tracht anlegten. Die einen kleideten sich in Volkstrachten, andere in Lakaien, Pagen usw., andere in Schüler, in letzteren Fällen Vermengung des Automonosexualismus mit Infantilismus. Bei monosexuellen Transvestiten oft ein gewisser exhibitionistischer Zug vorhanden: der Drang in der Verkleidung sich unter Menschen zu mischen.

Bei dem auf das eigene Ich beschränkten Sexualleben des Automonosexuellen begreiflich, daß er meist ausgesprochen menschenscheu, Sonderling und Eigenbrödler sei; die von Rohleder in dem ersten von ihm beobachteten Falle angegebenen schlechten Eigenschaften „ganz krasser Egoismus, Selbstdünkel, Herzlosigkeit" hält Hirschfeld nicht für typische Begleiterscheinungen des Automonosexualismus.

Die Ansicht der Freudschen Schule, als sei der Narzißmus eine normale Durchgangsstufe in der Sexualgeschichte aller Männer und Frauen, bekämpft Hirschfeld energisch.

Der Autoerotismus sei keine reguläre Begleiterscheinung der Vorpubertät. Wenn auch der Automonosexualismus in der Pubertätszeit zuerst in die Erscheinung träte, und auch gelegentlich in der Reifezeit eine vorübergehende autistische Periode aufträte, so bleibe der Automonosexuelle nicht (wie der Infantile) auf einer sexuellen Entwicklungsstufe stehen, die für ein bestimmtes Lebensalter die Norm sei. Die Norm sei vielmehr Ausbildung einer Neigung zu einer zweiten Person.

Der im Automonosexualismus zutage tretende Defekt stelle einen schweren Ausfall dar; entweder könne es sich um einen angeborenen Bildungsfehler im zerebralen Sexualzentrum handeln, oder um eine Störung in der inneren Sekretion oder um abnormale Verhältnisse in den Eindrucks-, Assoziations- und Hemmungsbahnen.

In dem monistischen egozentrischen Charakter dieser Selbstliebe liege ihre verhältnismäßige Harmlosigkeit, es werde niemand ein positiver Schaden zugefügt, und es frage sich, ob der höchstens in der ausbleibenden Benutzung von Keimzellen liegende negative Schaden nicht im Interesse der Degenerationsprophylaxe erfolge. Wenigstens sei bei ausgesprochenen Automonosexuellen eine neuropathische Färbung unverkennbar und eine konstitutionell psychopathische Grundlage sehr wahrscheinlich.

Hinsichtlich der Behandlung will Hirschfeld, wenn die Psychotherapie nicht vermocht habe die Unterdrückung des Triebes zu erreichen und schädliche Folgen der gewaltsamen Verdrängung entstünden, erlauben, daß dem autistischen Drange in maßvoller Weise nachgegeben werden.

In dem angekündigten 2. Hauptteile seiner Sexualpathologie will Hirschfeld die Störungen der Geschlechtsdifferenzierungen erörtern (Hermaphroditismus, Androgynie, Homosexualität, Transvestitismus und anschließend die Aggressionsversionen — Masochismus des Mannes, Sadismus des Weibes —), im letzten Hauptteile die geschlechtlichen Eindrucks- und Ausdrucksstörungen (darunter hauptsächlich Symbolismus oder Fetischismus, Exzeß- und Defektanomalien [Impotenz insbesondere], ferner Angst-, Zwangs-, Hemmungsanomalien und Exhibitionismus).

VIII. Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen

herausgegeben von Dr. Magnus Hirschfeld.

Das im Namen des wissenschaftlich-humanitären Komitees von Dr. Magnus Hirschfeld seit 1899 herausgegebene „Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen mit besonderer Berücksichtigung der Homosexualität" (bis 1. Oktober 1909 in Jahrbuchform, von da ab in Vierteljahrsheften) hat seit Kriegsbeginn Inhalt und Umfang eingeschränkt. Die Hefte vom 1. Januar 1913 bis inklusive 1. Juli 1914 enthalten wie gewöhnlich: 1. selbständige Arbeiten über die Homosexualität und verwandte Erscheinungen, 2. Materialien und verschiedene Mitteilungen, 3. eine vollständige Bibliographie und 4. die für die Mitglieder des Komitees bestimmten Komitee-Mitteilungen (Geldeingänge, Personalien, Versammlungen, Vorträge usw.).

Kategorie 1: Im Heft vom 1. April 1913:

Von Ernst Haeckel: „Gonochorismus und Hermaphrodismus. Ein Beitrag zur Lehre von den Geschlechts-Umwandlungen (Metaptosen)". Hauptsächlich biologische Darstellung über die Geschlechts- und Fortpflanzungsverhältnisse der niederen Tierwelt, besonders der Protisten, ferner der Pflanzenwelt, aber auch Erörterung menschlicher Hermaphrodismen, der Rein- und Scheinzwitter, sowie der Gynäkomastie.

Als Ergebnis wird hervorgehoben, daß überall, auch beim Menschen, die embryonale Anlage der inneren und äußeren Geschlechtsorgane bei Männchen und Weibchen dieselben seien und deren charakteristische Unterschiede erst im Laufe der Ontogenese allmählich hervorträten. Daher der Schluß berechtigt, daß auch die älteren Vorfahren der Wirbeltiere Hermaphrodismus besäßen und daß im Laufe ihrer Phylogenese die sexuelle Arbeitsteilung allmählich zu dem jetzt herrschenden Gonochorismus geführt habe.

Betont wird auch, wie ich schon oben an anderer Stelle bemerkte, daß in allen Keimplasmen zwei verschiedene Substanzen gemischt sind: Androplasma, das männliche, und Gynoplasma, das weibliche Idioplasma.

In den Heften vom 1. April und 1. Juli 1914 findet sich von dem — leider während des Krieges verstorbenen Spezialforscher auf dem Gebiet des Hermaphroditismus — Franz von Neugebauer: ein

„Verzeichnis der Literatur des Pseudohermaphroditismus und Hermaphroditismus vom Jahre 1907 an nebst Nachträgen zu dem in seinem Werke ‚Hermaphroditismus beim Menschen' (Leipzig 1908, Verlag Klinkhardt) gelieferten Literaturverzeichnis von 1885 einzelner Veröffentlichungen, sowie der Kasuistik von 1257 Einzelbeobachtungen von Scheinzwittertum beim Menschen."

Fortsetzung und Schluß dieser Bibliographie bringen die während des Krieges erschienenen Hefte vom Juli und Oktober 1916. In den Heften vom 1. April und 1. Oktober 1913 wird der schon im Heft vom 1. Oktober 1912 begonnene historisch-soziale Aufsatz von Hermann Michaelis fortgesetzt.

Aus den Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans: „Ein Beitrag zur Bisexualität im 17. und 18. Jahrhundert", in welchem die Anschauungen der Herzogin über die gleichgeschlechtliche Liebe und besonders die zahlreichen von ihr erwähnten homosexuellen Männer, Adlige, Feldherren usw. aus Frankreich und Deutschland übersichtlich zusammengestellt sind, endlich auch noch eine Anzahl von homosexuellen oder der Homosexualität verdächtigen Persönlichkeiten aus der Zeit Elisabeth Charlottes durchgegangen werden.

Moderne homosexuelle Verhältnisse beleuchtet mein hauptsächlich auf Grund von Zeitungsberichten ausgearbeiteter Aufsatz über die „Homosexualität in Frankreich und Italien in den Jahren 1910, 1911 und 1912" in den April- und Juliheften 1914 (der zweite Teil über Italien mußte infolge des Krieges bisher unveröffentlicht bleiben).

Erörtert sind namentlich strafbare Handlungen an Homosexuellen und seitens Homosexueller mit homosexuellen Beweggründen.

Homosexuelle soziale Zustände stellt im Januarheft 1914 dar F. Hugländer in dem interessanten Aufsatz: „Aus dem homosexuellen Leben Alt-Berlins" mit Berichten über den homosexuellen Mordprozeß Zastrow, sowie über Persönlichkeiten wie den Hofschauspieler Hermann Hendrichs, den Prinzen Georg von Preußen, über die damaligen beliebten Treff- und Sammelpunkte der Homosexuellen usw.

Den schweren sozialen hauptsächlich durch den § 175 hervorgerufenen Mißstand des Erpressertums bespricht Dr. M. Hirschfeld im Aprilheft 1913 unter dem Titel: „Aus der Erpresserpraxis." Er untersucht insbesondere: „Wer sind die Erpresser? Wie wird die Erpressung ausgeführt? Was fordert der Erpresser? Womit droht er?"

Der Aufsatz zeigt abermals Verfassers große, aus tausend praktischen Fällen geschöpfte Kenntnis der Materie.

Im Juliheft 1913 richtet Dr. Kurt Hiller unter: „Ethische Aufgaben der Homosexuellen" einen recht kühnen, aber wohl kaum ausführbaren Aufruf an die Homosexuellen, nämlich sich besser zu organisieren und geschlossen als Homosexuelle offen sich zu bekennen, dies sei nicht allzu schwer zu erreichen, wenn sich einmal eine große Anzahl bedeutender homosexueller Persönlichkeiten bereit erklärt hätte, die Nennung ihrer Namen zu gestatten.

Derselbe Verfasser verlangt im Juliheft 1914: „Wo bleibt der homoerotische Roman?“ künstlerisch wertvollere homosexuelle Romane als die meisten, die in der letzten Zeit erschienen und bespricht lobend Libers Roman: Seelenwanderung, der, obgleich kein eigentlicher homoerotischer Roman, doch Starkes und Eigenartiges enthalte und in tiefen Tönen den Jüngling verherrliche.

Sonstige Aufsätze rein literarischen Charakters enthalten Aprilheft 1913: „Ein homosexueller Romanheld bei Balzac“ von Otto Frh. v. Taube: Die Homosexualität von Jacques Collin, der in 4 Werken Balzac vorkommt: Le père Goriot, Illusions perdues, „Splendeur et misère des courtisanes“. „Le déporté d'Artis“, wird glaubhaft nachgewiesen: Collin (Vautrin im „Père Goriot“) habe viermal Beziehungen zu besonders schönen jungen Leuten, die, obgleich weiberliebend, alle Mädchenhaftes an sich hätten, so besonders Rastignac, Lucien Calvi. Die Zuchthäusler Mitgenossen Collins nennten ihn eine „Tante“ und die Polizei kenne ihn als einen Mann, „der die Frauen nicht liebe“.

Balzac habe in Collin nicht den landläufigen Typ des effeminierten, weichlichen, höchstens künstlerisch halbbegabten Homosexuellen gegeben, sondern den selteneren: einen Menschen, stark im Tragen, wie im Handeln, mutig, leidenschaftlich, zäh.

Januarheft 1914: „Der männliche Eros im Werke Stefan Georges“ von Peter Hamecher.

Dieser Eros ist mit der landläufigen Homosexualität nicht zu verwechseln, er ist vergeistigt, stellt mehr ein Symbol und Sinnbild des Ewigen dar, führt zu mystischem Bund zwischen Gleichgeschlechtlichen.

„Es besteht“, wie Hamecher sagt, „kein Unterschied der Geschlechter; das Übergeschlechtliche ist aus dem ‚Gleichgeschlechtlichen‘ herausgewachsen und zu weltschaffender Kraft gesteigert.“

Im gleichen Heft gibt Dr. Jules Liber eine psychologische Studie über „Niccolo Paganini“, aus dessen eigenartiger Wesensart und Kunst, seinem negativen Verhalten dem Weib gegenüber, sowie seinen, wenn auch anscheinend stark vergeistigten Beziehungen zu schönen Jünglingen, er homosexuelle Artung vermutet.

Kategorie 2. Materialien und Verschiedenes:

Fast alle Hefte geben die in Zeitungen und Zeitschriften für und wider erschienenen „kritischen Äußerungen“ über den § 250 des Vorentwurfs zu einem deutschen StGB. (bisher § 175) fortlaufend wieder.

Abgedruckt sind ferner Zeitungsnachrichten über Fälle von Transvestitismus, Erpressungen, Selbstmorde aus homosexuellen Motiven usw., sowie bibliographische Notizen usw.

Kategorie 3. Die Bibliographie der homosexuellen Literatur, d. h. die eingehende Wiedergabe des Inhalts nebst kritischer Besprechung aus dem Jahre 1911 (Fortsetzung und Schluß), dem Jahre 1912 und dem Jahre 1913 (Anfang, nur bis Buchstabe „H“) wurde, wie seit 1900, von mir geliefert.

Die in den Januar-, April- und Juliheften publizierte wichtige Abhandlung von Blüher: „Die drei Grundformen der Homosexualität“ ist oben besprochen.

Seit Beginn des Krieges erschienen die Vierteljahrsberichte erst wieder vom April 1915 ab, aber mit sehr gekürztem Inhalt: Sie beschränken sich im wesentlichen darauf, außer den Komitee-Mitteilungen eine Übersicht über den Einfluß des Krieges auf das Komitee und seine Mitglieder zu geben, namentlich unter Mitteilung zahlreicher Feldpostbriefe, sowie Notizen und Zeitungsberichten über „Frauen als Soldaten im Weltkrieg“ abzudrucken.

Außerdem enthalten die Hefte Juli und Oktober 1916 den Schluß der oben erwähnten Bibliographie Neugebauers über den Pseudohermaphroditismus und den Hermaphroditismus vom Jahre 1907 an. Das Januarheft 1917 bringt den früher erwähnten Aufsatz Hirschfelds über die Experimente Steinachs.

Kleine Mitteilungen.

Formen der sexuellen Vereinigung bei den Tieren.

Von H. Fehlinger.

Bei den Tieren gibt es verschiedene Formen der sexuellen Vereinigung, die im allgemeinen den bei den Menschen bestehenden Formen entsprechen. Dabei ist jedoch nicht daran zu denken, daß gleiche Vereinigungsformen, die bei Tieren auftreten, welche im System weit voneinander entfernt stehen, gemeinsamen Ursprungs, d. h. von Art zu Art übernommen sind; vielmehr haben gleiche oder ähnliche äußere Lebensbedingungen zu mehrfachem Entstehen derselben Vereinigungsform geführt.

Der Geschlechtstrieb ist häufig Anlaß der Vergesellschaftung der Tiere: Wenn die Begattung notwendig wenigstens zwei Tiere verschiedenen Geschlechts für einige Dauer zu einer Gesellschaft zusammenschließt, so k a n n auch jede Art der Zuneigung, des engeren Anschlusses an den Gatten, die nicht rein sexuell bedingt ist, auf dieser Grundlage günstigen Boden finden, ohne es zu müssen, wie die zahlreichen Fälle äußerst lockerer sexueller Bündnisse lehren. Besonders bei den höheren Tieren scheinen die Brunstperiode überdauernde sexuelle Vereinigungen die Regel zu sein, und diese Vereinigungen sind um so fester, je mehr andere als sexuelle Beweggründe den Zusammenhalt sichern. Doch begegnet man im Tierreiche Geschlechtsvereinigungen von recht verschiedener Dauer: Von der einmaligen Begattung bis zum Ehebündnisse auf Lebensdauer, das übrigens nicht etwa nur von einigen höheren Wirbeltieren geschlossen wird, sondern das z. B. auch bei den Termiten vorkommt, bei welchen sogar eine längere Verlobungszeit mit unverbrüchlicher Treue der beiden Verlobten vorausgeht.

Dem Versuch einer Einteilung des Konnubiums nach dem Grade der Festigkeit des Bündnisses der Gatten stehen unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, so verlockend dieses Unternehmen auch sein mag. Die Extreme sind wohl leicht zu unterscheiden, aber die vermittelnden Stufen grenzen sich nirgends scharf voneinander ab. Zudem steht es mit der ehelichen Treue bei den Tieren im ganzen nicht besser als bei den Menschen, weshalb über die Festigkeit von Bündnissen mehr von Fall zu Fall, als im allgemeinen geurteilt werden kann. Daher kann man die Konnubien nur, wie es P. D e e g e n e r tut, dem wir hier folgen [1]), nach ihrer Z u s a m m e n s e t z u n g in polygame und monogame unterscheiden, und die polygamen wieder in polygyne und polyandrische, die monogamen in lockere und festere bis lebenslängliche, einteilen.

Polygamie ist im Tierreich seltener als Monogamie, welch letztere dann besteht, wenn sich nur ein Männchen und ein Weibchen zur Fortpflanzung zusammengesellen. Wird die Ehegenossenschaft aber reicher an Mitgliedern, vereinigen sich mehr als zwei Individuen zum Zweck der Zeugung von Nachkommen, so wird das Eheverhältnis als Polygamie bezeichnet; besteht die polygame Gruppe aus einem Männchen und mehreren Weibchen, so liegt Polygynie vor, dagegen handelt es sich um Polygandrie, wenn die Gruppe aus mehreren Männchen und bloß einem Weibchen zusammengesetzt ist. Polyandrie ist im Tierreiche verhältnismäßig sehr selten.

Ein eigenartiger Fall von Polygynie kommt bei den Termiten vor. Die gewöhnlichen Geschlechstiere der Termiten sind streng monogam. Stirbt aber das weibliche Geschlechtstier — die „Königin" — einer Kolonie, so werden aus Nymphen m e h r e r e weibliche Ersatztiere aufgezogen, mit denen der primäre „König" in Polygynie lebt. Sterben beide primäre Geschlechtstiere, so erziehen die Arbeiter gewöhnlich bis zu 100 Ersatz-Geschlechtstiere, unter welchen die

---

[1]) Prof. Dr. P. D e e g e n e r: Die Formen der Vergesellschaftung im Tierreich. XII u. 420 S. Leipzig 1918. Veit & Comp. 12 Mk. 50 Pf.

Weibchen stark in der Überzahl sind, und an die Stelle der Monogamie der Eltern tritt bei diesen Ersatzgeschlechtstieren Polygynie oder allgemeine sexuelle Vermischung (für welche Deegener die Bezeichnung Kommunalkonnubium einführt). Regelmäßig in Polygynie leben gewisse Borkenkäfer; sonst wurde diese Form der sexuellen Vereinigung bei niederen Tieren noch nicht beobachtet. Häufig ist sie hingegen bei Vögeln und Säugetieren, und zwar besteht sie bei manchen Arten dauernd, bei anderen nur vorübergehend während der Brunstzeit. Ein Beispiel vorübergehender Polygynie bildet der Rothirsch. Außer der Brunstzeit leben die starken Hirsche, die für die Fortpflanzung in Betracht kommen, entweder einsam oder sie bilden kleine Gesellschaften, deren Zusammenhalt durch das Fehlen des Geschlechtstriebes möglich wird. Ende August schlägt sich der Feisthirsch zum Rudel; er verjagt die jungen Hirsche und Kälber und bildet mit dem Mutterwild ein Polygynium, das bis zum Ende der Brunstzeit, im Oktober, besteht. Nachher sondern sich die starken Hirsche wieder von dem beschlagenen Mutterwilde, sie kommen also in keine Beziehung zu ihren Nachkommen. Der Zusammenhalt der polygynen Gruppe wird nur durch die überlegene Kraft und Wachsamkeit der starken Hirsche gewährleistet. Auch bei den Robben bestehen während der Brunstzeit polygyne Vereinigungen, außerhalb derselben jedoch andersartige Sozietäten.

Wird das Verhältnis der Männchen zu ihren Weibchen fester und überdauert es die Brunstperiode, so entstehen polygyne Elternfamilien: Es bleiben beide Eltern mit ihren Kindern vergesellschaftet. Bei manchen Tieren vereinigen sich mehrere solche Familien zu größeren Herden, wie z. B. bei den Wildpferden, gewissen Wildschafen usw. Zur Brunstzeit kommt es dann manchmal zur zeitweiligen Auflösung der größeren Verbände. In solcher Weise dissoziierend wirkt der Geschlechtstrieb bei dem Mufflon Sardiniens. Während die Mufflons gewöhnlich in Rudeln zusammenleben, die ein alter Bock führt, kämpfen zur Paarungszeit die Böcke um die Weibchen und das Rudel löst sich in Polygynien auf: Jeder Bock geht mit seinem erkämpften Weibchen seine eigenen Wege. Wo sich dauernde Polygynien bilden, haben die Männchen fast immer auch die Rolle eines Führers und Beschützers der Gruppe. Die schwächeren älteren und die jungen Männchen, die kein Weibchen um sich sammeln können, scheinen in der Regel besondere Herden zu bilden, die sich während der Zeit des Geschlechtstriebes auflösen. Die Weibchen einer polygynen Gruppe zerstreuen sich gewöhnlich nach dem Tode ihres Männchens.

Als Charakteristikum des Polyandriums genügt die Tatsache, daß sich mehrere Männchen zum Zwecke der Kopulation einem Weibchen zugesellen; gleichgültig bleibt, ob ihrer mehrere oder nur eines an das Ziel ihres Werbens gelangen.

Ein Beispiel von Polyandrie haben wir beim Kuckuck. Deegener schreibt: Das nestsuchende Kuckucksweibchen schweift weit umher und kommt daher in die Wohnbereiche verschiedener Männchen, die es freundlich aufnehmen. Es kommt jedenfalls häufig vor, daß ein Kuckucksweibchen von mehreren Männchen getreten wird, zumal es fast doppelt so viele männliche als weibliche Tiere dieser Art zu geben scheint. Deutlicher ausgeprägt ist die Polyandrie beim Haussperling; doch scheint bei diesem Promiskuität gleichfalls weit verbreitet zu sein. Wo es zahlreiche Hasen gibt, pflegen mehrere Männchen, einander bekämpfend, um ein Weibchen zu werben, und dann sieht man sie kleine Gesellschaften von der Form eines Polyandriums bilden, die von sehr kurzem Bestande sind. Polyandrien bilden auch die Füchse. Im Februar sieht man mehrere Männchen um ein Weibchen bemüht, wobei wohl nicht immer ein Männchen allein begünstigt werden dürfte. Ausnahmsweise kommt vorübergehende Polyandrie ferner bei den im allgemeinen monogamen Wildkatzen vor. Lockere Polyandrien sind oft bei Insekten zu beobachten, ja es kommt bei ihnen bisweilen sogar eine Doppelkopula zustande. Dauernde polyandrische Vereinigungen wurden bei gewissen Cirripedien, bei Bonellia und anderen niederen Tieren festgestellt.

Primitive M o n o g a m i e besteht in den Fällen, wo sich ein Männchen und ein Weibchen nur zum Zwecke der Begattung vergesellschaften und hernach sogleich wieder trennen. Die Verbindung der beiden Gatten kann aber eine festere werden, so daß sie den Geschlechtstrieb überdauert und dann in die Form der monogamen Familie übergeht. Ja es gibt Fälle, in welchen das monogame Geschlechtsverhältnis die aus ihm hervorgegangene Familie überdauert, indem es nach der Auflösung der Familie (durch Trennung der Kinder von ihren Eltern) fortbestehen bleibt, um wiederholt zur Entstehung von Elternfamilien zu führen. Die festeste Form der Monogamie ist die Ehe auf Lebensdauer, wie sie bei Tauben, beim Haselhuhn, Rebhuhn, der Wildente und Wildgans, und bei Raubvögeln vorkommt. Auch viele Säugetiere leben in dauernder Monogamie, während sie bei anderen nur ein vorübergehender Zustand ist. Bei manchen Insekten und anderen niederen Tieren besteht gleichfalls Monogamie. Deegener rechnet hierzu auch die Fälle, wo das Männchen gleich nach der Begattung stirbt, oder von seinem Weibchen nach oder noch während der Begattung aufgefressen wird, wie es z. B. bei gewissen Spinnen geschieht.

Rein sexueller Natur sind die primitiven monogamen Verbindungen. Sie beruhen ausschließlich auf dem Begattungsbedürfnis und es besteht keine weitere Anhänglichkeit, keine andersartig begründete Assoziation zwischen beiden Gatten. In den meisten Fällen besteht augenscheinlich nicht einmal eine Vorliebe für bestimmte Individuen des anderen Geschlechts, wie sie sich beim Menschen und bei gewissen höheren Wirbeltieren in scheinbar recht launenhafter Weise geltend macht. Ganz mangelt die geschlechtliche Zuchtwahl bei den wirbellosen Tieren freilich auch nicht, aber sie ist die Ausnahme, wie auch Monogamien von festerem Zusammenhalt bei den niederen Tieren selten sind. Im ganzen hat die Monogamie ihre weiteste Verbreitung bei den Vögeln, mindestens sofern es sich um sexuelle Vereinigungen von längerer Dauer und gesteigertem, d. h. nicht ausschließlich sexuellem Wert handelt. Das einsame Leben der Raubvögel ist der Monogamie günstig, aber ohne eine bestimmte Veranlagung könnte die Lebensführung allein die Monogamie nicht entstehen lassen. Man kann mit Espinas annehmen, daß die monogamen Vögel eine uneigennützige reine Zuneigung für einander hegen, welche den Zauber der ersten Begegnung überlebt und die Dauer ihrer Vereinigung weit über diese Zeit hinaus verlängert.

Sexuelle Vereinigungen, welche aus mindestens zwei Männchen und zwei Weibchen bestehen, bilden ein K o m m u n a l k o n n u b i u m, wenn sowohl die Männchen polygyn, als auch die Weibchen polyandrisch sind. In solchen Vereinigungen ist jedes Weibchen für jedes Männchen da. Häufig ist Promiskuität bei Fischen, denn wenn an den Laichplätzen die Weibchen ablaichen und die Männchen ihr Sperma entleeren, kann von einer Paarung nicht die Rede sein. Bei der Zauneidechse, die außer der Begattungszeit nicht gesellig lebt, wurde ebenfalls Promiskuität beobachtet. Beim Bergschaf der amerikanischen Felsengebirge, wie beim Bison, werden zur Fortpflanzungszeit weder Paare noch polygame Verbindungen gebildet, so daß der Bestand von Kommunalehegenossenschaften anzunehmen ist. Dasselbe gilt von den Antilopen und den Wildschweinen. Promiskuität besteht ferner bei verschiedenen Arten der kleinen Affen.

Zu erwähnen sind endlich noch die P e r v e r s i e n, Vereinigungen von Tieren, die zum Zweck der Begattung gebildet wurden, die jedoch nicht der Fortpflanzung dienen. In der Regel kommen dabei Vereinigungen gleichgeschlechtlicher — vorwiegend männlicher — Tiere in Betracht. Besonders häufig sind derlei Perversien bei Haustieren zu sehen, doch kommen sie auch in der Natur vor. Bekannt geworden sind Pseudokopulationen von verschiedenen Vögeln und Säugetieren, Fröschen und Kröten, ferner von Käfern, Spinnen, Fliegen und Bienen. Von den Bienen wird z. B. berichtet, daß sich

die Drohnen nach ihrer Vertreibung aus dem Stock unter dessen Boden in großen Klumpen ansammelten. Die Untersuchung dieser Klumpen ergab, daß alle Tiere paarweise in Kopulation waren. Dabei ist zu beachten, daß jedem Bienenvolke mit Hunderten von Drohnen nur ein begattungsfähiges Weibchen, die Königin, angehört.

Ungewiß ist, ob das Zustandekommen der Perversien im Tierreich auf einem angeborenen gleichgeschlechtlichen Triebe beruht, oder ob es unter dem Einfluß eines objektiv getäuschten oder eines das Unterscheidungsvermögen des Tieres beeinträchtigenden blinden, ungestümen Kopulationstriebes steht. Es sind wohl alle drei Möglichkeiten gegeben und die Entscheidung, welche von ihnen zutrifft, kann nur von Fall zu Fall erfolgen. (Vgl. Jahrb. f. sex. Zwischenstufen, II, S. 126 u. f.)

Hofrat Dr. Löwenfeld ersucht uns um Aufnahme nachstehender Replik:

Infolge zufälliger Umstände (Abwesenheit von München) gelangte Heft 4 des 5. Bandes dieser Zeitschrift erst im September in meine Hände. Das Heft enthält einen Brief Dr. Mühsams, in welchem sich der Kollege in der Hauptsache mit einer Polemik gegen meinen im August vorigen Jahres im 4. Bande dieser Zeitschrift veröffentlichten Aufsatz „Sexualchemismus und Sexualobjekt" befaßt. Eine eingehende Auseinandersetzung mit den Ausführungen Dr. Mühsams würde einen neuen Aufsatz über das von mir behandelte Thema erheischen, eine Leistung, zu der ich gegenwärtig keinerlei Neigung besitze. Ich muß mich daher auf folgende Bemerkungen beschränken.

In der Zwischenzeit seit der Publikation der erwähnten kleinen Arbeit im August vorigen Jahres ist in der Münchn. med. Wochenschr. Nr. 6 vom lf. Jahre eine Abhandlung von Prof. Steinach und Dr. Lichtenstern in Wien erschienen, welche betitelt ist „Umstimmung der Homosexualität durch Austausch der Pubertätsdrüsen". Die in dieser Abhandlung enthaltenen Mitteilungen haben mich zu einer Revision meiner Anschauungen über die Genese der Homosexualität veranlaßt, die eine teilweise Änderung derselben nach sich zog. Dr. Mühsam kommt daher mit seiner Polemik etwas zu spät. Ich kann seinen Ausführungen, soweit sie gegen mich gerichtet sind, um so weniger Gewicht beilegen, als er es nicht für gut fand, eines meiner Hauptargumente, den Fall eines in den 60er Jahren stehenden, andauernd sexuell normalen Mannes zu berücksichtigen, bei welchem unter dem Einflusse bestimmter äußerer Momente homosexuelle Neigungen auftraten. Der Fall paßt allerdings schlecht in das Mühsamsche Schema. Ich habe am Schlusse meines Aufsatzes versucht, aus der Fülle experimenteller und klinischer Tatsachen, welche für die Bedeutung der Sexualhormone für den Sexualtrieb sprechen, das gesichert Erscheinende herauszuheben. Wenn ich in dem letzten der betreffenden 3 Sätze bemerkte: „Dagegen liegt zur Zeit kein genügendes Material für die Begründung der Annahme vor, daß die qualitativen Anomalien des Sexualtriebs in irgendwelchen Beziehungen zu Anomalien der inneren Sekretion der Keimdrüsen stehen," so entsprach dies dem damaligen Stande unserer Kenntnisse, der sich aber inzwischen, wie schon erwähnt wurde, geändert hat. Der Satz bedarf daher einer korrigierenden Ergänzung, die sich in folgender Weise formulieren läßt: Eine Ausnahme bildet nur die Homosexualität, an deren Entstehung nach den Steinach-Lichtensternschen Erfahrungen Anomalien der Sexualhormone ein gewisser, noch näher zu bestimmender Anteil zukommt.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Iwan Bloch in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

Fünfter Band | November 1918 | 8. Heft

Sexualität und Symmetrie.

Entgegnung auf den gleichnamigen Aufsatz von *Paul Kammerer* [1]).

Von Wilhelm Fließ
in Berlin.

Das Problem.

In meinem Buch „Der Ablauf des Lebens" [2]) habe ich eine Entdeckung ausgebaut, die ich schon ein Jahrzehnt früher veröffentlichte: daß alles Lebendige von zwei Perioden durchpulst würde, in deren Rhythmen die Veränderungen des Lebensgeschehens erfolgten. Die beiden Perioden hätten 23 bzw. 28tägige Dauer. Ich habe dort auseinandergesetzt, was mich veranlaßte, in diesen beiden Perioden die Lebensdauer von Substanzeinheiten männlichen und weiblichen Stoffes zu sehen, aus denen alle Wesen, Mann und Weib, bestünden. Das führte dann zu dem weiteren Schluß der dauernden Doppelgeschlechtigkeit aller Lebewesen. Daß viele Tiere und noch mehr Pflanzen wirklich beiderlei Geschlechtsorgane besitzen, also sogar doppelgeschlechtlich sind, war ebenso bekannt als die weitere Tatsache, daß auch, wo getrennte Geschlechter vorliegen, sich doch die Anlage der männlichen Geschlechtsorgane beim Weibe und der weiblichen beim Manne nachweisen ließ. Aber auch das Somageschlecht des Mannes enthält normalerweise weibliche Zeichen, z. B. rudimentäre Mammae, und das Somageschlecht des Weibes männliche Zeichen, z. B. Bartspuren. Aber gerade diese Zeichen, die wir gemeinhin sekundäre Geschlechtscharaktere nennen, wechseln bei den verschiedenen Individuen so sehr, daß wir in den extremen Fällen im Zweifel sind, ob wir einen Mann oder ein Weib vor uns haben. Das Mischungsverhältnis der männlichen und weiblichen Substanz ist also ein in weiten Grenzen schwankendes. Normalerweise ist es so, daß der Mann mehr männlichen und weniger weiblichen, das Weib mehr weiblichen und weniger männlichen Stoff erhält. Die Verteilung dieser Stoffe auf die beiden Körperseiten ist aber nicht gleichmäßig. In der Mehrzahl der Fälle bekommt die rechte Körperseite beim Manne mehr männlichen, bei der Frau mehr weiblichen Stoff, also die rechte Seite entspricht in ihrer Hauptmasse dem Geschlecht, die linke dem Gegengeschlecht. Sie enthält also beim Mann die größere Quantität des ihm zukommenden weiblichen Stoffes und beim Weibe den Hauptanteil des männlichen Stoffes. So erklärt sich die Erfahrungstatsache, daß die rechte Seite bei beiden Geschlechtern normalerweise überwiegt.

Aber das ist nicht immer so. Wir wissen, daß auch die linke überwiegen, oder doch der rechten gleich sein kann. Am augenfälligsten zeigt

---

[1]) In dieser Zeitschrift Bd. 5, Heft 1 u. 2.
[2]) Wien und Leipzig 1906.

sich das in der Linkshändigkeit, allgemeiner gesagt in der Linkigkeit oder Gelinktheit.

Nun hat die Beobachtung gezeigt, daß gelinkte Leute viel mehr von den sekundären Geschlechtscharakteren des anderen Geschlechtes darbieten, als ihre rechtsbetonten Geschlechtsgenossen. Gelinkte Männer haben weiblichere, gelinkte Frauen männlichere Mischung. Und umgekehrt sind Männer mit weiblicherer und Frauen mit männlicherer Mischung gelinkt. Weiblicher und männlicher im Vergleich zur Mehrzahl ihrer Geschlechtsgenossen.

Wenn ein gelinkter Mann aber weiblicher betont ist, so liegt der Schluß nahe, daß seine linke Seite das Plus an weiblicher Substanz enthalten wird. Und ferner, wenn ein Mann weiblichere Mischung aufweist, so dürfen wir voraussetzen, daß ein Überwiegen der linken Körperseite sich bei ihm bemerkbar machen wird.

Werden diese Voraussetzungen und Schlüsse auch durch die Erfahrung bestätigt? Jawohl. Und zum Beweise dessen habe ich aus meinem nächsten Beobachtungskreis eine Anzahl von Gelinkten beschrieben, bei denen das Hineinschauen in die sekundären Charaktere des anderen Geschlechtes deutlich ist. Zu diesen Linksbetonten gehören auffallend viel Künstler. Und eine nähere Betrachtung hat gezeigt, daß das Künstlertum rein körperlich durch starke Betonung des Gegengeschlechts gezeichnet wird. Daß also Künstler neben ihrer vollen Männlichkeit noch ein Plus an weiblicher Substanz besitzen und Künstlerinnen neben ihrer vollen Weiblichkeit noch ein Plus an männlicher Substanz. Daraus folgt, daß auch die Künstler gelinkt sein müssen. Die Linkigkeit spricht sich aber nicht immer nur in den Bewegungen von Arm und Hand aus, sondern sie ist über den ganzen Körper verteilt. Doch zeigt sie sich nicht in allen Bewegungen, sondern vielfach nur in solchen, zu denen besondere Kraft oder Geschicklichkeit gehört. So kommt es, daß die Linksbetonung des öfteren verschleiert ist und erst durch genauere Beobachtung festgestellt werden muß. Diese Beobachtung schafft eine Reihe von Merkmalen, deren kombiniertes Vorkommen dann die Linksbetonung offenbart. Die Gültigkeit der Merkmale zu bemängeln, ist das erste Ziel der Kammererschen Kritik.

Die Merkmale der Linksbetonung.

Ich folge seinen kritischen Bemerkungen der Reihe nach.

„Das Tragen von Kindern oder Paketen, das Heben des Kleides mit der linken Hand, von Fließ als Linkshändigkeit gewertet, ist sicher oft umgekehrt zu deuten: man überläßt dem linken Arm eine stabilere, simplere, ruhigere Beschäftigung, um den rechten für mannigfaltigere, wechselndere und kompliziertere Hantierungen freizubehalten.“ Dagegen ist zuvörderst zu sagen, daß es sich meist nicht um absichtliche, völlig bewußte Hantierungen handelt, bei denen die Überlegung entscheidet, sondern es sind unwillkürliche Bewegungen, die instinktiv gemacht werden, wie z. B. das Kauen. Jeder bevorzugt dabei eine Seite. Fragt man ihn welche, so weiß er das selbst nicht. Um die Last des Kindes oder Paketes zu tragen, wird doch der stärkere und nicht der schwächere Arm bevorzugt. Und das ist gewöhnlich der rechte. Nur bei Gelinkten ist es der linke. Endlich und entscheidend ist festzustellen, daß bei uns in Deutschland, in anderen Ländern mag es anders sein (vgl. die späteren Ausführungen), die Kinder in der großen Mehrzahl der Fälle von den Müttern auf dem rechten Arm getragen werden. Auf dem linken tragen das Kind nur solche, die auch sonst linksbetont sind. Man braucht nur die Augen

aufzumachen und wird das bestätigt finden. Ebenso ist es mit dem Pakettragen und dem Kleideraufheben. Das tun die meisten rechts. Tut es jemand links, so ist das schon auffallend und Grund genug nachzusehen, ob nicht auch sonst die Linke bevorzugt wird.

Beispiel 21 („Ablauf des Lebens" S. 453). Ledige Sechzigerin. Groß, eckig, intelligent, männlich-egoistisch. Tüchtig, auch im Trinken. Eindruck männlich, Schnurrbart, zieht sich die Haare dort aus. Die rechte Hand ist zwar entschieden größer als die linke, aber sie greift mit der Linken, trägt Pakete, Schirm usw. mit der Linken und kann Kinder nur auf dem linken Arm tragen. Sie frisiert sich mit der Linken, beim Falten der Hände ist der linke Daumen oben . . .

Weiter. Links überreichen die weicheren Lebemänner der Dame ihres Herzens die Blumen, schrieb ich. Weil, sagt Kammerer, sie „mit der Rechten den Hut abziehen und zierlich schwenken, oder die Hand der Dame ergreifen und an ihre Lippen ziehen wollen". Köstlich! Sie kommen also mit dem Hut auf dem Kopf ins Zimmer und schwenken ihn dann zierlich. Und die Hand der Dame wollen sie schon ergreifen, noch ehe sie die Blumen abgegeben haben. Denn dafür müssen sie ja die Rechte freibehalten! Daß die Mehrzahl der Menschen auch Blumen in der Rechten trägt und mit ihr sie überreicht, kümmert den Kritiker nicht.

„Das Reichen der Linken (Beispiel 34) ist oft nur Affektation oder Herablassung, andererseits lernt jeder Linke die Rechte geben, um der Höflichkeit zu genügen." Ich weiß nicht recht, wie ich diese Bemerkung auffassen soll. Heißt sie etwa, Beispiel 34 könne nicht zurecht bestehen, weil dort von einer 50jährigen Frau gesagt wird „gibt immer die linke Hand"? Trotzdem Kammerer behauptet, sie müsse gelernt haben die rechte zu geben. Die dort beschriebene, exquisit männliche Frau kann garnicht anders, und von Affektation oder Herablassung ist bei ihrem bescheidenen Auftreten auch nicht im entferntesten die Rede. Kammerer liebt es, Möglichkeiten zu konstruieren, statt aus der beobachteten Wirklichkeit zu lernen.

„Wenn bei mühsamen Beschäftigungen die rechte Hand, die damit begonnen, nach einiger Anstrengung von der linken abgelöst wird (Beispiel 46), wie beim Einfädeln (S. 469) und beim Auswringen, wobei übrigens beide Hände ziemlich gleichzeitig und gleichmäßig in Aktion treten: so ist daraus eher auf Rechtsheit zu schließen, als wenn die Linke begonnen und in zweiter Reihe mit der Rechten abgewechselt hätte."

Und wie lautet Beispiel 46?

Einen guten Bekannten, der mir erzählte, daß sein Sekretär sich zum Sänger ausbilde, habe ich gebeten mir darüber Auskunft zu verschaffen, ob bei dem Manne Spuren von Linkshändigkeit vorhanden wären. Er schreibt wörtlich: Gestern habe ich Herrn H. betreffs der Linkshändigkeit interpelliert. Resultat ist folgendes: Herr H. hat bei seinem Klavierunterricht stets besonderes Lob für die linke Hand erhalten. Er ist beim Turnen stets, besonders beim Springen, mit dem linken Fuß angetreten und abgesprungen. Bei einem gestern veranstalteten manuellen Probeversuch, eine beim Hals angefaßte Weinflasche durch Fingerbewegungen nach oben zu bringen, bis die Hand an den Boden der Flasche kommt — gab Herr H. die rechte Hand sehr bald auf und nahm die linke. Weiter hat sich vorläufig nichts feststellen lassen.

Was geht daraus hervor? Ein zweifellos linksbetonter Mann (Klavierspiel, Turnen) ermüdet leicht mit der Rechten und nimmt zu einer Kraftprobe die Linke. Und das soll für das Überwiegen der Rechten sprechen?

Und die Künstlerin auf S. 469, die mit der Linken die Schere führt, um ihre phantastischen Gewänder zuzuschneiden, läßt die Heftnadel bald von der Rechten in die Linke übergehen. An dieser Stelle ist vom Einfädeln gar nicht die Rede. Wer mit der Linken zuschneidet, ist linksbetont, wer auch mit der Linken heften kann, ebenfalls. Und Beispiel 53 (Beobachtung von Dr. Siegmund) besagt von einer 26jährigen Opernschülerin mit breiterer linker Gesichtshälfte, sie hebt ihr Kleid auf der Straße nur links auf, benutzt für das Taschentuch immer die linke Hand, ebenso wie für Hantierungen, die Kräfte erfordern, z. B. auswringen. Gewiß ist das Beispiel etwas kurz, aber die Linksbetonung wird doch keineswegs nur aus dem Auswringen erschlossen, bei dem übrigens gewöhnlich doch die rechte Hand die aktivere ist.

„Wenn dem Kinde, das die linke Hand benutzt, auf die Finger geklopft wird, so ist dies für Fließ (Beispiel 41) ein Zeugnis für dessen Linksheit."

Im Kapitel 41 wird ein Künstler von sehr weiblichem Typus beschrieben. Sein Vater, heißt es da, der selbst Linkshänder war, klopfte dem Sohn immer auf die Finger, wenn er die linke Hand brauchte. Er selber hat geflissentlich die Rechte ausgebildet (Fechtübungen), trotzdem kann er sich nur mit der Linken schneuzen und auch nur mit der Linken das Seidel zum Munde führen. Selbst die Erziehung vermochte die angeborene Anlage zur Linksheit nicht zu beseitigen. Wie stark muß diese also gewesen sein!

Ich möchte an dieser Stelle noch bemerken, daß die Kinder, welche die linke Hand geben, beim Schreibenlernen ihre Linksbetonung noch auf eine eigentümliche Art zeigen. Sie versuchen Buchstaben und Zahlen nach Art der Spiegelschrift zu machen; z. B. schreiben Sie die Zahl 4 so, daß der winklige Haken nicht nach rechts, sondern nach links offen ist.

„Das Zukneifen des linken Auges (Beispiel 26) halte ich entschieden für ein Merkmal der Rechtsheit, weil hier nicht das Schließen, sondern das angestrengte Fixieren Aktivität bedeutet . . . Im Beispiel 29 wird von Fließ gerade wieder die Unbeweglichkeit des linken Auges infolge Ophthalmoplegia externa completa als Zeichen der Linksheit angenommen."

Im Beispiel 26 heißt es von einer Mathematik Studierenden: ihre linke Hand ist mindestens ebenso stark, wie die rechte. Sie nimmt die Nadel in die linke Hand, hat beim Falten der Hände den linken Daumen oben, kann Taillenknöpfe am Rücken nur mit der Linken schließen, zieht auch vorn gewöhnlich die Knöpfe mit der Linken durchs Knopfloch. Sie kann das linke Auge allein zukneifen, das rechte nicht. Ebenso kann sie den kleinen Finger der linken Hand sehr leicht bewegen, den der rechten nur unvollkommen.

Hier hat eine zweifellos auch sonst Linksbetonte nur in der linken Augenmuskulatur und im linken kleinen Finger eine Bewegungsfähigkeit, die sie auf der rechten Seite nicht hat; und das soll für das Übergewicht der Rechten sprechen? Vom Fixieren ist gar nicht die Rede.

Und im Fall 29 wird über eine maskuline Frau, die das Unglück hat, von einer linken vollständigen und rechten unvollständigen äußeren Augenlähmung befallen zu sein, gesagt: linke Hand und Oberarmkugel größer als rechts. Mit der Linken besonders geschickt, macht mit ihr Handarbeiten, führt die überwendliche Naht von rechts nach links aus, gegen die Richtung des Uhrzeigers. Kann auch sehr gut Spiegelschrift schreiben. Beim Einfädeln hält sie die Nadel in der Rechten, den Faden in der Linken. Wenn man die Kritik von Kammerer liest, so glaubt man doch, ich wollte aus dem Bestehen der linksseitigen Ophthalmoplegie die Linksbetonung ableiten. In Wirklichkeit ist die übrigens doppelseitige Ophthalmoplegie nur als Krankheitserscheinung

verzeichnet, wie in der weiteren Beschreibung auch ihre Kopfschmerzen und der rechtsseitige Kropfknoten. Denken wir uns aber die Krankheitserscheinungen fort, so bleibt das Bild der Linksbetonung unvermindert bestehen.

„Ob die Taschen der Frauenkleidung (Beispiel 55b) rechts oder links liegen, ist viel zu sehr Modesache, um als Kriterium verwendbar zu sein." Mir ist keine Frauenmode bekannt mit linken Taschen, doch will ich mich nicht als Modenkenner ausgeben. Wenn aber eine Frau (Beispiel 55b), abgesehen von jeder Mode, immer und prinzipiell sich die Taschen links machen läßt, und außerdem Bücher stets mit der Linken umblättert, Briefumhüllen immer mit der Linken aufreißt, ihr Kleid nur mit der Linken hebt, so wird der Einwand von der wechselnden Mode wohl nicht stichhalten.

Ferner beanstandet Kammerer, daß ich den männlichen Überweibern auch ihre großen Schriftzüge als Charakteristikum zubillige und die kleinen, von oben links nach unten rechts geneigten, bei femininen Männern nicht für zufällig halte. Sie seien einfach ein Produkt der Erziehung von Schulen und Internaten. Besonders große und besonders kleine Schrift wird aber nirgends gelehrt. Und meine Beispiele der kleinen linksschrägen Männerschrift rühren von völlig linkshändigen Greisen her, deren Lernzeit in eine Epoche fiel, wo man von Steilschrift als Lehrgegenstand nichts wußte.

Mit den Einwendungen gegen die Merkmale der Linksbetonung ist es also nichts. Ich bin den Beanstandungen ausführlich nachgegangen, um zu zeigen, wie sehr sie zu unrecht bestehen. Nicht besser wird es mit der Kritik über Männlich und Weiblich bestellt sein, in der Kammerer die Behauptung wagt, ich hätte die Charaktere unbewußt dem Lehrsatz angepaßt, den sie beweisen sollen. Sehen wir zu.

Die Merkmale für Männlich und Weiblich.

„Es ist Fließ einerlei," so beginnt er, „ob die Schilddrüse links oder rechts größer, geschwollen und druckempfindlich ist (Beispiele 53, 54 links, 49 rechts). Allemal ist's ein Zeichen für männlichen Einschlag beim Weibe."

Wie steht es drum? „Ablauf des Lebens" S. 497 sagt: Erstens gibt es Erkrankungen, die wesentlich bei Männern vorkommen, wie die Leistenhernie oder die kroupöse Pneumonie. Da überwiegt die männliche Seite, die rechte. Und ebenso überwiegt bei weiblichen Erkrankungen, wie Wanderniere und Kropf, ohne Frage die weibliche Seite: ebenfalls die rechte.

Kammerer mag sichs gesagt sein lassen: wo von Überwiegen gesprochen wird, müssen beide Seiten in Frage kommen. Bei drei Beispielen kann aber von häufiger oder seltener überhaupt noch nicht die Rede sein. Denn die Wahrscheinlichkeit gilt nur für große Zahlen. Also nicht weil der Kropf oder die Druckempfindlichkeit rechts oder links liegt, gehört seine Trägerin ins Zwischenreich, sondern: die Beschreibung in den Fällen 53, 54[1]), 49 hat gezeigt, daß die Kropfträgerin jedesmal mit spezifisch männlichen Charakteren, samt der dazugehörigen Linkigkeit ausgestattet ist, daß sie ins Zwischenreich gehört, trotzdem sie mit einer spezifisch weiblichen Krankheitsneigung behaftet ist.

Ferner: „Eine lange Reihe verbreitetster Krankheiten, darunter sogar Gonorrhöe, Syphilis und Phthisis, verweisen den Patienten, sei er Mann oder Weib, ins sexuelle Zwischenreich, zumal wenn er obendrein linkshändig ist und irgendwelche Begabung besitzt."

---

[1]) Fall 53 ist auf S. 4, Fall 54 auf S. 8 beschrieben.

Um die Größe des Mißverständnisses ins hellste Licht zu stellen, zitiere ich den entsprechenden Passus aus dem „Ablauf des Lebens", S. 489: „Es gibt dann noch eine Reihe von Krankheiten, von denen ganz vorwiegend Männer heimgesucht werden.

Die angeborenen Herzfehler und Leistenbrüche, die Vegetationen der Rachenmandel und das Heufieber, das bronchiale Asthma, Diabetes, Gicht; Leukämie, Arteriosklerose und Aortenaneurysmen; Hämorrhoiden und Afterfissur sind markante Beispiele. Von den Infektionskrankheiten sind die Lungenentzündung und der Typhus, ferner das Rückfallfieber und das Fleckfieber, die Ruhr, der Tetanus und das gelbe Fieber, die epidemische Genickstarre und besonders die epidemische Tetanie, endlich der Tripper und die Syphilis als Krankheiten zu nennen, die das männliche Geschlecht zumeist befallen. Freilich wird für das Überwiegen der letzteren Erkrankungen von Möbius das „soziale Moment" betont und ebenso für einige andere, z. B. für den Typhus und den Tetanus. Aber Möbius selbst fällt es auf, daß auch bei Kindern, wo die sozialen Faktoren nicht mitsprechen, das männliche Geschlecht von Typhus und Tetanus mehr betroffen wird, als das weibliche. Ohne bei der Syphilis und der Gonorrhöe die begünstigenden äußeren Verhältnisse zu leugnen, glauben wir doch nicht, daß dadurch ausschließlich die männliche Präponderanz hervorgerufen werde."

Was geht daraus hervor? Doch nur, daß Gonorrhöe und Syphilis vorwiegend bei Männern vorkommen. Vom Zwischenreich ist mit keinem Wort die Rede und erst recht nicht davon, daß ich den Besitz dieser Krankheiten als Kriterium des Zwischenreiches ansähe. Ich müßte ja verrückt sein, wenn ich behauptete, dieses Wesen hat Syphilis, also muß es ein Mann sein, oder gar nach Kammerer, es muß deswegen dem sexuellen Zwischenreich zugehören! Die Kriterien für männlich oder weiblich nehme ich aus den normalen Kennzeichen her, Bart, Brüste usw., und ich schließe erst dann, eine Krankheit gehört vorwiegend Mann, Weib oder Zwischenreich an, wenn sie sich wesentlich bei Männern, Weibern oder dem Zwischenreich findet. Dieser klare Sachverhalt ist bei gutem Willen nicht mißzuverstehen.

Waren die erwähnten Geschlechtskrankheiten beim männlichen Geschlecht häufiger, so befällt allerdings die Lungenphthise gern das Zwischenreich (vgl. „Ablauf des Lebens" S. 501 u. 502). Aber auch hier habe ich niemals die Tuberkulose als Kriterium für das Zwischenreich hingestellt, sondern umgekehrt: aus der Tatsache, daß häufig Menschen an der Phthise erkrankten, die durch andere Charakteristika sich dem Zwischenreich zugehörig erwiesen, habe ich den Schluß abgeleitet, die Phthise befalle mit Vorliebe das Zwischenreich. Diese Betrachtungsweise ist neu, aber darum darf der übliche Widerspruchsgeist ihren Sinn nicht auf den Kopf stellen.

Vollends unverständlich ist die nächste Beanstandung, es sei mir gleichgültig, ob die Krankheit sich auf beide Körperseiten erstreckt, oder nur auf eine (Beisp. 28, linksseitige Kieferhöhleneiterung) und auf welche. Beispiel 28 heißt: Witwe eines sehr weichmütigen Mannes, ist selbst das komplette Gegenteil. Fidel, energisch, eckig, mit recht entwickeltem Schnurrbart. Linksseitige Kieferhöhleneiterung. Ganz linkshändig." Hier ist ebenfalls nicht die Kieferhöhleneiterung als Zeichen für männliche Betonung angeführt, sondern der Schnurrbart und das energische und eckige Wesen. Die Linkshändigkeit paßt dazu. Die Kieferhöhlenerkrankung ist der Vollständigkeit halber erwähnt, denn ich fühle mich verpflichtet, alle Züge so in das Bild zu zeichnen, wie sie sich dem Arzt darbieten. Daß es mir gleichgültig sei, auf welcher Seite

eine Erkrankung sitze, ist eine Unterstellung, für die sich bei mir kein Raum findet.

„Zigarettenrauchen fördert beim Mann die Diagnose weiblichen, beim Weibe männlichen Einschlags.“ Sehr richtig. Die Zigarette ist das wahre Schibboleth für die weiblichen Männer und die männlichen Frauen. Rauchen ist ein Männerlaster. Rauchende Frauen greifen zur Zigarrette, wenn ihnen die männliche Gepflogenheit angenehm ist und sie doch die stärkere Zigarre nicht bewältigen. Ebenso beim Manne: er will zwar rauchen, doch verträgt er den starken Tabak nicht. Daß sie beide Zigaretten rauchen, verbindet sie in der Tat: die männliche Frau raucht und der weiblichere Mann raucht nur Zigaretten. Raucht der Mann überhaupt nicht, so raucht er nicht einmal Zigaretten. Und das paßt gewiß zu den übrigen Zügen des Bildes im Beispiel 10.

Ein weiteres Argument gegen unsere Lehre wäre der Alkohol, der wie die Zigarette beim Mann die Diagnose weiblichen, bei der Frau die männlichen Einschlags fördern soll. Was aber steht bei mir auf S. 545? „Noch allgemeiner spricht man beim Mann von Feminismus, wenn er durch seinen gesamten Habitus, wozu auch ein sehr charakteristisches Timbre der Stimme gehört, weibähnlich wirkt. Möbius hat dies genus hominum im ganzen ausgezeichnet beschrieben. Es sind die Leute, die als Knaben mit Puppen spielen und später sich für die Toilette ihrer Frau bis ins einzelne interessieren. Ob bei ihnen der Abscheu gegen starke Getränke und gegen Tabak wirklich so groß ist, möchte ich nach eigenen Erfahrungen bezweifeln. Fürchten sich doch die Pantoffelhelden vor ihren sadistischen Frauen am meisten, wenn sie zu spät aus dem Wirtshause heimkehren. Es wird aber auch hier die verschiedensten Schattierungen geben.“ Soweit der Alkohol.

Wie prinzipiell aber Kammerer mich mißversteht, zeigt seine weitere Bemerkung, daß auch der Geschäftsgeist bei beiden Geschlechtern das Zwischenreich beweisen soll. (Beispiel 11 und 14.) Eine Frau freilich, die Geschäftsgeist hat, ist unter ihren Geschlechtsgenossinnen eine Ausnahme. Und die schnurrbärtige, höchst energische Mutter aus der linkshändigen Familie des Beispiels 14 ist nicht nur eine starke Raucherin (ich behandelte sie an Nikotinvergiftung!), sondern zu ihr paßt der eminente Geschäftsgeist, mit dem sie die Unternehmungen ihres Mannes fördert. Ich kann noch verraten, daß sie nicht nur dieses männliche Talent besitzt, sondern auch eine Baßstimme und männliche Körperformen. Beim Mann ist Geschäftsgeist etwas Alltägliches, Normales. Gerade dieser Eigenschaft wegen wird niemand auf die Vermutung kommen, er sei weiblicher betont. Aber im Fall 11 handelt es sich um einen genial veranlagten, sehr musikalischen Mann mit weiblichen Körperformen, der in der Jugend tuberkulös war und völliger Linkshänder ist. Er hatte nicht Geschäftsgeist im gewöhnlichen Sinn, sondern er betrieb einen kaufmännischen Beruf auf geradezu künstlerische Weise, schuf neue Verkehrsmöglichkeiten, förderte Handel und Industrie, wo sie erst im Keime lagen, und durfte sich noch der Ernte erfreuen. So mancher Aufsatz aus seiner Feder voll großzügiger Gesichtspunkte schmückte die finanzpolitischen Blätter. Dieser volle Linkshänder mit weiblichem Körperbau und weiblichen Charakteranlagen war ein Genialer, ein Künstler, und gehörte als solcher ins Zwischenreich, und nicht wegen des „Geschäftsgeistes“.

„Organisationsgabe bedeutet beim Manne (Beispiel 1) weiblichen, Abneigung gegen Ordnungmachen beim Weibe (Beispiel 54) männlichen Anklang“, sagt Kammerer. Sagt aber nicht Fließ. Man vergleiche: Beispiel 1. „Ein auf-

fallend hübscher Mann mit weichem rötlichen Vollbart, dünner, rosiger Haut und schmiegsamen Formen. Er hat feingebaute schlanke Hände und Füße und sagt, daß sein Körper sehr gering behaart wäre.

Er ist ein künstlerisch veranlagter Zeichner, guter Schriftsteller und tüchtiger Organisator. Seine Handschrift fällt durch eigentümlich gezierte Form der Buchstaben auf. Für die Kleidung und das Schmuckbedürfnis der Frauen hat er ungewöhnliches Verständnis. Er ist weich und lenksam, leicht gerührt.

„Bei mir stimmt die Weiblichkeit.“ Völliger Linkshänder von Jugend auf.

Beispiel 54. Jugendliche Sängerin. Linke Gesichtshälfte breiter und ausgeprägter als die rechte. U. zw.: Auge größer, Braue länger, Lidspalt weiter, Oberlippe links mehr behaart, linke Schilddrüse viel größer als die rechte und druckempfindlich. Großer Sängerkehlkopf mit breiten Stimmbändern; dunkler, schöner Sopran. Sie „muß singen und schauspielern“. Wenn sie das sagt, glaubt man ihr, daß ihr ganzes Wesen zur Kunst drängt. Schon als Kind, noch ehe sie sprechen konnte, sang sie eines Nachts eine neue Opernmelodie, die sie tags zuvor von ihrem Vater gehört hatte. Sie ist im Wesen selbständig, energisch und unordentlich, in ihrer Stube sieht es studentenmäßig aus. Mit der Linken viel geschickter und auch von größerer Kraft. Von jeher kann sie Schweres nur mit der Linken ausführen, weil „die Rechte richtig schwach wird“. Ihren Bräutigam, einen lockenköpfigen Sänger, hat sie im sogenannten Fingerringkampf in der Weise besiegt, daß ihre Linke seine Rechte schlug.

Ihr Bruder war noch vor vier Jahren ein ganz mädchenhaft aussehender junger Mann: Linkshänder. Der Vater ist ebenfalls Linkshänder, kann sogar mit der Linken schreiben. Auch er ist sehr musikalisch, weichherziger Idealist. Die Mutter männlich, beharrte Oberlippe; sehr bequem, mag weibliche Arbeiten nicht, besondere Abneigung gegen Ordnungmachen.

Das ist der Tatbestand. Ich sehe ganz davon ab, daß im Beispiel 1 nur ein zweifelloser Linkshänder beschrieben worden ist mit weiblicher Betonung, die er selbst zugibt. Im Beispiel 54 eine Künstlerin, die männlich und linksbetont ist. In beiden Fällen wären die entsprechenden Kriterien vorhanden, auch ohne das Organisieren und Ordnungmachen, was übrigens beides keineswegs identisch ist. Ein großer Organisator kann bei sich zu Hause eine unaufgeräumte Schublade haben, und eine fleißige ordentliche Frau braucht noch keine Spur von Organisationstalent zu besitzen. Bei dem Organisator wirkt sich sein Talent in der Organisationsgabe aus. Die Sängerin hat in ihrer Männlichkeit eine Hemmung für die Entfaltung der gewöhnlichen weiblichen Ordnungsliebe. Der Gegensatz, den Kammerer künstlich konstruieren will, fehlt in unseren Beispielen. Nebenbei möchte ich bemerken, daß ich weiblich betonte alte Junggesellen kenne, mit weiblich wirtschaftlicher Ordnungsliebe in ihrer Häuslichkeit. Bei solchen könnte die Ordnungsliebe als ein sekundärer weiblicher Geschlechtscharakter bezeichnet werden. Und es wäre dann keine Unstimmigkeit, wenn man das Fehlen dieser Ordnungsliebe bei männlichen Frauen mit ihrer Maskulinität zusammenbrächte. Zur Ordnungsliebe gehört auch die Reinlichkeit. Nach der alten Erzählung schickte Salomo der Königin von Saba hundert gleichgekleidete Kinder; sie sollte die Knaben von den Mädchen unterscheiden. Da ließ sie Speisen und Waschbecken kommen. Die sich zuerst auf die Speisen stürzten, waren die Knaben, die sich wuschen die Mädchen. Und nun möchte ich fragen: Muß ich deshalb jeden reinlichen Mann ins Zwischenreich verweisen?

Auch das Bergsteigen bietet Kammerer eine Handhabe, Widersprüche zu schaffen, die nicht vorhanden sind. Er stellt in diesem Sinn die Beispiele 32

und 18 einander gegenüber. Beispiel 32 geht von der Maskulinität aus und beschreibt eine durchaus männlich betonte Frau, die links ist und auch männliche Gewohnheiten hat: reitet, radelt, steigt Berge. Sie ist die Tochter des auf S. 4 dieser Arbeit erwähnten Schriftstellers (Beispiel 41), dem schon sein Vater die Linkshändigkeit nicht austreiben konnte. Beispiel 18 geht aber umgekehrt von der Linkshändigkeit aus und schildert einen übrigens nicht von mir beschriebenen, künstlerisch orientierten, linkshändigen Optiker, der ersten Tenor sinkt und ein guter Bergsteiger ist. Auch dazu bedarf es einer Begabung, wie zu jedem Sport, wenn die Leistungen den Durchschnitt überragen. Also nicht das Bergsteigen wird als Charakteristikum betrachtet für Männlichkeit oder Weiblichkeit, sondern ein Linkshänder wird als talentiert dargestellt und steigt u. a. auch gut Berge. Und eine Schriftstellerin mit vielen männlichen Eigenschaften hat auch die männlichen Kräfte, die zum Bergsteigen gehören. Wo ist hier der Widerspruch?

Mein Kollege Dr. Siegmund beschreibt aus seiner Studentenzeit drei Kommilitonen („Ablauf des Lebens" S. 451, Fall 16), die ausgesprochene Linkser waren. Alle drei hatten keinen, oder ganz schwachen Bart. Der eine liebte künstlerische Beschäftigung, hatte sehr hohe Stimme und ein hübsches Kindergesicht. Der zweite, ein glänzender Schläger, mit sehr großer gebogener Nase und riesigen Händen und Füßen (Spitzname „die Hand"), war von besonders freundlicher, milder Sinnesart. Den dritten, einen auffällig hübschen Menschen und ebenfalls vorzüglichen Schläger, mit sehr heller Stimme, schildert mein Kollege als „trotziges junges Mädchen". Was sagt Kammerer dazu? „Ein glänzender Schläger mit riesigen Händen und Füßen ist ebenso weibisch, wie sein Kommilitone mit hoher Stimme und hübschem Kindergesicht, beide weil linkshändig (auch der Schläger?)."

Da alle drei ausdrücklich als Linkshänder bezeichnet sind, so ist es auch der Schläger gewesen, und die Frage Kammerers ist unangebracht. Außerdem sind die drei nicht weiblich, weil sie Linkshänder sind, sondern sie sind Linkshänder, weil sie weiblich sind. Der zweite, „die Hand", hat den sogen. akromegalischen Typus, wie ich ihn u. a. im „Ablauf des Lebens" auf S. 502 ff. beschrieben habe, für den riesige Hände und Füße charakteristisch sind. Gerade dieser akromegalische Typus schaut immer ins Gegengeschlecht, und nur den Unkundigen wird die Hypertrophie der Gliedmaßen den Fehlschluß besonderer Männlichkeit machen lassen.

„Weil Helmholtz als Knabe rechts und links schwer unterscheiden lernte und später Kunstverständnis offenbarte, gilt er als Weibmann (S. 468), wobei ihm die Mathematik nicht heraushelfen kann." Immer derselbe Fehlschluß bei Kammerer! Gerade als schöpferischer Mathematiker und Physiker offenbart uns Helmholtz sein Genie. Und daß das Genie linksbetont ist, sollte auch in diesem Beispiel aufgezeigt werden. Alle schöpferischen Mathematiker, die mir persönlich oder im Bild bekannt geworden, sind deutlich linksbetont, so Gauß, Einstein, Pringsheim, Fuchs u. a.

Aus einer Künstlerfamilie von sieben Leuten (Beispiel 55) greift Kammerer die am wenigsten markante, weil kindlich zurückgebliebene Frau heraus, um an ihr die Merkmale der Künstlerschaft zu bemängeln. Er führt aber nicht das Wichtige an, „malt nachbildend und erfindend, ohne je Unterricht gehabt zu haben", sondern nur den Nachsatz „Kleidung und Hüte fertigt sie selbst mit kindlich farbenfrohem Geschmack". Ist das noch neutrale Kritik?

An allen diesen Beispielen, die Kammerer im Abschnitt „Linksheit und Zwittrigkeit" anführt, habe ich zeigen können, daß seine Einwendungen völlig

zu Unrecht bestehen. Die Kriterien für männlich und weiblich sind eben nicht diejenigen, die er anführt, sondern die er ausläßt. Und die Linksbetonung wird von mir auf viel breiterer Grundlage erwiesen, als Kammerer dies glauben macht. Statt zu beobachten, klügelt er. Und wo er den Vorwurf erhebt, die Beispiele seien zugunsten der Theorie frisiert, hat er kein Auge dafür, daß nur Ausschnitte der Natur gegeben sind, so mannigfaltig, wie sie sich wirklich vorfinden. Er hat offenbar die ganze Sache nicht verstanden. Wie könnte er sonst sagen: „Ehud, der mit dem Schwert in der linken Hand den König von Moab erstach (Bibel, Buch der Richter 3, 14—30), hat damit doch nicht wie ein Weib gehandelt.“ Ehud war so mutig wie Judith, deren Tat dem Holofernes das Leben kostete. Beides Helden, denen die Natur ein Mehr an Mut, Entschlossenheit und Schwung gegeben hat. Dadurch konnten sie eine Tat vollbringen, zu der die anderen nicht fähig waren. Und vom Können leitet sich der Künstler her. Auch der Held ist ein Künstler, wie der große Unternehmer, der Staatsmann und der Feldherr. Die Biologie des Heldentums muß mit der Linksbetonung anfangen, und nicht umsonst sind mit diesem Stigma Alexander, Caesar und Friedrich der Große gezeichnet. Und unser Hindenburg macht keine Ausnahme. Doch ich bin mit dem Ehud-Beispiel schon in den Bereich Schliepers gelangt, dem ich vorzugreifen kein Recht habe [1]). Allein Kammerers weiterer Versuch, Napoleon zu einem Eunuchoiden zu stempeln und ihm Infantilität zuzuschreiben, nur um ihm die Weiblichkeit zu entreißen, die das Sektionsprotokoll ausdrücklich beschreibt (vgl. „Vom Leben und vom Tod“ S. 71), wird wenig Glauben finden. Napoleon der Weltbeherrscher, der die Reiche in Trümmer schlug, ein Infantiler!

Es muß schwerer sein, den Kern meiner Ausführungen zu erfassen, als ich angenommen habe, sonst würde Kammerer doch nicht Mißverständnis auf Mißverständnis häufen. Auf S. 66—67 meines Buches „Vom Leben und vom Tod“ habe ich eine linksbetonte Künstlerin beschrieben, die links eine größere Brust und stärkere Warze hat und deren Männlichkeit noch dadurch erwiesen ist, daß ihre Schamhaare den maskulinen Typ aufweisen. Was, sagt Kammerer, die Frau ist hyperfeminin, sonst würde bei ihr doch nicht ein exquisit weibliches Organ größer sein als beim Durchschnitt! Kammerer begreift noch nicht, daß die Brust ebenso ein Produkt der Doppelgeschlechtigkeit ist, wie etwa der Finger. Hat irgend ein Organ ein Plus an lebendiger Substanz, d. h. ist in ihm die Summe des männlichen und weiblichen Stoffes größer als normal, so ist eben das Organ größer. Natürlich gilt das auch von der Brust, die bei einer Linksbetonten auf der linken Seite außer der normalen Summe des männlichen plus weiblichen Stoffes noch ein Mehr an männlicher Substanz besitzt. Sie bleibt darum immer Brust, oder glaubt Kammerer, sie müsse wegen ihres Plus an männlicher Substanz Ähnlichkeit mit einem Penis besitzen?

Verteilung von krankhaften und normalen Eigenschaften auf beide Körperseiten. Künstlertum.

Der Leistenbruch kommt häufiger rechts vor als links, lehrt die Statistik. Er ist ein Männerleiden, also muß er, so habe ich geschlossen, auch auf der rechten Seite häufiger sein. Alle Leiden, die wesentlich Männern eignen, sind bei ihnen auf der männlicheren Seite, also rechts häufiger. Z. B. auch die

[1]) Die anderen, das Vogelreich betreffenden Beispiele aus Schliepers Buch, die Kammerer beanstandet, muß ich dem Autor zu verteidigen überlassen. Ich selbst bin kein Ornithologe.

kroupöse Pneumonie. Und der Schenkelbruch, ein Weiberleiden, wird bei Frauen auf der weiblicheren Seite, also ebenfalls der rechten, häufiger sein. Ebenso wie der Kropf, der auch bei Weibern häufiger ist. Nein, sagt Kammerer. Gerade der Leistenbruch müßte auf der linken Seite häufiger sein, denn er ist doch die Störung eines exquisit männlichen Vorgangs. Offenbar stellt er sich die Sache so vor, daß, wenn die gesamte Männlichkeit vermindert ist, auf der linken Seite das größere Minus an Maskulinität besteht. Vorher wäre aber darzutun, daß die Natur auf jeder Seite genau die gleiche Menge an männlicher Substanz fortgenommen habe, und dafür gibt es nicht den geringsten Anhalt oder gar Beweis. Mein Schluß ist ein Analogieschluß. Man wird ihn am besten verstehen, wenn ich den Leser bitte, einen Augenblick sich vorzustellen, die rechte Seite des Mannes hätte nur männliche Substanz, seine linke nur weibliche. Dann könnten Leiden des männlichen Stoffes nur rechts und gar nicht links auftreten. Nun hat die rechte Seite nur vorwiegend männlichen Stoff und vice versa, und so werden Leiden der männlichen Substanz bei Männern nur vorwiegend rechts auftreten. Vorwiegend d. h. häufiger, aber nicht immer. Es gibt also rechtsseitige Leistenbrüche und linksseitige und es ist kein Widerspruch, daß sich beim Zwischenreich auch der linke Leistenbruch findet. Nur findet er sich seltener. In dem von Kammerer beanstandeten Fall handelt es sich übrigens um einen doppelseitigen Bruch.

Wo von der Verteilung männlichen und weiblichen Stoffes auf die beiden Körperseiten die Rede ist, muß ich noch einen anderen Irrtum in Kammerers Auffassung richtigstellen. Er läßt mich sagen, daß ich alle Künstler, überhaupt produktive Menschen und Genies, zu den Pseudo-Hermaphroditen [1]) rechne und daß ihnen, wenn sie Männer sind, rechts männliche Substanz fortgenommen sei und links entsprechend weibliche Substanz zugegeben. Das trifft gerade für die Künstler ganz und gar nicht zu. Ich habe vielmehr ausgeführt (S. 69, „Vom Leben und vom Tod"), daß sie auf beiden Seiten die volle männliche und weibliche Substanz der Normalen ohne Abzug haben und außerdem noch eine Zugabe gegengeschlechtigen Stoffes. Also bei Männern eine Zugabe an weiblicher, bei Frauen an männlicher Substanz. Und diese Zugabe ist immer auf der gegengeschlechtigen, also beide Mal auf der linken Seite. So kommt die Linksbetonung des homme supérieur zustande.

Auch daß der Künstler ein Pseudo-Hermaphrodit sei, ist von mir nirgends ausgesprochen worden. Denn dieser Ausdruck bezieht sich auf die Geschlechtsorgane, während ich das Somageschlecht im Auge habe. Deshalb spreche ich auch nicht vom Geschlecht**lichen,** sondern vom Geschlech**tigen,** was Kammerer gar nicht beachtet. Der Ausdruck „Zwischenreich" bezieht sich bei mir nicht auf sexuelle Zwischenstufen (mangelhafte Bildung der Geschlechtsorgane), sondern auf den mehr männlichen oder weiblicheren Habitus der sekundären Sexualcharaktere. Wer das nicht unterscheiden kann, muß ein völlig schiefes Bild meiner Lehre geben.

Der Gegenpol des homme supérieur ist der homme inférieur, bis zum Trottel. Er ist in seiner Gesamtsubstanz vermindert u. zw. gewöhnlich so, daß ihm gleichgeschlechtiger Stoff aus seiner rechten Seite fehlt. Deswegen überwiegt auch bei ihm die Linke, und das peinliche Gefühl, das heute noch

[1]) Den gleichen Irrtum beging auch der von Kammerer zitierte H. Henning in seinem Aufsatz „Neupythagoräer". Annalen der Naturphilosophie 9. Bd. 3. H. 1910. In derselben Zeitschrift 10. Bd. S. 314—350 findet sich meine, von Kammerer ignorierte Entgegnung „Der Ablauf des Lebens und seine Kritiker", auf die Henning sich bis heute noch nicht wieder vernehmen ließ.

dem Begriff „linkisch“ anhängt, stammt von diesem genus hominum, nicht vom Künstler her.

Zwischen beiden Extremen steht der Fall, den Kammerer fälschlich dem Künstler zuordnet: Der Mensch mit normaler Gesamtsubstanz, die nur anormal auf beide Seiten verteilt ist, dem auf der rechten ebensoviel gleichgeschlechtige Substanz fehlt, als ihm auf der linken an gegengeschlechtiger Substanz wieder zugeführt wird, so daß das Gesamtquantum unverändert bleibt. Das sind die linksbetonten, unkünstlerischen Menschen, die aber doch ins andere Geschlecht hineinschauen („Vom Leben und vom Tod“ S. 68, 69).

Weil Kammerer dies nicht erfaßt hat, so beanstandet er auch zu Unrecht den Vater aus Beispiel 15, der auf der linken Seite verkümmert ist. Ihm ist eben aus der linken Seite männliche Substanz fortgenommen und daher überwiegt die Weiblichkeit. Das Mischungsverhältnis ist gestört. Deshalb kann dieser Mann feminin sein ohne Linksbetonung, und Kammerers Alternative, entweder das eine oder das andere, ist falsch. Man muß diesen Fall als einen pathologischen betrachten, der die normale Breite überschreitet.

Hermaphroditismus.

Ich habe oben davon gesprochen, daß meine Erörterungen über Männlich und Weiblich, Rechts und Links, das Somageschlecht betreffen und nicht die Geschlechtsorgane. Damit kann aber nicht gesagt sein, daß das Verhalten der Geschlechtsorgane in Beziehung auf die beiden Körperseiten außerhalb des Bereiches unserer Regel fallen müsse. Im Gegenteil. Das Somageschlecht betrachte ich als das Primäre, und die Bildung der Geschlechtsorgane als eine Folge des Somageschlechtes. Der Mann hat also einen Hoden, weil er ein Mann ist, aber nicht ist er ein Mann, weil er einen Hoden hat. Ist also ein wahrer Hermaphrodit seinem Somageschlecht nach ursprünglich ein Mann, so muß der besser ausgebildete Hoden rechts, ist er ein Weib, so muß das besser ausgebildete Ovarium rechts liegen. Zur Prüfung dieses Schlusses habe ich nach Besprechung des Hermaphroditismus der Säugetiere auch in der Literatur über den Menschen, soweit sie mir leicht zugänglich war, Stichproben gemacht. Und über das Ergebnis habe ich lückenlos berichtet. Es sind 18 Fälle beim Menschen und 7 beim Säugetier. Natürlich sind dabei auch solche, über die ein klares Urteil nicht gewonnen werden konnte. Ich habe auch über diese Fälle ausführlich berichtet, damit der Leser ohne Schwierigkeit sich eine eigene Meinung bilden kann. Nun verschweigt Kammerer, daß alle meine Fälle, die überhaupt als Material in Betracht kommen, zugunsten meiner Annahme sprechen, und er kritisiert nur, daß ich einige als ungeeignet ausgelassen hätte. Welche Fälle sind das aber? Das eine Mal war nur auf der linken Seite eine Zwitterdrüse vorhanden, und da ist es doch selbstverständlich, daß man diesen Fall nicht zur Entscheidung über die Frage anziehen kann, auf welcher Seite der bessere Hoden sitze. Ein zweites Mal sind nicht bloß Bildungsanomalien, sondern krankhafte Prozesse vorhanden (Fall XVIII). Ich habe vorsichtigerweise auch diesen Fall nicht verwertet, obwohl er zugunsten meiner Annahme sprach. Ebenfalls krankhafte Bildungen liegen bei Fall XX vor, der mir deshalb auch nicht ganz einwandfrei schien. Im Fall XXII ist die Deutung der Keimdrüse auf der rechten Seite so strittig, daß er für einen bestimmten Schluß nicht tauglich ist. Und endlich Fall XVII ist wirklich so beschaffen, daß wegen Mischung der Sexualcharaktere über die ursprüngliche Anlage des Somageschlechtes nicht geurteilt werden kann. Das 1780 zu Potsdam

geborene Individuum ist als Mädchen getauft, mit 20 Jahren wurde es von den einen (Hufeland, Gall, Brooks) als Weib, von den anderen (Kopp, Kausch, Mursinna, Rosenmüller, Osiander, Lawrenz, Green und Pariser Medizinische Fakultät) als Mann, von dritten (Schneider und Lauth, Schmidtmüller und Rittgen) als Zwitter erklärt. Grund genug, um 120 Jahre später den Fall beiseite zu lassen.

Von 25 Zwittern, Säugetier und Mensch, zeigen 20 ein Verhalten, wie es unserer Regel entspricht, daß also, wo die ursprüngliche Anlage wirklich männlich ist, die entwickelteren männlichen Keim- und Leitungsorgane rechts liegen; wo sie weiblich ist, liegen die entsprechenden weiblichen Keim- und Leitungsorgane ebenfalls rechts. Die fünf anderen Fälle sprechen nicht etwa dagegen, sondern sie waren deshalb auszuscheiden, weil der Befund nicht klar genug erhoben werden konnte. Das ist der Tatbestand, den Kammerer nicht zum Ausdruck bringt. Er bemängelt nur, wie wir sehen mit Unrecht, daß nicht alle Fälle „stimmen". Auch seien es verhältnismäßig nur wenige Fälle, die aus der überreichen Literatur zusammengestellt sind. Prüfte man eine größere Zahl von Fällen durch, so ergäbe sich eine bunte Mischung ohne jede Bevorzugung in bezug auf rechts und links. Kammerer wird also sich der Verpflichtung nicht entziehen können, diese Behauptung durch Beibringung neuer Fälle von Hermaphroditismus bilateralis verus bei Mensch und Säugetier zu beweisen. Ich selber habe seinerzeit (ca. 1900) alle die Fälle von Hermaphroditismus bilateralis verus bei Mensch und Säugetier aufgesucht, die in dem Buch von Curt Herbst „Formative Reize" erwähnt wurden und die in der Tat die klassischen Fälle waren. Ich hatte ja den „Ablauf des Lebens" zu schreiben und kein Buch über Hermaphroditismus.

(Schluß folgt.)

Ein homosexueller Dichter des 17. Jahrhunderts

Saint-Pavin, der „König von Sodom".

Eine sexuell-psychologische Studie von Numa Praetorius.

I.

Im 17. Jahrhundert begegnet man in der Kultur- und Literaturgeschichte Frankreichs einer Dichter- und Schriftstellergruppe, den sog. „poètes libertins", die viel von sich reden machten. Unter „libertins" verstand man damals im Gegensatz zu heute nicht bloß Leute, die in sexueller Hinsicht ein ungebundenes Leben führen, sondern das Wort sollte auch die „intellektuell" Ausschweifenden, die von der herrschenden Moral und namentlich von dem strengen, orthodoxen Kirchenglauben Abweichenden, kurz die Freigeister, kennzeichnen.

Die „poètes libertins" besangen allerdings sehr viel die Liebe, die Wollust, den Wein, überhaupt die Genüsse des Lebens, und führten auch oft eine den Freuden des Daseins gewidmete Existenz.

Doch nicht nur ein oberflächlicher Epikureismus war die Signatur aller dieser lebenslustigen Gesellen; ihre für die damalige Zeit besonders auffallende Bedeutung bestand in der Kühnheit ihrer Anschauungen gegenüber dem herrschenden Dogmen- und Gottesglauben.

Auch die Homosexualität weist Beziehungen zu dieser Schule auf in der Person von mehreren Dichtern, unter andern von Théophile de Viau, Vallée seigneur Des Barreaux und Denis de Saint-Pavin.

Während Théophile und Des Barreaux hauptsächlich in erster Linie wegen ihrer geistigen Libertinage als „libertins“ galten, und die der Freigeisterei beschuldigten Verse Théophils ihm einen sehr gefährlichen Prozeß zuzogen, der ihn an den Rand des Scheiterhaufens brachte, war Saint-Pavin besonders wegen seiner sexuellen Sitten berühmt und berüchtigt, derart, daß er allgemein „König von Sodom“ genannt wurde, einen Titel, den er sich selbst übermütig beilegte.

Ein französischer Gelehrter, Frédéric Lachèvre, hat die erwähnten drei Dichter zum Gegenstand eingehender Studien gemacht, namentlich in seinem Buch

Le Libertinage au 17e siècle. Disciples et successeurs de Théophile de Viau. La vié et les poésies libertines inédites de Des Barreaux (1599—1673) — Saint-Pavin (1595—1670). Librairie ancienne Honoré Champion édit. 5 quai Malaquais Paris 1911, 451 p.

In dem ersten Teil behandelt Lachèvre das Leben und die Dichtungen von Théophile und von Des Barreaux unter besonderer Berücksichtigung ihres Freundschaftsverhältnisses und dessen Rolle in dem Prozeß gegen Théophile, in welchem auch die homosexuell verdächtigte Freundschaft der beiden Dichter berührt wurde.

Der zweite Teil des Buches enthält eine Schilderung des Lebens und der literarischen Produktion des Dichters Saint-Pavin.

Die erotischen Gedichte Saint-Pavins sind nur zum geringen Teil in dem Band selbst abgedruckt. Die gewagtesten sind vielmehr in einem kleinen Separatdruck veröffentlicht, der nur dem Erwerber des Hauptbandes auf speziellen Wunsch hin geliefert wird.

Ein besonderes sexual-psychologisches und pathologisches Interesse bietet die Persönlichkeit von Saint-Pavin. Ihm soll die folgende Studie gewidmet sein, während eine längere Untersuchung über die Homosexualität von Théophile und Des Barreaux an einer andern Stelle veröffentlicht wird.

Die Arbeit von Lachèvre über Saint-Pavin ist wohl die vollständigste, die sich bisher mit diesem Dichter beschäftigt hat; die Homosexualität scheint allerdings Lachivre weder nach Wesen noch Verbreitung zu kennen, jedenfalls sucht er alles Homosexuelle zu verschleiern und umzudeuten.

Da er aber sehr gewissenhaft die Tatsachen an und für sich mitteilt, so gibt er doch dem mit der Gleichgeschlechtlichkeit Vertrauten die Möglichkeit, leicht die richtige Erklärung der Tatsachen zu finden. Übrigens sprechen die Verse von Saint-Pavin eine so beredsame und deutliche Sprache, daß sie geradezu die Autobiographie eines sein eigenes Geschlecht Liebenden darstellen.

II.

Denis Sanguin de Saint-Pavin wurde im Jahre 1595 als Sohn eines Rates am Parlament geboren. Nach Beendigung seiner Studien bei den Jesuiten gedenkt er zuerst in den geistlichen Stand einzutreten und besitzt auch kurze Zeit eine durch einen Priester für ihn versehene Priorei in einer Provinzialdiözese. Doch schon nach fünf Jahren gibt er sein geistliches Benefiz auf und zugleich seine Absicht Priester zu werden. Er verbringt nunmehr sein ganzes Leben ohne bestimmten Beruf, dichtend und schriftstellernd.

Saint-Pavin war ein Freund der Genüsse des Diesseits und in seinen Anschauungen völliger Freigeist. Anfangs der Zwanziger war er ein Genosse der jungen „Libertins“, die sich um das Haupt der Dichtergruppe Théophile scharten, wie er denn auch in seinen Dichtungen als Schüler von letzteren zu betrachten ist, nur noch freier in seinen erotischen Schilderungen, und ungenierter seine Ephebenliebe enthüllend.

Sein Lebenslauf ist an äußeren Begebenheiten völlig arm. Er starb im Jahre 1670.

Zu seinen Lebzeiten schon genoß er den Titel eines Königs von Sodom und er selbst wies diese Bezeichnung nicht von sich, ja schmückte sich damit. Im Gegensatz zu dem schönen Des Barreaux, dem intimen Freund von Théophile, war Saint-Pavin von der Natur recht stiefmütterlich behandelt worden. Er selbst schildert sich in sarkastisch-humoristischer Weise in einem langen ergötzlichen Gedicht: „Die Natur habe ihm gegeben: Eine lange, schlecht gebaute Nase, die aber alle Dinge von weitem rieche und nicht die Nase eines Dummkopfes sei, einen gelben safranfarbigen Teint eines alten Verdammten, kleine, gedrungene, dicke Schultern, auf dem Rücken einen gewissen Klumpen von Fleisch und Knochen in Kirchturmform, Arme von unendlicher Länge, Beine derselben Art, die ihm meist das Aussehen einer kleinen Windmühle verliehen.

Aber trotzdem sei er tüchtig und feurig, sein Geist sei nicht schlecht gedrechselt, lebhaft und schlagfertig, gefällig, selbst kokett, aber nicht kokett für die Kokette, denn bei ihr halte er sich wenig auf (eine andere Lesart lautet wörtlich: „sur elle fort peu je me jette; auf sie werfe er sich wenig, soviel wie: werfe ein wenig sein Augenmerk).

In allem halte er die Mittelstraße ein: er sei nicht freigebig, nicht geizig, nicht vernünftig und nicht verrückt und doch alles das zusammen, tue nicht das Gute und nicht das Schlechte. Die Leidenschaften Eifersucht, Ehrgeiz, Rachsucht kenne er nicht: kurz, er besitze die Gesinnung eines lächelnden Epikureers. Das Spiel, die Liebe, das gute Essen übten eine Anziehung auf seine Sinne, und stets habe er sie geliebt."

Was die Sexualität Saint-Pavins anbelangt, so kann er mit ziemlicher Gewißheit als ein Homosexueller bezeichnet werden. Sein Biograph Lachèvre scheint allerdings mit einer dunklen entstellenden Brille in die seelischen Zustände des Dichters hineinzuschauen. Obgleich er Saint-Pavins Charakter recht niedrig einschätzt und seinen Epikureismus mit Verachtung abtut, möchte er ihm anscheinend doch nicht etwas so Entsetzliches zutrauen, wie homosexuelles Fühlen oder gar homosexuelle Betätigung. Deshalb muß er für Saint-Pavins Geständnisse eine andere Erklärung finden, möge sie noch so gesucht und lächerlich sein. Er verfällt auf folgende tiefsinnige Deutung.

Da Saint-Pavin auffallend häßlich gewesen und aus diesem Grunde wahrscheinlich öfters beim weiblichen Geschlecht Abweisungen erfahren habe, habe er nicht heiraten wollen aus Furcht vor der Gefahr, von seiner Frau hintergangen zu werden. Er habe sich daher zum Verteidiger der griechischen Liebe aufgeworfen und es darauf angelegt, sich den Ruf eines Sodomiters zu erwerben ebenso wie den nicht minder gefährlichen eines Gottlosen.

„Der Freund der Frau von Sévigné" (Saint-Pavin war mit der berühmten Frau jahrelang befreundet) war niemals ein Sodomiter, sein Ruf kam von seinen Versen", verkündet salbungsvoll Lachèvre. Und weiter: „Was versteckte sich", frägt Lachèvre, „hinter diesem zynischen Gebaren, dem man seine obszönen Verse, die Übersetzung gewisser Epigramme Martials verdankt und der ihm den wenig beneidenswerten Titel des Königs von Sodom eingebracht hat?" „Ganz einfach," fährt Lachèvre fort, „der Unwille gegen ein Geschlecht, das er nicht aufgehört hat, aufs Innigste zu lieben, aber dessen Leichtsinn er fürchtete; außerdem kam noch hinzu die Sucht, seine Zeitgenossen in Verwunderung zu setzen und zu skandalieren. Die Freigeister dieser Sorte täuschten nur die, welche sie nicht intim kannten, denn sie waren in der besten Gesellschaft ihrer Zeit empfangen. Wer denkt bei dieser „Ehrenrettung" nicht an die Er-

klärung von Michel Angelos Homosexualität, welche schon dieser oder jener Schriftsteller auf seine Häßlichkeit und seine angebliche Aussichtslosigkeit eines Erfolges bei den Weibern zurückführen wollte. Nur der, welcher Wesen und Verbreitung der Homosexualität so völlig ignoriert, wie anscheinend Lachèvre, kann Saint-Pavins homosexuelle Natur derart verkennen.

III.

Natürlich lernte Saint-Pavin, der in der vornehmsten Gesellschaft verkehrte, in seinem langen Leben viele schöne Frauen kennen, so auch die berühmte Marion de l'Orme, bei der er durch ihren Geliebten Des Barreaux eingeführt wurde.

Lachèvre, der nicht weiß, daß so etwas wie homosexuelle Natur existiert und daher Saint-Pavins Verhältnis zu den Frauen nur nach dem heterosexuellen Maßstab beurteilt, frägt, ob der Dichter denn nicht den wollustvollen Charme, der von diesem jungen Mädchen ausstrahlte, empfunden habe. Selbstverständlich zweifelt Lachèvre nicht daran und meint, wahrscheinlich habe Saint-Pavin diesen Charme verspürt, er kann aber seine Verwunderung darüber nicht unterdrücken, daß Saint-Pavin kein an diese durch ihre Reize berühmte Frau adressiertes Gedicht hinterlassen habe.

Die Homosexualität des Dichters erklärt natürlich diese Fälle und dieses Stillschweigen zur Genüge. Auch mit der geistreichen Madame de Sévigné stand Saint-Pavin in engen freundschaftlichen Beziehungen. Er war ihr sehr ergeben und hatte später auch viel Interesse für ihre schöne Tochter, die er hatte aufwachsen sehen. Das hübsche Mädchen hatte gar viele Bewunderer, und wenn der Dichter auch seinerseits in den Chor der Schmeichler und Lobredner einstimmte und dem Mädchen verschiedene Gedichte widmete, voll von galanten Phrasen und Versicherungen seiner Anhänglichkeit und Liebe, so wird man sich nicht, wie Lachèvre, täuschen lassen und darin eine Liebesleidenschaft des 68jährigen Saint-Pavin zu dem 15jährigen Kinde der langjährigen Freundin erblicken, sondern nur die väterlichen Gefühle und die obligate Galanterie des liebenswürdigen Hausfreundes gegenüber dem verhätschelten Töchterlein der verehrten Frau von Sévigné.

Auch sonst findet man gelegentlich ein anscheinendes Liebessonnett an eine Dame, so wenn er in einem Sonnett die Reize des Frl. Saint-Louis preist. Obgleich er darin sagt, er könne es nicht verhindern, daß seine Seele dem Liebesjoch unterworfen werde, so atmet doch das Ganze mehr verstandesmäßige Lobhudelei als echte Empfindung.

Die Zeitgenossen Saint-Pavins wissen sodann allerdings auch von gewissen angeblichen erotischen Vorstößen des Dichters gegenüber Damen zu erzählen. So reden Spottverse davon, daß Saint-Pavin Fräulein La Chapelle „cajoliert" (geliebkost) habe und Tallemant des Réaux (Bd. IV p. 3 Ed. Paulin Paris 1854) berichtet, Saint-Pavin habe Ähnliches mit der Präsidentin Le Coigneau getan. Inwieweit es sich hier um Wahrheit oder um bloßes Geschwätz gehandelt, ist nicht festzustellen, jedenfalls aber kam auch diesen Damen gegenüber ein wahres Liebesgefühl nicht in Frage, sondern bloße nichtssagende Tändelei oder die Absicht, von Zeit zu Zeit der Gesellschaft etwas Sand in die Augen zu streuen und die eigentliche Triebrichtung etwas zu verschleiern. Denn das wahre und eigentliche Liebesleben Saint-Pavins sowie der seltsame Charakter seiner erotischen Beziehungen zu den Frauen enthüllt uns eine ganze Reihe der weiter unten näher zu beleuchtenden Gedichte.

Die Zeitgenossen selber scheinen die Velleïtäten heterosexueller Sentimentalitäten des Dichters nicht recht ernst genommen zu haben, denn Tallemant

des Réaux fügt seinem Bericht hinzu: „Der Gatte der Frau Le Coigneau habe ihm (Tallemant) gesagt: So wie Saint-Pavin geschaffen sei, würde er doch nur die Präsidentin aufregen, und irgend ein junger Blondkopf würde Saint-Pavin und ihn, den Gatten, ausbeißen.“ Der Ehemann La Coigneau fürchtet also nichts von Saint-Pavin und faßt sein Verhalten als gefahrlose Spielerei auf, von der er keine Hörner zu besorgen hat..

Ist auch eine heterosexuelle Liebesleidenschaft Saint-Pavins nicht bewiesen und nicht wahrscheinlich, so hat er doch zweifellos mit gewissen Frauen sexuell verkehrt.

IV.

Wenn ein Homosexueller den Beischlaf mit einem Weib ausübt, so ist das kein Beweis für ein heterosexuelles Fühlen, denn manche Homosexuelle sind fähig einer Frau beizuwohnen, empfinden aber den Akt, den sie aus dem oder jenem Grund vornehmen, doch nur kaum mehr als onanistische Handlung, die den homosexuellen Naturtrieb ungestillt läßt.

Saint-Pavin hat nun aber nicht einmal den normalen Koitus mit dem Weib vollzogen, sondern sein Sexualverkehr mit dem andern Geschlecht scheint in anormalen Formen sich bewegt zu haben, die deutlich zeigen, daß es sich für ihn dabei um Surrogathandlungen handelte, die an Stelle der homosexuellen Betätigung traten.

Lachèvre teilt uns mit, daß Saint-Pavin einmal eine Mätresse gehabt und von ihr ein Kind bekommen habe. Auf diese Frau beziehen sich offenbar mehrere der sog. Caliste gewidmeten Gedichte, welche es erlauben, sich ein anschauliches Bild von diesem eigentümlichen Liebesverhältnis zu machen und überhaupt von der eigenartigen Qualität der Gefühle Saint-Pavins für das Weib. In dem einen Sonnett beteuert Saint-Pavin seine Liebe zu Caliste: „Je vous aime plus que moi même“; aber gleich darauf meint er: „je ne suis pas jaloux de vous voir, beauté suprême, gagner le coeur des jeunes fous“ („Ich liebe Sie mehr als mich selbst, aber ich bin nicht eifersüchtig, wenn ich sehe, wie Sie, herrliche Schönheit, das Herz junger Narren erobern“).

Ein seltsam Verliebter, der — obgleich er schon wegen seiner Häßlichkeit leichter als andere Untreue zu fürchten hat — gar nicht eifersüchtig ist, wenn leichtlebige junge Leute die Geliebte anbeten. Und warum ist er nicht eifersüchtig? „Weil er, wie er es gesteht, an ihr nicht d a s liebt, was diese jungen Leute lieben und weil d a s, was die Frau den andern bietet, keinen Reiz für ihn hat. Der andere Liebhaber ersehnt nur das, was Saint-Pavin fürchtet, und für Caliste bietet ihm Saint-Pavin, was der andere Liebhaber wünscht. Er, Saint-Pavin, liebt aber das, was sie, Caliste, ihm verweigert.“ Das was Saint-Pavin nicht will, das was er fürchtet, was aber andere Liebhaber erstreben, ist nichts anderes als der normale Beischlaf; obgleich Saint-Pavin es nicht sagt, liegt diese Deutung auf der Hand.

Ebenso sagt Saint-Pavin nicht, was er denn bei der Frau haben möchte und was es denn sei, das Caliste ihm verweigere; die Vermutung dürfte aber sich aufdrängen, daß es eine an den extremen homosexuellen Akt erinnernde Surrogathandlung beim Weibe ist, welche dem Dichter erwünscht war. Dieser Schluß ergibt sich auch aus Gedichten, welche die heterosexuellen Abenteuer mit andern Frauen als mit Caliste schildern. So versichert Saint-Pavin in einem Sonnett einer Frau, sie habe von ihm nicht Schwängerung und als Folge den Verlust ihrer Körperblüte nicht zu fürchten. Und noch deutlicher äußert er sich in einem andern Sonnett. Eines Abends, als er die Alison geliebkost,

habe sie sich über sein Vorgehen erzürnt und ihm erklärt, eine Novize könne derartiges wohl von dem Pater des Hauses dulden, bei ihr habe die Sache aber keinen Zweck, weil man es ja anders machen könne. In ziemlich unverblümter Weise kommt also hier zum Ausdruck, daß Saint-Pavin auch mit der Alison in pädikatorischer Weise verkehren wollte. Da seine sexuellen Beziehungen zu Caliste nur diese Gestaltung hatten, konnte Saint-Pavin auch nicht der Vater ihres Kindes sein. Deshalb wehrt er sich auch mit allen Kräften gegen diese ihm angehängte Vaterschaft und wirft der Caliste vor, daß sie ja genau wisse, er könne kein Kind mit ihr gezeugt haben. „Habe sie denn nicht mehr in der Erinnerung, wie er sich mit ihr benommen habe?"

Malaisement je lui pardonne
La vanité qu'elle se donne
De m'avoir soumis á ses lois.
J'ai connu cent filles plus belles,
Qui ne se laissent pas toutefois
De se vanter d'être pucelles."

(Er könne ihr kaum verzeihen, daß sie so eitel sei, glauben machen zu wollen, sie habe ihn ihrem Willen unterworfen. Er habe hundert viel schönere Mädchen gekannt, die alle nicht aufhörten sich zu rühmen, noch Jungfer zu sein.)

Er ärgert sich aber über die Imputation der Vaterschaft, nicht nur weil er den Zeugungsakt gar nicht vorgenommen hat, sondern weil er in launisch-spaßhafter Weise den Vorwurf der Schwängerung als Kränkung seiner homosexuellen Ehre betrachtet.

„Ce n'est qu'une faute légère
Aux filles d'avoir de enfants
Il est honteux qu'à cinquante ans
Un bougre en ait été père."

(Es sei nur ein kleiner Fehltritt für die Mädchen Kinder zu haben, es sei aber schmachvoll für einen 50jährigen „bougre" (einen Homosexuellen) der Vater von ihnen zu sein).

Und in einem andern Sonnett empfindet er überhaupt den Geschlechtsverkehr mit Caliste als ein „ekliches Verbrechen", und seine Ehre sei nur deshalb nicht verloren, weil man ihn einst auf dem Bette mit dem Bruder der Caliste schäkernd ertappt hätte. Der Bruder rette ihn von dem Verbrechen, zu dem die Schwester ihn verleitet.

Sans que naguère on me surprit
Avec tou frère sur un lit
Badinant à mon ordinaire
Je me croirais perdu d'honneur
Je me sauverai par le frère
Du crime où m'engagea la soeur.

Wenn auch diese Gedichte eine gute Portion Scherz und Schalkhaftigkeit enthalten, so sind sie doch von sehr symptomatischer Bedeutung für Saint-Pavins Empfindungsweise und lassen deutlich erkennen, daß er sich in erster Linie als Homosexueller fühlte und daß die sexuellen Beziehungen zum Weib nicht seiner eigentlichen Natur entsprachen. Saint-Pavin scheint zu der relativ seltenen Gruppe von Homosexuellen gehört zu haben, wie man sie noch am ehesten unter den besonders Virilen antrifft, für welche die extreme sinnliche Modalität, die aktive Paedicatio, die adäquate Befriedigungsart bildet, obgleich vielen Homosexuellen diese Betätigungsweise unsympathisch, ja ekelhaft ist. Wenn daher Saint-Pavin mit Frauen sexuell verkehrt, so hat er anscheinend auch bei ihnen die Betätigungsform gewählt, die ihn am meisten an den

Partner des eigenen Geschlechts erinnerte und vielleicht die allein für ihn beim Weibe mögliche war.

An einigen Stellen will Saint-Pavin als Ursache, warum er die Paedicatio vornehme, den Umstand angeben, daß er auf diese Weise sicher vor Geschlechtskrankheiten sei. (Ein völliger Irrtum natürlich, wenn wirklich dieser Grund maßgebend gewesen wäre.)

Das würde aber dann doch nicht erklären, weshalb er die Jünglinge den Weibern vorzog und nicht mit der Frau sich begnügte.

V.

Saint-Pavins Grundtrieb war eben auf den Mann gerichtet, er hofierte, wie er sich in einem Sonnett ausdrückt, seinen eigenen Geschlechtsgenossen „n'aimant le reste qu'à demi", d. h. aus dem übrigen, d. h. dem Frauenverkehr macht er sich doch nichts Rechtes.

Und so wählt er beim Weibe auch die ihm übliche mannmännliche Art der sexuellen Betätigung; sie befriedigt ihn aber doch nicht recht, weil und insofern er seine wirkliche Ergänzung nur beim männlichen Geschlecht findet.

Zwei Sonnette sprechen deutlich genug. In dem einen macht Caliste, die den Dichter mit ihrem jungen Bruder ertappt hat, Saint-Pavin erzürnt Vorwürfe, denn sie habe ja ebensogut denselben gewissen Körperteil wie ihr Bruder. Darauf antwortet ihr Saint-Pavin: Sie biete ihm vergeblich an das, was die Buben hätten:

„apprends à mieux nommer les choses,
Pour nous les femmes ont deux c....

„lerne besser die Dinge zu benennen, für uns haben die Frauen zwei Vaginen", d. h. 'für uns': „die Homosexuellen".

Saint-Pavin erklärt also, daß auch bei der Benutzung der Frau a posteriori er die Gedankenassoziation der weiblichen Geschlechtsteile nicht los werden könne.

Und noch drastischer platzt er heraus gegenüber der Philis, die ihn frägt, warum er auf so vertrautem Fuß mit dem Tireis stehe, trotzdem Philis und Tireis ja beide einen Hinterteil hätten.

Das sei zwar wahr, antwortet Saint-Pavin, aber der von Philis rieche nach seinem Geschmack ein wenig nach der Vagina; also dieser Odor di femina ist es, der ihn abstößt. Seine physiologische Hinneigung gilt eben dem eigenen Geschlecht und sein Sexualverkehr mit dem Weibe stellt nur eine Surrogathandlung dar.

Welche — eben nur für einen Homosexuellen verlockende — Künste manchmal von seiner Caliste angewandt werden mußten, um überhaupt des Dichters Sinne bei der Frau erregen zu lassen, geht aus einem der Gedichte hervor: Eines Tages sei die Caliste zu ihm gekommen als Page verkleidet. Sie habe gefürchtet, im Seidenröckchen würde ihr die Tür verschlossen bleiben.

(La petite assez aviseé
Craignait qu'en jupe de satin
A sont teint delicat et fin
La porte ne fut refusée.)

Ihre Reize im Pagenkostüm hätten denn auch ihre Wirkungen auf ihn nicht verfehlt; er hätte die Caliste sofort behandelt wie ein Mädchen, die für einen Jungen gelten wollte (d. h. Paedicatio mit ihr vorgenommen).

Saint-Pavin scheint überhaupt hauptsächlich nur dann an der Frau sentimentales oder sinnliches Interesse genommen zu haben, wenn sie ihn an den Jüngling erinnerte oder etwas Hermaphrodistisches an sich hatte.

Davon legen auch folgende Verse Zeugnis ab:

Silvandre, si je suis blessé
Du trait que Philis m'a lancé
Pourrois-tu le travers étrange?
Son esprit, sa beauté me plait
Puis-je pas l'aimer comme un ange
On ne sait de quel sexe il est.

(In die Schönheit, in den Geist der Philis hat er sich seltsamerweise verliebt, er liebt sie wie man einen Engel liebt, von dem man nicht weiß, welches Geschlecht er hat.)

Diese Philis hatte anscheinend nichts deutlich Weibliches an sich und gerade dieses Zweifelhafte an ihr übte eine gewisse Anziehung auf ihn aus. Übrigens war diese Neigung für die Philis sicherlich keine heftige und mit der Leidenschaft für den Tireis nicht vergleichbar, ja in einem kleinen vierzeiligen Madrigal bekennt der Dichter, daß die körperliche Annäherung der Philis ihn wegen ihres schlechten Atems abstoße und der Gedanke an den Duft seines Tireis ihn erfülle.

Quand Philis me flatte et me baise
Je me sens soulever le coeur
A-t-elle l'haleine mauvaise
Tireis l'a de meilleure odeur.

Vermochte, wie oben erwähnt, die Pagentracht selbst ein damit verkleidetes Weib dem Dichter reizvoll zu machen, so entzückten ihn erst recht und in viel natürlicherer Weise die hübschen jungen wirklichen männlichen Pagen.

VI.

Saint-Pavin hatte offenbar für Pagen und ihr kleidsames Kostüm eine besondere Vorliebe, wie ja gerade derartige schmucke Uniformen, Kostüme usw. auf Homosexuelle sehr oft einen ganz besonderen Reiz ausüben.

So beschreibt er in einer in Versform gehaltenen Antwort auf eine Einladung zum Essen seitens seines Freundes Des Barreaux das Entzücken, welches der Überbringer der Einladung, ein Page, in ihm hervorrief. Er zollt im voraus der guten Küche und den feinen Weinen des Freundes seine volle Anerkennung, aber am meisten habe er sich über die Art und Weise der Einladung gefreut, da sie durch einen Pagen erfolgt sei.

Moi je trouve plus agréable
Ta façon de nous convier:
Un jeune page ce matin
En m'invitant à ton festin
Est venu me combler de joie
Fais-moi souvent de tels repas.

Die beiden letzten Verse lassen sogar die Vermutung zu, daß der Dichter gleich die Gelegenheit benutzt hat, um sich nicht mit der bloßen Augenweide an dem schönen — anscheinend willfährigen — Pagen zu begnügen, denn er wurde ja hochentzückt und wünscht sich oft einen derartigen Sinnenschmaus.

Eine besondere Zuneigung hat Saint-Pavin für den schon erwähnten jungen Mann, den er „Tireis“ benennt. Ihm widmet er Stanzen, die gegenseitigen Freuden ihrer Liebkosungen besingend:

Poussés de mêmes désirs
Donnons-nous mêmes plaisirs
Qu'égal en soit le partage;
Si dans cet heureux instant,
Je t'en faisais prendre autant,
J'en aurais bien davantage.

Qu'il est doux de s'embrasser!
Pourquoi si fort nous presser?
Cessons ensemble de vivre;
Meurs un peu plus lentement
Encore un petit moment,
Tireis, je m'en vais te suivre.

In anderen Stanzen denkt er während der Abwesenheit des Geliebten an ihn: Die Erinnerung an seine Reize gibt ihm seine gesunkene Manneskraft wieder und ihm widmet er die neu erwachenden Triebe, die des Morgens beim Erwachen sich einstellen.

Später ist dieser Tireis in ein Kloster eingetreten und so hat ihn Saint-Pavin verloren. Wie glücklich ist er jetzt, meint Saint-Pavin spöttisch auf den Ruf homosexueller Betätigung der Mönche anspielend, da er bei den Novizen ist und an einem Ort, wo er sein Seelenheil und zugleich seine Freuden finden kann.

Tireis qui fut toute sa vie
Dans les plaisirs très raffiné,
Par zèle ou par bizarrerie
Dans un couvent s'est retiré;
On l'a mis parmi les novices,
Pour le former aux exercices
Qui tournent un esprit à Dieu.
Qu'il est heureux dans ses caprices!
Il peut trouver en même lieu
Et son salut et ses délices!

In einer umfangreichen Ode gedenkt Saint-Pavin der einstigen Intimität und bringt die schönen Erlebnisse während eines gemeinsamen Aufenthaltes in einem Badeorte in Erinnerung: Beide gingen dort auf homosexuelle Abenteuer aus, wenigstens erwähnt Saint-Pavin die hübschen Pagen und Diener, die sie dort gesehen und rühmt die Feste und die Serenaden, die sich die Tribaden in jenem Badeort gegenseitig gegeben haben.

Der Dichter hat also auch Fühlung mit den Kreisen der weiblichen Homosexuellen gehabt, das erhellt gleichfalls aus anderen Gedichten, die eine Bekanntschaft mit Lesbierinnen verraten. Z. vergl.:

Deux belles s'aiment tendrement,
L'une pour l'autre s'intéresse,
El de même trait qui les blesse
Elles souffrent également.

Sans se plaindre de leur tourment
Toutes deux soupirent sans cesse
Tantôt l'amant est la maitresse
Tantôt la maitresse est l'amant.

oder das Sonnett, in dem er die Amarante wegen der Verse lobt, die für sie die Flora schreibe und die Art ihrer Gefühle mit den seinigen für seinen Freund vergleicht:

Ils (die Verse) sont plus selon mon usage
J'aime les douceurs qu'elle y dit,
Tous deux, l'âme assez raisonnable
Nous courtisons notre semblable
N'aimant le reste qu'à demi
Sans l'accuser d'une infamie,
J'escris souvent à mon ami
Comme elle esrit à son amie.

Bezeichnenderweise hat Saint-Pavin auch eine Anzahl Martial nachgemachte Epigramme verfaßt, die nicht bloß als objektive poetische Spielereien, sondern

als Ausdruck des ureigensten Empfindens des Dichters zweifellos aufzufassen sind. Ist es doch sicherlich eine Plädoirie pro domo, wenn in einem dieser Epigramme der Dichter die Verfemung der homosexuellen Liebe nicht begreift und die Frage aufwirft: ob denn die Natur es verbiete, einen schönen Jungen zu betrachten.

„La nature nous défend-elle
De regarder un beau garçon.“

VII.

Saint-Pavin hat, wie aus seinen Gedichten hervorgeht, und besonders schon aus dem Titel, den man ihm allgemein beilegte und den er sich selbst gab, „eines Königs von Sodom“, aus seiner Natur keinen Hehl gemacht. Mag auch der Dichter angesichts der furchtbaren Gefahr einer Verfolgung wegen Päderastie schon dafür gesorgt haben, daß ihm direkte Nachweise gleichgeschlechtlicher Handlungen nicht erbracht werden konnten, so hätte man auch schon auf Grund der freigeistigen Anschauungen des Dichters und wohl auch auf Grund seines sicherlich nicht unverdächtigen Verkehrs mit jungen Leuten schon Vorwände finden können, um gegen ihn vorzugehen. Trotzdem wurde niemals seitens der kirchlichen oder weltlichen Behörden ein Prozeß gegen ihn angestrengt.

In vielen Kreisen war man damals trotz der offiziellen Verdammung der Freigeisterei und der nicht minder argen Verpönung homosexueller Neigungen doch je nach der Persönlichkeit, die sich derartiges erlaubte, tolerant, und Kirche und Staat drückten oft ein Auge zu, je nachdem der Sünder genehm war, je nachdem er das Dekorum wahrte oder je nachdem ein Skandal unliebsam empfunden wurde oder vermieden werden sollte.

Saint-Pavin scheint sich tatsächlich großer allgemeiner Beliebtheit erfreut zu haben, so daß er sich wohl auch manches mehr als ein anderer unangefochten erlauben durfte. Wird ihm doch nachgerühmt: „Seine Seele ist noch schöner als sein Geist, und niemals hatte ein Lasterhafter solche Tugend.“

Eines etwas komischen Beigeschmackes ermangelt es allerdings nicht, wenn man hört, daß der freigeistige Dichter und lustige Männerfreund im Jahre 1666 den Ehrentitel eines Predigers und Rats des Königs erhielt und dann auch, um seiner neuen Rangstellung Ehre zu machen, eifrig die Kirche besuchte. Diese zur Schau getragene Frömmigkeit hinderte allerdings nicht, daß er in Singspielen wegen seines homosexuellen Rufes verspottet wurde. So hieß es:

Saint-Pavin le roi de Sodome
Ayant Dom Cosme
Dit en courroux
Ces bigots avec leurs prières
Font en vain au ciel les yeux doux
L'oraison ne leur sert guère
En secret ils sont tous
Plus bougres que nous.

(„Saint-Pavin, dieser König von Sodom, wenn er den Pater Cosme hört, sagt ganz wütend: Diese Bigotten mit ihren Gebeten liebäugeln vergeblich mit dem Himmel. Das Gebet nutzt ihnen nichts. Im Geheimen sind sie alle noch mehr „bougre“ (Päderast) als wir.“

Wie heutzutage kannten sich auch schon damals viele Homosexuelle untereinander und schlossen sich zusammen. So waren Saint-Pavin und Théophile befreundet, und Saint-Pavin hat offenbar die intimen Gewohnheiten und die Anlage des letzteren gekannt, wie aus einem Sonnett sich ergibt, in welchem er mitteilt, daß Théophile nur zum Schein und zur Täuschung Dritter Lobgedichte

auf Frauen gemacht, aber nach seinem wahren Empfinden doch nur an junge Männer gedacht und für das Preislied an die Frau sich mit der Gunst ihres Geliebten bezahlt gemacht habe. Ebenso sind Saint-Pavin auch die wahren Beziehungen zwischen Théophile und Des Barreaux nicht verborgen geblieben. In dem oben schon erwähnten Antwortgedicht auf Des Barreaux' Einladung, in dem er sich über den schönen Boten freut, spricht er ganz offen von seiner homosexuellen Neigung als von etwas Selbstverständlichem, wie man eben nur an jemanden schreibt, der volles Verständnis für derartige Gefühle hat.

Die Zugehörigkeit von Saint-Pavin zu weiteren homosexuellen Kreisen zeigt sich auch in seinem Verhältnis zu dem berühmten Condé, der allgemein als Homosexueller galt und zweifellos diesen Ruf verdiente. In seinen Memoiren sagt der Graf von Coligny-Saligny von Condé:

(„Der Bougre, der er ist und ich beharre darauf, daß er es ist auf den heiligen Evangelien, die ich in meiner Hand halte, dieser also, offenkundige, eingefleischte Bougre, hat nur zwei gute Eigenschaften, nämlich Geist und Mut". (Lachèvre S. 389, Anm. 1).

Auch in einem Gedicht an Des Barreaux, der gleichfalls den großen Condé sehr gut kannte, sagt Saint-Pavin ganz unverhohlen, daß für Condé Venus ohne Reiz sei.

Wie sehr aber Saint-Pavin mit dem berühmten Mann auf familiärem Fuß gestanden haben muß, beweist folgendes in Versen an Condé gerichtetes Kompliment, das er wohl sonst nicht hätte wagen dürfen:

„Cäsar war, um es unter uns zu sagen, gerade ein so großer Bougre als Sie, aber nicht ein so großer Heerführer."

Aus allem, was wir über das Leben von Saint-Pavin wissen und besonders aus seinen Gedichten, läßt sich wohl mit Bestimmtheit behaupten, daß Saint-Pavin den Titel eines Königs von Sodom in dem Sinne durchaus verdiente, daß er ein Homosexueller war und seinem innerlichen Trieb keinen Zwang auferlegte.

Nur darf man ihm nicht diesen Titel mit der Bedeutung beilegen, als ob er ein Phänomen von Widernatürlichkeit, ein ganz besonderer Ausnahmemensch in sexualibus gewesen sei, denn wie zu allen Zeiten hat es — und gerade für das 17. Jahrhundert liegen reichliche Dokumente vor — insbesondere zur Epoche Saint-Pavins viele Homosexuelle und viele ähnliche „Könige von Sodom" gegeben.

Kleine Mitteilungen.

Ein Fall von Analerotik (Priapismus).

Von Dr. Wilhelm Stekel in Wien.

Herr L. K., 54 Jahre alt, kräftig, sehr gut erhalten, von jugendlichem Aussehen, verlangt Abhilfe von seinem „Priapismus nocturnus". Bei Tage gehe es ihm sehr gut, er könne arbeiten, fühle sich ganz gesund, denke nicht an sexuelle Dinge. Wie er einschlafe, treten Steifigkeiten im Gliede auf, die sehr schmerzhaft sind und die ganze Nacht andauern. Alle internen Mittel und Kuren waren bisher erfolglos. Brom, Morphium, Antipyrin, Kühlsonden, Hydrotherapie, Elektrotherapie waren ohne Einfluß auf das Leiden. Im Gegenteil! Nach den Einführungen des Psychrophors steigerte sich der Priapismus. Das einzige, was ihm nützt, ist das Aufsetzen im Bette und Aufreißen der Augen. Nach einigen Minuten, ja nach Sekunden fällt der Penis zusammen. Deshalb habe er gedacht, das Leiden habe mit dem Schlaf irgend einen Zusammenhang. Als ob die gleichen Organe, welche den Schlaf erzeugten, auch seine Erektion auslösten. Hofrat

Wagner, dem er diese Hypothese mitteilte, gab ihm dann Schilddrüsentabletten, welche gar keinen Einfluß auf das Leiden zeigten.

Er ist glücklich verheiratet, liebt seine Frau, achtet sie ganz außerordentlich, ist ihr treu, macht keine Seitensprünge. Verkehr in der Ehe jetzt viel seltener als früher, einmal die Woche, oft in zwei Wochen, weil er sich schonen müsse und die Erfahrung gemacht habe, daß nach dem Koitus seine nervösen Beschwerden schlechter würden. Bei der Frau meistens Ejaculatio präcox. Bei Versuch eines zweiten Koitus kommt es gar nicht mehr zur Ejakulation und zu Orgasmus. Beim Koitus mit der Frau sehr geringer Orgasmus. Keine Pollutionen, sehr selten, vielleicht einmal in einem halben Jahre. An perverse Träume oder perverse Handlungen denke er niemals. Er sei 19 Jahre verheiratet, aber erst seit 10 Jahren sei das Leiden so arg geworden.

Ich bedeute ihm, daß der Fall psychologisch studiert werden müsse, er geht auf den Vorschlag ein. Die erste Sitzung ist zu Ende.

— — —

Er berichtet, daß er vor 10 Jahren eine sehr schwere Neurasthenie durchgemacht habe. Erregungszustände, Depressionen, Schlaflosigkeit, Platzangst. Einige Wasserkuren, Sanatorien ohne Erfolg. Er kam schließlich darauf, daß ihm die südliche Luft nicht gut tue und wechselte das Klima, kam nach Wien. Hier besserten sich die nervösen Beschwerden sehr bald. Er gibt zu, daß er seit der Kindheit an Zwangsvorstellungen leidet. Über den Inhalt der Zwangsvorstellungen spricht er sich nicht aus. Er habe es auch mit der ehelichen Treue nicht sehr genau gehalten (man sage solche Sachen nicht das erste Mal!), bei Dirnen allerlei Perversionen versucht. Er sei aber immer impotent gewesen. In einigen Sekunden kam die Ejakulation, meistens noch ante portas. Sein Sexualleben habe früh begonnen. Mit 15 Jahren der erste Koitus bei einer Dirne. Mit anderen habe er es nur einige Male versucht und sich immer blamiert. Er sei immer zu rasch fertig. (Ein merkwürdiger Gegensatz zu den permanenten Erektionen des Nachts!) Er habe auch einige Perversionen versucht. Dabei sei er so aufgeregt gewesen, daß er gleich ejakulierte, oder es habe ihm kein Vergnügen gemacht. In seinen Phantasien spielte die Fellatio und der Kunnilingus eine sehr große Rolle. An bestimmte Phantasien, der nächtlichen Erregung vorhergehend oder sie begleitend, kann er sich nicht erinnern.

— — —

Er hat nachts geträumt, an den Traum schloß sich eine Wachphantasie an, er hat aber alles vergessen. Große Widerstände. Endlich gesteht er seine spezifische Phantasie. Er habe aktive und passive Phantasien, einer Frau anum lambere und auch passiv diese Prozedur an sich vollziehen zu lassen. In der Praxis habe er den Akt nie ausgeführt, nur das Gesicht dem Hinterteil genähert und gleich sei es zur Ejakulation gekommen, daran schloß sich Ekel an, so daß er davonlief. Seine Phantasie ist eigentlich folgende: Das Weib kniet auf ihm, so daß es ihm fellatio macht und ihm den Hinterteil zuwendet. Er vollzieht zugleich den Kunnilingus in anum. Diese Phantasie verfolgt ihn noch immer. Wenn er des Tags daran denke, was sehr selten der Fall sei, komme es gleich zu Erektionen und er gerate in einen Zustand toller Satyriasis. In den letzten Jahren sei die passive Phantasie mehr in den Vordergrund getreten. Er habe die Phantasie nicht ausgeführt, aus Angst vor Infektionen und aus Angst, seine Gesundheit zu untergraben. Überdies leide er an nicht sexuellen Zwangsvorstellungen, Vergessen von Namen, Zwangskorrektur von Vorfällen der Vergangenheit. Er sei ein Phantasiemensch, der sich immer mit der Korrektur der Vergangenheit beschäftige. (Er hätte das oder jenes nicht oder anders machen sollen!)

— — —

In der vierten Sitzung entrollt sich das ganze Krankheitsbild. Er kämpft seit der Jugend gegen den Trieb zum Anilingus. Am Tage gelingt es ihm, diese Phantasien ganz zurückzudrängen. Im Traume der Nacht erscheinen die verlockenden Bilder, es erfolgt sofort die Erektion, die sich erst im Wachen nach Verdrängung der Anilingusvorstellung überwinden läßt. Selbstverständlich kann dieser Mann durch den normalen Koitus nicht befriedigt werden. Seine „adquäte Befriedigung“, die mit der ganzen Hartnäckigkeit einer Zwangsneurose festgehalten wird, ist der Anilingus.

Dieser Fall vermittelt uns das Verständnis der Formen vom nächtlichen Priapismus. Ich werde eine ganze Reihe solcher Fälle in dem vierten Bande meiner Störungen des Trieb- und Affektlebens beschreiben.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Iwan Bloch in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

Fünfter Band Dezember 1918 9. Heft

Analytische Bemerkungen zum Problem der Geschlechtsbestimmung.

Von Jaroslav Kríženecký in Prag-Weinberge.

I.

So, wie das Problem der Geschlechtsbestimmung heutzutage zu einem gewissen Brennpunkt der Biologie geworden ist, ist dasselbe ein durchaus entwicklungsmechanisches Problem, das mit seinem ganzen Umfang wie auch mit der Qualität des Inhaltes den von Roux aufgestellten Grundsätzen der entwicklungsmechanischen Forschung entspricht. Denn: bei dem Problem der Geschlechtsbestimmung handelt es sich um Determination und Differenzierung, d. h. um qualitativ (und quantitativ) wirkende Faktoren — also um Ursachen eines Entwicklungsgeschehens; und zwar eben in dem Sinne des Wortes, wie den Begriff der Ursache Roux in seinem Programm der Entwicklungsmechanik akzeptiert und appliziert hatte. Gehen wir auch ein wenig den bisherigen bzw. den letztesten Ergebnissen der Forschung nach, so sehen wir, daß das Programm der Entwicklungsmechanik in dem Problem der Geschlechtsbestimmung nicht nur formal, sondern auch in seinem vollen Umfang und Inhalt in denselben realisiert ist. Denn: eben die Faktoren, die von verschiedenen Forschern als Ursachen der Geschlechtsbestimmung angesehen werden, kann man vollkommen nach den Rouxschen Kategorien der Entwicklungsursachen klassifizieren.

Das Problem der Geschlechtsbestimmung ist nicht so einfach, wie es auf den ersten Blick zu sein scheint. In vollem Umfange seines Inhaltes handelt es sich nämlich bei demselben nicht nur darum, was entscheidet und bewirkt, daß ein Keim sich zu einem Weibchen, d. h. zu einem Makrogameten produzierenden Individuum, oder zu einem Männchen, d. h. zu einem Mikrogameten produzierenden Individuum, entwickelt, sondern um Faktoren und Ursachen dieses ganzen Geschehens als eines Entwicklungsprozesses, welche im Verlaufe desselben in ihrer Mannigfaltigkeit ins Spiel kommen, wie man das bei einem jeden Entwicklungsprozeß findet.

Ich lege hier Gewicht eben auf diesen Umstand: daß man die sexuelle Differenzierung, wie sie aus der sexuellen Determination resultiert, als ein Entwicklungsgeschehen ansehen muß, d. h. als Entstehen und Vergehen und Verwertung bestimmter biologischer Qualitäten, bestimmter Zustände des lebenden Plasmas als Entwicklungsstufen zu dem Endzustande, zu der endlichen organischen Qualität, die man als weibliches resp. männliches Geschlecht bezeichnet. Und dabei muß man einen Umstand im Auge behalten: daß nämlich diese sexuelle Differenzierung mit der Entwicklung des Individuums in seinem Artcharakter in eins zusammenfällt; resp. besser gesagt: mit dieser innerlichst zusammenkombiniert ist, so daß die Artent-

wickelung des Individuums überall, wo Getrenntgeschlechtlichkeit vorkommt, immer im Sinne eines bestimmten Geschlechtes vor sich geht, d. h. immer entwickelt sich ein Weibchen oder ein Männchen von der betreffenden Spezies.

Es hat also jener Philosoph vollkommen recht, der unlängst gesagt hat, daß die Menschengesellschaft nicht von Menschen, sondern von Männern und Weibern gebildet wird. Und man versteht auch vom entwicklungsgeschichtlichen Standpunkte aus die vollkommene Berechtigung des Ausspruches von Richard Hertwig, wenn er sagt: „Ich kann meine Auffassungsweise nicht besser verständlich machen, als durch den Vergleich mit einem Musikstück. Ich möchte dann die Eigenschaften eines Organismus mit den einzelnen Melodien und Passagen vergleichen, den Geschlechtscharakter dagegen mit der Tonart, in welcher ein Musikstück geschrieben ist"[1]). Es erscheint uns nämlich das Geschlecht als ein den Artmerkmalen übergeordnetes Prinzip, welches diese sexuell modifiziert und den ganzen Organismus als eine bestimmte Stimmung durchdringt.

Dadurch wird das Problem der Geschlechtsbestimmung in seinem vollen Umfange und seiner kausalen Mannigfaltigkeit und Komplikation gegeben. So erscheint uns nämlich die sexuelle Differenzierung, wenn wir die Entwickelung eines höheren Metazoen betrachten, bei welchem außer den Geschlechtszellen noch sogen. Soma vorkommt, an dem die Geschlechtlichkeit durch die sogen. sekundären Geschlechtsmerkmale zur Gültigkeit kommt. Für solche Organismen muß man eben betonen, daß bei ihnen das Geschlecht nicht nur durch die Art der produzierten Gameten gegeben (Mikro- bzw. Makrogameten), sondern ebenfalls durch den gänzlichen Zustand der Organisation. Die Art der produzierten Gameten ist hier eben umgekehrt eine Folge von dieser gänzlichen sexuellen Differentiation. Denn der Grund der Geschlechtlichkeit eines bestimmten Individuums besteht hier nicht darin, daß das betreffende Individuum die Makro- oder Mikrogameten produziert, sondern darin, daß die hier überhaupt produzierten Gameten die Eier resp. die Spermien sind.

Dasselbe gilt auch in jenen Fällen, wo das Individuum selbst eine Geschlechtszelle ist — siehe z. B. die Infusorien. Hier treffen wir eigentlich die Urform der geschlechtlichen Differentiation. Die sexuelle Differenzierung des Somas ist eben Folge davon, daß das Soma aus der primär vorhandenen sexuell differenzierten Grundmasse des Individuums, d. h. aus der Geschlechtszelle entstanden ist. Infolgedessen ist ursprünglich die sexuelle Differenzierung des Somas als eine Selbstdifferenzierung vor sich gegangen; d. h. unabhängig (nämlich morphogenetisch unabhängig) und parallel mit der sexuellen Differenzierung des Keimplasmas, d. h. der Geschlechtszellen. Und zwar ist die sexuelle Differenzierung des Somas aus denselben Ursachen wie die sexuelle Differenzierung des Keimplasmas vor sich gegangen; deswegen nämlich, daß es sich dabei um ein organisches Ganzes handelte, um ein ursprünglich auch morphologisch einheitliches System, das sich erst durch Entwicklung gegliedert hat[2]).

---

[1]) Hertwig, Rich.: Über den derzeitigen Stand des Sexualitätsproblems. — Biol. Zentralbl. XXXII. 1912.

[2]) Deswegen muß man auch die entwicklungsgeschichtliche Unabhängigkeit der sogen. sekundären Geschlechtsmerkmale von den Somaden als eine phylogenetisch primäre betrachten. Und in Wirklichkeit finden wir auch bei den niederen Metazoen, z. B. den Arthropoden, eine solche experimentell nachgewiesene Unabhängigkeit, die dann

Es ist aber evident, daß der ganze Inhalt des Problems der Geschlechtsdifferenzierung vollkommen auch in der sexuellen Differenzierung eines Protozoons enthalten ist, obzwar auch nicht in jener Mannigfaltigkeit und Komplikation wie bei den Metazoen.

Da aber ein Protozoon hinsichtlich der Vorgänge der sexuellen Differenzierung vollkommen analog einem Gameten ist, resp. ein Gamet ist analog dem geschlechtlich differenzierten Protozoon, das wieder für sich selbst ein Gamet ist, kann man in unseren Betrachtungen einen weiteren Schritt machen und sagen, daß das Problem der Geschlechtsbestimmung in seinem vollen Inhalt auch in dem Vorgang der sexuellen Differenzierung jeder einfachen Geschlechtszelle als solcher enthalten ist. Das ist vollkommen natürlich schon deswegen, weil, wie oben auseinandergesetzt wurde, die sexuelle Differenzierung des sogen. Somas und des sogen. Keimplasmas voneinander entwicklungsgeschichtlich unabhängig vor sich geht; das bedeutet nämlich, daß die sexuell determinierenden Faktoren beiderseits in Wirkung kommen müssen.

Man kann also sagen, daß das kausale Problem der sexuellen Determination und Differenzierung ebenfalls wie in der sexuellen Entwicklung eines höheren Metazoon in seinem vollen Inhalte auch in der sexuellen Entwicklung des einfachen Gamets enthalten ist. Ich lege hier Gewicht auf dieses Moment, da es deswegen wichtig ist, weil wir eine deutliche sexuelle Differenzierung der Gameten überall treffen, auch dort, wo eine sexuelle Differenzierung des Somas nicht vorhanden ist, resp. wo sie so gering oder von so einer Art ist, daß sie für uns nicht wahrnehmbar ist.

Daraus folgt aber, daß die gänzliche sexuelle Determination und Differentiation vollkommen durch die sexuelle Determination und Differentiation der Gameten gegeben wird. Nicht aber deswegen, daß die letztere vielleicht der Grund event. Ursache der Geschlechtsbestimmung des Individuums wäre, sondern deswegen, weil der Vorgang der sexuellen Determination und Differentiation in seinem kausalen Komplex und in seiner Dynamik vollkommen schon in der geschlechtlichen Entwicklung der Gameten enthalten ist.

Das hat für das Problem der Geschlechtsbestimmung eine große — man kann sagen — erkenntnis-theoretische Bedeutung. Es folgt daraus, daß man sich bei der Lösung des Problems der Geschlechtsbestimmung in jeder Hinsicht auf die sexuelle Differenzierung der Gameten beschränken kann. Nicht zwar in dem Sinne, daß man den sexuellen Charakter der produzierten Gameten für entscheidend für das Geschlecht des Individuums hält, sondern in dem Sinne, daß man die sexuelle Entwicklung der Gameten als einen kompletten Vorgang der sexuellen Determination und Differentiation, in dem der ganze kausale Komplex enthalten ist, annehmen kann. Man soll mich nicht mißverstehen. Ich will sagen: es ist dabei die Entstehung der Eier resp. der Spermien nur als solche und ohne weiteres zu betrachten, ohne Rücksicht darauf, ob sie in einem und demselben Individuum nebeneinander, gemischt oder an verschiedenen Stellen des Körpers und zwar zugleich oder

---

bis zu den Amphibien in Gültigkeit bleibt, wie die Versuche gezeigt haben. Bei den Warmblütern festgestellte entwicklungsgeschichtliche Abhängigkeit ist also phylogenetisch unbedingt eine sekundäre Erscheinung; übrigens handelt es sich hier nicht einmal um eine Abhängigkeit von den eigenen Geschlechtszellen, von dem sogen. Keimplasma, sondern um eine entwicklungsgeschichtliche Korrelation zu den in Somaden sich befindlichen sogen. interstitiellen Zellen, die eine endokrine Drüse bilden.

nacheinander stattfindet[1]), oder aber in verschiedenen Individuen (bei der Getrenntgeschlechtlichkeit).

Dadurch erscheint uns das Problem der Geschlechtsbestimmung in seinem Kern nun in seiner vollen Nacktheit; zugleich aber auch in seiner Einfachheit, so wie man das für eine richtige Analyse der experimentellen Erfahrungen braucht. Aus dem Gesagten folgt nämlich der Schluß: für die Wertung einzelner experimentell isolierter Faktoren bei der Dynamik der geschlechtlichen Entwicklung in bezug auf den kausalen Komplex der Geschlechtsbestimmung soll uns als entscheidendes Kriterium die geschlechtliche Entwicklung der Gameten dienen; und zwar soll dabei nicht nur die Art der entstehenden Gameten überhaupt berücksichtigt werden, sondern auch ihr quantitatives Verhältnis. Das heißt mit anderen Worten: eine Bildung von Mikrogameten, einerlei, ob sie zu ihr in einem Individuum kommt, oder in mehreren Individuen lebensweise assoziierten, oder aber ob sie (in Fällen des Hermaphroditismus) zur Majorität entgegen der Bildung der Makrogameten kommt, zeugt immer von der Wirkung der das männliche Geschlecht bestimmenden und zur Entwicklung bringenden Ursachen. Und umgekehrt: eine Bildung von Makrogameten, ebenfalls gleich, ob sie unter diesen oder jenen Umständen zustande kommt oder in Majorität stattfindet, kann uns wieder dienen als Nachweis von der Wirkung der das weibliche Geschlecht bestimmenden und zur Entwicklung bringenden Ursachen. Von der Wirkung der das männliche bzw. weibliche Geschlecht bestimmenden Ursachen zeugt also wie die Entwicklung eines Keimes zum Männchen bzw. zum Weibchen, so auch eine Vermehrung von Männchen bzw. von Weibchen in der gezeugten Nachkommenschaft; ebenfalls aber auch eine verhältnismäßig überwiegende event. eine ausschließliche Bildung von Mikro- bzw. Makrogameten in Fällen des Hermaphroditismus.

Ich glaube, wenn man sich auf den Standpunkt dieses Kriteriums stellt, daß die Analyse und Wertung einzelner experimenteller Erfahrungen einfach und einheitlich möglich wird.

II.

Oben wurde darauf hingewiesen, daß es sich bei dem Problem der Geschlechtsbestimung um keine momentan wirkende bestimmende Ursache handelt, sondern um einen ganzen kausalen Komplex. Und zwar deswegen, wie auch betont wurde, daß die sexuelle Differenzierung als Resultat sexueller Determination ein Entwicklungsvorgang ist, der im Werden und Vergehen bestimmter organischer Qualitäten, im Verändern bestimmter Zustände des lebenden Plasmas besteht; es handelt sich hier um Entwicklung eines Individuums im vollen Sinne des Wortes.

Dabei zielt diese Entwicklung erstens auf Entstehen des Arttypus, und dann auf Entstehen eines bestimmten Geschlechts.

Die Art- und Sexualentwicklung fallen dabei innigstens zusammen; die sexuelle Entwicklung bedeutet hier eigentlich eine Variation der Entwicklung des Arttypus im Sinne dieses oder jenes Geschlechtes. Trefflich sagt deswegen Lang in dem ersten Teil seines

[1]) Über alle solche mögliche Formen von Hermaphroditismus siehe näher meine Abhandlung: „Einige Bemerkungen zu Begriff und Definition des Hermaphroditismus." Anatom. Anz. Bd. 50. 1917

großen zusammenfassenden Werkes über die experimentellen Ergebnisse bei Tieren in der Vererbungslehre (Jena 1914, bei G. Fischer) bei Beantwortung der alten Frage, ob das Weib ein Mensch ist oder nicht, daß der Mann und das Weib eigentlich Varietäten der Art Homo sapiens sind. Die sexuelle Entwicklung steht in einem intimsten Zusammenhange mit der Artentwicklung.

Dadurch, daß die sexuelle Differenzierung mit der Artdifferenzierung in Eins zusammenfällt, ist die sexuelle Differenzierung eigentlich ein Teil vom Entwicklungsprozeß des Individuums als eines Organismus. Deswegen müssen für die kausale Analyse der sexuellen Differenzierung dieselben Grundlagen gelten wie für die kausale Analyse eines jeden entwicklungsgeschichtlichen Geschehens überhaupt. Denn in dieser Hinsicht muß die Dynamik der sexuellen Differenzierung dieselbe sein, wie die eines jeden Entwicklungsvorganges.

Die Entwicklung — man denke an die Morphogenese — ist im Grunde und im allgemeinen ein Entstehen eines Komplizierten aus dem Einfachen, eine Differenzierung des einfachen Keimes im organisierten System, den man als fertiges, entwickeltes Individuum bezeichnet. Bei dieser Entwicklung handelt es sich dann immer um Veränderung der vorgehenden Stadien in die folgenden, späteren, wobei ein jedes frühere Stadium zugleich auch Bedingung, d. h. Ursache des folgenden Stadiums ist, so wie das seiner Zeit besonders O. Hertwig klar auseinandergesetzt hatte. In einem jeden früheren Stadium muß also unbedingt auch ein Teil des kausalen Komplexes der Entstehung des folgenden Stadiums enthalten sein; und zwar ist es jener Teil des kausalen Komplexes, der aus Faktoren besteht, die man als sogen. innere Ursachen zu bezeichnen pflegt. Eben selbst das vorgehende Stadium als solches, nämlich als Zustand des lebenden Plasmas bildet diesen inneren Teil des kausalen Komplexes. Unter Mitwirkung von Einflüssen der Umwelt, der äußeren Faktoren, der äußeren Ursachen setzt sich dann die Entwicklung in Bewegung.

Die Entwicklung eines jeden organischen Systems läuft in einer gewissen Richtung ab. Die Ursache dieses richtungsmäßigen Verlaufes des Entwicklungsvorganges, und zwar die determinierende Ursache, kann nirgends anderswo gesucht werden, als eben in diesem inneren Teile des kausalen Komplexes. Denn nur hier kann in einem Milieu, in dem sich die verschiedensten organischen Systeme immer ihrer Art nach entwickeln, die bestimmende Ursache für die artentsprechende Entwicklung eines jeden von diesen Systemen liegen. Die den Artcharakter bei der Entwicklung bestimmende Kraft ist also in dem Komplex der inneren Entwicklungsursachen, d. h. Ursachen, die im Inneren des organischen Systems selbst liegen, zu suchen.

Diese inneren Entwicklungsursachen bestehen in der Artspezifität des Plasmas. Diese ist es, welche die Richtung der Entwicklungsvorgänge im Sinne des Artcharakters bestimmt und während der ganzen Entwicklung auch leitet.

Die Artspezifizität des Plasmas[1]) beruht auf der spezifischen Qualität seiner biochemischen Struktur. Diese artspezifische Qualität der biochemischen

---

[1]) Ich begründe diese meine Auseinandersetzungen über den Vorgang der Entwickelung und Differenzierung nach der Analyse von Ružička in seiner Abhandlung: „Restituce a dědičnost“ in Haskovcova Revue. Jahrg. XII. Prag 1915. Vergl. auch seine Arbeit: Beschleunigung der Häutung durch Hunger. Ein Beitrag zum Studium des morphologischen Metabolismus und der Verjüngungsfrage. Roux' Archiv f. Entw.-Mech. Bd. 42. 1917.

Struktur des Plasmas eines bestimmten organischen Systems ist eben die Ursache davon, daß die Entwicklung zum Entstehen der Artmerkmale führt. Denn eben auf dem Boden dieser biochemischen Spezifizität des Plasmas kommt es dazu, daß die Stoffwechselvorgänge trotz der Nichtspezifizität ihrer äußeren Faktoren zur Bildung artspezifische Produkte in Form von bestimmten Zuständen und Formen des Plasmas, d. h. Artmerkmalen führen.

Daraus folgt, daß die Artspezifizität in der Entwicklung des Keimes durch die artspezifische biochemische Struktur seines Plasmas gegeben wird. Diese biochemische Artspezifizität des Plasmas, die also eigentlich die ganze Vererbung verursacht, wird durch die materielle Kontinuität des Plasmas in den Generationen vermittelt. Und deswegen, weil die Nachkommen sich aus Plasma entwickeln, das eigentlich ein Teil vom Plasma ihrer Eltern ist, müssen sie sich in derselben Richtung entwickeln, wie die letzteren — nämlich unter sonst gleichen äußeren Bedingungen. Die Vererbungssubstanz ist dabei aber das ganze durch Keimzellen von Eltern den Nachkommen übergebene Plasma.

So verhält es sich, wenn man die Entwicklung des Artcharakters betrachtet. Dieser Entwicklung ist aber — wie oben gesagt wurde — die Entwicklung der Geschlechtlichkeit bei einem jeden Individium als vollkommen analog anzusehen. Welche Verhältnisse in der inneren Dynamik herrschen nun hier?

Die Entwicklung des Artcharakters hat ihre Grundlagen in der spezifischen biochemischen Struktur des Plasmas, ist also — mit anderen Worten — innerlich bestimmt. Die Frage heißt jetzt: wird auch die geschlechtliche Entwicklung des Individiums analog innerlich bestimmt, kommt hier auch eine sexuellspezifische Struktur des Plasmas als bestimmende Ursache so wie die artspezifische Struktur bei der Entwicklung der Artmerkmale vor — oder geschieht die Geschlechtsbestimmung von Seite der äußeren Faktoren? Wie ersichtlich, handelt es sich dabei um die Frage: wird das Geschlecht des Individuums schon im Keime bestimmt, oder entsteht dasselbe erst unter und durch Wirkung der Faktoren des Milieus?

Unsere bisheutigen experimentellen Erfahrungen zeigen nun, daß man in der Natur eigentlich beide Möglichkeiten realisiert findet. Besichtigt man alles, was diesbezüglich experimentell festgestellt wurde — ich brauche vielleicht keine einzelnen Angaben anzuführen, es genügt wohl auf die Bücher bzw. zusammenfassenden Darstellungen von R. Hertwig, Correns, Goldschmidt, Kammerer, Schleip, Morgan (um die am meisten bekannten anzuführen) hinzuweisen —, so sieht man, daß bei einigen Organismen (Tieren wie Pflanzen) das Geschlecht durch eine gewisse sexuelle Determination des Keimes schon vor der Entwicklung, bei anderen wieder erst während der Entwicklung durch die äußeren Faktoren bestimmt wird.

Man findet nämlich bei einigen Organismen solche Verhältnisse, die direkt davon zeugen, daß das Geschlecht des sich entwickelnden Keimes seine bestimmenden Ursachen aus dem Innern des Keimes selbst resp. aus inneren Qualitäten seines Plasmas nimmt, so daß die Faktoren des Milieus uns hier als einflußlos, als für den Vorgang selbst indeterminierend erscheinen. Hierher gehören besonders die Ergebnisse der Versuche über die Vererbung des Geschlechtes und dann die Ergebnisse der Lehre von den „geschlechtsbestimmenden Chromosomen"; besonders markant ist in dieser Beziehung der bekannte Befund von Strassburger und Blakerlee bei dem Laubmoos Bryum caespidosum, bei welchem die erste Teilung der Sporenmutterzelle vier Sporen zur Entwicklung bringt, von denen zwei männlich und zwei weiblich schon voraus bestimmt sind.

Bei anderen Organismen aber wird die sexuelle Entwicklung ersichtlich im vollen Sinne des Wortes wieder von den Faktoren des Milieus bestimmt — es gelang nämlich bei diesen Organismen, die Geschlechtsbestimmung durch die äußeren Faktoren beliebig zu beeinflussen und zu dirigieren. In dieser Hinsicht siehe besonders die Versuche von Prandtl an Farnpflanzen, dem es gelang, durch verschiedene Zusammensetzung des Ernährungssubstrats bei den Prothallien einmal die Bildung von Makrogameten, andermal wieder die Bildung von Mikrogameten zu steigern bzw. zu unterdrücken. Im Sinne unserer früheren Auseinandersetzungen handelte es sich dabei um geschlechtsbestimmend wirkende Ursachen. Oder siehe den gewiß allgemein bekannten Befund von Baltzer an dem Seewurm Bonelia, bei welchem die sexuell indifferenten Larven sich zu Männchen oder Weibchen je nachdem entwickelt haben, ob es ihnen gelang an dem Rüssel ihrer Mutter zu schmarotzen oder nicht: im ersten Falle haben sie sich zu Männchen, in dem anderen zu Weibchen entwickelt.

Man sieht, daß in dieser Hinsicht die sexuelle Determination und Differenzierung nach keinem allgemein gültigen Schema vor sich geht. Man sieht, daß, während bei den einen Organismen die sexuelle Entwicklung durch innere Faktoren eingeleitet wird, wobei die Wirkungen des Milieus determinativ indifferent sind, bei den anderen Organismen wieder eben die Faktoren des Milieus es sind, die hier sexuell determinativ wirken.

Bei einigen Organismen ist also die Sexualität wie „eingraviert" in der biochemischen Struktur, in der Konstitution des Plasma, ähnlicherweise, wie es mit der artspezifischen Struktur der Fall ist. Bei diesen Organismen ist der Keim sowohl was die Art anbelangt, als auch was das Geschlecht anbelangt, voraus durch die diesbezügliche Konstitution seines Plasmas determiniert. Bei anderen Organismen wieder erscheint nur der Keim sexuell indifferent, d. h. weder im Sinne des weiblichen, noch im Sinne des männlichen Geschlechtes determiniert zu sein; bei diesen kommt es zur sexuellen Bestimmung erst während der Entwicklung durch die Faktoren des Lebensmilieus.

Die sexuelle Entwicklung ist im Grunde ein morphogenetischer Vorgang, der zum Entstehen eines Zustandes des Organismus führt, in welchem die Bildung von Mikro- resp. Makrogameten stattfindet. Als solche besteht die sexuelle Entwicklung aus der Aufeinanderfolge von einzelnen Entwicklungsstadien. Diese entwicklungsgeschichtliche Aufeinanderfolge ist im letzten Grunde ein morphochemischer Vorgang, der durch Einwirkung der äußeren Lebensfaktoren auf die biochemische Konstitution des Plasmas in Bewegung gesetzt wird. Da aber dabei beiderseits bestimmte Qualitäten in Wirkung kommen, ist die Koalität des ganzen Vorganges von den Qualitäten der beiderseitigen Faktoren abhängig, resp. wird durch diese determiniert.

Es ist selbstverständlich, daß dabei die „mächtiger" wirkenden Faktoren durch ihre Qualität für die Qualität des Vorganges viel entscheidender sind als die anderen, „schwächeren" Faktoren. Deswegen auch eine jede Veränderung der qualitativ „stärker" wirkenden Faktoren die Qualität des Vorganges viel mächtiger alterieren wird, als Veränderung der qualitativ schwächer wirkenden Faktoren. Die qualitative Stärke der einen Faktoren, z. B. der inneren, aus Konstitution des Plasmas hervorgehenden, kann dann so hoch gesteigert werden, daß eine Veränderung der anderen Faktoren (der des Milieus), besonders wenn diese überhaupt von einer schwächeren Wirkung sind, für die Qualität des Vorganges überhaupt von keiner Bedeutung wird, sodaß dieser trotz aller Schwankungen den schwächerwirkenden Faktoren bloß seitens des

starkwirkenden Faktorenkomplexes bestimmt wird. Solcherweise verliert dann der andere Faktorenkomplex überhaupt jede qualitative Wirkung.

Man muß diese schematische Vorstellung gut ins Auge fassen, um die Verhältnisse bei der Geschlechtsbestimmung physiologisch richtig begreifen zu können.

Der sexuelle Charakter der biochemischen Struktur und Konstitution des Plasmas des Keimes ist die innere Komponente des Vorganges der sexuellen Differenzierung; die Lebensbedingungen und -faktoren im breitesten Sinne des Wortes sind die äußeren Komponenten dieses Vorganges. Die sexuelle Differenzierung ist ein Vorgang, der unter Mit- und Zusammenwirkung aller dieser Komponenten vor sich geht und ist in seiner Qualität auch beiderseits, je nach der qualitativen Kraft dieser Komponenten, bestimmt. Dort, wo das Plasma des Keimes in seiner Konstitution einen wie „eingravierten" sexuellen Charakter trägt (siehe oben), dort wird der Vorgang der sexuellen Differenzierung innerlich bestimmt und geht immer im Sinne dieses Charakters des Plasmas des Keimes, auch trotz aller Schwankungen der Faktoren des äußeren Lebensmilieus, vor sich. Denn dieser sexuelle Charakter, diese sexuelle „Gravierung" der Plasmakonstitution, ist eine qualitativ „stark" wirkende Komponente; und zwar desto „stärker" wirkende, je „fester" oder „tiefer" jene Eingravierung des sexuellen Charakters in der Plasmakonstitution ist. Auf der anderen Seite aber wieder, dort, wo das Plasma des Keimes in seiner biochemischen Struktur von keinem sexuellen Charakter, also sexuell indeterminiert ist, finden wir ein umgekehrtes Verhältnis: die inneren Faktoren haben hier keine qualitative Stärke, da sie von keiner qualitativen Wirkung sind, und die Qualität des Vorganges wird durchaus durch die Qualität der äußeren Faktoren, d. h. der Faktoren des Lebensmilieus bestimmt. In diesem Falle wird selbstverständlich eine qualitative Veränderung dieses äußeren Faktorenkomplexes eine Veränderung der Qualität des Vorganges der sexuellen Differenzierung immer zur Folge haben; mit anderen Worten: das Geschlecht des sich entwickelnden Keimes wird durch den Zustand der Milieusfaktoren, also „von außen aus" bestimmt.

Es ist selbstverständlich, daß hier nun die verschiedensten Kombinationen von diesen zwei schematisch dargestellten Grenzverhältnissen zustande kommen können. Es handelt sich um Übergänge zwischen diesen extremen Grenzmöglichkeiten. Es können solche Verhältnisse herrschen, daß die sexuelle Konstitution des Plasmas des Keimes von so einem Stärkegrad ist, daß sie gegenüber den gemeinen Schwankungen äußerer Faktoren den Keim auf bestimmte Wege der sexuellen Entwicklung als allein determinierende hinführt. Nun kann es aber vorkommen, daß eine mächtigere Veränderung der äußeren Faktoren stattfindet, eine solche nämlich, die die Stärke, d. h. determinierende Widerstandsmäßigkeit der sexuellen Plasmakonstitution überwältigt und so für die geschlechtliche Differenzierung des Keimes von Bedeutung wird — und event. auch den schon früher eingeschlagenen sexuellen Entwicklungsvorgang auf andere Wege hinführt — d. h. das Geschlecht des sexuell schon determinierten Organismus modifiziert. Selbstverständlich sind hier nun Möglichkeiten von verschiedenen Abstufungen dieses Verhältnisses von inneren und äußeren determinierenden Faktoren vorhanden, so daß zur Modifizierung der von innen aus eingeleiteten sexuellen Entwicklung einmal eine stärkere Veränderung der äußeren Faktoren nötig ist, ein andermal aber wieder eine solche schwächere genügt; das richtet sich, wie selbstverständlich, nach der „Festigkeit" oder der „Stärke" der sexuellen Konstitution des Plasmas.

So wie heute der Stand unserer experimentellen Erfahrungen über die Geschlechtsbestimmung ist, scheint es allem nach, daß in der Natur auch alle möglichen Abstufungen dieses Verhältnisses als realisierte vorliegen. Ja, eben diesen Zwischenstufen entsprechen die Verhältnisse bei den meisten Organismen.

In dieser Beleuchtung erscheint nun — glaube ich — der Vorgang der Geschlechtsbestimmung in seinem physiologischen Grunde als vollkommen klar. Es handelt sich hier um einen in seinen Ursachen und seinem Verlaufe biochemisch begründeten Vorgang. Es handelt sich um einen morphogenetischen Vorgang, der dynamisch im Metabolismus des lebenden Plasmas begründet und so in Richtung seines Verlaufes durch seinen Biochemismus bestimmt wird. Dieser Biochemismus wird immer durch zwei Faktorenkomplexe gegeben: durch die in der biochemischen Struktur des Plasmas begründete sexuelle Konstitution des Keimes und durch die Faktoren des äußeren Lebensmilieus. Für sich selbst wird dann der Vorgang der sexuellen Differenzierung jenachdem determiniert, in welchem qualitativen Stärkeverhältnisse diese beiden Faktorenkomplexe an der Bestimmung dieses biochemischen Vorganges teilnehmen. Das ist aber eben bei verschiedenen Organismengruppen verschieden: wo das Plasma des Keimes von einer bestimmten und „festen" sexuellen Konstitution ist, dort wird der ganze Vorgang der geschlechtlichen Entwicklung von innen aus determiniert; wo aber das Plasma von einer sexuell indifferenten Struktur ist, so daß die Qualität des Biochemismus des Entwicklungsvorganges hinsichtlich der sexuellen Differenzierung durch die Faktoren des Milieus entschieden wird, dort wird der Vorgang der geschlechtlichen Entwicklung von außen, von Seite der Lebensbedingungen aus determiniert; in Zwischenfällen wieder wird dann dieser Vorgang in entsprechenden Verhältnissen von den beiden Faktorenkomplexen determiniert.

(Schluß folgt.)

Sexualität und Symmetrie.

Entgegnung auf den gleichnamigen Aufsatz von *Paul Kammerer*[1]).

Von Wilhelm Fließ
in Berlin.

(Schluß.)

Kritik der Seitenhypothese.

Völlig unverständlich ist die weitere Bemerkung Kammerers, es sei für das Stimmen meiner Seitenhypothese bedenklich die Widerlegung des alten Glaubens, daß aus dem rechten Eierstock nur Mädchen, aus dem linken nur Knaben stammen könnten. Als ob nicht beide Eierstöcke aus weiblicher und männlicher Substanz bestünden und daher beide auch beide Geschlechter hervorbringen müßten. Ja müßten! Mit der Doppelgeschlechtigkeit wäre es schlecht vereinbar, wenn ein Eierstock nur ein Geschlecht lieferte. Wieviel an

[1]) In dieser Zeitschrift Bd. 5, Heft 1 u. 2.

Mädchen und Knaben auf den rechten bzw. den linken Eierstock kommen, das ist freilich eine andere Frage, um deren Lösung sich Kammerer ein Verdienst erwerben würde.

Charakteristisch für die Kammerersche Kritik ist überhaupt, daß er keine positiven Beweise an richtigem Material versucht. So wenig wie er hier an neuen Fällen von Mensch und Säugetier meine Angaben zu widerlegen auch nur den Versuch macht, so wenig hat er es unternommen, meinen Beispielen von Linksern andere entgegenzusetzen, die seinem Widerspruch eine tatsächliche Unterlage geben könnten. Das einfachste wäre doch gewesen, zu sagen: Fließ meint, die femininen Männer seien linksbetont. Hier sind fünf Dutzend Beispiele, die beweisen, daß dem nicht so ist. Das hätte ein sachlicher Kritiker getan, der den Anspruch erhebt, sich ernstlich mit diesem Teil meiner Lehre befaßt zu haben. So sollte man glauben. Aber Kammerer sagt, das würde gar nichts beweisen. Denn etwas links ist jeder und etwas vom anderen Geschlecht hat auch jeder. Also muß es möglich sein, bei jedem Linkigkeit und Gegengeschlecht zusammenzubringen. Und da „jedes Individuum zu irgend etwas begabt und geschickt erscheint“ und als produktiv veranlagt aufgefaßt werden kann, so „kann man in jedem Einzelwesen die Merkzeichen seiner Gelinktheit und Künstler- und Tatmenschenschaft zur Diagnose verarbeiten, daß es überdies ins geschlechtliche Zwischenreich gehöre.“

Kammerer übersieht hier die Erfahrungstatsache, daß die Mehrzahl der Menschen rechtsbetont ist, daß ihre rechten Gliedmaßen stärker und leistungsfähiger sind und daß auch das Volumen der rechten Seite meist größer ist. Diese selbe Mehrzahl trägt auch die sekundären Charaktere ihres Geschlechtes am reinsten und unvermischtesten. Die Minderzahl der Menschen ist linksbetont. Ihre linken Extremitäten sind die entwickelteren, und auch sonst erweist der Körper häufig ein größeres Volumen der linken Teile. Gerade diese Leute tragen die Charaktere ihres Geschlechtes nicht unvermischt, sondern schauen ins Gegengeschlecht, u. zw. um so mehr, je mehr sie linksbetont sind. Gerade weil die Quantität der Linksbetonung im allgemeinen proportional ist der Quantität der gegengeschlechtigen Mischung, muß der Schluß abgeleitet werden, die eine hänge von der anderen ab. Wollte Kammerer diesen Schluß bekämpfen, so muß er an tatsächlichem Material zeigen, daß die Voraussetzungen nicht zutreffen. Wie sehr sie aber zutreffen, ist auch darin zu sehen, daß man bei gegengeschlechtig betonten Menschen die Linkigkeit prophezeien kann, ohne befürchten zu müssen, daß die Prophezeiung nicht zutrifft. Man findet die Linkigkeit aber nicht, wenn man sie bei einem Menschen sucht, dessen sekundäre Geschlechtscharaktere sich unvermischt darbieten, so wie sie bei der Menge sind.

Künstler schauen ins Gegengeschlecht und sind deshalb linksbetont. Und wer ist Künstler? Nicht jedes Individuum, wie Kammerer meint, sondern nur derjenige, dem etwas Neues einfällt und der seinem Einfall Gestalt geben kann. Sei es, daß er ihn malt, bildet, dichtet, komponiert, mimt, oder daß er ihn in die Tat umsetzt, wie der Erfinder, der geniale Kaufmann oder Feldherr. In jedem Beruf kann es Künstler geben, aber nicht jedes Individuum ist künstlerisch. Künstler sind die schöpferischen Menschen. Zu ihren höheren Leistungen, die sie von der Masse der Philister unterscheidet, muß ihnen die Natur ein Mehr an Substanz verliehen haben. Und mein neuer Befund sagt aus, daß dieses Mehr ihnen an gegengeschlechtiger Substanz gegeben ist und daß sie deshalb die Charaktere des anderen Geschlechtes in höherem Maße tragen, als der Durchschnitt der Menschen. Sie müssen also linksbetont sein

und sind es, wie ich nachgewiesen habe. Und wieder müßte Kammerer zeigen, daß die Voraussetzungen auch dieses Schlusses falsch sind, er müßte eine Anzahl Künstler beschreiben, die ebenso rechtsbetont sind, wie eine gleiche Anzahl gewöhnlicher Durchschnittsarbeiter und ebenso überwiegend männlich sind, wie diese. Wenn wirklich nur der Zufall die Charaktere gleichgeschlechtig und gegengeschlechtig, rechts- und linksbetont, Künstler und Philister mischt, so muß es möglich sein, die geforderte Reihe gleich sicher aufzuzeigen, wie ich das Gegenteil vermochte.

Es sei mir erlaubt, hier noch einen Absatz aus dem „Ablauf des Lebens" S. 486 zu zitieren:

Es ist nötig zu bemerken, daß unsere Regel vom Menschen abgeleitet wurde und daß ihre Gültigkeit nur für die Säugetiere erwiesen ist. N i c h t e t w a , a l s o b b e i d e n V ö g e l n o d e r i r g e n d w o i n d e r N a t u r d i e b i o l o g i s c h e B e d e u t u n g d e r S y m m e t r i e e i n e a n d e r e w ä r e o d e r s e i n k ö n n t e. Die eine Seite muß immer mehr dem Männlichen, die andere dem Weiblichen entsprechen. Aber welche die männliche, welche die weibliche ist, das wechselt offenbar: wird doch schon bei den Vögeln nur e i n Ovarium und Eileiter, der linke, ausgebildet. Bei den Schlangen ist das rechte Ovarium größer und liegt vor dem linken. Bei manchen Arthropoden ist wieder nur der linke Samenleiter voll entwickelt. Kurz, die Seiten und daher auch ihre männliche oder weibliche Betonung wechseln. Und es wird einer zielstrebigen Fragestellung bedürfen, um fürs einzelne zur Klarheit zu kommen. Die Natur hat in der verschiedenen Geschlechtsbetonung der Körperseiten sichtlich eines ihrer großen und einfachen Mittel, durch welche sie den ungeheuren Formenreichtum innerhalb desselben elementaren Grundplanes zustande bringt.

An diesen Abschnitt möchte ich Kammerer erinnern, wenn er die abweichenden Verhältnisse bei Krebsen ins Treffen führt gegen Mensch und Säugetier.

Vielleicht ist hier der Ort darauf hinzuweisen, daß die Verteilung der beiden Substanzen auf Mann und Weib auch innerhalb ganzer Völkergruppen schwankt. Um es geradeheraus zu sagen, daß es männlichere und weiblichere Völker gibt. Bei den weiblicheren schauen die Männer mehr ins Gegengeschlecht. Und die Frauen sind wiederum männlicher. „Die Frauen Italiens und Frankreichs mit ihrem Schnurrbärtchen, ihrer Energie — cherchez la femme — und ihrer bedenkenfreien Geschlechtsmoral haben gewiß mehr Männliches in sich als unsere Holden. Und selbst Süddeutschlands künstlerische Begabung, seine Frohnatur und Lust zum Fabulieren weist in eine ähnliche Richtung. Übrigens führt man in Frankreich die Frauen an der Linken, die Soldaten treten — umgekehrt wie bei uns — mit dem rechten Fuß an und die Gashähne werden mit der entgegengesetzt gerichteten Bewegung geschlossen wie hierzulande. Auch das alles plaudert." („Ablauf des Lebens" S. 488.)

In der Anrede an die steyerische Deputation im April 1895 sagte Bismarck: „Ich glaube, wir Germanen sind durch Gott von Hause aus stärker, ich will sagen männlicher ausgestattet; Gott hat den Dualismus in allen Erscheinungen der Schöpfung zwischen männlich und weiblich dargestellt, und so auch in den europäischen Konstellationen . . . Ich will keinen Slawen damit kränken, aber sie haben viele der weiblichen Vorzüge, sie haben die Grazie, die Klugheit, die Schlauheit, die Geschicklichkeit . . ." (zitiert nach Mayreder „Kritik der Weiblichkeit", Jena 1905, S. 123).

Bismarcks genialer Instinkt hat auch hier ins Schwarze getroffen. Und bei den Franzosen haben wir gesehen, daß ihrer starken gegengeschlechtigen Mischung entsprechend, rechts und links in ihren Gewohnheiten verschoben sind.

Auf andere Einwürfe Kammerers will ich hier nur kurz eingehen. Nie habe ich behauptet, daß linksbetonte Eltern nur gelinkte Kinder haben können. Sie können ebenso auch rechtsbetonte Kinder oder Kinder von beiden Kategorien haben. Genau wie „die Katzen, die etwa rechts ein gelbes und links ein blaues Auge haben, außer Nachkommen mit beidseits gleichfarbigen Augen und solche, bei denen das gelbe Auge abermals rechts saß, in gleicher Häufigkeitschance auch andere Katzenkinder mit rechtem blauen und linkem gelben Auge bekamen.“ Das teilt uns Kammerer mit. Ist das ein Gegenbeweis für unsere Lehre? Und so wenig dies der Fall ist, so wenig besagt auch Roux' Versuch, der bei einem Halbembryo aus der rechten Seite eine linke und umgekehrt züchten konnte. Es ist daraus vielmehr zu ersehen, was wir immer betonen, daß beide Seiten männlichen und weiblichen Stoff enthalten, aus deren Aufeinanderwirkung hier die Neuzeugung einer ganzen Körperseite erfolgt.

Symmetrie und Zweiteilung.

Der Biologie soll ich den Vorwurf gemacht haben, daß sie das Problem der zweiseitigen Symmetrie überhaupt noch nicht erkannt, die Frage nach ihren Ursachen noch gar nicht aufgeworfen habe: Und doch begründeten die Lehrbücher den bilateralen Bau mit Erfordernissen gleichmäßiger Belastung im Interesse raschester und bequemster Fortbewegung. Sie verglichen den Säugetierkörper mit einem vierräderigen Wagen, den Vogelleib mit einem zweiruderigen Kahn, dessen Ladung so verteilt sein müsse, daß auf keiner Seite ein Übergewicht entsteht. Diese kindliche Erklärung ist mir wohlbekannt. Ich habe von ihrer Erörterung abgesehen, weil sie das Problem nur auf bewegliche Tiere beschränkt. Aber jedes Baum- oder Blütenblatt hat symmetrische Hälften, jedes Schwamm-Individuum ist bilateral symmetrisch gebaut. Hier ist von Bewegung keine Rede, und wenn es nur auf die gleichmäßige Belastung ankäme, so müßten beide Seiten ganz genau ausgewogen sein, was sie niemals sind. Diejenigen Biologen, welche die Enge und die Lücken dieser Erklärung fühlten, haben sich denn auch auf eine allgemeinere Lösung eingestellt und gesagt, der Körper teile sich in zwei Hälften, weil die Zweiteilung die einfachste Form der Teilung sei. Gegen diese Erklärung habe ich eingewendet, daß die Zweiteilung nur dann einfach sei, wenn sie eine Halbierung bedeute. Aber diese Halbierung zeigt sich weder in der zweiseitigen Symmetrie, noch in der Zweiteilung der Zellen. Wie? sagt Kammerer, die Zweiteilung der Zellen ist im Gegensatz zur Annahme von Fließ meist eine raffiniert genaue Gleichteilung. Das könne man an den Chromosomen sehen, wo jede Tochterzelle die genaue Längshälfte der Chromosomen der Mutterzelle empfinge. Ganz abgesehen davon, daß wir heute noch kein Mittel haben zu bestimmen, ob wirklich bei jener Zweiteilung eines Chromosoms jedes Tochterchromosom der Quantität nach die genaue Hälfte des Mutterchromosoms empfängt und ob nicht doch geringe Unterschiede bestehen, so kann jedenfalls qualitativ von einer genauen Halbierung nicht gesprochen werden. Denn wenn eine anscheinend noch indifferente Mutterzelle in einem gewissen Stadium der Teilung eine Nervenzelle, später eine Muskel- oder Drüsenzelle abspaltet, so gibt sie den Tochterzellen doch sehr verschiedene Stoffqualitäten. So wenig Muskel-, Nerven- und Drüsenzelle

unter sich gleich sind, so wenig kann die Mutterzelle immer den Tochterzellen gleichen. Die Behauptung also, die Zweiteilung der Zellen sei eine raffiniert genaue Gleichteilung, steht in der Luft. Um das einzusehen, braucht man noch gar nicht auf die erb-ungleiche Teilung in Urkeimzelle und Urleibeszelle bei der ersten Eifurchung zurückzugehen. Daß ich aber die Ungleichheit der Körperzellteilungen darin bestehen ließe, daß männliche und weibliche Substanz den Teilprodukten in dem Mengenverhältnis 23 : 28 zugeschoben würde, ist eine bare Erfindung, für die Kammerer vergeblich den Beleg suchen wird.

Die beiden Geschlechter.

Ich erfreue mich im ganzen und großen der Zustimmung Kammerers, wenn ich annehme, daß in jedem männlichen und weiblichen Individuum beide Geschlechtsstoffe dauernd vorhanden seien. Nur die Gründe, die mich zu dieser Annahme bewogen haben, beanstandet mein Kritiker. Der weibliche Bartanflug, die rudimentäre Männerbrust seien unbeweisend für die Doppelgeschlechtigkeit. Erst ihre gelegentliche Entwicklung zum Höhepunkt dessen, was sonst nur im fremden Geschlecht erreicht wird, sei ein Zeugnis für die Doppelgeschlechtigkeit. Also, wenn Männer ihre Brustdrüse bis zur Milchergiebigkeit bringen und Frauen den längsten Vollbart beschämen, zeige sich die wirkliche Doppelgeschlechtigkeit. Was heißt das? Könnte der Bartanflug je zum Bart, die Brust je zur Milchbrust werden, wenn sie nicht die Anlage dazu hätten? Steckt nicht in ihnen ebenso die Vollendung wie im Apfelkern der ganze Apfelbaum? Und kann man sagen, erst der fertige Baum bewiese die Existenz der Gattung?

Wenn eine männliche Dreieckskrabbe durch einen weiblichen Wurzelkrebs kastriert wird und dann ihrem Aussehen nach ganz und gar eine weibliche Krabbe wird, ja sogar Eier hervorbringt, dann soll auch das nichts für die ursprüngliche Doppelgeschlechtigkeit beweisen, weil die Krebsin vielleicht aus *ihrem* Eierstock Eier transplantiert habe! Dann müßten doch zunächst aus diesen kleine Wurzelkrebse auskriechen. Wer hat das je gesehen?

Weil sie von dem Bestehen der dauernden Doppelgeschlechtigkeit nichts wußte, eben darum sind alle Versuche der Biologie, das Bestehen beider Geschlechter zu erklären, unfruchtbar geblieben. Die neuere Biologie hat im Gefühl dieser Unfruchtbarkeit der Frage ein anderes Gesicht zu geben versucht. Sie hat im Gegensatz zu Kammerers Angabe das Prinzipielle der Sexualsubstanzen geleugnet, umsomehr, als man früher vielfach nicht imstande war, bei den einzelligen Wesen männliche und weibliche Individuen zu unterscheiden. In dem Maße als fortschreitende Erkenntnis diese Unterscheidung doch gelehrt hatte, ist der Bereich derjenigen niederen Lebewesen immer mehr eingeschränkt worden, von denen behauptet wurde, sie hätten keine Männer und Weiber. Ganz verschwunden ist diese Vorstellung aus den Köpfen der Biologen noch nicht. Auch Kammerer neigt zu der herrschenden Ansicht, daß bei der Alge Ulotrix und bei gewissen Wimper-Infusorien (Paramaecium) wirklich keine Geschlechtsunterschiede bestehen, obwohl die Individuen sich normalerweise konjugieren. Ich habe nun gesagt, wenn man mit den heutigen Mitteln den Unterschied auch noch nicht nachweisen kann, so dürfte er trotzdem bestehen. Deshalb, weil er in der ganzen übrigen Natur vorkommt. Was sich sonst fruchtbar paart in der ganzen Welt, ist Mann und Weib. Und so machen wir mit gutem Grund den Analogieschluß, daß es bei jenen Einzelligen auch nicht anders sein werde: daß also, was dort sich paart, männlich und weiblich sei;

obwohl wir die Unterscheidungsmerkmale in der Form zur Zeit nicht aufgefunden haben. Unsere heutigen mikroskopischen und färberischen Mittel reichen nicht eben weit. Welcher Mikroskopiker, habe ich gefragt, könnte heute sagen, ob aus einer Urgeschlechtszelle Männer oder Weiber hervorgehen werden? Kammerer antwortet: „Jeder Mikroskopiker kann das." Neuere Untersuchungen hätten nachgewiesen, daß bei gewissen niederen Tieren zweierlei Samenzellen bzw. Eizellen vorhanden seien, von denen der eine Typ die genaue Hälfte der Chromosomen besäße und nach der Befruchtung nur Weibchen hervorbringe. Der zweite Typ hat ein Chromosom weniger und erzeugt Männchen. Diese Unterschiede sind aber nur bei einer beschränkten Gruppe von niederen Tieren aufgefunden und der Befund entbehrt umsomehr der Allgemeingültigkeit, als ihm weder im höheren Tierreich, noch im ganzen Pflanzenreich ein Analogon an die Seite gestellt werden kann. Aber gesetzt den Fall, er wäre ganz im Sinne Kammerers richtig und allgemein gültig, so bewiese er doch nur, was ich darlegen wollte: daß nämlich ein Heute Unterschiede da aufweist, wo ein Gestern sie noch leugnete. Als neulich in einer ärztlichen Gesellschaft die Frage diskutiert wurde, ob man in Analogie jener Befunde beim menschlichen Mann 23 und beim Weibe 24 Chromosomen annehmen müßte, da erhob sich Prof. Carl Benda und sagte: „Zur Entscheidung dieser Frage würde ich mich nicht kompetent erachten. Ich beschäftige mich mit dem Gegenstand erst 30 Jahre und könnte nicht bestimmen, ob 23 oder 24 Chromosomen in einer Zelle vorhanden sind. Denn in einem Schnitt findet sich immer etwas, was man als Chromosom ansprechen könnte, so schwierig ist das. Ich würde es direkt für Humbug erklären, wenn jemand behaupten wollte, er könnte beim Menschen bestimmen, ob 23 oder 24 Chromosomen da wären. Bei niederen Tieren kann man die Einzelzelle isolieren und von allen Seiten ansehen, da ist das etwas anderes, als wenn man auf Schnitte angewiesen ist." Herr Kammerer mag auch danach ermessen, ob er nicht den Mund etwas zu voll genommen habe mit seinem: Jeder Mikroskopiker kann das. Aber ich brauchte ja nur das Beispiel ein wenig umzuformen und zu fragen: Welcher Mikroskopiker kann sagen, ob das aus der eben befruchteten Zelle hervorgehende Individuum rote oder schwarze Haare, braune oder blaue Augen, ein weißes oder geflecktes Fell besitzen werde? Oder wenn ich hier meine neuesten Forschungen heranziehen darf (vgl. „Das Jahr im Lebendigen", Jena 1918), die gelehrt haben, daß wir mit dem körperlichen Erbgut unserer Vorfahren auch die Zeiten übernommen haben, in denen sie geboren wurden und starben: Wer kann bei Betrachtung der befruchteten Eizelle sagen, ob die Zeiten unseres Großvaters väterlicher- oder unseres Urgroßvaters mütterlicherseits in uns prävalieren werden? Auch darauf durch unsere Mikroskopiker Antwort zu erhalten, werden wir wohl noch einige Zeit warten dürfen.

Und trotz der Mangelhaftigkeit unserer heutigen Untersuchungsmethoden hat die moderne Biologie eben deshalb den geschlechtlichen Gegensatz als etwas Prinzipielles geleugnet, weil sie ihn nicht überall nachweisen konnte. „Die Kernsubstanzen der männlichen und weiblichen Zelle sind nicht nur ihrer Masse nach, sondern auch stofflich einander gleich; sie sind nur insofern verschieden, als sie von zwei verschiedenen Individuen abstammen. . . . Die Befruchtung ist also eine Vereinigung zweierlei Zellen und insbesondere eine Verschmelzung zweier äquivalenter Kernsubstanzen, die von zwei Zellen abstammen, aber sie ist nicht ein Ausgleich sexueller Gegensätze, da diese nur auf Einrichtungen untergeordneter Art beruhen."

Oscar Hertwig, Allgem. Biologie S. 302—304. Kammerer aber behauptet: „Nie hat die Biologie gesagt, auch der von Fließ hierfür zitierte Oscar Hertwig nicht, die Geschlechter seien nichts Fundamentales, nichts Prinzipielles, nichts Notwendiges. Sie sind unerhebliche Einrichtungen untergeordneter Art.“

Wie wenig aber die Biologen geneigt sind, die Notwendigkeit der sexuellen Gegensätze in allem Lebendigen anzunehmen, zeigt auch die Deutung, welche man den fundamentalen Vorgängen bei Ei- und Samenreifung gegeben hat. Aus der Ei-Mutterzelle wird durch zwei hintereinander folgende Teilungen die Chromosomenzahl auf die Hälfte reduziert. Die andere Hälfte geht als Richtungskörper aus dem Ei heraus. Dieser Vorgang wird nach van Beneden so gedeutet, daß aus dem ursprünglich hermaphroditischen Ei der männliche Anteil wesentlich herausgeht und später bei der Befruchtung durch den männlichen Teil des Samens ersetzt wird. Diese Deutung soll unhaltbar sein durch den O. Hertwigschen Nachweis, daß die Polzellen morphologisch nur rudimentär gewordene Eizellen sind, die ja nur weibliche Substanz enthalten könnten.

In meinem populären Buch „Vom Leben und vom Tod“, wohlgemerkt nur in diesem und nicht im „Ablauf des Lebens“, habe ich diesen Schluß etwas drastisch dargestellt und gesagt, zur Ausführung männlicher Substanz, meinen offenbar die Biologen, müßte so etwas wie eine rudimentäre Samenzelle gehören. Schwapp, sagt der Magister, das haben die Biologen nie geäußert, denn rudimentäre Samenzellen gibt es nicht. Die ganze Substanz der Sperma-Mutterzelle wird ja auf vier vollkräftige Spermien aufgeteilt. Woher weiß er aber, daß alle vier Spermien vollkräftig sind? Wer hat das je nachgewiesen, wer hat das Schicksal und die Befruchtungstüchtigkeit aller bei der Reifeteilung entstandenen Spermien verfolgt?

Daß in den Eiern übrigens männliche Erbsubstanz enthalten sein muß, sieht man daran, daß erbliche Eigenschaften des Vaters der Frau durch das Ei übertragen werden. Ebenso wie im Samen weibliche Erbsubstanz vorhanden sein muß, weil Anlagen der väterlichen Großmutter durch den Mann auf die Enkelin vererbt werden (z. B. Anlage zur Zwillingsgeburt). Die Form des Eies ist also mit dem Vorhandensein männlicher Substanz durchaus verträglich.

Kammerer meint zwar: Nein, denn wir besäßen einen Beweis, daß die Richtungskörper wirkliche Ovula seien und nichts mit männlichem Stoff zu tun hätten. Denn ein Teil der Teratome d ü r f t e aus befruchteten Richtungskörperchen entstehen. Diese Idee ist durchaus der Prüfung wert, aber sie heute bereits als einen Beweis der bloßen Einatur jener Richtungskörper anzuführen, ist kaum zulässig.

Ich hatte die Teratome als parthenogenetische Bildungen gedeutet, was er für einen Teil derselben (welchen?) als akzeptabel erklärt. Die Parthenogenesis ist nämlich nach meiner Auffassung keine wirkliche Jungfernzeugung, denn die Richtungskörper verlassen das Ei nicht, sondern verschmelzen mit dem Eikern. Es handelt sich also um eine Binnenzeugung, bei der die Richtungskörper die R o l l e d e s m ä n n l i c h e n Elements übernehmen. Für die natürliche Parthenogenese macht Kammerer nicht den Versuch, das zu bestreiten, wohl aber für die künstliche, denn die vollzieht sich am reifen Ei, das bereits die Richtungskörper ausgestoßen hat. Da aber dabei auch männliche Individuen, wie die von mir erwähnten Seeigel der Delågeschen Züchtung entstehen, so könnte die männliche Substanz nicht durch die Polkörper ausgeführt sein. Wer aber hat behauptet, daß die Polkörper die gesamte männliche Substanz ausführen? Das Ei könnte ja nicht leben, wenn es nur weiblichen Stoff enthielte, das widerspräche auch meiner Grundannahme. Wo aber steckt die männliche

Substanz im Ei bei künstlicher Parthenogenesis? Nach den Untersuchungen von Petrunkewitsch wird dabei die Auflösung der eigenen Ei-Zentrosphäre verhindert, die normalerweise verschwinden und durch die Sperma-Zentrosphäre ersetzt werden soll. Da gerade in diesem Ersatz aus dem Zwischenstück des Spermatozoons eine wesentliche Aufgabe des Samens bei der Befruchtung besteht, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß in der Ei-Zentrosphäre die männliche Substanz enthalten ist, die bei der künstlichen Parthenogenese die Binnenbefruchtung vermittelt.

Aus dieser Darstellung mag man erkennen, was Kammerer übersehen hat, daß auch ich die Anwesenheit beider Geschlechtsstoffe in den spezifischen Geschlechtszellen von Mann und Weib annehme. Ja, ich gehe darüber hinaus und sage: Überall wo Veränderungen im Lebendigen hervorgebracht werden, sind männlich und weiblich am Werk. Alles Leben ist Zeugung, und der eigentliche Geschlechtsprozeß nur ein besonderer Fall dieses überragenden Zeugungsvorganges. Die Vielheit der Erscheinungen wird auf die Einheit des Prinzips zurückgeführt und damit eine Aufgabe erfüllt, nach der jede wissenschaftliche Erklärung zielt. Die Zeugung ist somit das Zentralproblem für die Biologie.

Im Einklang damit steht das Vorhandensein nur zweier Perioden, deren Länge als die Lebenszeiten männlichen und weiblichen Stoffes aufgefaßt werden. Wenn Kammerer in dieser Beschränkung einen Fehler sieht, so ist für mich dieser Fehler ein Vorzug. Je einfacher die Grundannahmen sind, aus denen die Vielheit der Erscheinungen hergeleitet wird, desto besser für die wissenschaftliche Ordnung. Bequemer freilich ist es, eine „Allheit“ anzunehmen, um alle Tatsachen zu ordnen, tausend Stoffe für tausend Erscheinungen, tausend Grundperioden für die verwirrende Vielfältigkeit der periodischen Intervalle. Aber Kammerer hat von diesen tausend noch nicht eine aufgezeigt, und erst recht nicht nachgewiesen, daß durch sie und nicht durch die 28er und 23er Perioden ein spezielles Intervall überbrückt werden könnte. Über die Existenz meiner beiden Perioden äußert er sich kaum. Noch weniger nimmt er Stellung dazu. Es sei denn, daß er Äußerungen wie die folgende als Stellungnahme ansähe: „Die periodischen Abläufe, meinetwegen selbst diejenigen von 28 und 23 Tagen, die ja bestimmt nur ein winziger Ausschnitt sind aus dem reichen Periodenrepertoire des Organismus, mögen trotzdem allgemein verbreitet sein: nur dürften sie, wo weibliches und männliches Plasma noch ungeschieden ist, ebenfalls nicht getrennt konstatierbar sein, sondern sich in resultierenden Mitteln von 28 und 23 bewegen.“ Soviel Worte, soviel völlig in der Luft hängende Behauptungen! Wo ist weibliches und männliches Plasma ungeschieden? Wo gibt es das lebendige Wesen, an dem sich das feststellen läßt? Selbst in der Darmamöbe sind schon die beiden Stoffe vorhanden, wie aus Schaudinns Entdeckung der Endomixis bei ihr hervorgeht. Und wo kann man die Perioden der resultierenden Mittel von 28 und 23 beobachten? Wo hat Kammerer je den Versuch gemacht, so etwas über eine vage Behauptung hinauszuheben gegenüber einer Forschung, die zum ersten Mal in der Biologie sich des exaktesten Mittels der Rechnung bedient, um den zeitlichen Ablauf der Lebenserscheinungen zu analysieren? Jener Rechnung, die einen gemeinsamen inneren Mechanismus der lebendigen Substanz im Pflanzen- und Tierreich aufdeckt, der allen Lebensveränderungen die zeitliche Bestimmung gibt. Die zeitliche Bestimmung ist prädestiniert, stammt aus dem Erbgut der Familie und ist in die Maße des Tages und des Jahres gefaßt, der beiden großen Geschwindigkeiten unseres Planeten. Die Unterlage hierfür gibt mein neues Buch „Das

Jahr im Lebendigen",[1]) das es sich nicht so bequem macht, Behauptungen ohne Beweis aufzustellen.

So wenig die Parthenogenesis eine eingeschlechtige Fortpflanzung ihrem Wesen nach ist, so wenig ist es die ungeschlechtliche Vermehrung, wie sie z. B. in den Stecklingen erfolgt. Schon die Tatsache, daß männliche und weibliche Geschlechtsorgane von jedem Steckling hervorgebracht werden, zeigt, daß in ihm männliche und weibliche Stoffe gewesen sein müssen. Davon ist auch Kammerer überzeugt, wenn gleich er in der Deutung der Einzelheiten dieses Vorgangs von mir abweicht. In einem anderen Punkt ficht er meine Feststellungen an: in der Beziehung zwischen dem Alter der Abkömmlinge und des Stammes. Ich hatte mich auf eine Angabe von Ochsenius gestützt, im Prometheus, XII. Jahrg. 1901, S. 780, daß unser Alleebaum, die aus dem Orient stammende Pyramidenpappel, von der Spitze her verdorrt. Das tut sie gleichmäßig in ganz Deutschland, unabhängig von dem sehr verschiedenen Boden, auf den sie gepflanzt ist und unabhängig vom Insektenfraß u. dgl. Für diese Erscheinung des allgemeinen Niedergangs der Pappeln hat Ochsenius und nach ihm auch Witt die Tatsache verantwortlich gemacht, daß alle unsere Pappeln nur männlichen Geschlechtes und aus Stecklingen gezogen sind und sämtlich direkt und indirekt von e i n e m Mutterbaum abstammen, der vor etwa 100 Jahren aus dem Orient importiert und in den Park von Wörlitz verpflanzt wurde. Da die Pappel im Verhältnis zu anderen Bäumen eine nur geringe Lebenszeit besitzt, so führt Ochsenius diese Erscheinung auf das natürliche Altern und Absterben zurück. Die Stammpflanze ist greisenhaft geworden und alle ihre Schößlinge werden es mit ihr zur gleichen Zeit. Nun hat Welten im Auftrag der Zeitschrift Kosmos über die Wörlitzer Pappel Erkundigungen eingezogen, aber nur erfahren können, daß sie im Dessauer Schloßgarten, also nicht im Park, sondern in dessen Nähe gestanden haben soll und in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts gefällt worden sei. Ob wirklich alle mitteldeutschen Pyramidenpappeln von ihr abstammen, sei zu bezweifeln. Ich kann das freilich nicht kontrollieren und muß die Verantwortung für die Pappelangabe Ochsenius überlassen. Aber es gibt andere Beispiele, welche die zeitliche Beziehung zwischen Stamm und Reisern direkt beweisen. Die La France-Rose ist, wie Witt im Prometheus (1902, S. 44 ff.) beschrieben hat, massenhaft ausgestorben und überall sind ihre Stöcke trotz der sorgfältigsten Pflege eingegangen. Der Borsdorfer Apfel ist verschwunden und einzelne Kartoffelsorten sind ausgestorben und mußten durch Neuzüchtungen aus Samen ersetzt werden. Überall handelt es sich um Stecklingsvermehrung. Es ist nicht richtig, wenn Kammerer meint, daß es sich beim Borsdorfer Apfel, den Kartoffelsorten und La France-Rosen höchstens um ein örtliches Absterben dieser Sorten handelt, die an anderen Orten ohne weiteres erhältlich seien. Er soll mir nur einen echten Borsdorfer Apfel[2]) bringen oder eine einzige e c h t e La France! Nicht den n e u g e z ü c h t e t e n Ersatz, den ich auch gesehen habe und den jeder Kenner unterscheidet. Die Gartenkundigen als vorurteilslose Praktiker geben das allgemeine Aussterben dieser Sorten auch ohne weiteres zu. Wie sehr Kammerer den Sinn der Auffassung verkannt hat, daß Mutterpflanze und Steckling ein einziges Individuum bilden, dessen Lebensphasen auch zeitlich miteinander verknüpft sind, zeigt seine Bemerkung über die amerikanische Wasser-

[1]) Jena 1918, Diederichs.
[2]) Es handelt sich hier um den früher massenhaft erhältlichen sogen. Böhmischen Borsdorfer, nicht um andere Borsdorfer Reinetten.

pest, deren ausschließlich weibliche Ranken einst unsere Flüsse versperrten und die dann plötzlich von selber verschwand. Ich habe das in Analogie der La France-Rosen so gedeutet, daß jene Ranken von einem einzigen gezeugten Elodoea-Exemplar stammten, dessen Lebenszeit abgelaufen war und daß mit ihm alle seine Ableger starben. Das kann nicht sein, meint Kammerer, denn einen Tümpel, worin die Wasserpest dichte Rasen bildet, habe er in seiner unmittelbaren Nähe. Ja, warum denn nicht? Hat es nur eine gezeugte Elodoea-Mutterpflanze auf der ganzen Welt gegeben? Offenbar doch viele. Und warum soll die Wiener Wasserpest, deren Ableger wahrscheinlich von einer jüngeren gezeugten Mutterpflanze stammen, nicht noch lebenskräftig sein, während die deutsche von einem älteren Zeugling abgelegte ausstarb?

Für die unmittelbare zeitliche Beziehung zwischen Mutterpflanze und Ableger will ich hier nur zwei Beispiele anführen. Der indische Korallenbaum zeigt in seinen Stecklingen, wie alt er ist. Herbert Wright berichtet, daß aus Samen gezogene Bäumchen von Erythrina indica in den ersten Jahren immer grün sind, später werden sie alljährlich im Februar und März kahl. Macht man aber Stecklinge von einem alten Baum, so lassen diese ihre Blätter zu genau derselben Zeit fallen, wie er selbst. Die Stecklinge sind neu, aber nicht jung. Sie sind so alt wie der Baum, von dem sie stammen („Vom Leben und vom Tod" S. 87). Eine zweite Beobachtung rührt von einer Clivia und ihrem Ableger her. Clivia I hat drei Triebe:

	1. Trieb		2. Trieb		3. Trieb
Knospe .	11. Dez. 1902				
Blüte . .	7. Jan. 1903	Knospe .	7. Jan. 1903		
abgefallen	4. Febr. 1903	Blüte . .	4. Febr. 1903	Knospe .	4. Febr. 1903
		abgefallen	3. März 1903	Blüte . .	3. März 1903
				abgefallen	31. März 1903.

Ableger Clivia II:

	1. Trieb		2. Trieb
Knospe .	7. Jan. 1903	Knospe .	3. März 1903.

Hier ist direkt zu sehen, wie die Zeiten der einzelnen Triebe, die noch mit der Stammpflanze zusammenhängen, ebenso aufeinanderfallen, wie mit denen des Ablegers, der räumlich getrennt ist. („Vom Leben und vom Tod" S. 88.)

Ebenfalls in der Zeitschrift Kosmos ist von Knauer gegen mich geltend gemacht worden, daß man aus frischen Leichenteilen Knochen und Beinhaut in den lebenden Menschen transplantiert habe und daß diese ein neues Eigenleben dort gefunden hätten. Der Autor hat sich auf eine Arbeit von Küttner-Breslau berufen, die das beweisen soll. Und Kammerer hat das Kosmos-Referat einfach übernommen, ohne die Unterlagen zu prüfen. Sonst hätte er sich überzeugen müssen, wie verkehrt die Knauerschen Angaben sind. Im Archiv für klinische Chirurgie Bd. 102, Berlin 1913, S. 48 ff. und im Bd. 75 der Brunsschen Beiträge zur klinischen Chirurgie 1911 sind die Fälle von Küttner beschrieben. Im ersten Fall ist das Implantat 35 Stunden nach dem Tod des Spenders übertragen, und ein Jahr ein Monat später ist der Patient gestorben. Im zweiten Fall ist das Implantat 3 Stunden nach dem Tod des Spenders verpflanzt, der an einem Schlaganfall zugrunde ging. Nach 2 Jahren 3 Monaten mußte das Bein, in dessen Oberschenkel die Einpflanzung gemacht worden war, abgenommen werden. So konnte man beide Fälle mikroskopisch untersuchen. Beidemal mit dem Ergebnis, daß der Knochen völlig abgestorben war. „Die mikroskopische Untersuchung der verschiedenen Partien des Implantats ergibt somit, daß die eigentliche Knochensubstanz, wie nach

den Untersuchungen Axhausens u. a. zu erwarten, tot ist," heißt es bei Küttner vom ersten Fall. Und vom zweiten sagt das Résumé auf S. 53: „Also auch hier das gleiche Resultat, wie im ersten Fall, die eigentliche Knochensubstanz ist tot."

Diesen Sachverhalt wollte ich seinerzeit im Kosmos berichtigend klarstellen, aber die Redaktion hatte sonderbarerweise keinen Platz dafür. Jedenfalls beweisen die Küttnerschen Versuche nichts gegen mich. Und von einem Überleben der Leibessubstanz des toten Spenders auf einer neuen Unterlage zu sprechen, ist nicht erlaubt. Also auch dieser Kammerersche Einwand zerfällt in sich selbst.

Der Knabenüberschuß.

Uns ist bekannt, daß bei gewissen niederen Tieren in der Reifeteilung von Ei und Sperma nicht alle Zellen die genaue Hälfte der Chromosomen erhalten. Es gibt da zwei Typen. Wenn z. B. der eine Typ der Samenzellen ein Chromosom weniger hat und zur Befruchtung verwendet wird, so entstehen Männchen. Der andere Typ bringt Weibchen hervor. Nun sollen nach Kammerer genau 50% aller Samenfäden dem einen, 50% dem anderen angehören. Daraus folge, daß ebenso viele Männchen wie Weibchen entstehen müßten. Kammerer behauptet zwar später inkonsequenterweise, daß äußere Umstände, schlechte Ernährung, Kälte usw. dieses Verhältnis nachträglich ändern könnten. Aber er sagt doch, daß statistische Aufsammlungen vielfach bestätigt hätten, daß ebensoviel Männchen wie Weibchen entstünden. Ich bitte Kammerer, mir erstens nachzuweisen, wo genügend Zählungen an einem genügend großen Material bei einer genügenden Anzahl von Arten vorgenommen sind, die dartun, daß wirklich das Verhältnis der beiden Samen- bzw. Eitypen 1:1 ist. Und dann möchte er zweitens den entsprechenden statistischen Beleg für das Geschlechtsverhältnis 1:1 bringen. Ich fürchte, das wird ihm ebenso große Schwierigkeiten machen wie der Nachweis dafür, daß ich irgendwo behauptet hätte, das Verhältnis männlicher und weiblicher Exemplare im Tier- und Pflanzenreich betrage durchgängig 105 oder 106:100. Es ist doch nicht zulässig, Behauptungen zu erfinden, sie als Ansichten eines anderen auszugeben und dann ihn wegen dieser Ansichten zu bekämpfen! Was ich allein meinen Schlüssen zugrunde gelegt habe, ist die allgemein bekannte Tatsache, daß das Sexualverhältnis der Lebendgeborenen beim Menschen M:W = 105 bis 106:100 beträgt. Merkwürdigerweise hat dasselbe Verhältnis Heyer auch beim Bingelkraut ausgezählt. Und das fiel ihm so sehr auf, daß er schloß, es müßte eine innere Ursache für diese Übereinstimmung vorliegen. Unmittelbar nach Würdigung der Bingelkraut-Zählungen habe ich mich im „Ablauf des Lebens" mit dem Geschlechtsverhältnis von Melandrium album nach Straßburgers Feststellungen beschäftigt, das (wildwachsend bei Bonn) sich auf M:W = 100:128 beläuft. Und mit dem Geschlechtsverhältnis des Hanfs, das nach Fisch (Erlangen) mit M:W = 100:154 anzusetzen ist. Ferner habe ich das Geschlechtsverhältnis beim Pferd mit 96,6:100 (nach Düsing) analysiert und Pflügers Zahlen für Frösche verschiedener Herkunft mit 13,2:100, 36,3:100 und 46,7:100 angegeben („Ablauf des Lebens" S. 415 bis 430). Wie ist es nur möglich, daß Kammerer da behauptet, ich hätte das Sexualverhältnis für Tier- und Pflanzenreich auf den einen Quotienten 105:100 festgelegt?

Ebensowenig habe ich gemeint, daß das Sexualverhältnis der Totgeburten mit 128 bis 129:100 überall und zu aller Zeit das gleiche sei. Ich habe

nur angeführt, daß zu derselben Zeit, wo das Geschlechtsverhältnis der Lebenden 105,4646:100 betragen habe, das Sexualverhältnis der Totgeburten 128,614:100 gewesen sei (für 13 Jahre in Preußen nach Düsing, „Ablauf des Lebens" S. 420). Und nach demselben Autor ist für 15 Jahre in Dänemark das gleiche Geschlechtsverhältnis 129:100 ermittelt worden. Endlich hat das statistische Bureau in Berlin für 10 andere Jahre in Preußen 129,09:100 festgestellt. Diese Werte sind also Naturwerte, die für verschiedene Zeiten und Völker denselben Quotienten aufweisen. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß nicht bei noch anderen Völkern und zu noch anderen Zeiten andere Zahlenwerte existieren. Wie wenig dadurch das Prinzip unserer Ableitung leidet, werden wir bald sehen. Wir werden zeigen, woher die Schwankungen kommen und daß sie nicht allein zulässig, sondern notwendig sind. Aber wenn man über das Sexualverhältnis der Lebend- und Totgeburten eine Untersuchung anstellen und Beziehungen dieser beiden Verhältnisse zueinander auffinden will, so muß man doch diejenigen Werte nehmen, die in derselben Bevölkerung und zu gleicher Zeit ermittelt worden sind. Und da sind die 105:100 und die 128:100 als zusammengehörige Naturwerte zu bezeichnen.

Ich habe nun zum erstenmal zeigen können, daß die Zahlen für das Sexualverhältnis der Totgeburten und für das der Lebendgeburten aus einander ableitbar sind, wenn man die Häufigkeit der Totgeburten kennt. Und die kennt man sowohl aus einer Reichsstatistik, als aus einer preußischen Statistik. Die Zahlen sind nach der Reichsstatistik: Uneheliche Totgeburten 4,33 %, eheliche Totgeburten 3,62 %. In der preußischen Statistik 3,962 % (während 13 Jahren nach Düsing) und 3,796 % (35 Jahre nach Firks). Also Schwankungen nicht unbedeutenden Ausmaßes. Aber wenn man sich klar macht, daß

$$4{,}33\ \% = 1:23$$
$$3{,}62\ \% = 1:28$$
$$3{,}926\ \% = 2:51 = \frac{1+1}{28+23}$$
$$3{,}796\ \% = 3:79 = \frac{2+1}{2.28+23}$$

so sieht man, daß überall das biologisch gleiche Verhältnis waltet, weil jedesmal auf eine Gruppe von 28 oder 23 Geburten eine Totgeburt entfällt. Diese Gruppen sind aber biologisch gleichwertig und alle Schwankungen der Statistik rühren daher, daß in dem einen Fall n 28er Gruppen stehen und in dem anderen n 23er Gruppen.

Es entfällt also das eine Mal auf je 23 Geburten eine Totgeburt, das andere Mal auf je 28 Geburten eine Totgeburt. Im dritten Fall: $2:51 = \frac{1+1}{23+28}$ entfällt abwechselnd auf eine 23er und auf eine 28er Gruppe je eine Totgeburt. Im vierten Fall $3:79 = \frac{2+1}{2.28+23}$ kommen abwechselnd auf zwei 28er Gruppen je eine Totgeburt und auf eine 23er Gruppe eine. Das gibt dann die statistischen Schwankungen. Aber das Prinzip bleibt immer dasselbe: auf jede Gruppe von 23 oder 28 Geburten eine Totgeburt.

Das ist die neue Entdeckung, die zum ersten Mal die Grundlage der statistischen Schwankungen erklärt. Kammerer muß sie ganz und gar übersehen haben, denn sonst hätte er seinen Einwand, die Ableitung gelte nicht allgemein, weil statistische Schwankungen existieren, gewiß nicht erhoben.

In Preußen waren unter 1000 Zwillingsgeburten 324mal 2 Knaben und 303mal 2 Mädchen. D. h. also $\frac{2\ K}{2\ M} = \frac{1{,}0694}{1}$. In Italien war dasselbe Verhältnis $\frac{2\ K}{2\ M} = \frac{1{,}097}{1}$. Die Schwankungen zwischen diesen beiden Werten ist etwa wie 107 : 110, also wieder nicht unbedeutend. Und wie löst sie sich auf?

$$\text{Preußen: } \frac{2\ K}{2\ M} = \frac{28 + 2.23}{3.23}$$

$$\text{Italien: } \frac{2\ K}{2\ M} = \frac{28 + 23}{2.23}.$$

In Italien kommt abwechselnd auf eine 28er Gruppe und eine 23er Gruppe von Knabenzwillingen je eine 23er Gruppe von Mädchenzwillingen. In Preußen abwechselnd auf eine 28er und zwei 23er Gruppen von Knabenzwillingen je eine 23er Gruppe von Mädchenzwillingen. Das ist der ganze Unterschied, der die Schwankung bedingt. In der lebendigen Substanz des einen Volkes überwiegen die 28er, in der des anderen Volkes die 23er Gruppen. Ich habe es wahrscheinlich machen können (vgl. das Kapitel „Neue Schlüsse" in „Vom Leben und vom Tod"), daß in beiden Gruppen dieselbe Menge lebendigen Stoffes enthalten ist und daß so die biologische Gleichheit der Gruppen in die arithmetische Gleichheit des Stoffes mündet.

Man sieht, was Kammerers Einwand besagt, meine Erklärung des Knabenüberschusses und der sonstigen biologischen Statistik gelte nicht, weil die Statistik anderer Zeiten, Menschen, Tiere und Pflanzen ganz andere Werte ergäbe, die anderen periodischen Abläufen ihrer Lebenseinheiten entsprächen. Vielleicht verrät uns Kammerer diese anderen periodischen Abläufe. Wir sind mit 23 und 28 ausgekommen und waren so glücklich, durch sie die höhere Einheit in den Verschiedenheiten aufzufinden.

An einige Tier- und Pflanzenbeispiele aus dem „Ablauf" darf ich noch erinnern. Das Sexualverhältnis der lebendgeborenen Pferde ist 96,6 : 100, der totgeborenen 106,5 : 100. Es ist aber $\frac{106{,}5}{96{,}6} = \frac{28 + 23}{2.23}$. Beim Menschen war das entsprechende Verhältnis $\frac{28}{23}$. Schreibt man diesen Bruch $\frac{2.28}{2.23}$ und setzt daneben das analoge Verhältnis vom Pferd mit $\frac{28 + 23}{2.23}$, so sieht man, daß Pferd und Mensch trotz der anderen Zahlenwerte sich nur dadurch in der Sexualgleichung unterscheiden, daß 1.23 beim Pferd für 1.28 beim Menschen steht.

Und wenn Straßburger beim Melandrium album (wildwachsend) das Verhältnis mit $\frac{M}{W} = \frac{100}{128}$ bestimmt, so ist das der umgekehrte Wert der Totgeburten beim Menschen (M : W = 128 : 100). Ergab beim Menschen die Reduktion dieses Wertes mit $\frac{23}{28}$ das Sexualverhältnis der Lebendgeburten 105 : 100, so ergibt die Reduktion mit dem umgekehrten Wert $\frac{28}{23}$ das Sexualverhältnis des Hanfes, wie es Fisch-Erlangen fand: $\frac{128.28}{100.23} = \frac{155{,}8}{100}$

Bei Zuchtversuchen von Melandrium album auf verschiedensten Böden ermittelte Straßburger das Sexualverhältnis 100 : 128, also wieder umgekehrt, wie die menschlichen Totgeburten. Bei den Kontrollversuchen in der Kultur auf gedüngter Gartenerde jedoch 100 : 121,7, also genau 23 : 28. Auf Sandboden 100 : 140,4 d. h. $\frac{2.28}{2.28+23}$. Es lösen sich also die Schwankungen so auf, daß nur verschiedene 23er und 28er Gruppen ausgetauscht werden. Das alles steht ausführlich im „Ablauf des Lebens" S. 415 bis 436 und Kammerer hätte die Richtigkeit unserer Darlegungen an irgend einem neuen Beispiel widerlegen müssen, wenn er gültige Einwendungen vorbringen wollte. Mit dem Satz, es existieren Schwankungen, ist es nicht abgemacht, denn mit ihm beginnen erst unsere Untersuchungen. Und nichts zeigt so eindringlich den Geltungsbereich der Lehre von der Äquivalenz der 28er und 23er Gruppen als die Tatsache, daß die statistischen Schwankungen unter ihre Breite fallen.

So ist Kammerers Schluß, daß die Geschlechtsverteilung mit den Zahlen 23 und 28 absolut nichts zu tun habe, ebenso ohne Boden wie alle seine anderen Behauptungen. Er wollte meine Lehre „von ihren Schlacken befreien". Ich muß es aber dankend ablehnen, für meine Schlacken seine Irrtümer einzutauschen.

* * *

Wer die Kammererschen Ausführungen gelesen hat, zu deren Verständnis er das Zurückgehen auf das Original nicht für unbedingt erforderlich hält, muß sich erstaunt fragen: wie kommt es, daß in einem Atem über Rechts und Links, über Männlich und Weiblich, über die Periodenlehre, über geschlechtliche, ungeschlechtliche und Jungfernzeugung, über die Ausdeutung der Geburts-, Krankheits- und Sterbestatistik gehandelt wird? Was hat das alles miteinander zu tun? Die Einheit, welche diese Themen umfaßt, liegt in dem Schluß, daß alles Leben ein Zeugungsprozeß ist. Daher muß es überall, auch im Reich der niedersten Lebewesen, ebenso bei der Jungfernzeugung und ungeschlechtlichen Vermehrung zwei Geschlechter geben. Und auch in jedem Individuum, das lebt, müssen männliche und weibliche Stoffe vorhanden sein, die aufeinander reagieren und dadurch die Lebensveränderungen hervorbringen. Diese Stoffe haben in ihren Elementarverbänden die Lebenszeiten von je 23 (männlich) und je 28 Tagen (weiblich). Ehe ihre Lebenszeit abgelaufen ist, wirken sie aufeinander. Und diese Wirkung ist wie jeder Zeugungsprozeß mit Lust begabt. Das lehrt die Euphorie vor dem periodischen Tag.

Die Zweiheit im Reich des Lebendigen spricht sich in der Existenz zweier Perioden aus, zweier Geschlechtsstoffe, zweier symmetrischer Seiten aller lebendigen Wesen, deren jede vorwiegend männlich bzw. weiblich ist. Und auch darin, daß bei jeder Teilung die Zelle in zwei Tochterzellen zerfällt.

So geht ein einheitlicher Zug durch unser biologisches Weltbild, und diese Einheit hätte eine fruchtbare Kritik begreifen müssen.

Ostseebad Timmendorfer Strand, im Juni 1918.

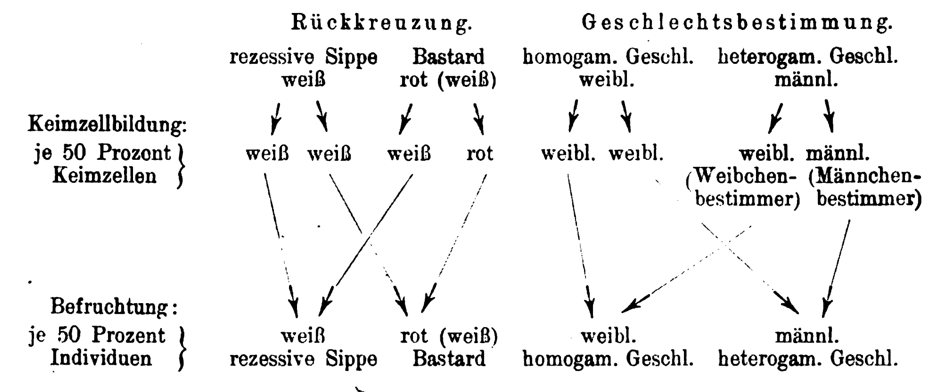
Kleine Mitteilungen.

Geschlechtsbestimmung.

Von H. Fehlinger
in München.

Schon seit vielen Jahren bemühten sich Naturforscher, den Vorgang der Geschlechtsbestimmung zu erkennen, doch ist das erst in jüngster Zeit gelungen. Es hat sich herausgestellt, daß in dem getrennt geschlechtigen Organismus stets die Anlagen beider Geschlechter vorhanden sind, aber dadurch, daß die Anlagen für das eine Geschlecht entfaltungsfähiger sind als die des anderen, erhält die Keimzelle eine bestimmte Tendenz. Der Vorgang ist nach C. Correns[1]) wie folgt:

Das eine Geschlecht (in der Regel das weibliche) bildet nur einerlei Keimzellen mit gleicher Geschlechtstendenz; es ist homogametisch. Das andere Geschlecht, meist das männliche, bringt dagegen zweierlei in ihrer Geschlechtstendenz verschiedene Keimzellen hervor; es ist heterogametisch. Von diesen zweierlei Keimzellen des heterogametischen Geschlechts läßt die eine Sorte nach der Befruchtung die Tendenz der Keimzellen des einen Geschlechtes unverändert, so daß wieder Individuen des homogametischen Geschlechtes entstehen. Die zweite Sorte ändert dagegen nach der Befruchtung die Tendenz der Keimzellen des einen (homogametischen) Geschlechtes so ab, daß Individuen des eigenen heterogametischen Geschlechtes hervorgehen. Man nennt dies die genotypische Form der Geschlechtsbestimmung. Sie kommt sowohl bei Tieren wie bei Pflanzen vor und man kann sie, wie C. Correns zutreffend sagt, in völlige Parallele bringen mit der Rückkreuzung eines einfachsten mendelnden Bastardes, eines sogenannten Monohybriden, mit seinem rezessiven Stammelter:



Die Entscheidung über das Verhalten der Keimzellen erfolgt bei der Teilung der Spermatozyten der Tiere und der Pollenmutterzellen der höheren Pflanzen. Zwingend bewiesen ist das im Tierreich für jene Fälle, wo deutlich erkennbare Geschlechtschromosomen vorhanden sind. Im Pflanzenreich, wo solche bisher stets vergeblich gesucht wurden, ist man auf den Analogieschluß angewiesen. Findet die Entscheidung tatsächlich bei der Reduktionsteilung statt, so müssen beiderlei Keimzellen des heterogametischen Geschlechts in genau gleicher Zahl entstehen und beide Geschlechter müßten im Verhältnis 1:1 gebildet werden. Dieses „primäre“ oder „mechanische“ Geschlechtsverhältnis kommt aber in Wirklichkeit fast nie vor, weil zumeist äußere Faktoren wirksam sind, die das zahlenmäßige Verhältnis der Geschlechter zu gunsten des einen Geschlechtes beeinflussen; solche äußere Einflüsse sind z. B. die Ernährung, die Temperatur, das Entwicklungsstadium der Eltern usw. Es kann aber auch (wie Correns zeigt) die eine Sorte Keimzellen des heterogametischen Geschlechts funktionstauglicher sein als die andere.

---

[1]) Correns, Experimentelle Verschiebung des Geschlechtsverhältnisses. Sitzungsberichte d. k. preußischen Akademie d. Wissenschaften, physikalisch-mathematische Klasse, 1917. LI.

W. Schleip[1]) und Fr. Lenz[2]) haben die Chromatinmenge mit dem Geschlechtsverhältnis in Verbindung gesetzt und so die Bevorzugung der einen Sorte Keimzellen auch wirklich zu erklären versucht. Die mit dem Geschlechtschromosom beschwerten Spermien (die Weibchenbestimmer) sollten weniger beweglich und deshalb weniger erfolgreich sein, als die ohne Geschlechtschromosom (die Männchenbestimmer). Diese Annahme kann natürlich nur auf einen Teil der Fälle angewendet werden. Sie versagt, wenn bei einem Männchenüberschuß das weibliche Geschlecht heterogametisch ist, also nur eine Art Spermien gebildet werden (Schmetterlinge), ferner, wenn das männliche Geschlecht zwar heterogametisch ist, aber das weibliche in der Überzahl auftritt; endlich überall da, wo die Heterogametie ohne erkennbare Unterschiede in den Chromosomengarnituren auftritt, z. B. im ganzen Pflanzenreich. Es kommt auch vor, daß die eine Sorte Keimzellen des heterogametischen Geschlechts zugrunde geht oder funktionslos wird. Dazu kommen noch viele andere Möglichkeiten der Störung des primären Geschlechtsverhältnisses[3]).

Ein erfolgreiches Eingreifen in den Mechanismus der Geschlechtsbestimmung gelang C. Correns bei seinen Versuchen mit Melandrium. Er ging von folgender Erwägung aus: Kommt die Abweichung vom mechanischen Geschlechtsverhältnis durch die Konkurrenz unter den zwei Sorten Keimzellen des heterogametischen Geschlechtes zustande, so muß sich eine Verschiebung des Verhältnisses erreichen lassen, wenn es gelingt, diese Konkurrenz herabzusetzen oder zu verschärfen. In letzterem Fall müßte das vorwiegende Geschlecht noch mehr in den Vorteil kommen, bei Herabsetzung der Konkurrenz aber müßte sein Vorteil mehr und mehr ausgeglichen werden. Bei Correns' Versuchen an Melandrium wurde der Pollen in verschiedenen Mengen auf die Narbe gebracht. Verglichen wurden die Ergebnisse der Bestäubung mit sehr vielem Pollen und mit wenig Pollen. Die von den Mutterpflanzen gewonnenen Sämlinge wurden 16 Wochen hindurch jede Woche am gleichen Tage revidiert. Das gesamte Ergebnis war:

Pflanzen aus Kapseln, die mit sehr viel Pollen erzeugt worden waren: 1276, davon 895 Weibchen und 381, also 29,86 Proz. Männchen.

Pflanzen aus Kapseln, die mit wenig Pollen erzeugt worden waren: 1292, davon 737 Weibchen und 555, also 42,96 Proz. Männchen.

Die Differenz der Prozentzahlen ist 13,10.

In der gewohnten Weise auf 100 Weibchen berechnet, entstanden bei reicher Bestäubung 42,57 Männchen, bei armer Bestäubung 75,28 Männchen. Die Differenz beträgt 32,71.

Der Unterschied liegt nicht mehr im Bereiche des Zufalls; er muß durch innere Ursachen bedingt sein. Auch wenn man die Versuchsergebnisse für die einzelnen Mutterpflanzen getrennt betrachtet, stellt sich heraus, daß die Bestäubung mit sehr viel Pollen stets relativ erheblich weniger Männchen hervorbringt als die Bestäubung mit wenig Pollen. Die Wirkung der zunehmenden Menge des Pollens muß auf eine weitere Begünstigung der schon im Vorteil befindlichen Pollensorte hinauslaufen, und dieser Vorteil kann kaum auf etwas anderem beruhen, als auf der Fähigkeit, schneller auszukeimen oder rascher wachsende Schläuche zu bilden. Ob dem wirklich so ist, wird sich wohl experimentell prüfen lassen. Bei der Geschlechtsbestimmung wirken zweifellos ererbte Anlagen der Eltern und äußere Einflüsse zusammen; diese Einflüsse wirken gewiß nicht immer in gleicher Richtung, sondern vielfach gegeneinander, so daß sie sich teilweise oder auch ganz ausgleichen; je mehr dies der Fall ist, desto mehr wird sich das Geschlechtsverhältnis dem „primären" nähern.

Neben den genotypischen Potenzen der Eltern und den äußeren Einflüssen bleibt den unkontrollierbaren Einwirkungen, die wir Zufall nennen, eine sehr wichtige Rolle zugeteilt. Wie groß bei dem Melandriumversuch Correns' die Wirkung des Zufalls noch ist, geht daraus hervor, daß auch bei größter Pollenmenge, also schärfster Konkurrenz, die weibchenbestimmenden Spermakerne nicht allein zur Befruchtung kommen, trotz ihrer unleugbaren Bevorzugung vor den männchenbestimmenden, sondern immer noch etwa 30 Proz. Männchen entstehen. Die Annahme, daß ein größerer Teil der männchenbestimmenden männlichen Keimzellen vor der völligen Ausbildung zugrunde gehe, die das Überwiegen der Weibchen auch bei einer Herabsetzung der Konkurrenz bis zu deren völligem Ausschluß erklären würde, hilft hier, bei der Zunahme der Konkurrenz, nicht

[1]) Geschlechtsbestimmende Ursachen im Tierreich. Ergebnisse und Fortschritte der Zoologie. Bd. III. H. 3. S. 306.

[2]) Idioplasmatische Ursachen der Sexualcharaktere des Menschen. Arch. f. Rassen- u. Gesellsch.-Biol. Bd. IX. S. 569.

[3]) Vgl. auch: Kammerer, Geschlechtsbestimmung und Geschlechtsverschiebung. 2 Vorträge. Wien 1918.

weiter. Sobald die Schnelligkeit der Schlauchbildung verschieden ist und die Zahl der Pollenkörper überhaupt groß genug, bleibt es sich gleich, ob gleich viel Weibchenbestimmer und Männchenbestimmer oder mehr Weibchenbestimmer auf die Narbe kommen. Der auf inneren Ursachen beruhende erbliche Vorteil der einen Sorte männlicher Keimzellen vor der anderen kann also nur gering sein, so daß der Zufall immer noch einer ganzen Menge Keimzellen der anderen Sorte zum Ziel verhilft. Und ähnlich liegt die Sache gewiß auch in anderen Fällen. Man vergegenwärtige sich z. B. die gewaltige Menge Spermien, die oft um ein einziges Ei konkurrieren, und daß schließlich das prävalente Geschlecht doch nur in einem geringen Überschuß entsteht.

Deshalb schließt Correns: Solange die unkontrollierbaren Bedingungen des Zufalls eine Rolle spielen, sind wir von einer Beherrschung des Geschlechtsverhältnisses und damit der Geschlechtsbestimmung weit entfernt, trotz einzelner Erfolge, wie in den eben mitgeteilten Versuchen. Einstweilen können wir nur die Chancen des einen Geschlechtes durch unsern Eingriff verbessern.

Bücherbesprechungen.

Hirschfeld, Sanitätsrat Dr. Magnus, Berlin, **Sexualpathologie.** Zweiter Teil. Sexuelle Zwischenstufen. Das männliche Weib und der weibliche Mann. Bonn 1918. A. Marcus & E. Webers Verlag.

Ein Jahr nach dem Erscheinen des ersten folgt nunmehr auch der zweite Band der Sexualpathologie. Er enthält die praktisch bedeutsamsten und merkwürdigsten Erscheinungen geschlechtlicher Abweichungen, die sexuellen Zwischenstufen. Überraschend ist die Fülle des Materials, welche Hirschfeld aus der eigenen Fundgrube seiner Sprechstunde, alle Seiten des Problems beleuchtend und erschöpfend, in geradezu erdrückender Beweiskraft zu Gebote steht. Dadurch ist dieses Buch, frei von allem Kompilatorischen, eine durchaus originelle Leistung geworden, in der Darstellung sowohl wie in der Auffassung. Aus der Praxis geboren, ist es für die Praxis geschrieben.

H. gibt dem 2. Teil seiner Sexualpathologie den Untertitel: Das männliche Weib und der weibliche Mann. In dieser doppelten Umkehrung liegt das enthalten, was man sonst kürzer durch intersexuelle Konstitution bezeichnet, aber sie trifft ausgezeichnet den Wesenskern der Geschlechtermischung, wie sie in zahllosen Spielarten auch innerhalb der Gattung homo sapiens vorkommt. Nur der sexologisch Unerfahrene läßt sich von der äußeren Geschlechtsfassade täuschen und nimmt in jedem Falle mit männlichen Geschlechtsorganen auch das Vorhandensein von Männlichkeit als vorliegend an. Ebenso schwierig, wie es unter Umständen sein kann einem Organ anzusehen, ob es normal oder pathologisch funktioniert, ebenso schwer kann die Entscheidung über die Geschlechtszugehörigkeit eines Menschen sein, bevor man eine eingehende funktionelle Diagnostik seiner psychosexuellen Fähigkeiten vorgenommen hat. In vielen Fällen freilich sieht man schon bei äußerlicher Betrachtung, manchmal jedoch erst dem geschulten Auge des Spezialisten zugänglich, konträrsexuelle Eigentümlichkeiten, die uns auf die richtige Spur lenken. Diese klinische Beobachtungskunst lehrt uns H. in seinem „Lehrbuch für Ärzte und Studierende“. Er führt uns mit kundiger Hand, vom Einfachen zum Verwickelten aufsteigend, in die sexologische Untersuchungstechnik ein und entwickelt auf diese Weise klar umschriebene, sich fest und unvergeßlich einprägende klinische Bilder, an deren Hand jeder Arzt in die Lage gesetzt wird, selbständig seine Diagnosen zu sichern.

Der Leitgedanke, der sich wie ein roter Faden durch das ganze Buch zieht, beruht auf der inneren Sekretion. Ebenso gut hätte H. sein Buch betiteln können: „Pathologische Physiologie der Keimdrüsen.“ Auf Störungen der Keimdrüsenentwicklung und -funktion führt er das ganze Gebäude der Zwischenstufen zurück, beginnend mit der gröbsten Vermischung entgegengesetzter Geschlechtscharaktere, der Mischung männlicher und weiblicher Geschlechtsorgane, dem Hermaphroditismus genitalis, an welche sich zwanglos die Mischung sonstiger körperlicher Geschlechtsunterschiede, die Androgynie, anschließt. Glatt und mühelos führt von hier der Weg zur Mischung seelischer Geschlechtsunterschiede, dem Transvestitismus, und mündet schließlich in die Vermischung psychosexueller Geschlechtscharaktere, männlichem Geschlechtstriebe beim Weibe, weiblichen beim Manne, der Homosexualität und dem Metatropismus. Um diese klare Disposition als Grundstock herum windet sich nun die unermeßliche Fülle von Variationen

des täglichen Lebens, welche von H. in ihren typischen Grundzügen meisterhaft gezeichnet und folgerichtig eingereiht werden.

Beim Kapitel Hermaphroditismus ist der Kasuistik ein breiter Raum gewidmet. Fast sämtliche aufgeführte Fälle stammen aus H.s eigener Beobachtung. Ein Abschnitt über „Vorstufen des Hermaphroditismus" behandelt den Kryptorchismus, die Hypospadie, Klitorisfehlbildungen und die Hottentottenschürze, bei denen es schwierig ist im jeweiligen Falle zu entscheiden, ob es sich um den Hinzutritt oder Wegfall einer Hemmung handelt im Sinne einer Aktivierung konträrsexueller Hormone, oder einer somatischen Unterentwicklung. Den Arzt und Beamten fesselt wohl am meisten der Abschnitt über die irrtümliche Geschlechtsbestimmung. Dieses Vorkommnis gehört nach den aufgezählten Fällen nicht zu den Seltenheiten und gerade der Geburtshelfer müßte dieser Frage größte Aufmerksamkeit in zweifelhaften Fällen schenken. Es bedeutet eine ungeheure Tragik für einen Menschen mit männlichem Geschlechtsbewußtsein, zeitlebens als Frau herumlaufen zu müssen, und ein unverbesserter Erreur de sexe erscheint mir ebenso bedenklich wie irgend ein sonstiger schwerer Kunstfehler. In unklaren Fällen empfiehlt sich stets, die Registrierung als männliches Kind vorzunehmen. Ebenso tritt H. für eine gesetzliche, den neuesten Forschungsergebnissen angepaßte Wiedereinführung der alten, im neuen bürgerlichen Gesetzbuche fortgelassenen Bestimmungen des preußischen Landrechts über Zwitter ein. Schließlich räumt H. mit den ungenauen, bisher üblichen Einteilungsversuchen des Hermaphroditismus in falschen und wahren auf und setzt an ihre Stelle ein übersichtliches Schema, in welches er alle bekannt gewordenen Fälle unterbringen kann.

Das 2. Kapitel über Androgynie bringt eine für rasche Orientierung übersichtlich geordnete tabellarische Gegenüberstellung der hauptsächlichsten Körpereigenschaften, wie wir sie beim Manne, Weib, Mannweib und weiblich gearteten Mann vorfinden. Die anatomische Grundlage der A. sucht H. in Einsprengungen gegengeschlechtlichen Keimgewebes in die jeweiligen Keimdrüsen und erklärt auf diese Weise das Vorkommen der femininen bzw. maskulinen Stigmate. Klinisch außerordentlich gut gelungen ist die Schilderung der androgynen Drang- und Wahnvorstellungen.

Im Kapitel Transvestitismus findet der Umkleidungstrieb hinsichtlich seiner psychologischen Wesenheit und seiner mannigfachen Schattierungen im täglichen Leben eine mustergültige, die überragende Erfahrung des Verfassers verratende Darstellung. Die Abgrenzung von der Homosexualität wird mit Recht in den Vordergrund geschoben, indessen auch die häufige Kombination mit anderen Triebstörungen, mit Androgynie und Hysteroneurasthenie gebührend betont. Auch die Konflikte der Transvestiten mit dem feldgrauen Rock erhalten eine den Zeitverhältnissen entsprechende Berücksichtigung. Der aushebende Arzt sowie der Militärarzt finden brauchbare Anhaltspunkte für die Beurteilung der Militärtauglichkeit der sexuellen Zwischenstufen, und gerade die darauf bezüglichen Hinweise werden segenstiftend wirken und manchen Unglücklichen vor dem Martyrium einer falschen Verwendung im Kriegsdienst bewahren.

Das 4. Kapitel, die Homosexualität, gewährt einen klaren Überblick über den heutigen Stand der Lehre von der konträren Sexualität. Die Homosexualität ist nach H. charakterisiert durch zwei Momente, das konstitutionell Wurzelhafte und das charakterologisch Triebhafte, welche er als entscheidend für das Vorhandensein echter Homosexualität hinstellt. Die Homosexualität ist eine körperlich bedingte Anomalie, die aus inneren Ursachen auf dem Boden einer eigenartigen Veranlagung, der intersexuellen Konstitution, zustande kommt. Der Urning wird geboren. In feinsinniger Weise führt H. die Differentialdiagnose durch zwischen echter Homosexualität, pseudohomosexuellen Akten und der Bisexualität. Bei Jugendlichen kann man häufig ein sicheres Urteil erst dann abgeben, wenn die pubische Bisexualitätsperiode als völlig abgeschlossen angesehen werden kann. Doppelgeschlechtlichkeit liegt dann besonders nahe, wenn sich die Neigung vor allem auf transvestitische Gleichgeschlechtige richtet. Das plötzliche Heterosexuellwerden mancher Urninge findet dadurch seine Erklärung. Hierher gehört auch die sog. erworbene, gezüchtete, tardive Homosexualität der späteren Lebensjahre, welche einfach auf dem durch Nachlassen der Sexualität bedingten Erlöschen der schwächeren heterosexuellen Komponente beruht. Diese Form der Homosexualität, welche man daher besser als aktivierte Homosexualität bezeichnen würde, illustriert aufs deutlichste die antagonistische Wechselwirkung in den Schwankungen der inneren Sekretion. Die seelische Veranlagung spiegelt schon beim Kinde in der vorpubischen Zeit die Grundzüge der späteren Triebrichtung mehr oder minder ausgeprägt wieder. Die Annahme Freuds, im „Mutterkomplex" eine Ursache der Homosexualität zu erblicken, lehnt H. ab. Daß auch das homosexuelle Weib in seinem ganzen eigenartigen Empfindungsleben erschöpfend dargestellt wird, ist selbstverständlich; auf Details einzugehen, ist bei der Fülle des

Stoffes unmöglich. Mit Recht bemerkt H., wie falsch es sei, das Geschlechtsleben losgelöst von der Persönlichkeit zu untersuchen; Sexualität sei immer nur ein Symptom, der Ausfluß der zugrunde liegenden spezifischen Konstitution der Gesamtpersönlichkeit. Hereditäre Momente spielen beim Zustandekommen der Homosexualität eine Hauptrolle, worauf neben der fast stets nachweisbaren neuropathischen Disposition besonders ihr familiäres Auftreten hinweist. Als verhängnisvollsten Rat, den ein Arzt einem Homosexuellen geben kann, bezeichnet H. die Ehe. Schon die Beziehungen der Gatten zueinander führen häufig zu einem unglücklichen Ende; aber auch die Nachkommenschaft solcher Ehen erweist sich nicht selten als erblich belastet, sei es daß sie lediglich die intersexuelle Konstitution weiterschleppt oder den Stempel anderweitiger Degenerationserscheinungen aufzeigt.

H. hat auch Gelegenheit gehabt, eine große Erfahrung auf dem Gebiete des Metatropismus zu sammeln. In dieser recht häufigen Triebstörung erblickt er eine völlige Umkehrung des normalen Geschlechtstypus. Es würde hier zu weit führen, auf die vielen Besonderheiten des metatropischen Mannes und der metatropischen Frau näher einzugehen. Die packend geschriebenen Ausführungen werden gewiß manchen Ärzten willkommen sein und einen schätzenswerten Berater für die Praxis abgeben. Eine Anzahl Metatropistenbriefe (Sklaven- und Herrinnenbriefe) veranschaulichen treffend die seltsamen Gedankengänge und Wünsche dieser merkwürdigen Erscheinungsform des Liebeslebens.

Aus dem reichhaltigen Schatz seiner Sachverständigentätigkeit gibt H. im ganzen ausführliche Gutachten, die den Wert des Buches erhöhen. Jeder forensisch tätige Arzt wird ihm dafür zu Dank verpflichtet sein. Bei dem engen Zusammenhange aller sexueller Zwischenstufen mit den geltenden Gesetzen werden auch die Juristen aus der Lektüre Vorteil für die Bereicherung ihrer Menschenkenntnis ziehen.

Überhaupt muß dieses Buch, welches so viele künstlich aufgerichtete Schranken niederreißt und mit vorurteilsloser, wissenschaftlicher Offenheit die intimsten, sich sonst hinter lauter Masken der Schamhaftigkeit und Verkleidungen der Angst und Furcht verbergenden Kräfte menschlichen Trieb- und Seelenlebens aufdeckt, den Kreis seiner Leser weitherzig in allen Schichten der Gebildeten suchen, denen an der wahren Erkenntnis der wirklichen menschlichen Natur gelegen ist.

Außer dem Arzt und Juristen kommen beruflich der Pädagoge, der Geistliche, der Politiker, der Schriftsteller in Betracht, im weiteren Sinne aber jeder, der die elementaren Gesetze menschlicher Anziehung und Abstoßung des Sexualtropismus verstehen und begreifen lernen will. Manches Rätsel im sonst unerklärlichen Verhalten der näheren und ferneren Umgebung wird dann seine befriedigende Lösung finden und einer milderen Beurteilung zugeführt werden. Denn auch für das Geschlechts- und Liebesleben gilt der Satz: „Nach ewigen, ehernen, großen Gesetzen müssen wir alle unsers Daseins Kreise vollenden.“ Darin liegt das Hauptverdienst H.s, daß er in seiner Gesamtdarstellung den Versuch gemacht hat, in der Sexualpathologie den bisher immer eingeschlagenen Weg einer psychogenen Theorie zu verlassen und den einer auf physiologische Experimente gestützten naturwissenschaftlichen Durchforschung an deren Stelle setzt.

Schlicht und einfach, allein durch die Sache wirkend, ist die Schreibweise, klar und folgerichtig die Darstellung. Zwanzig gut wiedergegebene Photographien erläutern den Text. Zusammenfassend ein in bezug auf die Art des Stoffes klassisches Buch, um welches uns das Ausland beneiden wird. Dr. med. Bruno Grießmann.

Herr Professor Dr. Karl von den Steinen übersendet uns das folgende kleine Kuriosum zu dem Passus über Perversion in der Mitteilung von H. Fehlinger über „Formen der sexuellen Vereinigung von Tieren“ (Oktoberheft dieser Zeitschrift S. 247—248):

„Als Mitglied einer antarktischen Expedition beobachtete ich eines Tages am Strand, wie unser prächtiger schwarzer Neufundländer, ein jungerwachsener Rüde, der seit vielen Monden keinen Artgenossen mehr gesehen oder gerochen hatte, an der Leiche einer großen Robbe leidenschaftlich bemüht war, eine Kreuzung zwischen Land- und Seehund zu erzielen.“

Bibliographie der Sexualwissenschaft[1].

Biologie.

(Anatomie, Physiologie, Entwickelungsgeschichte, Vererbungslehre.)

Abderhalden, Emil, Das Problem der Möglichkeit der Zurückführung bestimmter intrauterin entstehender Mißbildungen auf das Versagen gewisser mütterlicher oder auch fötaler Inkretionsorgane. Arch. f. Psychiatr. 59. 1918. H. 2/3. S. 506—508.

Abraham, Versuche der serologischen Geschlechtsbestimmung. Monatsschr. f. Geburtsh. 48. 1918. H. 3.

Alexander, Alfred, Das Auftreten äußerer heterosexueller Geschlechtsmerkmale bei Hypogenitalismus. B. kl. W. 55. 1918. Nr. 40. S. 948—949.

Becking, A. G. Th., Een en ander over het ovarium van den mensch voor het optreden der menstruatie. Het jonge ovarium. Nederl. Tijdschr. voor verlosk. en gyn. 26. 1917. H. 2/3. p. 117 ff.

Böhmig, K. H., Gehirntumor bei zwei Geschwistern. Arch. f. Psychiatr. 59. 1918. H. 2/3. S. 527—533.

Brückner, Gottfried, Vom Geheimnis des Lebens. Entdeckung der Zelle, Zellenbildung und Zellenvermehrung. Mit 18 Abbild. u. 3 Bildnissen. Leipzig 1918. R. Voigtländer. Kl. 8°. 64 S. 1 Mk. 25 Pf.

Campo, E. de, Untersuchung über eine neue Funktion des inneren Sekrets der Thymusdrüse. Zeitschr. f. Biol. 68. 1918. H. 7/8.

Ciecierski, Anton, Verpflanzung von Keimdrüsen auf Individuen des andern Geschlechtes. Inaug.-Diss. Leipzig 1918.

Correns, Über die Fortsetzung der Versuche zur experimentellen Verschiebung des Geschlechtsverhältnisses. Sitzungsberichte der k. preuß. Akad. der Wissensch. vom 31. Okt. u. 7. Nov. Physikal.-mathemat. Klasse Nr. 44.

Fischer, E., Die sekundären Geschlechtsmerkmale und das Haustierproblem beim Menschen. In: Festschrift zum 60. Geburtstage von Eduard Hahn. Stuttgart 1917. Strecker & Schröder.

Hardlung, W., Stützt unsere jetzige Kenntnis über den Bau und die Funktion der Ovarien die Theorie der inneren Sekretion des Corpus luteum und der interstitiellen Drüse? Zentralbl. f. Gynäk. 1918. Nr. 38.

Gassul, R., Eine durch Generationen prävalierende symmetrische Fingerkontraktur. D. m. W. 1918. Nr. 43.

Häcker, Valentin, Entwicklungsgeschichtliche Eigenschaftsanalyse (Phänogenetik). Gemeinsame Aufgaben der Entwicklungsgeschichte, Vererbungs- und Rassenlehre. Jena 1918. Gustav Fischer. 8°. 344 S. 12 Mk.

Herwerden, M. A. van, Untersuchungen über die parthenogenetische und geschlechtliche Fortpflanzung von Daphnia pulex. Amsterdam 1918. Müller. Lex. 8°. 29 S. 1 Mk. 60 Pf.

Hirsch und **Blumenfeldt,** Innere Sekretion und Gesamtstoffumsatz des wachsenden Organismus. Zeitschr. f. exper. Path. u. Ther. 19. 1918. H. 3. S. 494 ff.

Illner, Ein Fall von Schwangerschaft bei außergewöhnlich engem Hymen. Monatsschr. f. Geburtsh. 48. 1918. H. 1.

Jansky, Johann, und **Zdenko Myslivecek,** Beitrag zur familiären amaurotischen Idiotie. Arch. f. Psychiatr. 59. 1918. H. 2/3. S. 668—680.

Klengel, Friedr., Vom Generationswechsel in der Tierwelt. Mit 6 Tafeln und 52 Abbild. im Text. Leipzig 1918. Voigtländer. Kl. 8°. 116 S. 1 Mk. 25 Pf.

Kurlus, W., Über vorzeitige Mutterschaft. Inaug.-Diss. April 1918. 8°.

Lichtenstein, F., a) Konzeption durch die Harnröhre. Abortus in der Harnblase nach Kolpokleisis; b) Beitrag zur Biologie der Spermatozoen im Harn als Beweis für die urethrale Konzeption. Arch. f. Gynäk. 109. 1918. H. 3.

---

[1]) Umfaßt die Zeit vom 1. Septbr. bis 31. Dezbr. 1918 sowie Nachträge und Ergänzungen. Im Hinblick auf die durch die Kriegsereignisse bedeutend erschwerte Berichterstattung bitten wir wiederholt die Verfasser einschlägiger Arbeiten, uns zwecks vollständiger und genauer bibliographischer Aufnahme möglichst umgehend nach Erscheinen einen Sonderabdruck zu übermitteln (unter der Adresse: Dr. Iwan Bloch, Berlin W. 15, Joachimsthalerstr. 9).

Mönch, Gerhard, Ein Fall von drittem Ovarium. B. kl. W. 55. 1918. Nr. 36. S. 857—858.

Mörchen, Friedrich, Die biologischen Selbstschutzvorrichtungen bei den seelisch und nervös Unterwertigen. D. m. W. 1918. Nr. 43.

Moro, E., Das erste Trimenon. M. m. W. 65. 1918. Nr. 42. S. 1147—1150.

Reingardt, Arnold, Ein Beitrag zur Kasuistik des Hermaphroditismus. Psychiatr.-Neurolog. Wochenschr. 20. 1918. Nr. 21/22. S. 146—152.

Roux, W., Hat die Betriebsseele das Vermögen zu direkten Gestaltswirkungen? Gibt es eine besondere Gestaltungsseele? Anfrage an die Psychiater. Arch. f. Psychiatr. 59. 1918. H. 2/3.

Ruge, G., Die Körperformen des Menschen in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit und ihrem Bedingtsein durch den aufrechten Gang. Leipzig 1918. W. Engelmann. Gr. 8°. VIII, 75 S. 4 Mk. 80 Pf.

Ruge II, Carl, Über Geschlechtsbildung und Nachempfängnis. Zentralbl. f. Gynäk. 1918. Nr. 29.

Schröder, E., Entstehung und Vererbung von Mißbildungen an der Hand eines Hypodaktylie-Stammbaumes. Monatsschr. f. Geburtsh. 48. 1918. H. 3.

Spurrell, H. G. F., Modern man and his forerunners. A short study of the human species, living and extinct. London 1918. Bell. 8°. 7½ Shill.

Waeber, Ein Fall von Befruchtung intra puerperium. Zentralbl. f. Gynäk. 1918. Nr. 45.

Weidenmann, M., Thyreoidea und Menstruation. Zeitschr. f. Geburtsh. u. Gynäk. 8°. 1918. H. 2. S. 499 ff.

Wilsdorf, Georg, Tierzüchtung. 2. Aufl. Mit 23 Abbild. auf 12 Taf. u. 2 Fig. im Text. Leipzig 1918. Teubner. 8°. 112 S. 1 Mk. 20 Pf.

Zeiser, Marie-Luise, Ein Fall von angeborener Hornhauttrübung bei drei Mitgliedern derselben Familie. Ein Beitrag zur Literatur angeborener Hornhautanomalien. Inaug.-Diss. München Sept. 1918.

Psychologie und Psychoanalyse.

Anton, G., Aus der ärztlichen Seelenkunde. Macht des Geistes über den Körper. Über geistige Wechselwirkung beim menschlichen Beisammensein; Psychologie der Masse. Über Volksvermehrung und Höherzüchtung. Drei Vorträge für Ärzte, Lehrer, Erzieher. Berlin 1918. Springer. 8°. 48 S. 2 Mk.

Betz, W., Psychologie des Denkens. Leipzig 1918. Barth. Gr. 8°. IV, 351 S. 12 Mk.

Bikeles, G., Bemerkung über den innigsten Konnex zwischen psychischen Vorgängen und somatischen Erscheinungen bei Affekten. Zentralbl. f. Physiol. 32. 1918. Nr. 11/12. S. 441 ff.

Birnbaum, Karl, Psychische Verursachung seelischer Störungen und der psychisch bedingten abnormen Seelenvorgänge. Wiesbaden 1918. Bergmann. Lex. 8°. VII, 77 S. 3 Mk. 60 Pf.

Bumke, Suggestibilität, psychogene Reaktion und hysterischer Charakter. B. kl. W. 55. 1918. Nr. 50. S. 1185—1191.

Dubois, Paul, Über den Einfluß des Geistes auf den Körper. A. d. Französ. übers. von Erich Ringier. 7. Aufl. Bern 1918. A. Francke. Kl. 8°. 108 S. 1 Mk. 80 Pf.

Flatau, G., Über psychische Infektion. D. Zeitschr. f. Nervenheilk. 59. 1918. H. 5/6.

Haan, B. J. de, Teruggrijpende verdringing van bewustzijns inhouden. Inaug.-Diss. Groningen, Juli 1918. 8°.

Huot, L., u. P. Voivenel, Le Courage. Préface d'Eugène Etienne. Paris 1918. Alcan. 8°. VII, 364 S. 3,50 Fr.

Juliusburger, O., Seelische Krankenpflege. Das neue Deutschland 6. 1918. H. 18.

Kiewiet de Jonge, A. J., Naar aanleiding van Freud's droomverklaring. Inaug.-Diss. Groningen, Juli 1918. M. de Waal. 8°. 210 S.

Kratter, Julius, Zur Psychologie und Psychopathologie des Selbstmordes. Arch. f. Psychiatr. 59. 1918. H. 2/3. S. 484—492.

Lomer, Der Traumspiegel. Bilder und Wahrheiten. Ein Traumbuch auf wissenschaftlicher Grundlage. München o. J. (1918). J. Michael Müller. 8°. 153 S. 2 Mk. 80 Pf.

Maeder, A., Heilung und Entwicklung im Seelenleben. Die Psychoanalyse, ihre Bedeutung für das moderne Leben. A. d. Französ. übersetzt von Loulou Maeder. Zürich 1918. Rascher & Co. 8°. 71 S. 2 Fr.

Marcinowski, Zum Kapitel Liebeswahl und Charakterbildung. Imago 5. 1917. H. 3. S. 196—202.

Mohr, Fritz, Die Beziehungen der Psychotherapie zur Gesamtmedizin. Zeitschr. f. ärztl. Fortbild. 15. 1918. Nr. 19 u. 20.

Müller, Herm. v., Psychoanalyse und Pädagogik. Leipzig 1917. Quelle & Meyer. Lex. 8°. VI, 68 S. 2 Mk.

Müller, Der Begriff der Zellerregbarkeit und seine Beziehung zu den psychischen Funktionen. Korr.-Bl. f. Schweizer Ärzte 1918. Nr. 31.

Nicoll, M., The conception of regression in psychological medicine. Lancet 1918. Nr. 4945.

Pfister, Oskar, Wahrheit und Schönheit in der Psychoanalyse. Zürich 1918. Rascher & Co. 8°. 143 S. 5 Mk.

Rank, Otto, Homer. Psychologische Beiträge zur Entstehungsgeschichte des Volksepos. Imago 5. 1917. H. 3. S. 133—169.

Schilder, Paul, Wahn und Erkenntnis. Mit 2 Textabbild. u. 2 farb. Tafeln. Berlin 1918. Jul. Springer. 8°. 115 S. 7 Mk.

Schultze, F. E. Otto, Grundsätzliches und Kasuistisches über die Bildung von Begriffen und Komplexen und über das Ich. Mit 3 Textfig. Arch. f. Psychiatr. 59. 1918. H. 2/3. S. 534—609.

Spitzer, Hugo, Psychologie und Gehirnforschung. Arch. f. Psychiatr. 59. 1918. H. 2/3. S. 401—452.

Stransky, E., Hysterie und Hysteriefähigkeit. Streiflichter zu dem Fragenkomplex. Psychiatr.-Neurolog. Wochenschr. 20. 1918/19. Nr. 21/22.

Wyss, Eugen, Musik bei Hell und Dunkel als Seelenlehre. Zürich 1918. Speidel & Wenzel. Kl. 8°. 2 Mk. 40 Pf.

Pathologie und Therapie.

Adler, Beiträge zur Pharmakologie der Beckenorgane. Arch. f. experim. Path. u. Pharmakol. 83. 1918. H. 3/4.

Aschner, B., Die Blutdrüsenerkrankungen des Weibes und ihre Beziehungen zur Gynäkologie und Geburtshilfe. Mit 42 Textabbild. u. 12 farb. Tafeln. Wiesbaden 1918. Bergmann. Lex. 8°. XII, 416 S. 26 Mk.

Bolten, G. C., Over hypothyreoïdie. Psych. en neurol. Bladen 1918. H. 1/2. S. 135 ff.

Bresler, J., Nervenstörung und innere Sekretion, nach A. Biedl bearbeitet. Halle a. S. 1917. Marhold. 8°. 75 S. 1 Mk. 20 Pf.

Buchenscheit, Josef, Über einen Fall von ungewöhnlicher sexueller Hyperästhesie mit nachfolgendem Vaginalkarzinom. Inaug.-Diss. Erlangen, Mai 1918. 8°.

Christoffersen, N. R., Sur un cas d'insuffisance pluriglandulaire. Nord med. Ark. Abt. II. 50. 1918. H. 6. S. 700 ff.

Culpin, M., The early stage of hysteria. Brit. med. Journ. 1918. Nr. 2989.

Dziembowski, S. v., Über die Lokalisation von Ausfallserscheinungen von seiten der Drüsen mit innerer Sekretion. Zentralbl. f. innere Med. 1918. N. 30.

Ehrmann, Über Akromegaloidismus und zur Theorie der inneren Sekretion. Zeitschr. f. phys. u. diät. Therap. 1918. H. 8/9.

Fothergill, U. E., A clinical lecture on the bad habit of vaginal douching. Brit. med. Journ. 1918. Nr. 2990.

Gruhle, Hans W., Psychiatrie für Ärzte. Mit 23 Textabbild. Berlin 1918. J. Springer. 8°. 296 S. 12 Mk.

Hart, C., Konstitution und Disposition. B. kl. W. 55. 1918. Nr. 37. S. 873—876.

Hirschfeld, Magnus, Sexualpathologie. Zweiter Teil. Bonn 1918. Marcus & Weber. Gr. 8°. X, 279 S. mit 20 Photographien auf 7 Tafeln. 15 Mk. 40 Pf.

Hofmann, Harnröhrenverletzungen im Kriege. W. m. W. 1918. Nr. 37.

Hoffmann, W., Über Nervosität im Kindesalter. 2. verb. Aufl. St. Gallen 1918. Schneider & Co. 8°. 62 S. 2 Fr.

Jaschke, Rud. Th. v., Einiges über die Bedeutung der Konstitution für die praktische Gynäkologie. Med. Klin. 14. 1918. Nr. 42. S. 1027—1031.

Koch, Richard, Die ärztliche Diagnose. Wiesbaden 1917. Bergmann. 8°. 127 S. 3 Mk.

Kundmüller, Karl, Die Basedowsche Krankheit in Geburtshilfe und Gynäkologie. Inaug.-Diss. Erlangen, Juni 1918. 8°.

Löhlein, M., Die Begriffe „Konstitution und Disposition". Med. Klin. 14. 1918. Nr. 30 u. 44.

Lorand, A., Das rasche Altern der Frauen nach gewissen Schädlichkeiten. Wien 1918. M. Perles. 8°. 51 S. 2 Kr.

Mathes, P., Zur Heilung der Kraurosis vulvae. W. kl. W. 1918. Nr. 37.

Nabes, Julius, Über Blasenneurosen (Pollakiurie, Inkontinenz, Enuresis, Retentio urinae). Med. Klin. 14. 1918. Nr. 34. S. 832—835.

Preisig, H., u. **K. Amadian,** Les alcooliques sont-ils des dégénérés. Schweizer Arch. f. Neurol. u. Psychiatr. 3. 1918. H. 1. S. 147—176.

Ribbert, H., Über den Begriff der Krankheit. D. Zeitschr. f. Nervenheilk. 60. 1918. H. 1/3.

Schilder, Paul, Gesichtspunkte zur allgemeinen Psychiatrie. Arch. f. Psychiatr. 59. 1918. H. 2/3. S. 699—712.

Schmidt, Wolf, Nacht und Schlaf bei Krankheiten. D. Zeitschr. f. Nervenheilk. 60. 1918. H. 1/3.

Singer, K., Prinzipien und Erfolge der aktiven Therapie bei Neurosen. Zeitschr. f. phys.-diät. Ther. 1918. H. 8/9.

Smit, H. P. A., Over de beteekenis van der conservative behandeling der ovaria bij gynaekologische operation. Inaug.-Diss. Leiden, Juni 1918. Verlag Eduard Ydo. 8°. 96 S.

Wagner, Albert, Die Rückfälle der Hysteriker. M. m. W. 65. 1918. Nr. 40. S. 1106—1107.

Walthard, M., Der Einfluß von Allgemeinerkrankungen des Körpers auf die weiblichen Genitalorgane. M. m. W. 65. 1918. Nr. 37. S. 1024—1026.

Westphal, A., Über familiäre Myoklonie und über Beziehungen derselben zur Dystrophia adiposo-genitalis. D. Zeitschr. f. Nervenheilk. 58. 1918. H. 3/6.

Zivilrechtliche, strafrechtliche und kriminalanthropologische Beziehungen des Sexuallebens.

Christian, Die bevölkerungspolitischen Gesetze. Concordia 25. 1918. Nr. 6.

Croner, Sexualwissenschaft und Strafrechtsreform. Umschau 22. 1918. Nr. 16.

Giese, Ernst, Zum Prozeß Henkel. M. m. W. 65. 1918. Nr. 38. S. 1053—1059.

Göller, E., Das Eherecht im neuen kirchlichen Gesetzbuch, mit einer Einführung in den Kodex kurz dargestellt. Freiburg i. Br. 1918. Herder. Gr. 8°. VII, 80 S. 2 Mk.

Gottstein, A., Der Entwurf eines preußischen Jugendfürsorgegesetzes. M. m. W. 1918.

Haberda, A., Gerichtsärztliche Erfahrungen über die Fruchtabtreibung in Wien. V. f. gerichtl. Med. 56. 1918. Supplement.

Henkel, M., Zum Prozeß Henkel. M. m. W. 65. 1918. Nr. 43.

Hirsch, Zur Statistik des Aborts. Zentralbl. f. Gynäk. 1918. Nr. 43.

Hirsch, Ludwig, Über den vom Arzte unbeabsichtigt eingeleiteten Abort und seine strafrechtliche Bedeutung. V. f. gerichtl. Med. 56. 1918. Supplement.

Jadassohn, J., Zu dem Gesetzentwurf zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. D. m. W. 1918. Nr. 34.

Kade, Karl, Die Zurechnung von Straftaten, die im alkoholischen Dämmerzustande begangen sind. V. f. gerichtl. Med. 56. 1918. Supplement.

Kampf gegen bedenkliche Meßbuden. Volkswohl 42. 1918. Nr. 13.

Kurpjuweit, Antifebrin als Fruchtabtreibungsmittel. Zeitschr. f. Med.-Beamte 31. 1918. Nr. 20. S. 417—420.

Lenz, Fritz, Die Gesetzentwürfe gegen die Verhinderung von Geburten. M. m. W. 65. 1918. Nr. 33. S. 911—912.

Meyer v. Schauensee, Strafbarkeit der Abtreibung nach § 162 luzern. krim. Strafgesetz. Schweizer Juristen-Ztg. 14. 1918. Nr. 20.

Mittermaier, W., Gewerbsmäßige Unzucht und Kuppelei in der Strafgesetzgebung seit 1906. Zeitschr. f. Bekämpfung der Geschlechtskrankh. 18. 1918. H. 9. S. 230—236.

Nacke, W., Die Hebamme als Sachverständige vor Gericht. Zeitschr. f. Med.-beamte 31. 1918. Nr. 11. S. 237—239.

Neubecker, Die Rechtsstellung des außerehelichen Kindes. Die neue Generation 14. 1918. H. 7. S. 246—252.

Olshausen, Th. v., Der Entwurf eines Gesetzes gegen Unfruchtbarmachung und Schwangerschaftsunterbrechung. Med. Klin. 14. 1918. Nr. 32. u. 34.

Olshausen, Th. v., Das neue schwedische Gesetz gegen die Verbreitung von Geschlechtskrankheiten. Med. Klin. 14. 1918. Nr. 48. S. 1197—1198.

Puppe, Die gerichtsärztliche Beurteilung durch den Arzt herbeigeführter Schwangerschaftsunterbrechungen und Unfruchtbarmachungen. V. f. gerichtl. Med. 56. 1918. Suppl.

Quincke, H., Zu dem Gesetzentwurf zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. D. m. W. 1918. Nr. 27. S. 749 ff.

Quincke, H., Über ansteckende Krankheiten und die Strafbarkeit der Übertragung. D. m. W. 1918. Nr. 39.

Rapmund, Entwurf eines Gesetzes gegen Unfruchtbarmachung und Schwangerschaftsunterbrechung. Zeitschr. f. Med.-Beamte 31. 1918. Nr. 15. S. 313—322.

Rapmund, Entwurf eines preußischen Jugendfürsorgegesetzes. Zeitschr. f. Med.-Beamte 31. 1918. Nr. 16. S. 337—345.

Schiller, Fleischliche Vergehen. Leipziger Lehrerzeit. 25. 1918. Nr. 10.

Schneider, Zu dem Entwurfe eines Reichsgesetzes gegen die Verhinderung von Geburten und eines Gesetzes betr. das Hebammenwesen. D. Strafr.-Zeit. 5. 1918. H. 5/6. Spalte 150—154.

Spinner, J. R., Über das Vorwiegen der Frauen beim Giftselbstmorde. V. f. gerichtl. Med. 54. 1918. H. 2.

Spinner, J. R., Studien zum Abortusproblem (Mord durch Abortiva). V. f. gerichtl. Med. 54. 1918. H. 2.

Swaep, E. J., Psychopathologie und Verbrechen. Nederl. Tijdschr. voor Geneesk. 1918. Bd. 2. S. 1 ff.

Prostitution und Bekämpfung der venerischen Krankheiten.

Bauer, J., und **E. Delbanco,** Zur Eindämmung der Syphilis. Dermat. Wochenschr. 67. 1918. Nr. 41. S. 696—697.

Bozi, Das Bielefelder Verfahren zur Bekämpfung der Prostitution. Dermat. Wochenschr. 67. 1918. Nr. 38. S. 642—645.

Bruck, Carl, Zur Gonorrhoeprophylaxe. Dermat. Wochenschr. 67. 1918. Nr. 39. S. 668—669.

Brückmann, R., Schule und Elternhaus im Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten nebst einem Anhang über die Geschlechtskrankheiten auf Grund der neuesten Forschungen zusammengestellt. Leipzig 1918. Joh. Ambros. Barth. 8°. 24 S. 3 Fig. 50 Pf.

Dind, D., A propos de la lutte contre les maladies vénériennes. Korr.-Bl. f. Schweizer Ärzte 1918. Nr. 18.

v. Düring, Erfahrungen in Kleinasien über endemische Syphilis. M. m. W. 65. 1918. Nr. 36. S. 1000—1002.

Düttmann, Anzeigepflicht und Behandlungszwang im Kampfe gegen die Geschlechtskrankheiten. Der Tag 1918. Nr. 129.

Gougerot, La lutte antivénérienne. Ann. d'Hyg. publ. 1918. H. 27. S. 193 ff. H. 28. S. 5 ff.

Gregor, A., und **Else Voigtländer,** Die Verwahrlosung, ihre klinisch-psychologische Bewertung und ihre Bekämpfung. Für Pädagogen, Ärzte, Richter. 1. Teil: Die Verwahrlosung der Knaben. Von A. G. — 2. Teil: Die Verwahrlosung der Mädchen. Von A. G. und E. V. Berlin 1918. Karger. Gr. 8°. VIII, 585 S. 22 M.

Groß, B. G., Lugolsche Lösung zur Feststellung der Tripperheilung. Dermat. Wochenschr. 67. 1918. Nr. 38. S. 639—641.

Güth, Syphilisserodiagnostik bei Prostituierten. Zeitschr. f. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 18. 1618. H. 9. S. 221—229.

Henne am Rhyn, Otto, Prostitution und Mädchenhandel! Neue Enthüllungen aus dem Sklavenleben weißer Frauen und Mädchen. 5. verm. Aufl. Leipzig o. J. (1918). Hedewigs Nachf. 8°. 80 S. 1 M. 50 Pf.

Hofmann, Hans, Zur Gonorrhoeprophylaxe. Dermat. Wochenschr. 67. 1918. Nr. 48. S. 813.

Landsberger, Zur Wohnungsfrage. B. klin. W. 55. 1918. Nr. 35. S. 832—834.

Lesser, F., Kriegswissenschaftliche Beiträge zur Syphilis. D. m. W. 1918. Nr. 29.

v. Notthafft, Eine Gefahr der Beratungsstellen. Dermat. Wochenschr. 67. 1918. Nr. 32. S. 627.

v. Notthafft, Die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. M. m. W. 65. 1918. Nr. 45. S. 1273—1274.

Pappritz, A., Notwendigkeit der Erweiterung der Frauenfürsorgetätigkeit bei der Polizei. Die Frau 25. 1918. Nr. 8.

Peters, H., Schutzmaßregeln für die Frauenwelt in hygienischer und sozial-rechtlicher Beziehung; mit Anhang: Zur Frage der Prostitution. Wien 1918. Šafár. 8⁰. 1 Mk.

Pinkus, Felix, Warnung vor den Geschlechtskrankheiten. Med. Klin. 14. 1918. Nr. 47. S. 1175—1176.

Silberstein, Zur Behandlung geschlechtskranker Frauen in einem Frauenlazarett. Therap. Monatsh. 32. 1918. H. 8.

Zumbusch, Leo v., Der jetzige Stand der Syphilistherapie. M. m. W. 65. 1918. Nr. 45. S. 1257—1260.

Rassenhygiene, Eugenik und Geburtenrückgang.

Amann, J. A., Zum Bevölkerungsproblem. M. m. W. 65. 1918. Nr. 41. S. 1132—1135.

Bauch, B., Bevölkerungsproblem und Hebammenlehranstalt. Monatsschr. f. Geburtsh. u. Gynäk. 48. 1918. H. 1.

Benthin, W., Die Erhaltung des Kindeslebens in der Geburt. Ein Beitrag zur Frage der Bevölkerungspolitik. Med. Klin. 14. 1918. Nr. 30. 35. 37. 38. 41. 43. 44.

Benthin, W., Der Kindsverlust in der Geburt und seine Verhütung. D. m. W. 1918. Nr. 33.

Besser, Hans, Klima und Säuglingssterblichkeit. Inaug.-Diss. Greifswald 1917. 8⁰. 12 S. u. 1 Beilage.

Braeucker, Wilhelm, Die Entstehung der Eugenik in England. Inaug.-Diss. München 1917. 8⁰. VII, 169 S.

Bumm, E., Zur Bevölkerungspolitik. Zentralbl. f. Gynäk. 1918. Nr. 36.

Cragin, E. B., The functions of a woman's hospital in a large city. Amer. Journ. of Obstetr. 77. 1918. H. 3. p. 353 ff.

Delitsch, J., Wohnungsnot und Volkserhaltung. Zeitschr. f. Kinderforsch. 1918. H. 4/6.

Eisenberg, James, Schmerzlinderung bei normalen Geburten. Die neue Generation 14. 1918. H. 8/9. S. 291—296.

Elgström, Anna Lenah, Gemeinmütterlichkeit. Die neue Generation 14. 1918. H. 10/11. S. 374—378.

Fischer-Defoy, W., Schule und Bevölkerungshygiene. Zeitschr. f. Kinderforsch. 23. 1918. H. 10/11. S. 273—289.

Grabowsky, A., Bevölkerungspolitischer Überschwang. Das neue Deutschland 6. 1918. H. 23.

Gramse, Gerhard, Die Beziehungen des Aborts zum Geburtenrückgang unter Berücksichtigung des Materials der Kgl. Universitäts-Frauenklinik zu Breslau. Inaug.-Diss. Breslau, Sept. 1918.

Guhraner, Alice, Beiträge zur Malthus-Literatur. Inaug.-Diss. Erlangen 1917. 8⁰. 119 S.

Herrmann, W., Über Mutterschutz, Eheschutz und Sittlichkeit. An Frau Dr. Helene Stöcker. Die christl. Welt 32. 1918. Nr. 33/34.

Hoche, Eignet sich die Hebamme zur Säuglingsfürsorgerin? Zeitschr. f. Med.-Beamte 31. 1918. Nr. 21. S. 429—435.

Hurwicz, E., Familienmorde. Die neue Generation 14. 1918. H. 10/11. S. 362—368.

Indikationen, Die, zur künstlichen Unterbrechung der Schwangerschaft. Von Dir. Prof. Dr. G. Winter und seinen Schülern Prof. Sachs, Dr. Benthin, Dr. (Margar.) Sachse, Dr. (Doris) Kunckel, Dr. Blohmcke nebst einem Beitrag von Dir. Prof. Dr. E. Meyer. Wien 1918. Urban & Schwarzenberg. Gr. 8⁰. 15 Mk.

Kirchner, M., Die Bedeutung des öffentlichen Gesundheitswesens und dessen Ausbau in der Zukunft. Zeitschr. f. ärztl. Fortbild. 15. 1918. Nr. 20 S. 529—535.

Klein, Gustav, Viel-Operieren, künstlicher Abortus und Geburtenrückgang. M. m. W. 65. 1918. Nr. 42. S. 1157—1160.

Körner, Otto, Neuere Bestrebungen zur Schmerzlinderung der normalen Geburten. Inaug.-Diss. Freiburg i. Br., März 1918.

Landvogt, R., Gedanken naturwissenschaftlicher und bevölkerungspolitischer Art über Frauenfragen. Zeitschr. f. Säuglingsfürsorge 10. 1918. H. 46.

Lask, Berta, Die Formkräfte des Geschlechtslebens. Das neue Deutschland 6. 1918. H. 23.

Lieske, R., Bevölkerungs- und Wirtschafts-Politik. Hammer 17. 1918. Nr. 384.

Marcuse, Max, Wandlungen des Fortpflanzungs-Gedankens und -Willens. Bonn 1918. Marcus & Weber. Gr. 8°. 73 S. 5 Mk. 20 Pf.

Nassauer, Max, Der Schrei nach dem Kinde. II u. III. Der moderne Kindermord (künstlicher Abort). Arch. f. Frauenk. 4. 1918. H. 1/2. S. 37—82.

Pachner, Franz, Zur Reform des Hebammenwesens. Gyn. Rundsch. 11. 1918. H. 20.

Peter, Georg, Über ein neues Mittel zur Erzielung schmerzloser Geburten. Inaug.-Diss. Straßburg, Juni 1918. 8°.

Pfaundler, M., Über kongenitale Lues. M. m. W. 65. 1918. Nr. 45. S. 1271—1273.

Placzek, Die Bekämpfung vererbbarer Nervenkrankheiten. D. Zeitschr. f. Nervenheilk. 59. 1918. H. 5/6.

Plaut, F., Psychiatrie und Schwangerschaftsunterbrechung. M. m. W. 65. 1918. Nr. 40. S. 1108—1110.

Plaut, F., Syphilis und Nervensystem. M. m. W. 65. 1918. Nr. 45. S. 1260—1265.

Quarck, Die Beschlüsse der Reichstagskommission für Bevölkerungspolitik. Die neue Generation 14. 1918. H. 7. S. 228—236.

Reber, Ch., Über Frühgeburten. Korr.-Bl. f. Schweizer Ärzte 1918. Nr. 27.

Roepke, Hebung der Volkskraft nach dem Kriege im Bereiche der deutschen Staatseisenbahnen. Zeitschr. f. Bahnärzte 1918. Nr. 8.

Rosenstock, Die freiwillige soziale Fürsorge für das außereheliche Kind. Die neue Generation 14. 1918. H. 7. S. 236—246.

Schmeder, Ernst, Über die künstliche Unterbrechung der Schwangerschaft wegen Tuberkulose. Inaug.-Diss. Breslau, Juni 1918. 8°.

Schoenberner, Aus der Praxis der Berufsvormundschaft. Die neue Generation 14. 1918. H. 7. S. 252—262.

Schubert, Kinderbeihilfen und Gesundheitsscheine. Deutschlands Erneuerung 2. 1918. H. 8.

Schutz für Mutter und Kind. Graz 1918. Styria. 8°. 6 S. 10 Pf.

Servaes, Franz, Erziehung des Vatergeschlechtes. Die neue Generation 14. 1918. H. 8/9. S. 281—290.

Vaerting, M., Der Vaterschutz. Neue Wege zur Erhaltung der Manneskraft. Dresden 1918. Volkshygien. Verlag. 8°. 150 S. 3 Mk.

Wittwer, Erika, Indikation und Methodik der künstlichen Unterbrechung der Schwangerschaft bei Tuberkulose. Inaug.-Diss. Straßburg, Juli 1918. 8°.

Sexuelle Pädagogik, Ethik und Lebensführung.

Beck, Curt, Bürgerliche und geistige Werte in der Erziehung. Die neue Generation 14. 1918. H. 10/11. S. 368—373.

Büsching, J., Naturbetrieb und Sittlichkeit. 3. Aufl. Chemnitz 1918. Koezle. Kl. 8°. 39 S. 40 Pf.

Cauer, P., Willenserziehung. Deutscher Wille 31. 1918. H. 22.

Faßbinder, N., Das Glück des Kindes. Erziehungslehre für Mütter und solche, die es werden wollen. Freiburg i. Br. 1918. Herder. 8°. XII, 241 S. 3 Mk. 20 Pf.

Freyer, H., Antäus. Grundlegung einer Ethik des bewußten Lebens. Jena 1918. Diederichs. Gr. 8°. 95 S. 3 Mk.

Hellwig, A., Der Schutz der Jugend vor erziehungswidrigen Einflüssen. Die Umschau 22. 1918. Nr. 43. S. 537—539.

Jodl, Fr., Allgemeine Ethik. Herausgegeb. von W. Börner. Stuttgart 1918. Cotta Nachf. Gr. 8°. XII, 417 S. 12 Mk. 50 Pf.

Koch, F., Sexualpädagogische Betrachtungen im Anschluß an einige Neuerscheinungen auf diesem Gebiete. D. Philologen-Bl. 26. 1918. Nr. 25/26.

Koch, Gregor, Das menschliche Leben oder die natürlichen Grundzüge der Sittlichkeit. 2. Aufl. Einsiedeln 1916. Benziger & Co. 8°. 577 S. 6 Mk. 40 Pf.

Krische, P., Jugendehe! Eine Forderung für unsere Zukunft. Leipzig 1918. Wigand. 8°. 88 S. 2 Mk. 50 Pf.

Kruse, U. J., Ich will! Eine Schule des Willens und der Persönlichkeit. 8 Hefte. Buchenbach o. J. [1918]. Felsen-Verlag. Kl. 8°. 154 + 15 + 18 S. 12 Mk. 50 Pf.

Kruse, U. J., Lebenskunst. Ein Wegweiser f. d. neue Zeit. Buchenbach 1918. Felsen-Verlag. 8°. 117 S. 4 Mk. 50 Pf.

Lipsius, Fr. R., Naturphilosophie und Weltanschauung. Leipzig 1918. Kröner. Gr. 8°. VIII, 160 S. 5 M.

Martius, Martha, Wissenschaft und Ethik als Grenzhüter der Eugenetik. Arch. f. Frauenk. 4. 1918. H. 1/2. S. 29—36.

Mehlis, G., Probleme der Ethik. Tübingen 1918. Mohr. Gr. 8°. VII, 104 S. 3 Mk.

Messer, A., Ethik. Eine philosophische Erörterung der sittlichen Grundfragen. Leipzig 1919. Quelle & Meyer. 8°. IV, 132 S. 3 Mk. 20 Pf.

Messer, A., Wert, Norm und Person in der Ethik. Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum 42. 1918. Nr. 2. Abt. H. 6.

Petersen, Irma, Die reine Betrachtung des Natürlichen. Ein Beitrag zum Sexualproblem in der Erziehung. Eltern und Kind 1. 1918. H. 1/2.

Rieber, Ernst, Weltanschauung und Geschlechtsleben. Die neue Generation 14. 1918. H. 8/9. S. 301—312.

Rein, W., Grundriß der Ethik. Mit Beziehung auf d. Leben d. Gegenwart. 5. Aufl. Osterwieck 1918. Zickfeldt. 8°. X, 343 S. 5 Mk. 50 Pf.

Rohden, G. v., Sexualethik. Leipzig 1918. Quelle & Meyer. Gr. 8°. XV, 171 S. 4 Mk. 20 Pf.

Schopen, Edmund, Beiträge z. Erziehung der männlichen Jugend. 5. Heft. Familienpädagogik. Mainz o. J. [1918]. Druckerei Lehrlingshaus. Gr. 8°. XI, 310 S. m. Abbild. u. Taf. 5 Mk.

Ufer-Held, Frieda, Weibliches Werden und Wachsen. Ein Buch für Mütter und Töchter. 7. Aufl. Chemnitz 1918. Koezle. 8°. 135 S. 4 Mk. 50 Pf.

Allgemeines, Ethnologie und Folklore, Pathographie, Kultur- und Literaturgeschichtliches.

Adriani, N., Zwangershap en geboorte bij de Toradig's van Midden-Celebes. Nederl. Maandschr. v. verlosk. en vrouwenz. en kindergeneesk. 7. 1918. H. 7. p. 380 ff.

Bauer, Max, Deutscher Frauenspiegel. Bilder aus dem Frauenleben in der deutschen Vergangenheit. München 1917. G. Müller. 2 Bde. Gr. 8°. VIII, 395 S. und VIII, 291 S. mit 85 u. 77 Bildern. 20 Mk.

Bezold, Fr. v., Aus Mittelalter und Renaissance. Kulturgeschichtliche Studien. München 1918. Oldenbourg. Gr. 8°. VII, 457 S. 18 Mk.

Bleackley, H., Life of John Wilkes. London 1918. Lane. 8°. 16 Sh.

Blümner, Hugo, Fahrendes Volk im Altertum. München 1918. Franz. 8°. 53 S. 1 Mk.

Bolt, M., Een vrouwelijke chirurg in de 17. eeuw. Nederl. Tijdschr. voor Geneesk. 1918. Nr. 19.

Borély, M., La Femme et l'Amour dans l'oeuvre d'Anatole France. Paris 1918, éditions Georges Crès et Cie. 8°. 57 S. 1,50 Francs.

Briefe an und von Johann George Scheffner, herausgegeb. von Arthur Warda. 1. Bd. 2. Teil (Schluß des 1. Bds.). München 1918. Duncker & Humblot. Gr. 8°. XII u. S. 233—528. 8 Mk.

Delius, R. v., Der moderne Tanz. Die Wage 21. 1918. Nr. 35.

Diers, M., Was die heutige Frauenbewegung bietet und was ihr fehlt. Der Türmer 20. 1918. H. 21.

Döring, E., Vom Heiraten und von Ehemännern. Zeitgemäße Fragen und Antworten. Berlin 1918. Deutsches Druck- u. Verlagshaus. Kl. 8°. 50 S. 30 Pf.

Fendrich, Anton, Mehr Sonne. Das Büchlein von der Liebe und der Ehe. Stuttgart 1918. 8°. 111 S. 2 Mk. 25 Pf.

France, R., Organische Soziologie. Die Wage 21. 1918. Nr. 35.

Gustavsson, John, Religion och moral. Svensk humanistisk Tidskrift 2. 1918. Nr. 4/5.

Hamann, W., Metaphysik der Liebe. Betrachtungen über Wege und Ziele einer idealistischen Weltanschauung, Wien 1918. Braumüller. 8°. 114 S. 3 Mk. 60 Pf.

Heidemann, Hugo, Bevölkerungszahl und berufliche Gliederung Münsters i. W. am Ende des 17. Jahrhunderts. Inaug.-Diss. Münster 1917. 8°. 83 S.

His, W., Medizinisches aus der Türkei. B. kl. W. 55. 1918. Nr. 50. S. 964—967.

Hoffmann, Frau **Adolf,** Heiraten ein Glück? Ernste Fragen an unsere Töchter. Chemnitz 1918. Koezle. 8°. 72 S. 1 Mk. 75 Pf.

Irving, H. B., A book of remarkable criminals. London 1918. Cassell. 8°. 7½ Sh.
Jekels, Ludwig, Shakespeares „Macbeth". Imago 5. 1917. H. 3. S. 170—195.
Jendwine, J. W., Tort, crime, and police in medieval Britain. Areview of some early law and custom. London 1918. Williams and Norgate. 8°. 6 Sh.
Lanz-Liebenfels, J., Einführung in die Sexual-Physik, oder die Liebe als odische Energie. 2. Aufl. Wien 1918. Gr. 8°. 16 S. m. 6 Abbild. 35 Pf.
Levinsohn, R., Johann Peter Frank (1745—1821) und die Eugenetik. Arch. f. Frauenkunde 4. 1918. H. 1/2. S. 16—28.
Meisel-Heß, G., Gegenwartsbestrebungen der Frau. Über Land u. Meer 60. 1918. Bd. 120. Nr. 41.
Meyer, Semi, Die Zukunft der Menschheit. Wiesbaden 1918. Bergmann. Lex. 8°. 58 S. 2 Mk. 80 Pf.
Müller-Freienfels, Richard, Die Frau und die Kunst. Psychologische Untersuchungen zum Problem einer spezifisch weiblichen Kunst. Arch. f. Frauenkunde 4. 1918. H. 1/2. S. 83—95.
Napoleons Briefe an Josephine. herausgegeb. von Adolf Saager. Stuttgart o. J. [1918]. 8°. 190 S. 2 Mk. 25 Pf.
Nötzel, Karl, Goethes Gewissensehe. Die neue Generation 14. 1918. H. 10/11. S. 379—382.
Radl, Abwendung der geistigen Strömungen vom Darwinismus und von der Naturwissenschaft. Deutscher Merkur 49. 1918. Nr. 15.
Rafaeli, M., Die geheimen Liebesmächte. Ein Lehrbuch der Geheimnisse des Glücks in der Liebe. Dresden o. J. [1918]. Rudolph. Gr. 8°. 134 S. 2 Mk. 40 Pf.
Schmidt, Heinr., Geschichte der Entwicklungslehre. Leipzig 1918. Kröner. Gr. 8°. IX, 549 S. 12 M.
Schreiber, G., Mutter und Kind in der Kultur der Kirche. Studien zur Quellenkunde und Geschichte der Karitas, Sozialhygiene und Bevölkerungspolitik. Freiburg i. Br. 1918. Herder. Gr. 8°. XX, 160 S. mit 2 Bildern. 6 Mk.
Schürmeyer, W., Die Hypnerotomachia Polifili des Francesco Colonna. Zeitschr. f. Bücherfreunde N. F. 10. 1918. H. 1/2.
Schwalbe, J., Über das medizinische Frauenstudium in Deutschland. Leipzig 1918. G. Thieme. 8°. 63 S. 2 Mk. 75 Pf.
Simmel, Georg, Philosophische Kultur. Gesammelte Essais. Zweite, um einige Zusätze vermehrte Auflage. Leipzig 1919. Kröner. Gr. 8°. 295 S. 7 Mk. 50 Pf.
Spier, Die Sexualnot unserer Zeit. Beiträge zu den Problemen des Geschlechtlichen. Münster o. J. [1918]. Universal-Verlag. 8°. 160 S. 3 Mk.
Spier-Irving, Geschlechtsleben und Eheglück. München 1918. Universal-Verlag. Kl. 8°. 125 S. 2 Mk.
Triebnigg, Ella, Peter Rosegger und die Frauen. Graz 1918. Leykam. Kl. 8°. 91 S. 3 Mk.
Voßler, K., Der Minnesang des Bernhard von Ventadorn. München 1918. Franz. 8°. 146 S. 3 Mk.
Wundt, W., Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythus und Sitte. 3. Band: Die Kunst. 3. neubearb. Aufl. Leipzig 1919. Kröner. Gr. 8°. XII, 624 S. mit 62 Abbild. 16 Mk.
Zielesch, F., Der Dramatiker Wedekind. D. Deutsche Drama 1. 1918. H. 8.
Zobeltitz, Fedor v., Der Verfasser der „Vierzig Jahre". Das literar. Echo 21. 1918. H. 2. Spalte 76—83.
Zöllner, Frauennot und Frauenhilfe. Allg. evang.-luther. Kirchenz. 51. 1918. Nr. 29/30.

Kriegsliteratur.

Benon, R., Les maladies mentales et nerveuses et la loi sur les pensions militaires. Presse méd. 1918. Nr. 22. S. 199 ff.
Bethe, Albrecht, Aufgaben der Physiologie während und nach dem Kriege. Frankfurt a. M. 1918. Blazek & Bergmann. 8°. 19 S.
Brock, A. J., The war neurasthenic. A note on methods of reintegrating him with his environment. Lancet 1918. Nr. 4934.
Bürge, L., Gerichtliche Medizin und Krieg. V. f. gerichtl. Med. 56. 1918. Suppl.

Ebeler, F., Die Kriegsamenorrhoe. Schmidts Jahrbücher 85. 1918. Bd. 328. H. 4. S. 105—111.

Edel, Paul, u. **Adolf Hoppe**, Zur Psychologie und Therapie der Kriegsneurosen. M. m. W. 65. 1918. Nr. 31. S. 836—840.

Feilbogen, S., Der neurotische Charakter und der Weltkrieg. Intern. Rundschau 4. 1918. H. 5/6.

Franqué, O. v., Kriegsfolgen auf gynäkologischem und geburtshilflichem Gebiete. Würzburger Abh. 17. 1918. H. 11. S. 195 ff.

Frau, Die, als Kriegsarbeiterin. Christl. Freiheit 34. 1918. Nr. 38.

Fürnrohr, W., Einige seltenere Beobachtungen aus der Kriegsneurologie. D. Zeitschr. f. Nervenheilk. 58. 1918. H. 3/6.

Geßner, Eklampsie und Weltkrieg. Zentralbl. f. Gynäk. 1918. Nr. 34.

Goldstein, Manfred, Kriegserfahrungen aus dem Operationsgebiet über episodischen Bewußtseinsverlust. Arch. f. Psychiatr. 59. 1918. H. 2/3. S. 713—732.

Grabinski, Bruno, Weltkrieg und Sittlichkeit. Beiträge zur Kulturgeschichte der Weltkriegsjahre. Hildesheim 1917. Borgmeyer. Gr. 8°. VII, 239 S. 2 Mk.

Haeberlin, Karl, Über die körperliche Entwicklung vom Kinde im Frieden und Krieg. Arch. f. Kinderheilk. 66. 1918. H. 5/6.

Haecker, V., Die Annahme einer erblichen Übertragung körperlicher Kriegsschäden. Arch. f. Frauenkunde u. Eugenetik 4. 1918. H. 1/2. S. 1—15.

Hanauer, Die Schulhygiene im Kriege. Zeitschr. f. ärztl. Fortbild. 15. 1918. Nr. 17. S. 467—469.

Hartmann, Fritz, Die k. k. Nervenklinik Graz im Dienste des Krieges. Mit 15 Tafeln u. 32 Textabbild. Arch. f. Psychiatr. 59. 1918. H. 2/3. S. 1162—1258.

Heyn, Die alten Erstgebärenden und Vielgebärenden im Kriege. Zentralbl. f. Gynäk. 1918. Nr. 33.

Hofstätter, R., Über die Mukosa des amenorrhoischen Uterus (mit spezieller Berücksichtigung der Kriegsamenorrhoe). W. kl. W. 1918. Nr. 27.

Jolly, Ph., Kriegshysterie und Beruf. Arch. f. Psychiatr. 59. 1918. H. 2/3. S. 873—882.

Kaupe, W., Einwirkungen des Krieges auf das Kind. D. Zeitschr. f. Nervenheilk. 60. 1918. H. 1/3.

Koepchen, Über die Behandlung der Kriegsneurotiker. D. Zeitschr. f. Nervenheilk. 60. 1918. H. 1/3.

Kroner, K., Zur Frage der Kriegsneurosen auf Grund von Beobachtungen an der Front. Zeitschr. f. phys.-diät. Ther. 1918. H. 8/9.

Loewy, Erwin, Kriegsneurotiker und Verwundetenabzeichen. M. m. W. 65. 1918. Nr. 40. S. 1107.

Mulzer, Zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten im Felde und in der Heimat. Derm. Zeitschr. 25. 1918. H. 4.

Naville, F., Le traitement et la guérison des Psychonévroses de guerre invétérées à l'hôpital S. André de Salins. Korr.-Bl. f. Schweizer Ärzte 1918. Nr. 24/15.

Oehmig, O., Weiteres über die Abnahme des Alkoholismus während des Krieges. M. f. Psychiatr. u. Neurol. 43. 1918. H. 6. S. 354—359.

Pannwitz, Hans, Die Ansiedelung von Kriegsbeschädigten vom Standpunkte der Sozialhygiene. Inaug.-Diss. Rostock 1918. 8°.

Piltz, J., Ein Beitrag zum Studium der sogenannten Kriegsneurosen und deren Behandlung auf Grund eigener Erfahrungen. Neurol. Zentralbl. 1918. Nr. 19—22.

Pinard, A., De la protection de l'enfance, pendant la troisième année de guerre, dans le camp retranché. Annales de Gynéc. et d'Obst. 43. 1918. H. 1/2. p. 1 ff.

Pönitz, Karl, Die Zweckreaktion. Ein Beitrag zur Psychologie der Hysterie und Simulation unter besonderer Berücksichtigung der Kriegserfahrungen. Arch. f. Psychiatr. 59. 1918. H. 2/3. S. 804—828.

Repond, A., L'hystérie chez les prisonniers de guerre internés en Suisse. Schweizer Arch. f. Neurol. u. Psychiatr. 3. 1918. H. 1. S. 128—146.

Riebeth, A., Über die Behandlung der funktionellen nervösen Erkrankungen bei Kriegsteilnehmern. M. f. Psychiatr. u. Neurol. 43. 1918. H. 6. S. 343—353.

Rosenthal, „Die gefährdete Familienehre des Kriegsteilnehmers." Die neue Generation 14. 1918. H. 8/9. S. 296—301.

Schiffmann, Josef, Die Zunahme der Prolapse als Kriegsschädigung der Frauen. Zentralbl. f. Gynäk. 1918. Nr. 32.

Schmidt, Béla, Pseudovenerische Geschwüre. Ein Beitrag zum Kapitel der absichtlich erzeugten Krankheiten. V. f. gerichtl. Med. 54. 1918. H. 2.

Schüller, A., Heilstätten f. nervenkranke Krieger. W. m. W. 1918. Nr. 38.

Spier-Irving, J., Irrwege und Notstände des Geschlechtslebens im Kriege. München 1918. Universal-Verlag. 8°. 78 S. 2 Mk.

Steinberg, 14 Monate Neurosenbehandlung. D. m. W. 1918. Nr. 43.

Stöcker, Helene, Wandlung. Die neue Generation 14. 1918. H. 10/11. S. 337—343.

Stöcker, Helene, Amerika und der Völkerbund. Die neue Generation 14. 1918. H. 10/11. S. 343—362.

Stoll, Ergebnisse psychiatrischer Begutachtungen beim Kriegsgericht. Halle 1918. Marhold. Gr. 8°. 34 S. 1 Mk. 20 Pf.

Vaerting, M., Der Männermangel nach dem Kriege. Das gewaltige Anwachsen des Frauenüberschusses nach dem Kriege. Gynäk. Rundschau 11. 1918. H. 21/22.

Vaerting, M., Der Männermangel nach dem Kriege. Die hygienischen und eugenischen Gefahren des Männermangels. Gynäk. Rundschau 11. 1918. H. 23/24.

Voigtländer, Veränderungen der Verwahrlosung während des Krieges. Jugendfürsorge 13. 1918. Nr. 4/6.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Iwan Bloch in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

Bekanntmachung.

1. Die **Zwischenscheine** für die **5%** **Schuldverschreibungen der VIII. Kriegsanleihe** können vom

2. Dezember d. Js. ab

in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung **bis zum 15. Juli 1918** die kostenfreie Vermittlung des Umtausches. Nach diesem Zeitpunkt können die Zwischenscheine **nur noch unmittelbar** bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen" in Berlin umgetauscht werden.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Beträgen und innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen; Formulare zu den Verzeichnissen sind bei allen Reichsbankanstalten erhältlich.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine rechts **oberhalb** der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

2. Der Umtausch der Zwischenscheine für die **$4\frac{1}{2}$% Schatzanweisungen der VIII. Kriegsanleihe** und für die **$4\frac{1}{2}$% Schatzanweisungen von 1918 Folge VIII** findet gemäß unserer Anfang d. Mts. veröffentlichten Bekanntmachung bereits seit dem

4. November d. Js.

bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22, sowie bei sämtlichen Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung statt.

Von den Zwischenscheinen **der früheren Kriegsanleihen** ist eine größere Anzahl noch immer nicht in die endgültigen Stücke umgetauscht worden. Die Inhaber werden aufgefordert, diese Zwischenscheine in ihrem eigenen Interesse möglichst bald bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** zum Umtausch einzureichen.

Berlin, im November 1918.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

Fünfter Band | Januar 1919 | 10. Heft

Sexualität und Schuldgefühl[1]).

Von Dr. Heinrich Koerber
in Berlin.

In der Antigone des Sophokles singt der Chor dem Gotte Eros folgenden herrlichen Hymnus:

O Eros, Allbezwinger,
Jeglicher Beute Erraffer,
Der auf den weichen Wangen
Du lauschest der jungen Mädchen,
Du wandelst auf Wogen des Meeres,
Du schweifest in Fluren und Wald,
Keiner der Ew'gen entrinnt dir,
Und keiner der Menschen, der Söhne des Tags;
Und wen du ergriffen, der raset.

Du lockst verderblich in Schuld
Die Sinne des edlen Manns!
Hier rufst du zu Streit und Kampf
Männer desselben Bluts!
Du triumphierst in den Blicken
Der reizenden Braut, und du waltest
Im Rate der Welt-Gesetze!
Ohne zu kämpfen, im tändelnden Spiel
Erringt den Sieg Aphrodite.

Leider ist im wirklichen Leben der Sieg der Aphrodite „im tändelnden Spiel" durchaus nicht immer gewährleistet. Die Auswirkungen des Eros finden oft die schwersten Hemmungen. Nicht daß der Wunsch zur Liebestat überhaupt nicht zustande kommt, wohl aber tritt diesem Wunsch leicht und oft ein Verbot, das dem bewußten oder unbewußten Ich entstammt, entgegen. Im Speziellen handelt es sich hier zumeist um ein Gefühl der Schuld, das in den leichteren Fällen zwar die Geschlechtslust nicht aufhebt, aber sich ihr als eine starke Unlust beimischt oder nachfolgt. Meister Eckart drückt es in den Worten aus: „Die Wollust der Kreaturen ist gemenget mit Bitterkeit." Und ähnliches behauptet der lateinische Spruch: „Omne animal post coitum triste."

Das Christentum, namentlich in seinen Anfängen, hat durch seine Brandmarkung aller Sinnenlust ganze Geschlechter zur Askese geführt. Die Sexualität wird als Einrichtung des Teufels, als durchaus ungeistig und als eine schwere Hemmung des rein geistigen Strebens im Menschen angesehen. Der hierin liegende Irrtum wurde von späteren aufgeklärten Zeiten mit Recht überwunden, da der Eros durchaus nicht nur im Fleische wurzelt, sondern auch den Geist zur höchsten Blüte und Fruchtentwicklung fördern kann.

Von furchtbarer Bedeutung wurde und wird die Sexualablehnung in den Fällen, wo sie zur Selbstverstümmlung, speziell zur Selbstentmannung führt. —

[1]) Vortrag in der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft in Berlin" am 20. Dezember 1918.

Von besonderem, namentlich kirchenhistorischen Interesse ist der Fall des Origines; jenes um das Jahr 200 nach Christi lebenden Kirchenvaters, der sich mit 17 Jahren selbst entmannte, um „dem Fleischgelüste entronnen“ Gott desto besser dienen zu können.

Unser Thema hat übrigens schon seine literarische Bearbeitung vor 100 Jahren gefunden. Es ist nämlich kein Zweifel, daß die Romantiker neben einer bewußten Abkehr von der Realität sich innig bemühten, aus der Erotik den mitschwingenden Unterton einer Verschuldungsstimmung wegzudisputieren. Man versuchte, dem Liebesgefühl eine neue, von früherer Moraleinstellung befreite Schönheit zu geben. Das heiße Bemühen, solches zu erreichen, beweist nur, daß ihm uneingestandene Schuldmomente zugrunde liegen.

Ludwig Tieck läßt in seinem Roman „Lovell“ diesen selbst sagen: „Daß wir Sinnlichkeit haben, ist keineswegs verächtlich und kann es nicht sein, und doch streben wir unaufhörlich, sie uns selber abzuleugnen und sie mit unserer Vernunft in eins zu schmelzen, um nur in jedem der vorüberfliegenden Gefühle uns selbst achten zu können. Denn freilich ist nichts als Sinnlichkeit das erste bewegende Rad in unserer Maschine, sie wälzt unser Dasein von der Stelle und macht es froh und lebendig. — Alles, was wir als schön und edel träumen, greift hier hinein. — Sinnlichkeit und Wollust sind der Geist der Musik, der Malerei und aller Künste. Alle Wünsche der Menschen fliegen um diesen Pol wie Mücken um das brennende Licht. Schönheitssinn und Kunstgefühl sind nur andere Dialekte und Aussprachen, sie bezeichnen nichts weiter als den Trieb der Menschen zur Wollust. —

Ich halte selbst die Andacht nur für einen abgeleiteten Kanal des rohen Sinnentriebes“ [1]).

Wenn Fr. Schlegel einmal sagt, daß das Chaos nur auf die Berührung der Liebe warte, um eine harmonische Welt, einen Mikrokosmos hervorzubringen, und Novalis ähnlich es ausspricht: „daß jede Verbesserung unvollkommener Konstitutionen darauf hinauslaufe, daß man sie der Liebe fähiger mache“, so wissen wir von unseren Neurotikern, daß ihre „unvollkommen gewordene Konstitution“ wohl immer eine Störung des erotischen Lebens ist, die zumeist auf einem Schuldgefühl basiert. Dieses Schuldgefühl, zumal es meistens unberechtigt ist, beseitigen, heißt diese Kranken heilen.

Das Schuldgefühl gegenüber dem Geschlechtstrieb erscheint also als ein uraltes Problem, dessen Wurzeln nicht allein in der Tatsache liegen können, daß eine ungezügelte Betätigung dieses Triebes seelische und soziale Verwüstungen herbeiführen müsse, sondern dieses Phänomen ist vor allem psychologisch zu durchforschen. Der Geschlechtstrieb befähigt den Menschen und fordert von ihm die höchste, das eigenste Ich opfernde Hingabe und Selbstaufgabe an einen anderen; der Selbsterhaltungsinstinkt stellt hier als verhütendes Gegenmittel die Scheu und die Scham auf. Diese natürlichen Schutzwaffen sind in der ersten Blütezeit der Geschlechtsreife am stärksten, weil hier die Gefahren der Selbstzerstörung und der Selbstaufhebung am größten sind. Der erste Rausch der Sinne wie jeder erste Rausch kann verhängnisvoll fürs ganze nachfolgende Triebschicksal werden. Neben dieser immerhin noch durchsichtigen biologischen Geschlechtsschau steht die viel geheimnisvollere, aus dem moralischen Empfinden stammende Schuldeinstellung zum gefühlten und erkannten Geschlechtsbedürfnis auf. Es ist sehr schwer, dieses Problem aus dem gegebenen Tat-

[1]) Vgl. Ricarda Huch: „Die Blütezeit der Romantik.“

sachenbestand selbst hinreichend zu erklären, und alle hierüber anzustellenden Betrachtungen aus dem Erfahrungsleben gesunder wie kranker Seelen werden die Dunkelheit nicht aufhellen können. Man übersehe nicht die bewußte Ausnutzung und Steigerung dieses Schuldgefühls durch die Priesterschaft, namentlich der christlichen Welt, die um ihrer Existenz willen ein Interesse daran hat, daß der Mensch sich schuldig fühle. Die großen Zentraldogmen der Gnadenbedürftigkeit, der Erlösung sind hier aufs engste daran beteiligt. Diese religiöse Durchdringung eines an sich natürlichen physiologischen Komplexes wird gerade in den Jahren menschlichen Reifens und Werdens von oft bleibender und schwer hemmender Bedeutung sein.

Das Lust- und Rauschbedürfnis findet auf sexuellem Gebiet seine leichteste und höchste Befriedigung. Eine hiergegen auftretende Hemmung im Bewußtsein wird also letztlich in dem Zweifel verankert sein, ob eine freiwillig aufgesuchte Lust denn überhaupt berechtigt sei. An der Hand der Schopenhauerschen Philosophie könnte hier folgende Lösung gegeben werden: Wir alle sind auf Grund der Bejahung des Willens zum Leben zum Dasein gelangt. Vom pessimistischen Standpunkt Schopenhauers aus ist diese Bejahung des Lebenswillens an sich schon eine Dummheit, eine Verirrung oder eine Schuld, die man durch und während des Ablaufes des Lebens eben abzubüßen hat. Da der Geschlechtstrieb uns zur höchsten Lustgewinnung befähigt, der Geschlechtsgenuß also die höchste Stufe der Bejahung des Willens zum Leben darstellt, so ist ihre Hemmung oder Aufhebung eine Art Vorsicht, die Lebensschuld nicht noch weiter zu steigern. So erscheint die Lustenthaltung als eine Abzahlung der Lebensschuld. Dazu tritt noch das triebhafte Bemühen, die Lebensführung im Sinne der Ruhe und eines gewissen Behagens zu sichern; denn zweifellos ist ein Nachgeben des Sexualtriebes wie nichts anderes geeignet, unser soziales und gesundheitliches Leben zu verunsichern. Es handelt sich hier oft um eine fast ins Abnorme gesteigerte Sucht, ein aus unserer Natur mit elementarer Gewalt heranziehendes Erleben sich zu verweigern. — Aber es gibt doch zu denken, daß wir diesen Vorgang gerade bei außerordentlich hochstehenden Menschen aller Zeiten beobachten können, und nur eine oberflächliche Beurteilung wird meinen können, daß es sich hier um krankhafte oder triebschwache Individuen handele. — Das Mysterium der Zeugung wirft seine Dunkelheiten und Problemstellungen schon in alle Vorfragen der generativen Vorgänge. Die Scheu vor allem Schicksalsmäßigen ist eben bei manchen Menschen an sich schon sehr groß und steigert sich in allen den Lagen, in denen wir vermeinen, in das Schicksal umschmiedend und selbstbestimmend eingreifen zu können. Man will alles Entscheidende lieber passiv über sich ergehen lassen, als es in rühriger aktiver Mitbetätigung unter eigener Verantwortung zu erleben.

Die Sexualscheu ist eine natürliche Schutzmaßregel des Wohlfahrtsinstinktes in uns. Trotzdem wird natürlich jeder Lebende zu einem erstmaligen Sexualerlebnis, gleichgültig ob aktiv oder passiv, hingeführt. Diese recht eigentliche Schicksalsstunde wirkt oft bestimmend und richtunggebend für die weitere Zukunft und Ausgestaltung der Libido. Der hierher gehörige extremste, aber zugleich am meisten beweisende Fall ist der Fetischismus. Bei ihm bleibt der Sexualaffekt, der beim ersten Lustbezug entfällt, an einem beiläufigen Nebensächlichen, meistens nämlich an einem Kleidungsstück, z. B. Schuhen, Strümpfen, Kragen oder dergleichen, hängen und dieser wird bei jeder späteren Erregungssituation zur Dominante der Lust.

Umgekehrt kann das erste Geschlechtserleben infolge verruchter oder ekelhafter Umstände, unter denen es erfolgt (Jugendverführungen), zur Sexual-

ablehnung führen; dann wird im späteren Leben jedes Mahnen der Libido als Schmach oder Gefahr empfunden und das Schuldgefühl zum bleibenden seelischen Stachel. Es ist wahrscheinlich, daß jeder — meist freilich in einer nicht mehr erinnerbaren frühen Kindheit — mit dem Sexualproblem in einer zwar noch unklaren, aber bald als unerfreulich empfundenen Beziehung zusammengestoßen ist. An Kindern verübte Sittlichkeitsattentate — diese im weitesten Sinne gefaßt — sind viel häufiger als man denkt. Das Erlebnis selbst wird aus dem Denken als peinlich ausgeschaltet, es wird verdrängt; aber der daran haftende starke Unlustaffekt lebt und wirkt unbewußt fort und besetzt das Denken und Erleben gleicher oder ähnlicher Inhalte. Hier liegt meines Erachtens die Hauptquelle des Schuldgefühls der Sexualität gegenüber.

Eine seltsame Einstellung hat wohl jeder einmal zu der Vorstellung der Liebesumarmung der eigenen Eltern gehabt. Dieser Gedanke ist stets peinlich, das Gefühl von etwas Unreinem, besonders der Mutter gegenüber, ist deutlich. Daher die wunschgemäße Konstruktion der besonders katholischen Denk- und Empfindungsweise, hierin das Mutterimago zu purifizieren. So können wir uns verständlich machen die Aufstellung des Dogmas der unbefleckten Empfängnis. Die Jungfrau Maria ist die Erfüllung einer idealen Forderung, die man eigentlich an die eigene Mutter stellt . . .

Trotz alledem ist nicht zu übersehen, daß das in Frage stehende Schuldgefühl erst eine Erscheinung gewisser Kulturen ist. Frühere Zeitepochen und auch die heutigen primitiven Völker bezeugen hier eine durchaus naive Einstellung. Die so häufig anzutreffenden religiösen Feste in Verbindung mit orgiastischen Zeremonien, vor allem auch die Pubertätsfeierlichkeiten naiver Völker beweisen eine biologisch durchaus gesunde und berechtigte Einsicht in die geschlechtlichen Dinge. Die Erscheinung des Schuldmomentes gegenüber auch dem normalen nicht ausartenden Triebleben tritt eben erst in den höheren Selbstbewußtseinszuständen der Menschheit auf, und ein übertriebenes Schuldgefühl erweist sich also als eine falsche Frucht der Kultur. Wir Ärzte heutiger Zeit, die wir uns speziell mit nervösen Krankheiten beschäftigen, machen mehr und mehr die Erfahrung, daß gerade in einem großen Teil ihrer Kranken das Schuldgefühl in unmäßiger Form auftritt und zuweilen das ganze soziale oder moralische Leben niederwuchtet. Der Philosoph Hegel sagt einmal: „Est ist die Ehre großer Charaktere schuldig zu sein"; demgemäß kann man sagen, daß es das Schicksal der erotischen Krüppel ist, sich schuldig zu fühlen, ohne es zu sein. Bei eingehender Analyse dieser Schuldformen zeigt es sich immer, daß sie sich auf Begriff, Auffassung und Erleben des Geschlechtlichen aufbauen. Die aus den Geschlechtskomplexen in das Bewußtsein des Menschen tretende drängende Sehnsucht eines geschlechtlichen Erlebens heißt die Libido. Der aus irgendwelchen Ursachen falsch gerichtete Willen versagt dieser Libido die von der Natur gewollte Erledigung und erzeugt bei seiner Betätigung auf falschem Wege das, was wir das neurotische Symptom nennen. Freud spricht es in folgenden Worten aus:

„Das neurotische Symptom ist eine Ersatzbefriedigung der Libido, deren naturgewollte Abreaktion irgendwie gehindert wird. Das Symptom ist ein Kompromiß zwischen Trieb und Abwehr (Verdrängung), aber ein biologisch falscher und dadurch auf die Dauer untauglicher Kompromiß, dessen Merkmal es zugleich ist, meist mit einem Schuldgefühl behaftet zu sein."

Es wäre jetzt zu untersuchen, warum das Schuldgefühl sich an das Auftreten der Libido heftet. Hier ist es interessant, stets nachweisen zu können, daß diese Verlötung zweier so heterogener Elemente, eines Lustgefühles (der

Libido) und eines Unlustgefühles (der Schuld), meist schon in ganz früher Kindheit zustande kommen. Es hängt dies nämlich mit der Inzestfixierung des Kindes an seine nächsten Verwandten zusammen. Die ersten libidinösen Erregungen und Erledigungen spielen sich naturgemäß der Mutter oder dem Vater oder deren Ersatzpersonen gegenüber ab, und es dauert lange, oft erst eine Reihe von Jahren, ehe die hier in Massen angehäuften Erfahrungen von einem allmählich reifenden Gehirn als Lusterlebnis erkannt werden, deren innerster Kern als unstatthaft gewertet werden muß; unstatthaft deshalb, weil die sich hier auswirkenden Triebe, die letztlich die Erzeugung neuen Lebens bezwecken, von der eigenen familiären Umgebung weg zu fremden Lebenskreisen hin gewendet werden müssen. Der aus der Situation begreifliche, in jedem heranwachsenden Individuum zu erlebende Vorgang wird von einigen mit einer nervösen Erbdisposition behafteten Menschen als ein verruchter, in schwere Schuldverstrickung hineinführender gehalten. Es ist also das Erleben und das Erkennen des Inzestes die Ursache dafür, daß ein noch im Werden steckendes Lusterleben durch ein Schuldgefühl vergiftet wird. Die in früher Jugend einsetzenden Affekterlebnisse haben infolge der noch starken Plastizität der Seele die oft verhängnisvolle Eigenschaft, jahrelang, zuweilen zeitlebens, fixiert zu bleiben.

Freud geht so weit zu behaupten, daß nicht nur bei den Neurotikern das Schuldgefühl immer auf die mehr oder minder erkannte Inzestfixierung zurückzuführen ist, sondern daß auch der gesamte Schuldbegriff, der die Seelen der Menschheit seit Jahrtausenden zerfleischt, mit der Sexualität an diesem Punkte verknüpft wird; und daß endlich alle Religion dem Bedürfnis entsprang, sich aus der hieraus erwachsenen Verschuldung zu erlösen. Ist diese Vermutung auch nur teilweise berechtigt, so spitzt sich die ganze Frage doch immer wieder auf das eine Problem zu, wie Sinnenlust als Erlebnis oder auch nur als Wunsch das Schicksal einer so schweren Unlust, wie das Schuldgefühl es ist, haben kann. Es erscheint uns möglich, diesen rätselhaften Vorgang aus den einzigen beiden uns bekannten Gesetzen in psychischem Erleben zu erklären; nämlich aus dem R h y t h m u s und der Erscheinung der A m b i v a l e n z oder der Bipolarität. In den Rahmen dieser Gesetzmäßigkeit ist alles Leben eingespannt; das Auf- und Niederwogen jeder Stimmung, jedes Empfindens, das rastlose Hin- und Hergeworfensein von einer Gefühlslage in die andere entgegengesetzte, meist ohne Übergänge und ohne Bewußtwerden der inneren Notwendigkeiten. Dieser oft sinnlos erscheinende Wechsel der Gegensätze, der jähe Umtausch unserer Gefühlsinhalte, diese Flucht von Pol zu Pol, die unseren Willen überspringt und niederreißt, ist das Typische unseres seelischen Lebens, das eben nicht wie ein gleichmäßiger Strom in seinem Bette dahinfließt, sondern den Begriff des ewig Bewegtseins im polaren Wechsel, in der widersinnig erscheinenden raschen Folge der Gegensätze zum Ausdruck bringt. Ein Beharren im Zuständlichen, ein Verweilen in der Ruhe würde das Leben gefährden und dem Tode nähern. Die rasche Ablösung des Vorhergehenden durch ein Entgegengesetztes verhindert, daß das Gegenwärtige und Gegebene allzu stark aus sich selber wachse und ins Maßlose sich steigere. Diese Unmöglichkeit der Ausdifferenzierung alles Einzelnen in seine höchsten Formen hinein verhindert eben die sonst drohende Gefahr, schließlich im Extremen und Ekstatischen an einen toten Punkt der Entwicklung hinzugelangen. Es scheint, als ob das Leben sich nicht anders als in beständigen Widerrufen erhalten könne.

Wenden wir diese biologische Hypothese auf die hier aufgeworfene Frage an, so kann uns der Sinn, welcher die Sexualität mit dem Schuldgefühl in

Verbindung erhält, nicht mehr undeutlich sein. Der Geschlechtstrieb ohne eine niederwuchtende Gegenstimmung würde zu einer Lustjagd ohnegleichen verführen, die physischen und ethischen Kräfte des Individuums zerstören und den höheren Sinn, namentlich die generativen Zwecke des Sexualtriebes aufheben. Bemerkenswert ist, daß sonst jedem Triebe in uns eine Art Gegentrieb als Antagonist zugesellt wurde; bei dem Sexualtrieb ist das aber nicht der Fall, und stellvertretend resp. ausgleichend tritt hier die Möglichkeit einer Hemmung durch unser moralisches Bewußtsein ein.

In dieser Betrachtung erscheint das Schuldgefühl eine natürliche Regulative eines Triebes zu sein, der sonst zur alles beherrschenden Dominante unseres Lebens würde.

Man könnte hier zum Schluß noch die Frage aufwerfen, warum in der Tierwelt, die von moralischen Vorstellungen nichts weiß, der Geschlechtstrieb nicht die Gefahren eines ins Unendliche gesteigerten Lustbetriebes aufweist. Die Erklärung liegt in der einfachen Tatsache, daß in der Tierwelt die Sexualität lediglich den Zwecken der Zeugung dient, ihr triebhaftes Auftreten in die Zeitperioden der Brunst verwiesen ist, und das geschlechtliche Erleben sich in den Niederungen des Instinktiven abspielt, nicht aber wie beim Menschen in die höchsten Höhen der Bewußtheit hinaufsteigt und dort auch nicht die erhabenen und schöpferischen Auswirkungen zeitigt, wie es in uns der wohlgeführte Eros, der Allbezwinger vermag.

Es gibt unerotische wie es unmusikalische und unintelligente Menschen gibt. Diese Unerotischen sind vielleicht die wirklich Armen im Leben, weil sie arm an Leben sind. Nicht nur im Rollen des Blutes, im Wehen unseres Atmens und in den Erschütterungen unseres Fleisches webt und wirkt Eros, sondern auch in unserer Geistigkeit hält er die höchsten Höhen besetzt. Lust im erhabensten Sinne und Befruchtung in jeglichem Ausmaß sind seine Ziele. Er ist der Wind in unseren Segeln, und von ihm vor allem hängt es ab, ob unser Lebensschiff eine glückliche oder unglückliche Fahrt macht. Sein Wirken ist mit einer Pyramide zu vergleichen, deren schwere Grundquadern in unserem tiefsten Innern lagern, deren Spitze aber unser Geschlechtsempfinden und Geschlechtserleben ist. In dieser Spitze liegt vielleicht nicht der höchste, aber jedenfalls der letzte Sinn des Lebens, gleich wie alle Teilmassen einer Pyramide ihre Orientierung nach der Pyramidenspitze hin haben. Den fleischlich-sinnlichen Anteil des Eros in Harmonie zu erhalten mit dem viel wesentlicheren seelischen oder geistig-sinnlichen Anteil, das ist die Aufgabe, die das Leben zu einer Lebenskunst steigert. Nietzsche sagt einmal: „Art und Grad der Geschlechtlichkeit des Menschen wirkt hinauf bis in die letzten Gipfel seines Geistes."

Ich möchte zum Schlusse nicht mißverstanden werden. Natürlich kann man aus dem Götterknaben Eros durch einen wüsten oder einseitigen Mißbrauch seiner Kraftquellen einen Schandbuben machen, aber ein in den Reifejahren auftretendes Schuldgefühl der Erotik gegenüber, ohne wirklich schuldig zu sein im biologischen oder moralischen Sinne, das kann nur als ein Unglück empfunden und als eine Krankheit gewertet werden.

Analytische Bemerkungen zum Problem der Geschlechtsbestimmung.

Von Jaroslav Krížanecký in Prag-Weinberge.

(Schluß.)

III.

Betrachtet man die Fälle, wo die sexuelle Differenzierung von innen aus — gleich ob ausschließlich, oder nur überwiegend (die Übergangsverhältnisse) — bestimmt wird, so muß man zugestehen, daß hier die sexuelle Differenzierung deren Veranlassung analog ist; und man muß denjenigen zustimmen, die lehren, daß die Geschlechtsbestimmung nach Regeln der Vererbung geschieht — man muß der Lehre von des Vererbung des Geschlechts zustimmen. Denn: vergleicht man in diesen Fällen die ganze Dynamik der sexuellen Differenzierung mit der Dynamik der Entwicklung der Artmerkmale, die eben in Vererbung begründet ist, so sieht man eine vollkommene Analogie. In diesen Fällen ist die sexuelle Entwicklung der Entwicklung der Artmerkmale d. h. dem Vererbungsvorgange vollkommen gleich: denn wie bei der Vererbung der ganze Vorgang in seiner Artspezifizität durch die spezifische biochemische Artstruktur des Plasmas, so wird derselbe bei der sexuellen Differenzierung in Fällen der „inneren Geschlechtsbestimmung" wieder durch die sexuell spezifische biochemische Struktur des Plasmas bestimmt, wie dies oben auseinandergesetzt wurde. Hier wird das Geschlecht durch die sexuelle Konstitution des Plasmas gegeben.

In diesen Fällen, und besonders in denjenigen mit fest und tief „eingravierter" sexueller Konstitution des Plasmas ist die Analogie der sexuellen Differenzierung mit dem Vererbungsvorgang wohl eine vollkommene. Denn: hier tritt die Geschlechtlichkeit in ihren gegeneinander stehenden Typen der Männlichkeit und der Weiblichkeit, d. h. der Mikrogametie und der Makrogametie als eine Folge von dem Plasma eigenen Qualitäten zutage, die ebenso wie die dem Vererbungsvorgang zugrunde liegenden „Anlagen" in der biochemischen Struktur des Plasmas begründet sind. Diese ihre sexuelle Konstitution bringen sich die Gameten schon aus dem Boden ihres Ursprungs mit, sie entstehen schon in den Keimdrüsen als sexuell determinierte. Das geschieht dadurch, daß ihr Plasma eigentlich nur ein Stück von sexuell determiniertem und differenziertem Individium ist — ebenso wie die Vererbung darauf begründet ist, daß bei der Zeugung durch die Gameten das Plasma von bestimmter Artkonstitution der Nachkommenschaft übergeben wird.

Die Analogie mit dem Vererbungsvorgange liegt in diesen Fällen auch dann vor, wenn man die Erscheinung der sexuellen Determination unter der Wirkung von äußeren Faktoren in Betracht zieht. Selbstverständlich muß hier die Wirkung dieser äußeren Faktoren von solcher Stärke sein, daß sie imstande ist, die Kraft resp. Festigkeit der sexuellen Konstitution des Plasma zu überwältigen. Es handelt sich hier eigentlich nicht einmal um eine dauernde Mitwirkung von äußeren Faktoren bei dem Vorgange der sexuellen Differenzierung, wie eben um eine direkte und dauernde Alterierung der sexuellen Konstitution selbst durch bestimmte verhältnismäßig kurz dauernde Einflüsse. So gelang

es z. B. R. Hertwig, durch Überreifung der „weiblichen“ Fruchteier diese auf „männliche“ „umzudeterminieren“[1]). Russo erreichte[2]) wieder bei Kaninchenweibchen durch Lezithininjektionen eine erhöhte Bildung der „weiblichen“ Eier, was auch zur Erhöhung der Zeugung von Weibchen führte; das heißt mit anderen Worten: die, unter normalen Verhältnissen sich zu Männchen entwickelnden, also männlich determinierte Eier haben sich unter Einfluß von Lezithininjektionen zu weiblich determinierten Eiern umgewandelt, d. h. „umdeterminiert“. Als Analogie zu diesen Befunden kann man die Versuche von Mc. Dougdal an Oenotheren[3]) anführen, dem es gelang, bei diesen Pflanzen durch Einführung verschiedener anorganischer Salze in die Samentasche neue Mutationen hervorzurufen — es kam hier zu ähnlicher Veränderung der Plasmakonstitution hinsichtlich des Artcharakters wie in jenen Fällen hinsichtlich der Geschlechtlichkeit.

Eine physiologische Zusammenbindung von zwei verschieden beanlagten Gameten bei Zeugung durch den Befruchtungsakt ist Kreuzung. Durch diese Zusammenbindung kommt es aber zu einer Aufeinanderwirkung dieser in der Konstitution verschiedenen Plasmen resp. zu einer Zwischenkonkurrenz derselben bei dem Entwicklungsvorgange — denn: die Entwicklungstendenzen sind in den konstitutionell verschiedenen Plasmen auch verschiedene und schließen sich eigentlich gegenseitig aus. Es liegen hier zwei Möglichkeiten vor: entweder gewinnt das eine Plasma das Übergewicht und das andere wird in seiner Wirkung unterdrückt, oder es kommen beide Plasmen zur Wirkung, welche dann eine gemeinsame ist. So kann man sich auch die physiologische Grundlage der Dominanz und Reversivität bzw. der intermediären Vererbung vorstellen. Dabei ist selbstverständlich anzunehmen, daß die beiden Plasmen in ihren Spezifizitäten dabei weiter ausharren und daß sie bei der Entwicklung gleichwertig in den ganzen Organismus bei der Zellteilung verteilt werden. Einmal kommt es aber doch zur Trennung dieser Plasmen, und zwar bei der Bildung der Gameten: Durch Spaltung entstehen dabei Zellen, die entweder bloß das „Vaterplasma“ oder bloß das „Mutterplasma“ resp. das Plasma der Konstitution des Plasmas der Mutter bzw. des Vaters (denn das eigentliche Plasma, das von Mutter resp. von Vater bei Zeugung übernommen wurde, existiert schon längst infolge von Stoffwechsel nicht mehr — nur die biochemische Struktur, die Konstitution bleibt erhalten) enthalten. Es findet eine Spaltung der durch Kreuzzeugung zusammengebrachten konstitutionell verschiedenen Plasmen statt. Diese Spaltung ist dann als Grundlage der Spaltung in der Nachkommenschaft der Hybriden, also als Grundlage der Mendelschen Spaltung zu betrachten[4]).

---

[1]) Siehe seine Abhandlung „Über den derzeitigen Stand des Sexualitätsproblems nebst eigenen Untersuchungen“ (Biolog. Zentralbl. Bd. XXXI. 1912), wo er auch seine früheren in den Jahren 1905 und 1907 publizierten Untersuchungen zusammenfassend dargestellt hat.

[2]) Russo, Achille. Studien über die Bestimmung des weiblichen Geschlechtes. Jena 1909, Fischer.

[3]) Mc. Dougdal: Alteration in Heredity induced by ovarial Treatment. — Botan. Gazette. Vol. 51. 1911.

[4]) Gewiß braucht diese Trennung nicht immer eine vollständige zu sein. Es kann zu einer gegenseitigen „Verunreinigung der Gameten“ durch unvollkommene Voneinanderlösung kommen. Unter gewissen Umständen kann diese Trennung auch eventl. bei der Individualentwicklung stattfinden, nämlich bei Teilung der somatischen Zellen — es kommt zur sogen. „somatogenen Spaltung“, die besonders bei Pflanzen schon einigemal beschrieben worden ist.

Eine ähnliche Vorstellung kann man sich auch bezüglich der sexuellen Differenzierung machen; und ich glaube, daß diese Vorstellung auch direkt der Wirklichkeit entspricht. Dadurch will ich aber nicht die heutige Theorie von der Mendelschen Vererbung des Geschlechtes in ihrer konkreten Form unterstützen. Ich stimme dieser Theorie nicht nur als solcher, sondern auch aus tieferen Gründen nicht zu, wie ich noch später auseinandersetzen werde[1]). Aber es handelt sich mir darum, zu zeigen, inwiefern die Resultate unserer Analyse des Mechanismus der sexuellen Determination und Differenzierung mit dem Grundgedanken der Lehre von der „Vererbung des Geschlechts" in Harmonie sind; nämlich mit dem Gedanken, daß das Geschlecht kausal einem Artmerkmal analog ist. Diesen einfachen Gedanken, den schon Mendel selbst ausgesprochen hat, steht auch — wie ich vor vier Jahren in meiner tschechisch geschriebenen Schrift über das Problem der Geschlechtsbestimmung gesagt habe — der Wirklichkeit viel näher, als alle Resultate bisheutiger mühsamer Kombinationen und Formelkonstruktionen.

Die Analogie des Geschlechtes mit einem Artmerkmal in Fällen der „inneren" Geschlechtsdetermination (vergl. oben) basiert darauf, daß beide durch eine bestimmte Konstitution des Plasmas determiniert werden: das Artmerkmal durch die Artkonstitution, das Geschlecht wieder durch die sexuelle Konstitution. Diese Konstitution des Plasmas hat wieder ihren Grund in der Kontinuität des Plasmas, die beim Prozeß der Zeugung durch die Geschlechtszellen verwirklicht wird.

Betrachten wir nun näher die sexuelle Differenzierung. Da hier die Geschlechtszellen, wie von Männchen, so auch von Weibchen abstammen, ist evident, da, wie eben gesagt, die sexuelle Konstitution des Plasmas des Keimes durch seine Kontinuität durch die Gameten mit einem sexuell determinierten und differenzierten System (Elternorganismus) entsteht, daß es bei der Bildung des Keimes eigentlich zu einer Vereinigung von Plasmen verschiedener sexueller Konstitution, also zu einer Kreuzung kommt[2]). Nun entstehen hier auch dieselben Möglichkeiten wie bei Artkreuzung: entweder wird die Ent-

---

[1]) Diese Theorie ist schon in ihrer primitivsten Form unhaltbar, weil vom logisch entwicklungsgeschichtlichen Standpunkt aus unmöglich. Auf diesen Umstand hat trefflich Kammerer aufmerksam gemacht, indem er die Frage vorwirft, „wie es geschieht, daß das eine Geschlecht immer nur gemischtrassig vorkommt und ob es denn nicht behufs Erreichung dieser Gemischtrassigkeit auch reinrassig vorhanden gewesen sein müsse. Träfe dies zu, so müßten erste Mischlingsgenerationen aufgetreten sein, die lediglich aus einem (dem dominanten) Geschlecht bestanden — letztere aber müßte die betreffende Art, da sie unter solchen gleichgeschlechtlichen Individuen nicht zeugungsfähig war, zum Aussterben gebracht haben". (Bestimm. u. Verb. d. Geschl. bei Pflanze, Tier und Mensch. Leipzig 1913, Thomas. S. 49.)

Die Lehre von der Vererbung des Geschlechtes, wie sie sich heute entwickelt hat, hat sich übrigens auch von dem eigentlichen Problem der sexuellen Determination und Differenzierung sehr entfernt, indem sie das Verständnis für die eigentliche Dynamik dieses Geschehens verloren hat und die ganze Aufgabe der Forschung in Konstruktion neuer Formeln sieht, welche selbstverständlich keinen entwicklungsmechanischen, sondern bloß einen deskriptiven Wert haben können. Ich habe auf diesen Umstand ausdrücklich in meiner tschechisch geschriebenen Schrift über das Problem der Geschlechtsbestimmung im Jahre 1914 aufmerksam gemacht. („Problém nečem' foblavi als „Sep. aus Cazop. lek. cesk.", Prag 1914. S. 146). Daß ich hier die Wahrheit gesagt habe, beweist direkt der Ausspruch Goldschmidts, der die Lösung des Problems der Geschlechtsbestimmung in einem gewissen Fall von „Auffindung einer besseren mendelistischen Formel der Geschlechtsvererbung" sieht. (Einf. i. d. Vererb.-Lehre. II. Aufl. 1913. S. 323.)

[2]) Ich bemerke dabei ausdrücklich, daß damit keineswegs gesagt sein soll, die Spermien seien männlich determiniert (da sie vom Männchen abstammen), die Eier seien wieder weiblich determiniert (da sie vom Weibchen abstammen). Ich spreche hier nur

wicklung des Keimes gleichzeitig und gleichwertig durch die Konstitutionen beider vereinigter Plasmen bestimmt — in diesem Fall kommt es zur Entstehung eines Hermaphrodites; oder aber gewinnt das eine oder das andere Plasma durch seine Konstitution das determinative Übergewicht — und in diesem Falle findet Entwicklung eines nur eingeschlechtlich differenzierten Individiums statt, das aber auch das andersgeschlechtlich konstitutionierte Plasma in sich enthält. Bei der Bildung der Gameten kommt es dann auch in diesen Fällen wie bei den Arthybriden zu einer Trennung der bis jetzt zusammengebundenen Plasmen von verschiedenen sexuellen Konstitutionen, und solcherweise entstehen wieder Gameten immer nur von eingeschlechtlicher Konstitution. Das sexuell entwickelte Individuum ist in diesem Falle also hinsichtlich der sexuellen Konstitution seines Plasmas ein Heterozygot, der zwei Arten von Gameten produziert: Gameten, die im Sinne des eigenen Geschlechts determiniert sind, und Gameten, die im Sinne des anderen Geschlechtes determiniert sind, das hier als das „rezessive" versteckt war.

Daß auch in dieser Hinsicht die wirklichen Verhältnisse der auf Analogie aufgebauten Vorstellung vollkommen entsprechen, davon zeugen direkt die Erfahrungen von der sexuellen Heterochromosomie, die uns zeigen, daß bei einer Reihe von Organismen entweder dieses oder jenes Geschlecht Gameten produziert, die teilweise männlich, teilweise weiblich determiniert sind; daß also ein sexuell determiniertes und differenziertes Individuum in sich auch Plasma von der andersgeschlechtlichen Konstitution enthält, welches Plasma sich dann bei Gametenbildung lostrennt, so daß es zu einer Abspaltung der Anlagen für dieses andere Geschlecht, ähnlich wie bei Spaltung der Arthybriden, kommt. Also auch hier besteht eine Analogie der sexuellen Differenzierung mit der Vererbung.

Für die Fälle, wo das Geschlecht — wie wir den Ausdruck benützt haben — „innerlich" bestimmt wird, kann man also von einer „Vererbung des Geschlechtes" sprechen; denn hier liegt im großen und ganzen eine Analogie, in dem ganzen Mechanismus vor, wie wir eben gesehen haben. Diese Analogie besteht dann eben darin, daß in diesen Fällen die Geschlechtsentwicklung durch eine bestimmte sexuelle Konstitution (biochemischen Struktur) des Plasmas — nämlich unter sonst konstanten äußeren Verhältnissen — determiniert wird, analog also wie dies bei der Vererbung der Entwicklung des Artcharakters durch die artspezifische Konstitution des Plasmas geschieht. In dieser Hinsicht wäre also die Lehre von der Vererbung des Geschlechtes ganz richtig und annehmbar. Betrachten wir also den Mechanismus der sexuellen Differenzierung in Fällen der „inneren" Geschlechtsbestimmung, so ist im ganzen der Lehre von der Vererbung des Geschlechtes zuzustimmen. Selbstverständlich bezieht sich diese Zustimmung nur auf die Grundgedanken der Analogie zwischen dem Geschlecht und den Artmerkmalen und nicht auf die Lehre von der Mendelschen Vererbung des Geschlechts und alle jene dazugehörigen Formelkombinationen, wie ich schon oben betont habe.

Nun entsteht aber die Frage nach der Berechtigung dieser Analogisierung, wenn man den Prozeß der sexuellen Differenzierung und Determination im

---

im allgemeinen über die Grundverhältnisse und es handelt sich nur darum, die Notwendigkeit der Existenz von männlich und auch weiblich determinierten Gameten zu zeigen; dabei spreche ich von diesen nur als von Gameten ohne Rücksicht darauf, ob es sich hier um Spermien oder Eier handelt. Deswegen brauche ich auch das einheitliche Wort „Gamet".

ganzen und in allen seinen Komponenten und allen Details seines Verlaufes betrachtet. Zu einer absoluten Analogie und einer absoluten Identifizierung der Geschlechtsentwicklung mit der Vererbung ist unbedingt eine vollkommene Übereinstimmung dieser zweien Geschehen auch in dieser Hinsicht nötig. Erst nachher könnte man von Vererbung des Geschlechtes in vollem Sinne des Wortes und nicht per analogiam sprechen. Eine solche vollkommene Übereinstimmung zwischen Geschlechtsentwicklung — selbstverständlich handelt es sich hier nur um Fälle der „inneren" Geschlechtsbestimmung — und Vererbung finden wir aber nicht, wenn wir tiefer, mehr bis auf die Wurzeln analysieren, wie uns das letzte Kapitel zeigen wird.

IV.

Das materielle Wesen und der kausale Grund des Phänomens der Vererbung ist die artspezifische biochemische Struktur, die artspezifische Konstitution des Plasmas. In der Fähigkeit des lebenden Plasmas, trotz dem ununterbrochen dauernden Stoffwechsel sich in der unveränderten spezifischen Konstitution zu erhalten, ist eben die Grundtatsache der Vererbung, nämlich die Kontinuität des Arttypus in den Generationen hindurch begründet. Das Geschehen der Entwicklung, durch welche ein Individuum in seiner Artspezifizität entsteht, ist im Grunde ein biochemisches Geschehen von bestimmter Qualität. Diese Qualität wird nun, wie schon oben auseinandergesetzt wurde, von zwei Seiten aus bestimmt: erstens durch die Qualität des Bodens, auf dem resp. in dem sich die Entwicklung abspielt, und zweitens durch die Qualität der Faktoren, die die Entwicklung in Gang bringen. Das erste ist das Plasma mit seiner artspezifischen Struktur, das andere sind die Faktoren des Milieus, die den Stoffwechsel, durch den die Entwicklung verwirklicht wird, einleiten und herbeiführen. Die Qualität dieses biochemischen Vorganges, der also der Grund der Entwicklung ist, und hierdurch auch die Qualität des Entwicklungsprozesses selbst in seinen einzelnen Phasen wie auch in seinem Resultate wird also durch das Zusammenwirken, durch das Zusammenspiel der äußeren Lebensfaktoren in ihrer Qualität und Quantität mit der Konstitution des Plasmas in einer biochemischen Artspezifizität gegeben[1]).

Der Entwicklungsprozeß, insofern er solcherweise der Grund der Vererbung ist, erscheint uns also qualitativ wie von innen, so auch von außen determiniert zu sein. Wie aber schon oben gesagt wurde: supponiert man im Laufe von Generationen eine Konstanz der äußeren Faktoren, da verschwindet nun der Anteil dieser Faktoren bei der Determination der Entwickelung, und der ganze Entwicklungsprozeß erscheint uns in seinem Artcharakter als rein innerlich determiniert zu sein, nämlich bloß durch die Artkonstitution des Keimes — in demselben Lebensraume entwickeln sich Keime von verschiedenen Arten in ihren Artverschiedenheiten anscheinend nur infolge ihrer „Artverschiedenheit", d. h. infolge ihrer verschiedenen Vererbungsanlagen.

Die qualitative Wirkung der äußeren Faktoren in dem Entwicklungsprozeß kommt aber zutage, wenn es zu ihrer Veränderung kommt. Es findet dabei auch eine Veränderung des Entwicklungsgeschehens statt, und infolgedessen auch des Entwicklungsresultates, d. h. des Artcharakters des Individuums — eben deswegen, daß die Entwicklung in ihrer Qualität eigentlich als Resultante der äußeren und der inneren Entwicklungsfaktoren gegeben wird. Dabei

[1]) Ich schließe mich auch hier den schon oben zitierten Auseinandersetzungen Ruzuckas an.

aber — betrachtet man die endliche Veränderung der Organismen — handelte es sich um keinen direkten Einfluß jener Veränderung der äußeren Faktoren, sondern um eine Veränderung des ganzen Entwicklungsprozesses, der aber auf der anderen Seite wieder auch durch die inneren Entwicklungsfaktoren, nämlich durch die Konstitution des Plasmas mitdeterminiert wird. Man kann also von keiner direkten Wirkung der äußeren Einflüsse auf die Entwicklung des Organismus sprechen; diese Wirkung geschieht immer und nur mittels der primären Veränderung des Biochemismus des Entwicklungsgeschehens, und erst hierdurch wird eine Veränderung des Organismus herbeigeführt. Es ist doch bekannt, daß die äußeren Einflüsse nicht auf Organismen verschiedener Art gleichwirken — eben deswegen, weil an dieser Wirkung, d. h. Veränderung auch die artspezifische Konstitution des Plasmas teilnehmen.

Der Artcharakter des Organismus ist also in dieser Hinsicht nur eine Veräußerung der inneren biochemischen Konstitution des Plasmas. Diese Veräußerung wird selbstverständlich unter verschiedenen äußeren Verhältnissen eine verschiedene — eben deswegen, weil diese äußeren Faktoren dabei qualitativ mitwirken; aber immer wird sie eine der inneren Artkonstitution entsprechende sein. Die Artverschiedenheit kommt also hierdurch zutage, daß artverschiedene Organismen durch die gleichen äußeren Faktoren verschieden alteriert werden, nämlich immer je nach der Artspezifizität.

Das ist mit anderen Worten das, was besonders Baur betont[1]: daß das Wesen der Vererbung nicht in Übertragung von bestimmten Qualitäten, nämlich Merkmalen, Eigenschaften liegt, sondern in Übertragung einer spezifischen Reaktionsnorm besteht, welche eben durch die artspezifische Konstitution des Plasma, das hier in continuo über Gameten von Generation zu Generation sich fortsetzt, gegeben wird. Unter konstanten äußeren Faktoren herrscht dabei selbstverständlich auch eine Konstanz und Übertraguug bestimmter äußerer Qualitäten (Merkmalen, Eigenschaften).

Aus dem allen folgt, daß die Vererbung nicht darin besteht, daß in dem Keimplasma ein besonderes äußeres Merkmal als solches auf was für eine Weise determiniert wäre, das dann bei der Entwicklung nur zutage kommen sich aus seiner Anlage entwickeln sollte. Grade im Gegenteil sehen wir, daß im Plasma eigentlich keine bestimmte Charakterqualität als „Anlage“ enthalten ist; eine solche kann auch nicht im Plasma enthalten sein, denn eine jede Eigenschaft entsteht erst bei der Entwicklung unter Mitwirkung der inneren Entwicklungsfaktoren.

Das Keimplasma ist also in dieser Hinsicht — wenn man nämlich die bestimmten Merkmale und Charaktere des entwickelten Organismus als solche ins Auge fast — vollkommen indeterminiert. Und im Gegenteil enthält es Möglichkeiten zur Produktion unendlicher Reihen verschiedenster Qualitäten je nach den wirkenden äußeren Einflüssen. Die Artspezifizität kommt dabei dadurch zur Gültigkeit, daß alle diese Modifikationen durch Reaktion der spezifischen Struktur des Plasma auf die betreffenden äußeren Einflüsse entstehen, daß sie also artspezifische sind.

---

[1]) Einführung in die exper. Vererbungslehre. Berlin 1911. S. 9.

In der Dynamik der Vererbung haben wir also mit einer Möglichkeit der Entstehung von unzähligen äußeren Qualitäten, also mit einer Pluripotenz zu tun — immer je nach den gegebenen äußeren Faktoren. Ich glaube, daß das alles klar ist. Für uns ist hier eigentlich das wichtigste die Pluripotenz bei dem Mechanismus der Vererbung [1]).

Wie liegen nun in dieser Hinsicht die Verhältnisse bei dem Prozeß der sexuellen Differenzierung vor?

Die Geschlechtsbestimmung — selbstverständlich werden hier nur diejenigen Fälle betrachtet, wo das Geschlecht „innerlich“ (siehe oben) bestimmt wird — geschieht dadurch, daß schon das Keimplasma sexuell determiniert ist, d. h. von einer bestimmten, sexuell spezifischen biochemischen Struktur ist, welche dann schon aus sich selbst entweder zur Entwicklung des weiblichen oder des männlichen Geschlechts führt. Der Grund und das Wesen der sexuellen Determination liegt hier also in der inneren Konstitution des Plasmas. In diesem Punkt liegt hier, wie oben schon näher auseinandergesetzt wurde, eine Analogie mit der Vererbung.

Aber im selben Punkt liegt auch der Unterschied zwischen Vererbung und der sexuellen Differenzierung, der uns diese beiden Prozesse als vom Grunde aus verschieden zeigt. Denn: wenn bei der Vererbung durch die Konstitution des Plasma nur eine Reaktionsnorm als Grund der Artspezifität gegeben wird, wobei die äußeren Charaktere als solche im Keime überhaupt auf keine Weise determiniert sind, sondern hier eigentlich eine Pluripotenz herrscht, wird die Entwicklung bei der Geschlechtsdifferenzierung durch die Konstitution des Plasma nur im Sinne entweder des männlichen oder des weiblichen Geschlechts determiniert — die Entwicklungsmöglichkeit ist hier also nur auf bloß zwei äußere Charaktere begrenzt; und diese zwei Charaktere sind dann immer — was das entscheidendste ist — qualitativ, also schon determiniert.

Die Geschlechtlichkeit zeigt sich in der Natur im Kontrast von dem männlichen und dem weiblichen Geschlecht. Ein jeder von diesen Kontrastcharakteren beherrscht immer in seiner Spezifizität das ganz sexuell differenzierte Individuum. Dabei handelt es sich keineswegs um Vorhandensein irgendwelcher besonderen Merkmale im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern um eine Modifikation der gegebenen Artcharaktere im Sinne dieses oder des anderen Geschlechtes. Worin dieser Sinn besteht, ist schwer zu sagen, denn qualitativ in concreto zeigt sich der Geschlechtskontrast bei jeder Art auf andere Weise. Was die Gameten anbelangt, erklärte seinerzeit R. Hertwig den Sinn ihrer sexuellen Differenzierung durch das Prinzip der Arbeitsteilung hinsichtlich des Aktes der Kopulation. Diese Auffassung kann man endlich auch auf die sexuelle Differenzierung der Kopulationsorgane, ja sogar in mancher Richtung auf die ganze somatische sexuelle Differenzierung applizieren. Das ist aber nicht Gegenstand unseres Interesses hier. Eine bestimmte Charakterisierung der Geschlechtstypen nach ihren einzelnen Merkmalen wie bei dem Arttypus, ist aber nicht möglich — man kann nur sagen, daß die Geschlechtstypen eben nur durch die Unterschiede gegeben werden, die nur empirisch von Art zu Art zu bestimmen sind.

---

[1]) Im Grunde ähnlich hat die Vererbung Ruzucka analysiert und aufgefaßt. Siehe seine schon oben zitierte Abhandlung: „Restituce a dědečount“ in „Haskovcova Revue“ Jahrg. XII. 1915. Wie ersichtlich, wird hier unter der Pluripotenz etwas anderes verstanden, als es Haecker versteht (Über Gedächtnis, Vererbung und Pluripotenz. Jena 1917). Eigentlich die Tatsache der Pluripotenz wird anders aufgefaßt.

Im ganzen erscheint uns die Geschlechtlichkeit als zwei polar zusammenhängende Modifikationen. Und das ist eben für uns von Wichtigkeit. Denn daraus folgt, daß es sich bei der Geschlechtlichkeit um zwei sich gegenseitig ausschließende Qualitäten handelt, zwischen welchen die Entwicklung eine Entscheidung als zwischen zweien einzig gegebenen Möglichkeiten treffen muß.

Dadurch wird der eine Grundunterschied zwischen dem Prozeß der sexuellen Differenzierung und dem Prozeß der Vererbung gegeben: wenn man bei der Vererbung eine Pluripotenz hinsichtlich einer Menge von verschiedensten Qualitäten je nach den mitwirkenden äußeren Faktoren trifft, ist der Prozeß der sexuellen Differenzierung nur auf zwei Möglichkeiten begrengt. Dabei bedeutet dann die Konstitution des Plasmas bei der Vererbung nur eine Reaktionsnorm ohne Determination bestimmter Qualitäten; bei dem Prozeß der sexuellen Differenzierung bedeutet aber die sexuelle Konstitution des Plasmas eine Determination direkt von bestimmten Qualitäten als solchen, eben deswegen, da hier nur zwei Entwicklungsmöglichkeiten vorliegen.

Und hier ist ein anderer Punkt, in dem sich die sexuelle Differenzierung vom Grund aus von der Vererbung unterscheidet: eben das, daß diese zwei Möglichkeiten der Entwicklung schon als solche direkt determiniert sind, d. h. in ihrer Spezifizität in dem Plasma durch ihre sexuelle Konstitution in Form sogen. „Anlagen“ enthalten sind, was eben, wie ich oben in bezug auf Ruzuckas Analyse, besonders betont habe, bei der Vererbung der Fall nicht ist. Man soll mich recht verstehen! Bei der Vererbung kommt z. B. die rote Farbe in Betracht. Diese rote Farbe wird aber nicht als solche in dem Keimplasma determiniert, sondern resultiert als Produkt aus der artspezifischen Reaktionsnorm unter bestimmten äußeren Faktoren; unter anderen äußeren Faktoren entsteht auf Grund derselben Reaktionsnorm wieder z. B. eine blaue Farbe. Fassen wir demgegenüber die Männlichkeit resp. die Weiblichkeit, wie sie durch Modifikation einzelner Artmerkmale (siehe oben die Auseinandersetzungen des ersten Kapitels) zutage kommt, als ein Merkmal auf, so bedeutet die sexuelle Determination des Plasmas schon eine bestimmte qualitative Determination im Sinne des betreffenden Geschlechtes, also Determination von bestimmten Qualitäten als solchen.

Der Unterschied zwischen der Vererbung und der sexuellen Differenzierung auch hinsichtlich der „inneren“ Geschlechtsbestimmung, wo man eben noch eine Analogie zwischen diesen zweien Prozessen durchführen konnte, ist, glaube ich, klar.

V.

Trotz gewisser Analogien zwischen dem Prozeß der sexuellen Differenzierung — nämlich in Fällen der „inneren“ Geschlechtsbestimmung — und der Vererbung, wie wir hier diese gezeigt haben, erscheinen uns bei einer tieferen und die Grundlagen selbst betreffenden Analyse diese beiden Vorgänge als vom Grunde aus verschieden. Zugleich aber gelangen wir dabei und dadurch zum Verständnis des eigentlichen Wesens der Sexualität; ich meine nicht den Sinn der Sexualität, sondern ihre kausale Begründung.

Die Sexualität erscheint uns als eine polare Modifikation des Arttypus in einzelnen Individuen (siehe das erste Kapitel). In Fällen der sogen. „inneren“ Geschlechtsbestimmung wird die sexuelle Differenzierung, wie wir gesehen haben, durch die sexuelle Konstitution des Plasmas determiniert. So wird denn in Fällen,

wo die äußeren Faktoren bei der sexuellen Differenzierung keine resp. nur eine untergeordnete determinative Rolle spielen, der ganze Prozeß von innen aus eingeleitet.

Ähnliche Verhältnisse sind aber auch in Fällen sog. „äußerer" Geschlechtsbestimmung vorauszusetzen, in Fällen nämlich, wo die sexuelle Differenzierung durch die äußeren Lebensfaktoren determiniert wird. Denn wenn wir hier näher zusehen, erkennen wir, daß hier diese äußeren Faktoren nichts anderes tun, als daß sie nur zwischen zwei Möglichkeiten entscheiden, zwischen Möglichkeiten, die hier auf der einen Seite das männliche, auf der anderen das weibliche Geschlecht sind. Trotzdem nämlich, daß hier die Bestimmung der Entwicklungsrichtung — entweder zur Männlichkeit oder zur Weiblichkeit — vonseite der äußeren Faktoren gegeben wird, ist hier nötig vorauszusetzen, daß die eigentliche innere Basis der sexuellen Differenzierung auch in diesen Fällen aus inneren Qualitäten des Plasmas erfolgt; aus Qualitäten nämlich, zwischen welchen als für sich selbst vollkommen determinierten Möglichkeiten die äußeren Faktoren nur eine Entscheidung treffen. Denn es ist undenkbar, daß alle jene so verschiedene äußere Faktoren, die wir als auf Geschlechtsbestimmung wirkende kennen gelernt haben, immer nur ein und dasselbe Geschlecht (d. h. dieselben Modifikationen der Artmerkmale) oder umgekehrt dieselben Faktoren wieder bei verschiedenen Arten einmal das weibliche, andermal das männliche Geschlecht bestimmen sollten; und was besonders von Wichtigkeit ist, immer nur entweder das weibliche oder das männliche Geschlecht, d. h. eine von zweien bestimmten Modifikationsarten. Es ist ersichtlich, wenn man die Sache vom Grunde aus betrachtet, daß hier nötig ist, in dem Plasma, resp. in seiner Konstitution bestimmte innere Momente zu supponieren die erst die eigenen determinativen Faktoren bei der sexuellen Differenzierung nach der qualitativen Seite würden. Denn sonst ist absolut keine Vorstellung möglich, wie es durch Wirkung so verschiedenartiger äußerer Faktoren eben zur sexuellen Differenzierung, d. h. zur Ausbildung von zweien „sexuell" verschiedenen, gegeneinander antipolar stehenden Modifikationen kommen könnte — wenn hier nämlich keine innere, im Plasma selbst, nämlich in seiner Konstitution, gegebene Momente von Wirkung wären.

Dann sind aber diese Momente der eigentliche Grund der sexuellen Differenzierung; denn diese Momente sind zwei, dem Plasma eigene Potenzen, zwei Entwicklungsmöglichkeiten, die sonst aber für sich vollkommen, hinsichtlich der Qualitäten, durch die Konstitution des Plasma determiniert sind; also als zwei Wege vorliegen, von welchen die Entwicklung entweder den einen oder den anderen einschlagen kann, die aber dann schon die allein führenden sind.

Es ist also klar, daß dem Plasma eine Dipotenz eigen ist, die als Möglichkeit zur sexuellen Differenzierung, d. h. zu Modifikation des Arttypus in zwei Richtungen zutage kommt. Diese Dipotenz, die uns also als Tendenz zur sexuellen Differenzierung erscheint, ist eigentlich die innerste Basis der sexuellen Differenzierung. Diese Dipotenz ist dann auch als eine Grundeigenschaft des lebenden Plasmas überhaupt anzunehmen. Entwicklungsgeschichtlich erscheint uns dann diese Dipotenz als eine Nötigkeit zur sexuellen Differenzierung in der Lebenswelt.

Was nun die sogen. Geschlechtsbestimmung anbelangt, kann man sagen: Der ganze Prozeß der Geschlechtsbestimmung ist eigentlich

immer nur eine Entscheidung zwischen den zweien, im Keimplasma potenziell gegebenen „sexuellen“ Entwicklungsmöglichkeiten. In Fällen der sogen. „inneren“ Geschlechtsbestimmung trägt diese Entscheidung schon den Keim in sich selbst; in den Fällen der sogen „äußeren“ Geschlechtsbestimmung erfolgt diese Entscheidung wieder durch die resp. von seite der äußeren Lebensfaktoren. Für die Übergangsstadien gelten dann die schon einmal oben (im Kap. III) besprochenen Verhältnisse. Immer aber, und das sei hier noch einmal ausdrücklich betont, handelt es sich bei dem Prozeß der Geschlechtsbestimmung um keine eigentliche qualitative Determination im Sinne der Entwicklungsfaktoren von seiten der sogen. „Determinationsfaktoren, d. i. sexuelle Konstitution des Plasmas resp. äußere Lebensfaktoren“, sondern um bloße Entscheidung zwischen zweien im Plasma schon im voraus vorhandenen Entwicklungsmöglichkeiten, um Entscheidung, ob die Entwicklung in der Richtung des männlichen oder des weiblichen Geschlechtes vor sich gehen soll. Die sexuelle Differenzierung selbst erfolgt aber aus Qualitäten, die dem Plasma durch diese Dipotenz, durch diese Tendenz zur sexuellen Differenzierung schon von Hause aus eigen sind. Hinsichtlich dieser Entscheidung sind dann aber alle die gegen-geschlechts bestimmenden Ursachen überall untereinander äquivalent; d. h. die sexuelle Konstitution des Plasmas ist in dieser Hinsicht vollkommen gleich — in ihrer Wirkung nämlich — den sogen. äußeren Lebensfaktoren, die sich auf die Geschlechtsbestimmung einwirkend gezeigt haben.

Alle diese Faktoren, wie sie dann als geschlechtsbestimmende Ursachen bezeichnet worden sind oder einmal noch bezeichnet sein werden, sind also im Sinne der Entwicklungsmechanik keine eigentlich determinative Ursachen, sondern nur entscheidende Faktoren. Und zwar entscheidende zwischen zweien dem lebenden Plasma vom Grunde aus eigenen zwei Entwicklungsmöglichkeiten, die durch die Tendenz zur sexuellen Differenzierung gegeben werden: nämlich zwischen der Männlichkeit oder der Weiblichkeit. Die sexuelle Differenzierung selbst ist also in dieser Hinsicht immer, nämlich sowohl in Fällen der „inneren“, als auch in Fällen der „äußeren“ Geschlechtsbestimmung, im Sinne der Rouxschen Terminologie eine reine Selbstdifferenzierung.

Perverses vom Kriegsschauplatz.

Von Dr. Otto Adler
in Berlin.

Als die Kriegstrompete im August 1914 machtvoll und begeisternd ins deutsche Land erklang, folgte auch ich den Fahnen. Obgleich längst ausgeschieden, holte ich dennoch die kampferduftende Uniform — die bald der feldgrauen Platz machte — hervor. Nach kurzer Zeit stand ich vorn mitten im Kugelregen, zuerst als Bataillonsarzt eines Landwehr-Bataillons, später als Chefarzt eines Feldlazaretts.

Gynäkologie und Sexualwissenschaft — diese ausgesprochenen Friedensspezialitäten — versprachen eine schlechte Ernte im Kriege.

Gynäkologie trat bisweilen bei der ortsansässigen Bevölkerung in ihre Rechte — im Heeresdienst selbst schien sie lahmgelegt. Es schien so! Die

Verhältnisse änderten sich später in der Etappe bedeutend. Die Kriegslazarette mit ihrer großen Schwesternschar brachten manche Fachbehandlung. Von leitender Stelle aus wurden sogar gynäkologische Bestecke in das chirurgische Instrumentarium offiziell aufgenommen. Es wurde spekuliert, kürettiert und laparotomiert! Eine reife Geburt habe ich allerdings nicht erlebt — wohl aber die deutlich erkennbaren Ansätze dazu, die dann rechtzeitig in die Heimat abtransportiert wurden!

Meinem besonderen Untersuchungsgebiet — der weiblichen Frigidität — hatte ich keine Gelegenheit nachzugehen. Schwestern überhaupt und im Kriege besonders sind kein geeigneter Boden für derartige Forschungen. Die autoritative Vorgesetztenstellung verbietet derartig intime Konsultationen. Von Perversionen — männlich und weiblich — habe ich nichts gesehen. Ein Landwehrbataillon, ein Feldlazarett sind schlechte Fundstellen. In der Etappe wagten sich schon eher leisere Vermutungen hervor — sie kamen aber nicht über Vermutungen heraus.

Ich entsinne mich eigentlich nur eines einzigen positiven Falles, und dieser ist noch dazu indirekt. Ich sah den Fall in Berlin, und auf dem Kriegsschauplatze brachte er sich mir durch briefliche Mitteilung wieder in Erinnerung. Die betreffende Stelle des Kriegsbriefes lautete:

„Von meinen Freunden habe ich gute Nachrichten. X. sitzt in ..... als Chef des .... fest und le cl. in ...... quartier, also alle beide ‚en sureté‘.“

Das klingt verhältnismäßig harmlos. Der Uneingeweihte liest ahnungslos darüber hinweg. Allein die wenigen Worte enthalten eine lange Geschichte mit einer Welt von Perversionen.

Zuerst zu der Schreiberin, denn es handelt sich um ein weibliches Wesen, eine Französin, wie andeutungsweise schon aus dem „le cl.“ und dem „en sureté“ hervorgeht. Die Französin ist Gouvernante in einer Großstadt und versorgt — diese Erfahrung habe ich überreich machen können —. die ihr anvertrauten Kinder mit peinlichster Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit. Sie ist arbeitsam, liebevoll und aufopfernd und gibt viel mehr an Kindesliebe, als die durchschnittliche Gouvernantenpflicht von ihr verlangen kann. Seit 20 Jahren erfüllt sie ihren Beruf und ist in den ersten und besten Familien, glänzend durch Namen, Stellung und Reichtum, eingeführt und bei einzelnen von ihnen schon in der zweiten Generation tätig.

Trotzdem hat diese Gouvernante ein mehr als bewegtes Leben hinter sich. Sie hält es am liebsten mit Offizieren. Eine Sammlung verschiedenster Epauletts ist zu einem geschmackvollen Arrangement an der Wand ihres Liebeszimmers vereinigt — die Regimenter bilden ein farben- und figurreiches Muster! Dieses Mädchen — jetzt fast 40 Jahre — hat von Hause aus einen normalen, wenn auch überstarken Sexualtrieb. Sie gehört zu den Nymphomanen und hat ihre Veranlagung früh erkannt und danach gehandelt. Sie hat früh auf eigene Faust ihre Mutter verlassen und geordnete, wohlhabende, häusliche Verhältnisse aufgegeben, um selbst ihr Brot zu verdienen, damit aber zugleich ein Anrecht auf eine ungehinderte Sexualbefriedigung zu erwerben.

Die Zahl ihrer Liebesabenteuer ist Legion. Doch niemals hat sie einen einzigen aus Überdruß aufgegeben. Wer von den alten Freunden zu ihr kommt, ist stets willkommen, und an allen hängt sie mit Neigung und Freundschaft. Aber sie bedarf der Fülle, der Menge, des Überflusses, entsprechend ihrer nymphomanischen Anlage und Sinnlichkeit.

Seit ca. 10 Jahren ist sie ausgesprochene Masochistin. Als solche habe ich sie ärztlich kennen gelernt und dabei einen verprügelten Frauenkörper zu

sehen bekommen, wie ich ihn bis dahin nicht gekannt hatte. Es handelte sich nicht um einzelne rote Striemen, sondern um tellergroße, blutunterlaufene Flächen am Gesäß, an den Oberschenkeln, dem Rücken und den Brüsten. Stellenweise war es schwer, ein Stück normaler, weißer Haut zu sehen. Ihr kam dieser Zustand selbst so bedenklich vor, daß sie deshalb ärztlichen Rat einholte.

Ihren Masochismus hat sie ganz zufällig entdeckt. Nachdem sie ca. 10 Jahre normale Freuden genossen hatte, geriet sie eines Tages mit einem ihrer Liebhaber in Streit. Trotz der intimen Situation gab ihr der Liebhaber in heftigster Erregung einige Schläge und in diesem Augenblicke spürte sie eine sinnliche Lust, die um vieles machtvoller, brünstiger und bedeutender war als die sonst gewohnte.

Seit jener Zeit ist sie eine typische Masochistin exzentrischster Art geworden. Sie gehört nicht zu jenen Berufs-Masochistinnen, die einem Sadisten Komödie vorspielen. Sie ist Masochistin nicht für Geld, sondern aus Leidenschaft. Sie macht kein Gewerbe daraus und sie hat es in ihrer Stellung nicht nötig. Sie handelt, wenn man sich bei dieser Perversität so ausdrücken darf, aus Idealismus. Allerdings verlangt sie auch von dem Partner Begeisterung. Sie will von einem Manne geschlagen sein, dem das Schlagen Leidenschaft ist, der selbst dadurch erregt wird, der selbt ein veritabler Sadist ist. Sie hat es in Zeiten des Mangels an einer geeigneten Persönlichkeit mit ungeeigneten Objekten versucht. Diese nicht sadistischen Peitschenhiebe versagen ihre Wirkung, sie bescheidet sich dann lieber mit dem normalen, wenn auch geringeren Genuß.

Dies in kurzen Zügen die Schreiberin selbst, und nun zu dem eigentlichen Kriegsinhalt ihres Briefes, dem Chef X. und le cl. im .... quartier.

X. ist eine ihrer ältesten Bekanntschaften. Damals war er Oberleutnant, jetzt ist er längst zu einem weit höheren Dienstgrad aufgerückt und in sehr bevorzugter Stellung wie das Wort Chef andeutet. X. ist nach einer Seite anormal, er liebt den Cunnilingus. Er vollzieht häufig den Akt in dieser Weise, ohne daß ihn die Französin wünscht und ohne daß ihr gerade diese Form Befriedigung gewährt. Masochismus und Sadismus liegen ihm vollkommen fern — sie wagt gar nicht, ihm derartige Anerbietungen zu machen und hütet ängstlich ihren blaugeschlagenen Körper vor seinen Blicken.

X. hängt an dem Mädchen, wie an einer Jugendliebe. Der größte Teil ihrer Abenteuer, darunter ihre masochistischen Erlebnisse, sind ihm unbekannt. Einige ihrer Abwege sind ihm jedoch zur Kenntnis gelangt und trotzdem hat er die Verbindung selbst vom Auslande aufrecht erhalten. Er hat ihretwegen eine standesgemäße Heirat immer und immer hinausgeschoben, jetzt aber auf das eigene Drängen der uneigennützigen Französin sich doch vor kurzem dazu entschlossen. —

„Le cl. im ..... quartier" ist die eigentliche Hauptperson des Briefes und damit der eigentlich „Perverse des Kriegsschauplatzes". Die geheimnisvolle Abkürzung cl. bedeutet colonel. Also ein Oberst, ebenfalls in bevorzugter Stellung, wie der Zusatz ahnen läßt.

Dieser cl. ist verheiratet und offenbar ein geborener und mit allen Mitteln verfeinerter oder besser vergröberter Sadist. Die Bekanntschaft ist durch versteckte Annoncen gemacht worden. In der Großstadt wissen sich bekanntlich Sadisten und Masochisten trotz aller Spüraugen der Polizei noch immer zu finden.

Le cl. — oder wie wir jetzt schreiben können le colonel — ist der typische Sadist, der nur im Schlagen, Geißeln, Peinigen eines anderen (weiblichen) Wesens Wollust empfindet. Er benutzt diese Leidenschaft nicht etwa,

um sich zu einem normalen Verkehr vorzubereiten. Er verzichtet vollkommen darauf. Nach dem wörtlichen Bericht der Französin ist es ihr zweifelhaft, ob er überhaupt zu einem (heimlichen) Erguß gelangt.

Er sucht, wie alle raffinierten Sadisten, die ausgesuchtesten Methoden heraus. Die Schlaginstrumente wechseln beständig. Ein Lager von Stöcken, Peitschen, Ruten, Eisendrähten (sogar Brennesseln!) ist in einem verschlossenen und versteckten Schubfach der Französin vorhanden. Notwendig ist dazu die Fesselung der Masochistin. Sie muß widerstandslos sein, sie darf keine Abwehrbewegungen machen, sie muß schonungslos sich ganz in seiner Prügelgewalt befinden. Sie selbst erklärt, daß auch ihr dieser Zustand der vollen Willenlosigkeit erwünscht sei, daß aber doch die Grenze des Erträglichen in letzter Zeit überschritten würde. Sie wehre sich dann, und gerade dieser Kampf vor der Fesselung reize ihn noch mehr. Der Colonel hat Haken an der Wand eingeschlagen, um sein Opfer an Drähten aufzuhängen. Er peitscht dann die Freihängende, deren Hände gebunden sind.

Notwendig ist eine geistige Vorbereitung zu diesen sadistischen Hochakten. Das wird durch geeignete Lektüre besorgt. Eine Sammlung davon befindet sich ebenfalls bei der Französin, und der Colonel sorgt für die Vermehrung der Bibliothek. Ich war erstaunt, die Summe dieser verbotenen Literatur zu sehen. Es befinden sich darunter illustrierte Bücher, photographische Aufnahmen und ein handgeschriebenes Exemplar. Letzteres ist das beliebteste und nach ihm wird am meisten gearbeitet. Die Französin erklärt, sie könne es immer und wieder lesen, es enthält immer neue aufregende Situationen, die die sadistische und masochistische Phantasie in ewiger Fülle befruchten. Das Wesentliche ist beiden die Abwechslung in den Peinigungsformen.

Der „Colonel" (n. b. verheiratet mit einem für seine Neigungen untauglichen Objekte) ist auch auf Urlaubsreisen zu seiner Masochistin zurückgekehrt. Sie ist jetzt zurückhaltender geworden. Die Anhänglichkeit an den ersten Normal-Liebhaber ist mit den zunehmenden Jahren so groß geworden, daß das Verlangen nach sadistischer Peinigung durch die Angst, dem unvermutet eintreffenden ersten Freunde den zerschlagenen Körper präsentieren zu müssen, zurückgedrängt wird. —

Eine eigenartige Perversion aus der Praxis derselben Masochistin sei hier noch angefügt.

Die Perversion entspringt nicht ihrer Phantasie, sondern wiederum dem Kopfe eines Soldaten. Hiermit soll nicht etwa ein Urteil über gehäufte Perversionen im Offiziersstande ausgesprochen werden. Der Grund liegt lediglich bei der Masochistin selber. Sie sucht und findet ausschließlich ihre Liebhaber in diesen Kreisen von den ersten Tagen ihrer erwachten Sinnlichkeit an — für zivile Liebe jeglicher Art hat sie nicht viel übrig.

Die Perversion ist eine Art Doppel-Koitus. Den Gedanken dazu hat ebenfalls eine Offiziers-Sadist ausgeheckt und zur Ausführung gebracht. Anstatt seiner Marterinstrumente brachte dieser eines Tages einen — Freund zu der Masochistin mit. Der Sadist zwang Freund und Freundin zu einem Normalverkehr per vaginam et membrum (amicus infra, amica supra), während er selbst zu gleicher Zeit a posteriore membrum suum in anum amicae introduziert. Bei diesem eigenartigen Trio lag also der weibliche Körper eingekeilt zwischen zwei männlichen und wurde durch zwei membra (in vagina und in ano) fixiert!

Bei der Erzählung konnte man der Masochistin noch die Glut der Erinnerung anmerken.

Volksvermehrung und Volkswohl.

Von Ludwig Reisinger
in Mauer bei Wien.

Schon immer wurden zwar offizielle und nicht offizielle Stimmen laut, welche die ausgiebigste Vermehrung des Volkes forderten und im Anwachsen der Bevölkerung eines Staates ein untrügliches Zeichen seines Wohlstandes sehen wollten, niemals aber ward diese Forderung so allgemein ausgesprochen, wie gerade in der gegenwärtigen Zeit — aus leicht begreiflichen Gründen. Ich gedenke als der wärmsten Fürsprecher besagter Bestrebung Bornträgers, Hammers und Kapffs, welche Mittel und Wege erörtern, um einen gehörigen Bevölkerungszuwachs zu erzielen. Kapff[1]) begeistert sich für die Frühehe, und seine Ausführungen sind so durchdrungen von der Notwendigkeit und der Selbstverständlichkeit der Verehelichung, daß man aufs höchste erstaunt sein muß, daß es Leute gibt, die zwar nicht verheiratet und dennoch leben. Der erwähnte Verfasser übersieht anscheinend, daß es ebenso wie zur Prostitution (was zwar vielfach geleugnet wird), so auch zur Ehelosigkeit eine persönliche Anlage gibt.

Hammer[2]) geht nun gar so weit, daß er zur Anregung und Unterstützung der Kinderproduktion vorschlägt, Verheiratete mit vielen Kindern besser zu besolden als ledige Männer, eine Maßnahme, die eine schreiende Ungerechtigkeit wäre, wenn Angestellte bei gleicher Leistung nach der Heftigkeit ihres Geschlechtstriebes bezahlt würden. Überdies würde dann eine Berücksichtigung des Talentes nicht mehr statthaben, da einzig und allein der „Familiensinn" eines Stellenbewerbers in Frage kommen würde. Und doch ist die Tatsache nicht von der Hand zu weisen, daß gerade ledige Männer, die frei von Ehesorgen, schon auf Grund der Transformation der Libido ins Intellektuelle mehr Leistungsfähigkeit aufbringen werden, als der Pater familiaris. Aus gleicher Überlegung sollte man auch mit der Begeisterung für die Frühehe etwas mehr haushalten, da sie dem jungen Mann nur allzu häufig die Möglichkeit rauben wird, sein Augenmerk seiner Fortbildung zuzuwenden. Daher warnt Sigurd Ibsen[3]) mit Recht den Mann, voreilig eine Ehe einzugehen, in welcher zwar die Frau gewinnt, der männliche Partner aber nur Nachteil ernten kann oder, wie Schopenhauer so schön sagt, daß für den Mann sich verehelichen heißt, seine Pflichten verdoppeln und seine Rechte halbieren. Die warme Fürsprache für die Vermehrung findet in der Ansicht Reibmayrs eine Stütze, nach welchem Degeneration mit der Abwanderung in die Städte und der Tendenz zur Bevölkerungsabnahme identisch ist. H. Ellis bemerkt dagegen sehr richtig, daß somit nach Reibmayr Degeneration und Zivilisation gleich bedeutend wären. Gewisse Kreise wollen überhaupt nur den sich redlich nährenden und eifrig fortpflanzenden Durchschnittsmenschen als normal gelten lassen, während Genie und hervorragendes Talent als pathologische Einseitigkeit gedeutet werden. Wenigstens war diese Ansicht einmal in einer Wiener Tageszeitung vertreten.

---

[1]) Kapff, Frühehe. Ref. in Zeitschr. f. Sexualwiss. Bd. IV, 1917/18.
[2]) Hammer, Zeitschr. f. Sexualwiss. Bd. IV, 1917/18, Sitzungsberichte.
[3]) S. Ibsen, Über die Ehe. Ref. in „Sexual-Probleme" 1913.

Ich frage nun: Was bieten die für die Vermehrung so begeisterten Herren den Nachkommen, zahlreich wie der Sand am Meere? Oder wissen sie nicht, daß es eine Arbeitslosigkeit gibt, infolge Überangebot an Arbeitskräften; daß gerade jene Bevölkerungskreise die meisten Kinder produzieren, die es am wenigsten nötig haben? Man spricht immer von der wirtschaftlichen Besserung, die man dem Arbeiterstand zuteil werden lassen will, vergißt aber, daß die Hauptursache des Arbeiterelends sein üppig sprossender Nachwuchs ist. Denn alle soziale Frage ist eine Vermehrungsfrage. Der Arbeiter, der heute einen Leistungswert *a* repräsentiert, müßte, wenn nur die Hälfte der Vertreter seines Standes existieren würden, einem Wert *2a* gleichzusetzen sein, was zur Folge hätte, daß auch seine Lebensführung sich um das Doppelte verbessern müßte. Mit anderen Worten: der Unternehmer könnte keine Löhne drücken, wenn die Arbeiterkonkurrenz geringer wäre, er müßte die zwar weniger zahlreichen, dafür aber als Person wertvolleren Arbeiter besser bezahlen, um sie für sein Unternehmen zu gewinnen. Eine wirklich wohlmeinende Volkspolitik müßte daher das fördern, was bis jetzt immer streng verurteilt wurde: Volksaufklärung im Sinne der Verminderung des Nachwuchses. Freilich, da den Staaten gegenwärtig die Rekrutenanzahl noch immer mehr am Herzen liegt als das Wohl ihrer Bürger, so hat man diese einzig wirksame Methode zur Hebung des Volkswohlstandes klüglich stets verschwiegen. Der Einwand, daß durch eine Verringerung der Bevölkerung auch der wirtschaftliche Betrieb eines Staates leiden müßte, ist unangebracht, da in einem Lande mit weniger Einwohnern auch weniger Bedürfnisse herrschen werden. Und übrigens denke man an das Frankreich vor dem Krieg, dessen Wohlstand zum guten Teil sicher auf seinen geringen Bevölkerungszuwachs zurückzuführen ist.

Die Durchführung eines Weltfriedens ist ebenfalls untrennbar von einer mit Absicht stabil gehaltenen Bevölkerungszahl. Nur so kann der Großindustrie und anderen Machtsphären das lebende Material entzogen werden, das bis jetzt immer diente, ihre Ansprüche mit mehr oder weniger Glück durch Waffengewalt geltend zu machen. Denn Volksvermehrung hat zwar militärisches, nie aber Interesse im Sinne des Volkswohles.

Unbefangen beurteilt ist auch die Frauenfrage (ohne Hinblick auf ihre psychologische Seite) gleich der Arbeiterfrage eine Vermehrungsfrage. Denn würde es weniger Menschen geben, so könnten auch die Frauen ohne harten Kampf Anstellung und Gehalt bekommen. Auf diese Weise würden die Mädchen nicht mehr so ihr Denken auf die Ehe konzentrieren und auf diese von ihren Eltern verwiesen werden, was ihnen viel Leid und Enttäuschung ersparen würde. Erziehung zur Selbständigkeit, zum Erwerb, Verdrängung des Liebes- und Ehebedürfnisses sind Erfordernisse, die unbedingt erfüllt werden müssen, um dem weiblichen Geschlecht viel Bitterkeit zu ersparen und um die Vermehrung zu hemmen [1]).

Es steht weiters ganz außer Zweifel, daß Einschränkung der Zeugung neben den geschilderten Vorteilen auch die Volksbildung fördern würde, da die nicht an Familiensorgen vergeudete Zeit besseren Zwecken dienstbar gemacht werden könnte. Überhaupt müßte die Beschränkung der Nachkommenschaft

---

[1]) Auch die Prostitution, soweit sie Folge der sozialen Not ist, hängt mit der Vermehrungsfrage zusammen, da bei kleinerer Bevölkerungszahl alle Frauen entsprechenden Erwerb finden könnten.

die bessere Ausbildung des Einzelnen zur Folge haben, ein Umstand, der allein das Einkindersystem empfehlenswert erscheinen läßt, trotz Doflein, der ebenfalls für quantitative Menschenzucht Propaganda machen will [1]).

Ich glaube aber, jeder einsichtige Mensch wird ein wohlgebildetes Kind höher einschätzen, als eine Schar verelendeter Kinder, die sich im Schmutz der Armut wälzen, wie Spulwürmer im Pferdekot. Gleiche Gedanken leiten H. Ellis [2]), der sich auf Fahlbeck beruft, indem er ausführt: „Wir müssen unseren Idealen eine andere Richtung geben, als sie im Lachsinteresse liegt. ‚Seid fruchtbar und mehret euch', so läßt die Legende die Losung zu Beginn einer noch menschenleeren Welt sein. Diese Losung ist außerordentlich unangebracht in einer Zeit, in der die Erde und das Meer, und bald auch vielleicht die Luft von zahllosen Myriaden unterschiedsloser und undistinguierter menschlicher Wesen wimmeln, die die Schönheit der Erde mit Besudelung und die Glorie des Himmels mit Verdunkelung bedrohen. Diese Flut zurückzudrängen, ist die nun unseren Kräften gestellte heroische Aufgabe; so die Rasse zu heben, zu reinigen und zu verfeinern, die Ideale der Qualität an die Stelle deren der Quantität, die mit den uns sichtbaren Resultaten so lange geherrscht haben, zu setzen, heißt Rassenhygiene praktisch treiben." . . . . „Das vulgäre Ziel einer Volksvermehrung um jeden Preis und ohne jede Rücksicht müssen wir aufgeben, müssen seine Wertlosigkeit erkennen. Es paßt nicht zu der Kulturstufe, auf der wir gegenwärtig stehen."

Von dem vorgetragenen Standpunkt aus wäre konsequenterweise gegen die Verhütung der Empfängnis und gegen den künstlichen Abortus nichts einzuwenden, da es jedem Menschen freistehen muß, nach eigenem Belieben mit seinem Körper zu verfahren [3]). Der Auffassung, daß das werdende Individuum bereits existenzberechtigt ist, daher der gewollte Abortus als kriminell zu bewerten ist, kann entgegengehalten werden, daß das Kind im Mutterleibe seiner Existenz nach einzig und allein vom mütterlichen Organismus abhängt und bis zur Geburt diesem ebenso angehört, wie etwa ein Glied des mütterlichen Körpers der individuellen Mutter. Gleichwie aber der Mutter das Recht zusteht, über jeden Teil ihres Körpers zu verfügen, so auch über das noch ungeborene Kind als einem Adnex des mütterlichen Organismus. Tatsache ist ja auch, daß in manchen Ländern der Abortus vom Gesetz nicht verpönt ist und weiters ist Tatsache, daß es im Interesse der Menschenqualität häufig sogar wünschenswert wäre, das keimende Leben zu vernichten [4]).

Anschließend an diese Betrachtungen soll nicht unerwähnt bleiben, daß Mantegazza [5]) die Prostitution dem üppig wuchernden Proletariat vorzieht, der richtigen Erkenntnis gemäß, daß die Verelendung direkt proportional dem Menschenzuwachs ist, der durch eheliche oder nicht eheliche Dauerverhältnisse gefördert würde.

---

[1]) Doflein, Die Fortpflanzung, die Schwangerschaft und das Gebären der Säugetiere: „. . . . nach dem Krieg wird es zu den großen und heiligen (!) Aufgaben unseres Volkes gehören, die Verluste, die uns der Krieg an Männern gebracht hat, zu ersetzen."

[2]) H. Ellis, Rassenhygiene und Volksgesundheit. 1912.

[3]) Siehe Vaerting, Über den Einfluß des Krieges auf Präventivverkehr und Fruchtabtreibung und seine eugenischen Folgen. Zeitschr. f. Sexualwissensch. IV. 1917/18.

[4]) Mantegazza, Physiologie der Liebe.

[5]) Die gesetzliche Toleranz (dem künstlichen Abortus gegenüber) hätte auch zur Folge, daß die Frauen nur Fachärzte aufsuchen würden, und sich nicht mehr den lebensgefährlichen Eingriffen ungeschulter Elemente ausliefern würden.

Wenn nun schließlich die Fortpflanzungsmoralisten zu bedenken geben wollen, daß nach solchen lockeren Grundsätzen die Menschheit dem Aussterben preisgegeben wäre, so antworte ich, daß dieses für das kosmologische Geschehen ebenso bedeutungslos wäre, wie es etwa das Aussterben der Regenwürmer sein würde oder das Aussterben der Ichthyosaurier gewesen ist.

Sitzungsberichte.

Ärztliche Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik in Berlin.

Sitzungen vom 22. November und 20. Dezember 1918.

Vorsitz: Herr Iwan Bloch. Der Vorsitzende eröffnet die Wintersitzungen mit einem Rückblick auf die jüngsten Ereignisse und einem Ausblick auf die kommende Friedenszeit, die die Gesellschaft vor neue Aufgaben stellt. Wir können mit Stolz darauf hinweisen, daß die Kontinuität unserer Arbeit trotz des Krieges nicht unterbrochen worden ist und daß auch das Interesse an den regelmäßig abgehaltenen Sitzungen ständig gewachsen ist und in der Aufrechterhaltung und sogar Vergrößerung des Mitgliederbestandes sichtbaren Ausdruck gefunden hat.

Das Ehrenmitglied der Gesellschaft Prof. August Forel in Yvorne, der berühmte Verfasser der „Sexuellen Frage", hat am 1. September 1918 seinen 70. Geburtstag gefeiert. Das auf unser Glückwunschtelegramm eingegangene Dankschreiben wird vorgelegt.

Die Gesellschaft beklagt den Tod zweier geschätzter Mitglieder, von Dr. Ethel Blume, der bekannten Berliner Ärztin, und von Direktor Berthold Knauth. Beide waren fleißige, für unsere Bestrebungen interessierte Besucher unserer Sitzungen. Ihr Andenken wird durch Erheben von den Sitzen geehrt.

Die infolge der Kündigung der „Zeitschrift für Sexualwissenschaft" zum 1. April 1919 notwendig gewordene Gründung eines neuen offiziellen Organs der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft" scheint nunmehr gesichert. Diese neue Zeitschrift wird vom 1. April 1919 ebenfalls monatlich erscheinen, die Vorträge und Verhandlungen der Gesellschaft in extenso bringen und im übrigen auf durchaus verbreiterter Grundlage mit Heranziehung zahlreicher neuer Mitarbeiter in die Öffentlichkeit treten. Ausführlicheres wird in der im Januar stattfindenden Generalversammlung mitgeteilt werden.

Hierauf hält Herr Dr. Wilhelm Fließ den angekündigten Vortrag „Das Jahr im Lebendigen":

Das Jahr pulst in der lebendigen Substanz. Sein innerer Ablauf, der mit dem Mechanismus des Lebens unauflösbar verknüpft ist, bringt nicht bloß Blüte und Brunst hervor, ihm unterstehen auch die anderen Veränderungen des Lebens, Geburt und Tod, Entwicklung, Krankheit, Niedergang. Daß Geburten in derselben Familie oft an gleichem Datum eintreten, ist kein Zufall. Wir dürfen von Jahreszwillingen sprechen. Beim Jahresspatium Null entsteht der besondere Fall der Zwillingschaft im eigentlichen Sinne. Die Jahreswellen laufen nicht nur von unserer Geburt an, sondern sie sind ererbt. Das Erbgut unserer Vorfahren lebt in uns, nicht nur mit seiner formbildenden Kraft, sondern sehr aktiv mit den Zeiten, die früher das Leben der Ahnen begrenzten. Und bei der Wiederkehr ihrer Geburts- und

Todestage, erschüttert es unseren Organismus, bringt Auf- und Abbau hervor, läßt die Krankheiten entstehen, die zum Leben gehören, und öffnet die Infektionspforten für fremde Keime.

Der Jahrestakt ist nicht überall gleich sichtbar. Er kombiniert sich mit dem Tagestakt, der in Perioden von 28 und 23 Tagesgruppen schwingt. Diese sind die Lebenszeiten von Substanzeinheiten männlichen und weiblichen Stoffes, aus denen jeder lebendige Organismus zusammengesetzt ist. Die Reaktion der beiden Stoffe aufeinander bewirkt die Lebenserscheinungen (Doppelgeschlechtigkeit). Die zweite Dimension der 28 und 23 Tage, also 28^2, 23^2, 23.28 tritt als höhere Einheit auf und kann das Jahr nach einer bestimmten Äquivalenzordnung ersetzen. Auf diesem Vorgang beruhen alle scheinbaren Umstimmigkeiten, die das Jahr vermissen lassen. Auch diese Tagesperioden durchlaufen nicht bloß das Individuum, sondern die Generation. Von dem Zusammentreffen der Tagesperioden mit den Jahresperioden hängt auch der Geburtstag ab. Und die Zeugung ist durch eine Konsonanz der Perioden im Ei und Samen bedingt.

Alle Ausführungen der beiden Vorträge werden durch zahlreiche Beispiele erläutert.

Der Vorsitzende spricht Herrn Dr. Fließ den Dank der Versammlung für die überaus lichtvolle Darlegung seiner Theorien aus, die man als ersten Versuch einer „mathematischen Biologie“ bezeichnen kann. Er erblickt die Hauptbedeutung der Fließschen Lehre in dem Nachweis des innigen Zusammenhanges zwischen der Zweigeschlechtigkeit der Lebewesen und der Periodizität aller Lebenserscheinungen. Für eine exakte Fundamentierung dieser Anschauung wäre eine kritische Prüfung ihrer Beziehung zur Wiesmannschen Lehre von der „Kontinuität des Keimplasma“ erforderlich.

Nach kritischen und ergänzenden Bemerkungen von Dr. Koerber, Prof. Heller, Frau Dr. Horney und Frau Dr. Ruben äußern sich noch ausführlicher die Herren Dr. Viktor Grimm und Dr. Bruno Saaler.

Herr Dr. Grimm:

„Herr Fließ hat uns an einigen Beispielen gezeigt, daß der Geburtstag oder Todestage einzelner Personen mit ihren Vorfahren merkwürdigerweise dieselben Daten haben und daß z. B. eine Person gerade am Geburts- oder Todestage eines seiner Vorfahren einen gesundheitlich schlechten Tag hatte. Er verallgemeinert dies nun und schließt daraus, daß es in der Erbsubstanz kritische Tage im Jahr gäbe.

Herr Fließ hat jedoch das Wesentlichste vergessen, womit die Wissenschaftlichkeit seiner Untersuchungen steht und fällt, nämlich die Angabe, wie oft prozentualiter bei den Menschen dies sich bewahrheitet. Zunächst ist zu beachten, daß von den 365 Tagen des Jahres bei jeder Person, wenn man nur die Eltern und die Großeltern väterlicher- und mütterlicherseits berücksichtigt, 8 Gedenktage (4 Todes- und 4 Geburtstage) kommen, auf die zufälligerweise die beiden Tage (Todes- und Geburtstag) der Person selbst fallen können. Es ist also eine Wahrscheinlichkeit von $1 : \frac{365}{8:2}$, also nur 1 : 20.

Rechnen wir, daß unsere Versammlung 60 Personen beträgt, so müßte nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung es schon 3 Personen unter uns geben, bei denen zufällig ein Geburtstag mit einem Geburtstag oder Todestag seiner Vorfahren nur bis zum 2. Glied gerechnet, oder sein späterer Todestag mit diesen Tagen zusammenfiele, ohne daß man berechtigt wäre, daraus Schlüsse zu ziehen wie Herr Fließ. Noch günstiger scheint natürlich das Verhältnis, sofern man die Tage einer Person, in denen sie sich nicht wohlfühlt, in Relation zu den Geburts- und Todestagen der Vorfahren bringt; denn nimmt man nur an, daß durchschnittlich jede Person nur 4 Tage im Jahr sich unwohl fühle und berücksichtigt man nur einen Lebensabschnitt von 10 Jahren, so wären das also 40 Tage und es entstände die Wahrscheinlichkeit $1 : \frac{365}{8 \times 40}$, d. h. danach könnte fast jede Person nachweisen, falls sie darauf achten würde, daß sie in einem Jahresabschnitt von 10 Jahren zufällig einmal an einem der Gedenktage ihrer Vorfahren unwohl gewesen ist. —

Und bedenkt man nun einmal, wie wenig gerade ein häufiges Zusammentreffen der Gedenktage in den einzelnen Familien der allgemeinen Aufmerksamkeit entgehen kann, denn diese Tage sind doch im Gedächtnis derFamilienmitglieder, und wo sie es nicht sind, da ist es Sitte, sich die Tage zu notieren, und zwar in „Merkbüchelchen für Gedenktage", die der Buchhandel liefert. Hierbei muß es doch nun jedem bei der Eintragung auffallen, wenn 2 Gedenktage auf ein Datum fallen.

Und ferner, viele Personen, und zwar auch bürgerliche, haben Stammbäume, in denen nur die Namen der Personen und ihr Geburts- und Todestag und Jahr verzeichnet sind, so daß einem bei diesen sowie bei den Erbbegräbnissen diese Daten geradezu in die Augen platzen und eine Übereinstimmung nicht zu übersehen ist und auffallen muß, falls sie häufig vorkommt.

Daher bin ich der Ansicht, daß Herr Fließ sich die uns vorgeführten Beispiele aus einer so großen Zahl von Personen heraussuchen müßte, wie es der Wahrscheinlichkeitsrechnung entspricht und daß sie daher für seine These nichts beweisen."

Herr Dr. Saaler:

„Als ich vor 5 Jahren in dieser Gesellschaft Ihnen über die Fließschen Lehren einen orientierenden Vortrag hielt, habe ich unter Hinweis auf die hohe Bedeutung, die ihnen für die Ziele und Bestrebungen der Sexualwissenschaft zukommt, den Wunsch ausgesprochen, die Ärztliche Gesellschaft für Sexualwissenschaft möge in der Verwertung Fließscher Ideen vorangehen und ihnen auf ihre Forschungen den weitestgehenden Einfluß einräumen. Wenn Herr Fließ heute an derselben Stelle zum ersten Male über die Resultate seiner neuesten Arbeiten Bericht erstattet, so glaube ich hieraus den Schluß ziehen zu dürfen, daß dieser Wunsch in Erfüllung gegangen ist; gleichzeitig erblicke ich in diesem Umstand eine Anerkennung für die Förderung, die unsere Gesellschaft den Fließschen Gedanken hat zuteil werden lassen. Was die Sache selbst betrifft, so kann ich nur wiederholen, was ich damals schon sagte, daß ein Zweifel an dem, was die Grundlage der Fließschen Biologie bildet, heute nicht mehr bestehen kann. Daß „der Strom der Zeit", um mit Ostwald zu sprechen, vielleicht einiges davonführen würde, konnte bei einem so komplizierten und genialen Bau, wie ihn die Fließsche Lehre darstellt, wohl erwartet werden, aber nichts an der Tatsache ändern, daß „das meiste als wertvolles Erz zurückbleibt und in mannigfacher neuer Gestalt Verwertung findet". Mit besonderem Nachdruck möchte ich diejenigen, die noch immer glauben einen abweichenden oder gar völlig ablehnenden Standpunkt einnehmen zu müssen, darauf hinweisen, daß eine Kritik, die sich auf oberflächlicher Kenntnis der Lehre aufbaut, keinen Anspruch erheben darf ernst genommen zu werden. Es genügt nicht zu wissen, daß eine dauernde Doppelgeschlechtigkeit, eine doppelte Periodizität von 28 und 23 Tagen, das Kreisen des Jahres im Lebendigen gelehrt wird; es genügt nicht sich über diese Dinge orientierende Vorträge anzuhören, die in Anbetracht der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit unmöglich mehr als Überblicke zu geben in der Lage sind. Wer sich als Kritiker zu sprechen berechtigt fühlt, muß in den Geist der Lehre eingedrungen sein. Das kann er aber nur, wenn er die Fließschen Bücher studiert hat. Es ist mir von ärztlicher Seite immer wieder gesagt worden, man interessiere sich deshalb nicht so sehr für die Lehre, weil sie mehr theoretisches als praktisches Interesse habe. Diese Auffassung ist völlig falsch. Selbst wenn man zugibt, daß die Vorausberechnung zukünftiger Ereignisse auf Grund der Periodizitätsgesetze nur möglich ist, wenn man nicht nur tiefste Kenntnis, sondern auch das geniale Intuitionsvermögen besitzt, das meines Erachtens Wilhelm Fließ zu Vorhersagen befähigt, die auch die besten Kenner seiner Lehren in Erstaunen setzen, so ist doch der praktische Nutzen auch in mannigfacher anderer Hinsicht ein recht bedeutender. Ich erinnere nur an die Beachtung der Menstruationstermine der Mutter bei der ärztlichen Überwachung des Säuglings und an die Richtlinien, die sich bei Kenntnis der Gefahren, die an periodischen Tagen die Gesundheit des Individuums bedrohen, für das ärztliche Handeln ergeben.

Auch auf dem Gebiet der forensisch-psychiatrischen Begutachtung ist mir die Periodenlehre von entschiedenem Nutzen gewesen. Als Beleg hierfür möchte ich in aller Kürze folgenden Fall erwähnen:

Ein von Hause aus schwer entarteter und frühzeitig auf die Bahn des Verbrechens geratener junger Mann wird als Soldat unausgesetzt kriminell. Unerlaubte Entfernung, Fahnenflucht, Selbstbefreiung, Gehorsamverweigerung, tätlicher Angriff auf einen Vorgesetzten, Sachbeschädigung und andere nicht militärische Vergehen werden ihm zur Last gelegt. Er wurde von zwei Sachverständigen zwar als geistig minderwertig, aber als raffinierter Verbrecher bezeichnet, auf den die Vorbedingungen des § 51 R.St.G.B. nicht zutreffen sollten. Ich gewann bei der Beobachtung den Ein-

druck, daß es sich um einen Menschen handle, dessen Handlungen überhaupt nicht durch zielbewußte Überlegung, sondern durch elementare, ihm selbst unfaßbare innere Antriebe bestimmt wurden. Traf diese Auffassung zu, waren die inkriminierten Handlungen in der Tat der Ausfluß eines krankhaft gestörten Trieblebens, so mußten sich bei ihnen die Gesetze der Periodizität nachweisen lassen. Als völlig sichere Daten waren die folgenden zu eruieren:

27. XII. 15 unerlaubte Entfernung;
7. IV. 16 Flucht aus der Haft;
31. I. 17 „ „ „ „ ;
23. V. 17 Zertrümmerung von Sachen;
31. VII. 17 Beleidigung von Vorgesetzten;
28. VIII. 17 Flucht aus der Haft.

Die Abstände zwischen den einzelnen Daten sind:

$$102 = 2 \times 28 + 2 \times 23 \text{ Tage}$$
$$299 = 13 \times 23 \text{ „}$$
$$112 = 4 \times 28 \text{ „}$$
$$69 = 3 \times 23 \text{ „}$$
$$28 = 1 \times 28 \text{ „}$$

Die Summe sämtlicher Abstände beträgt:

$$7 \times 28 + 18 \times 23 \text{ Tage}$$

oder:

$$\frac{28^2}{4} + 46 \times 23 - 28 \times 23 =$$
$$= \frac{28^2}{4} + 2 \times 23^2 - 28 \times 23.$$

Nach dem Äquivalenzgesetz ist:

$$\frac{28^2}{4} \text{ Tage } [=] \text{ (äquivalent) } 1/2 \text{ Jahr;}$$
$$23^2 \text{ „ } [=] 1\tfrac{1}{2} \text{ Jahr;}$$
$$28 \times 23 \text{ „ } [=] 2 \text{ Jahren.}$$

Die Summe der Abstände im vorliegenden Fall ist demnach äquivalent 1½ Jahren.

Die vorstehende Beobachtung war mit anderen Erwägungen ausschlaggebend für die Exkulpierung des Mannes. Ich bemerke, daß das Kriegsgericht meinen Ausführungen mit hohem Interesse folgte und den Angeklagten ohne Bedenken freisprach.

Noch ein Wort zur Kritik, die die Fließschen Lehren von der offiziellen Wissenschaft bisher erfahren haben. Die Klagen, die ich in meinem Vortrag im Jahre 1913 hierüber vorbrachte, braucht man heute glücklicherweise nicht mehr in gleichem Maße zu wiederholen. Daß sie aber nur allzu berechtigt waren, hat inzwischen auch Paul Kammerer in einer ausführlichen „Sexualität und Symmetrie" betitelten, im Mai und Juni 1918 in den Spalten der Zeitschrift für Sexualwissenschaft erschienenen Arbeit anerkannt. Kammerer wirft der Kritik Oberflächlichkeit, Engherzigkeit, ja sogar bewußte oder unbewußte Bösartigkeit vor. Ich möchte meine Ausführungen schließen, indem ich der Hoffnung Ausdruck gebe, daß die neue Epoche, die jetzt in Deutschland anbricht, auch unser wissenschaftliches Leben von diesem Geist der Engherzigkeit und scholastischen Unduldsamkeit befreien wird. Wenn das geschieht, dann wird — dessen bin ich sicher — auch die geniale Schöpfung von Wilhelm Fließ endlich ihren verdienten Triumph feiern."

Im Schlußwort wendet sich Herr Fließ zunächst gegen den Einwand, man müsse die Häufigkeit des Jahrestakts feststellen, um den Zufall auszuschließen. Ein Gesetz stimme immer und das Jahr, bzw. seine biologischen Requivalente waren ausnahmslos nachzuweisen in allen Fällen, die geprüft wurden. In den wenigen Fällen, wo sich zunächst eine Schwierigkeit zu ergeben schien, stimmten die Daten nicht, wie z. B. bei jener Prinzessin Friederike Auguste Caroline von Preußen (Tochter der Königin Luise), wo der im damaligen Hofbericht genannte Todestag absichtlich gefälscht war. Man wollte die Seuchengefahr verschleiern. Die biologische Rechnung deckte den Fehler auf und stellte den wirklichen, durch Sterbeurkunde bestätigten Todestag fest. Man kann sowohl die Vergangenheit kontrollieren, als auch zutreffende Voraussagen häufig machen. Der fernere Einwand, es seien die an

Jahrestagen auftretenden Migränen, Urtikaria- und diabetischen Anfälle psychogener Natur, trifft ebenfalls nicht zu. Es sind das vielmehr durchaus körperliche Vorgänge, die den anderen, an solchen Jahrestagen auftretenden, z. B. Blinddarmerkrankungen, Lichen ruber, Schlaganfällen und Infektionskrankheiten, analog sind. Auch bei gewissen körperlichen Unfällen, die an Jahrestagen vorkommen (Knochenbrüchen), handle es sich, wie Körber richtig bemerkte, um ein somatisches Entgegenkommen am kritischen Tag.

Sodann hält Herr Dr. Heinrich Koerber den angekündigten Vortrag „Sexualität und Schuldgefühl" (im Original in diesem Hefte S. 311 abgedruckt). Die Diskussion darüber wird auf die Januarsitzung vertagt.

Referate.

Rassenhygiene, Eugenik und Geburtenrückgang.

Kraepelin, **Geschlechtliche Verirrungen und Volksvermehrung.** Arbeiten der vom ärztlichen Verein München eingesetzten Kommission zur Beratung von Fragen der Erhaltung und Mehrung der Volkskraft. M. m. W. 1918. Nr. 5.

Als geschlechtliche Verirrung bezeichnet Kraepelin alle Beteiligungen des Geschlechtstriebes, die eine Erreichung des Fortpflanzungszieles vereiteln. Unter ihnen üben vor allem Onanie und Homosexualität einen ungünstigen Einfluß auf die Volksvermehrung aus. Kraepelin bestreitet die Gründe für das Angeborensein der Homosexualität als einem „unabänderlichen Naturerzeugnis". Er läßt sie zustande kommen „bei psychopathischen Persönlichkeiten durch Einwirkung ungünstiger geschlechtlicher Erlebnisse auf einen unreifen, früh erwachenden, schlecht beherrschten Geschlechtstrieb". Auch das gesunde Kind soll außerordentlich häufig bei seinen ersten geschlechtlichen Regungen dem eigenen Geschlecht zuneigen, eine Tatsache, welche Kraepelin gegen die Beweiskraft der kindlichen Homosexualität als endogenes Zeichen ins Feld führt. Ebensowenig beweist das häufige Mißverhältnis zwischen äußerlichen Geschlechtsorganen und innerer seelischer Veranlagung, der feminine Mann und das virile Weib, weil von vielen „Pantoffelhelden und Mannweibern" bekannt sei, daß sie völlig heterosexuell empfinden. Effimination und Viraginität stellen vielmehr teils Anpassungen an die unnatürliche Geschlechtsrolle, teils lediglich Ausdrucksformen der Entartung dar. Als weiteres Entartungszeichen betrachtet Kraepelin die geschlechtliche Frühreife mancher Homosexueller im Sinne einer seelischen Entwicklungsstörung. Es fehle ihnen die besondere Fähigkeit, gleichgeschlechtliche Regungen zu überwinden; dadurch, daß sie fortbestehen, kommt die Homosexualität zustande. Von einem angeborenen Triebe zur Homosexualität könne man ebensowenig reden, wie von einem solchen zum Selbstmord, zum Schuldenmachen oder zum Taschendiebstahl; ausschlaggebend für die scheinbare Festigkeit des Triebes ist in erster Linie die Gewöhnung in Verbindung mit der gänzlichen Willensschwäche psychopathischer Persönlichkeiten. Den Geschlechtstrieb als solchen mit seinen Freuden und Leiden hält Kraepelin für angeboren, ähnlich wie den Nahrungstrieb mit seinen Lust- und Unlustgefühlen; aber die Richtung des Triebes ist ebenso erworben oder anerzogen, wie die Befriedigung des Nahrungsbedarfes an ganz verschiedenen Speisen erfolgen kann.

Einer der stärksten Beweise der Abhängigkeit der Homosexualität von äußeren Einflüssen besteht in ihrer sehr verschiedenen Ausbreitung, zeitlich und örtlich, in Stadt und Land und in den Berufsarten. Als exogene Faktoren kommen nachweislich in Betracht: Volkssitten, enges Beisammenwohnen beim Fehlen des anderen Geschlechtes, Alkoholeinfluß und schließlich Verführung. In der normalgeschichtlichen Entwicklung finden sich Bisexualität und Homosexualität als Vorstufen der normalen Heterosexualität. Somit gewinnt die Annahme Wahrscheinlichkeit, daß echte Homosexualität ein Verweilen der geschlechtlichen Entwicklung auf kindlicher Stufe, eine Hemmung der Persönlichkeitsentwicklung darstellt. Der Boden für das Entstehen der Homosexualität setzt sich zusammen aus einer psychopathischen Grundlage mit geschlechtlicher Frühreife, mit starker Bestimmbarkeit des unreifen Triebes durch zu-

fällige Erlebnisse, mit eingewurzelter Onanie, psychischer Impotenz und schließlich dem Ausbleiben einer natürlichen Berichtigung der Verirrung. Mit der Annahme einer organisch begründeten angeborenen Eigenart der Homosexualität lassen sich auch die guten Erfolge der hypnotischen Behandlung nicht vereinbaren.

Die riesige Verbreitung der Homosexualität — nach Hirschfeld leben in Deutschland 1 200 000 Homosexuelle — beruht in erster Linie auf der psychischen Infektion durch die stetig zunehmende einschlägige Literatur. Hier gilt es, das Übel an der Wurzel zu fassen. Nur rücksichtslose Unterdrückung aller Veröffentlichungen über geschlechtliche Verirrungen, mit Ausnahme rein wissenschaftlicher, vermag der Verführung vorzubeugen. Hand in Hand damit müssen erzieherische Maßnahmen, Abhärtung, Willenskräftigung, Aufklärung, Kondukation, Begünstigung der Frühehe und endlich Ausrottung der männlichen Prostitution gehen. Die bisherige Strafgesetzgebung hat sich als im wesentlichen wirkungslos und daher entbehrlich erwiesen. Sie ist zu beschränken auf homosexuelle Handlungen, welche öffentliches Ärgernis erregen, auf die Werbung für die Ausbreitung der Homosexualität, auf Amts- und Gewaltmißbrauch und schließlich auf Anwendung von Betäubungsmitteln, insbesondere Alkohol zur Erreichung homosexueller Ziele. Als Schutzalter für die Jugend schlägt Kraepelin die Zeit bis zum 21. Lebensjahre vor. Beim homosexuellen Verkehr Volljähriger mit Minderjährigen sollten alle zur geschlechtlichen Befriedigung führenden Handlungen, nicht nur die beischlafähnlichen, schwer bestraft werden.

Bruno Grießmann.

Bücherbesprechungen.

Marcuse, Dr. Max, Wandlungen des Fortpflanzungs-Gedankens und -Willens. Abhandlungen aus dem Gebiete d. Sexualforschung. Bonn 1918/19. Bd. I. H. 1.

In dankenswerter Weise hat Dr. Max Marcuse im Auftrag der Gesellschaft für Sexualforschung die Herausgabe einer Reihe von Abhandlungen unternommen, die sich in streng wissenschaftlicher Form mit allen Fragen des Geschlechtslebens und seinen Beziehungen zu Kultur, Gesellschaft und Rasse auseinandersetzen wollen. Die Reihe der beabsichtigten Darstellungen wird in fesselnder Form vom Herausgeber selbst eröffnet.

Er geht bei seiner Besprechung der Wandlungen des Fortpflanzungs-Gedankens und -Willens von der Annahme aus, daß zwischen Fortpflanzung und Geschlechtstrieb ein Wesensunterschied zu machen sei. Die Natur habe nur den Geschlechtstrieb gesetzt, den Zweck, „die Fortpflanzung", setze der Mensch. „Die Natur handelt nicht nach Zwecken, sondern nur nach Ursachen. Der Natur Zweckeandichten ist kindischer Anthropomorphismus" (Stern bei Marcuse S. 9). Hier scheint mir eine logische Lücke zu sein. Weder die Natur noch der Mensch „setzt" Geschlechtstrieb oder Fortpflanzungswillen. Und wenn der Mensch hier zwei Dinge als verschieden empfindet und unterscheidet, so ist das eine Erklärung a posteriori. Unsere aus der Erfahrung geborene Erkenntnis zeigt uns im ganzen Reich der Natur die Kausalitätsfolge von Zeugen, Werden, Sein und Vergehen. Von dieser Warte aus hat der das Sein und Geschehen zu verstehen suchende Mensch das Recht, den Geschlechtstrieb als einen im Dienste der Fortpflanzung stehenden Faktor zu bezeichnen und die Kennzeichnung des Geschlechtstriebes als einer selbständigen von jedem zugeordneten Zweck unabhängigen Potenz abzulehnen. Wenn Marcuse zu anderen Schlüssen kommt, so tut er gerade das, was er zu vermeiden strebt: Er anthropomorphisiert eine neutrale Sache darum, weil die menschliche Entwicklung zu einer Abkehr von der ursprünglichen Lebenslinie aller Lebewesen geführt, den Geschlechtstrieb von dem Fortpflanzungstrieb, mit dem er von Haus aus eins ist, losgelöst und zu einer selbständigen Potenz erhoben hat. Es soll in dieser Feststellung kein Werturteil enthalten sein. Die Kulturmenschheit hat sich in vielen Stücken von der Linie des natürlichen, das ist aber des unbewußten Geschehens entfernen und die Natur zu ihren besonderen Zwecken umbiegen müssen. Das gilt auch für das Gebiet des Geschlechtlichen. Kultur ist die zum Selbstbewußtsein gelangte und dementsprechend umgestaltete, durch bewußte Zwecksetzungen beeinflußte Natur. Diese Entwicklungslinie, die man im ganzen Reiche der Soziologie, das ist aber der Geschichte der menschlichen Entwicklung beobachten kann, darf in keinem Falle als Entartung bezeichnet werden. Sonach braucht man, um das Recht zur Beeinflussung auch der Sexualsphäre zu erweisen, keineswegs den Geschlechts- von dem Fortpflanzungstrieb künstlich zu trennen. Es genügt, fest-

zustellen, daß beide ursprünglich identisch sind, daß aber die kulturelle Zwecksetzung uns hier eine begriffliche und tatsächliche Trennung auferlegt.

Halten wir das fest, so ergeben sich von selbst eine Reihe interessanter Schlußfolgerungen. Denken wir an die Ehe. Sie ist aus einer ursprünglichen Zeugungsgemeinschaft auf dem Weg über die Eigentumsehe und mancherlei wirtschaftliche Zusammenhänge zu einer mit psychischen Imponderabilien gesättigten sexuellen Lebensgemeinschaft geworden, der eines nicht fernen Tages die individuelle Liebe eine stärkere Dauer geben wird als alle äußerliche gesetzliche Verankerung. Schon Schleiermacher (bei Marcuse S. 36) widerspricht der Auffassung, daß Geschlechtslust Sünde sei und predigt in diesem Sinne nicht absichtliche Zeugung, aber auch keinen von der Liebesempfindung losgelösten Geschlechtsverkehr. Hier bereitet sich schon jene Wendung vor, die in Umwandlung des bloßen Gattungsverhältnisses in ein persönliches „die Qualität der Erziehung, also das kulturelle altruistische Moment, weit höher als die Qualität der Zeugung, das konstitutiv-stammesgeschichtliche“ bewertete. Dieser Gegensatz wurde desto stärker, je mehr die Eheschließung auf die Voraussetzung geistig-seelischer Beziehungen zwischen Mann und Frau gegründet wurde“ (S. 40).

Nach Auffassung Marcuses kommt es auf diesem Wege allmählich dahin, daß der „Wille zur Fortpflanzung dem Willen zur Liebe untergeordnet wird“.

„So betrachtet, wird die gradlinige Entwicklung in der Wandlung des generativen Gedankens und Willens ganz deutlich: anfangs überhaupt ohne bewußte Beziehung zur Geschlechtlichkeit, dann dem Geschlechtlichen übergeordnet, weiterhin ihm gleichgeordnet und mit ihm konkurrierend, schließlich ihm untergeordnet und ihm dienend.“ Das mag gelten, soweit es sich als entwicklungsgeschichtliche Kategorie gibt. Es ist abzulehnen, sobald es als ethisches, richtunggebendes Postulat und höhere Entwicklungsstufe genommen sein will. Nichts in der Welt ist oder kann und soll reiner Selbstzweck sein. Man mag daher die Ausübung des Geschlechtsverkehrs außerhalb des Fortpflanzungszweckes als eine aus wirtschaftlichen, sozialen und persönlichen Gründen unvermeidbare Tatsache hinnehmen, sollte sich aber in diesem Zusammenhang vor der Formulierung ethischer Werturteile, ganz gewiß aber vor einer ethischen Höherwertung der die Fortpflanzung verneinenden Geschlechtsliebe hüten.

So schwere Bedenken sich auch gegen die Überspannung des Gedankens der Loslösung des Geschlechtsverkehrs von der Fortpflanzung erheben, völlig beistimmen müssen wir unserem Autor, wenn er das Ziel aller generativen Leistung nicht in der Qantität, sondern in der Qualität des Nachwuchses sieht. Verbesserung der Qualität und alle Maßnahmen, die in der Richtung gesunder Aufzucht und tätig-frohen Lebens wirken: dazu können wir gerne ja sagen. Zu begrüßen ist auch, daß Marcuse jene Gedankengänge begründend ablehnt, die darauf hinzielen, eine organische Verknüpfung zwischen Frauenbewegung und Geburtenminderung herzustellen.

Möchte die Schrift, die eine Fülle von Anregungen aber auch von Diskussionsstoff enthält, die verdiente Beachtung finden. Henr. Fürth.

Eiert, Helene, **Männerschande — Frauenknechtschaft.** Verlag Volksheil. Graz 1918.

Ein gänzlich unliterarisches und doch ein erfrischendes Buch, weil es aus einer starken Ehrlichkeit geschrieben, mit Leidenschaft ein ideales Ziel anstrebt. Ein naives Buch, dessen Verfasserin, unbeschwert von Spezialkenntnissen und erkenntnistheoretischen Erwägungen, Zufallsdaten unkritisch in einer Weise verwertet, bei der der Wunsch eindringlichster Warnung Vater des Gedankens ist. So wenn z. B. auf Grund einer ganz anders zu wertenden Statistik behauptet wird, 80 Proz. aller Männer seien geschlechtskrank. Die Verfasserin ist sich zweifellos nicht der vernichtenden Ungeheuerlichkeit bewußt, die in dieser überdies nur auf das Berlin einer bestimmten Zeit bezogenen Zahl läge, wenn sie in dem Sinne wahr wäre, daß diese 80 Proz. als absolute und nicht, wie es hier der Fall ist, als eine nicht auf Personen, sondern auf Fälle (d. h. aber auch Wiederholungsfälle) aufgebaute Vergleichsziffer anzusehen wäre. — Auch wird — und das ist ein entschiedener Mangel des Büchleins — bei der Beurteilung der ganzen Frage ausschließlich das sittliche Moment als Vergleichspunkt und verpflichtende Kategorie herangezogen und nicht zugleich die soziale und wirtschaftspolitische Konstellation ins Auge gefaßt. Nicht durch den Appell an die Sittlichkeitsverpflichtung kann hier geholfen werden, sondern durch soziale und wirtschaftspolitische Neuordnungen in Verbindung mit erziehlichen Maßnahmen.

Auch an Widersprüchen fehlt es nicht. Wie vertragen sich Behandlungszwang und Aufhebung jeder Überwachung miteinander? Wie dürfte man jedem Manne, der zu irgend einer Zeit einmal geschlechtskrank war, die Ehe verbieten? Geschlechtskrankheiten sind doch heilbar. — Wie stimmt die Lobpreisung der Moral der Germanen zu der

späterhin angeführten Tatsache (S. 70), daß die Carolina dem Manne das Recht gab, seine Frau zu betrügen, während die Ehebrecherin des Todes schuldig war?

Trotz alledem sei das nicht aus kühlwägendem Verstand, sondern aus einem tiefen und ehrlichen Empfinden stammende Büchlein als ein Bundesgenosse im Kampf gegen die doppelte Moral begrüßt und ihm viele Leser gewünscht. Henr. Fürth.

Müller-Lyer, Dr. F., **Die Zähmung der Nornen.** München 1918. Verlag Albert Langen.

Es gibt Bücher, die, aus schöpferischer Intuition geboren, den Tatsachen vorauseilen und in richtunggebender Klarheit die Wege künftiger Gestaltung weisen. Das nachgelassene Werk Müller-Lyers ist ein solches Buch. Gleich den voraufgehenden Publikationen Müller-Lyers hat es die Entwicklungsgeschichte der Menschheit, ihre Tendenzen und die daraus zu gewinnenden Richtlinien und Beeinflussungsmöglichkeiten zum Gegenstand.

Die schicksalsgewaltigen Göttinnen, um deren Wesensgeschichte und Wirken es sich diesmal handelt, sind Zuchtwahl, Erziehung und Erbfolge. Uralte Probleme, hineingestellt in das Licht neuen Bewußtseins, neuer Erkenntnisse, eines neuen Wollens und einer neuen Verantwortlichkeit und Verantwortungsbereitschaft.

Müller-Lyers bedient sich auch hier wieder der von ihm erfundenen und mit hervorragendem Erfolg angewandten und ausgebauten phaseologischen Methode der Geschichtsbetrachtung. Diese Methode besteht in einer anschaulichen, auf Urzeiten zurück- und in die Zukunft hinausweisenden vergleichenden Gegenüberstellung des Nach- und Miteinander alles Geschehens. Daraus formt sich mit zwingender Beweiskraft ein fortschreitendes Bild der Wirklichkeit und der Wesenheit der Dinge und ergeben sich die Richtungs- und Richtlinien der Entwicklung, aus denen die Richtungsgesetze abzuleiten sind. Um dahin zu gelangen, zerspaltet die phaseologische Methode „zunächst den ganzen Block der Kulturentwicklung in Längsschnitte (Wirtschaft, Familienverfassung, soziale Organisation, Sprache, Wissen, Glauben, Moral, Recht und Kunst) und teilt die einzelnen Phasen ein, um auf jedem Längsschnitt durch Vergleichung der einzelnen Phasen die Richtung zu finden, in der die gesamte Bewegung stattfindet; die „Richtungslinie“ zeigt uns dann das Ziel, dem die Entwicklung in der Zukunft zustrebt“ (S. 360). Im vorliegenden Fall wird auf diese Weise ein anschauliches Bild von den verschiedenen Phasen der Zuchtwahl gewonnen.

Drei Epochen, die der natürlichen, der familialen und der personalen Zuchtwahl werden unterschieden. Selbstverständlich sind diese Bezeichnungen nicht als absolute Kategorien und im Sinne einer scharfen Abgrenzung zu verstehen, sondern in dem eines Mehr oder Minder. Die theoretische Erkenntnis bedarf der abschneidenden Behelfe und Unterscheidungen, während der Fluß der Entwicklung ein ständiges, im Augenblick des Geschehens unmerkbares Werden und Vergehen ist. So vollzieht sich auch Aufstieg und Niedergang der Volksvermehrung.

Innerhalb jeder dieser Epochen sind wiederum zwei Abschnitte zu unterscheiden. Die eine, in der durch irgendwelche Außenumstände (Erweiterung des Nahrungsspielraumes) begünstigt, eine rasche Volksvermehrung stattfindet. Ist der Höhepunkt dieser Entwicklung erreicht und überschritten, dann folgt auf die erste, die expansive Periode, eine solche der Zurückhaltung und der Geburtenverhütung. Schon bei den Naturvölkern tritt in diesem Falle eine Abwehr zu raschen Volkswachstums in Form von Kindermord ein. In der folgenden, der familialen Epoche tritt an Stelle des Kindermordes die Abtreibung. Auf dieser durch das Einsetzen der Dauermonogamie und der Besitzheirat gekennzeichneten Stufe sehen wir durch die verschiedenen sozialen, ökonomischen und physiologischen Einflüsse allmählich eine Verfälschung des Prinzips der natürlichen Zuchtwahl dahin eintreten, daß nicht mehr das tüchtigste, sondern das äußerlich bestangepaßte Menschenmaterial zur Fortpflanzung gelangt. Charakteristisch für alle Bevölkerungsepochen ist, wie dargetan, das Schwanken zwischen den Extremen der Über- und Untervölkerung. Hier setzt das große Verdienst Müllers dahin ein, daß er weder die Lehre des Malthus oder des Neumalthusianismus noch auch die Behauptung seiner Gegner gelten läßt, sondern unter Zuhilfenahme seiner phaseologischen Methode aufzeigt, daß weder die Furcht vor Über- noch die vor Entvölkerung an sich berechtigt, sondern daß beide nur relativ, d. h. unter gewissen Begleitumständen zutreffend seien. Es gibt im Leben der Völker Zeiten, in denen durch ein Zusammentreffen äußerer Umstände (Erfindung neuer Produktionsmethoden und -werkzeuge und demzufolge Steigerung der Produktion, Ausweitung des Handels- und Weltverkehrs usw.) eine stärkere Volksvermehrung erfolgen kann, als sonst im Rahmen einer auf engeren Nahrungsspielraum beschränkten Volksgemeinschaft möglich gewesen wäre. Ist dann ein gewisser Sättigungszustand erreicht, ist der Punkt gekommen, an dem das Optimum der Versorgungsmöglichkeit nur noch bei

einer nicht mehr zu überschreitenden Volksdichte erhaltbar ist, dann muß unweigerlich auf die Periode rascher Volksvermehrung eine solche der Verlangsamung oder des Stillstandes folgen. „Jede neue Epoche beginnt mit einer Erweiterung des Nahrungsspielraums; diese hat eine Expansion der Bevölkerung zur Folge, die Expansion erreicht an einem gewissen (dem Nahrungsspielraum entsprechenden) Punkt ein Maximum oder besser Optimum, das von einer präventiven Phase gefolgt ist" (S. 231). Die Bevölkerungsfrage rückt damit aus der Reihe der von der Seite des Wollens oder des ethischen Sollens her bestimmbaren Faktoren in jene Reihe von Lebenserscheinungen, die man aus ihren inneren soziologischen und biologischen Zusammenhängen begreifen und nur mittels Einwirkung auf diese Innenkräfte, niemals aber durch Moralsatzungen und Gesetzesparagraphen beeinflussen kann.

In überaus glücklicher und zwingender Weise erläutert Müller das an den Bevölkerungsvorgängen innerhalb der einzelnen Entwicklungsphasen. Wir sehen die dünne Bevölkerung der Erde sich verdichten, als man Steinwaffen, Steinwerkzeuge und das Feuer gefunden hatte. Denn diese Dinge umschlossen ebensoviele Möglichkeiten, ein Mehr an Menschen aufziehen und erhalten zu können. Wir sehen dann im absteigenden Ast dieser Entwicklung den Sättigungszustand an Menschen, d. h. aber die Verengung des Nahrungsspielraumes, beantwortet mit den Präventivmethoden des Kindermordes und der Abtreibung.

Ein neuer Bevölkerungsaufstieg setzt mit der Erschließung künstlicher Nahrungsquellen und Konservierungsmethoden ein: Viehzucht und Ackerbau führen diese neue Verdichtungsperiode herauf. Aber je nach dem Maße, in dem, im Laufe der Zeit, die klimatische und geographische Lage und Beschaffenheit eines Landes der Erweiterung des Nahrungsspielraumes Schranken setzt, sehen wir auch hier die Volksvermehrung beschränkende Mittel und Methoden zur Anwendung kommen.

Erst das Aufkommen des Handels, als einer die Völker verbindenden und die Produktionsbedingungen der Einzelvölker in gewissem Umfang ausgleichenden Macht, leitet eine neue Expansionsphase der Bevölkerung ein, die sich wiederum innerhalb der durch die nahrungspolitische und geographische Wesenheit der Einzelvölker bedingten Unterschiedenheit auswirkt und von bevölkerungsmindernden Tendenzen in dem Augenblick abgelöst wird, in dem ein für die betreffende Entwicklungsstufe maßgebender Sättigungszustand eingetreten ist. Dies ganze Auf-und-ab spielt sich selbstverständlich nicht als ein eintöniger mechanischer Prozeß ab, sondern als ein von tausend Imponderabilien beeinflußtes Werden und Vergehen.

Den bis jetzt gewaltigsten Bevölkerungsaufschwung verdanken wir der im 19. Jahrhundert einsetzenden technischen Revolution. Die motorischen Kräfte, die der Mensch in dieser Zeit zu entfesseln und in seinen Dienst zu stellen wußte, seine wachsende Meisterung der gesamten Natur brachten es zuwege, daß in den europäischen Kulturländern die Bevölkerung zwischen 1800 und 1900 von 187 363 000 Menschen auf 385 778 000 stieg. In einzelnen Ländern dieses Kulturkreises ist eine Verdreifachung der Menschenzahl festzustellen. Nun ist seit einigen Jahrzehnten der unabweisbare Umschwung eingetreten: der expansiven ist die präventive Periode gefolgt, dem Zustand der Aufnahmefähigkeit der der Sättigung.

Ein Neues ist aber hinzugekommen. Wir haben gelernt, und nicht zuletzt dank der genialen Führer zur Erkenntnis, als deren erlesensten einen wir Müller-Lyer bezeichnen dürfen, die zwingende Gesetzmäßigkeit dieser Vorgänge zu begreifen. Damit entfällt die Nötigung zu leidenschaftlicher Stellungnahme dafür oder dagegen. Damit erwächst aber auch die Pflicht, die kritische und aufbauende Würdigung dieser Erkenntnisreihen zu der Aufgabe zu verdichten, der Bevölkerungserhaltung und Mehrung neue, gesunde und dem Stand unserer Kultur wie unserer berechtigten kulturellen Lebensforderungen angepaßte Wege zu eröffnen und schon vorhandene entsprechend auszubauen. Ein wichtiger Fingerzeig mag uns da zu Hilfe kommen. Die rückläufige Phase der Bevölkerungs- oder vielmehr der Geburtenbewegung hat schon vor einigen Jahrzehnten eingesetzt. Trotzdem haben wir den größten Geburtenüberschuß mit 15,6 ‰ erst ums Jahr 1902 zu verzeichnen. Die verlangsamte Geburtenzunahme wird überausgeglichen durch die Abnahme der Sterblichkeit. Sonach haben wir in den Bemühungen zur Verminderung der Sterblichkeit ein kulturwürdiges bevölkerungspolitisches Instrument zu erkennen, das zugleich auch (und das ist das Ausschlaggebende) in der Richtung der Qualitätsverbesserung wirkt. Was aber Qualität eines Volkstums bedeutet, das hat uns, trotz des letzten Endes für uns unglückseligen Ausgangs, dieser Krieg gezeigt.

Fragen wir nun mit Müller-Lyer, welche weiteren Möglichkeiten zur Heraufführung einer neuen expansiven Epoche der Bevölkerungsbewegung sich auftun, so dürften unter

Ausschluß aller in bloßen Gesetzen, Ge- und Verboten bestehenden Gewaltmittel (vgl. die Gesetzentwürfe gegen Geburtenverhütung und Unterbrechung der Schwangerschaft) als Möglichkeiten einer solchen Epoche in Betracht kommen „eine weitere Vergesellschaftung der Menschheit". Diese Steigerung der menschlichen Vergesellschaftung müßte sein:

1. eine zwischenvölkische (internationale) und
2. eine binnenvölkische (nationale).

Die zwischenvölkische Vergesellschaftung besteht darin, daß die Kulturvölker sich verständigen und großangelegte Siedelungspläne miteinander vereinbaren, so daß dann diejenigen Gebiete der Erde, die noch nicht genügend bevölkert sind, der weißen Rasse in weiterem Umfang erschlossen werden.

Die binnenvölkische Vergesellschaftung besteht in der höheren Sozialisation der Arbeit und der Güterverteilung, in Bodenreform, Erziehungsreform, Sexualreform, Erbrechtsreform usw. „Europa steht jetzt wieder am Scheidewege: Aufstieg zu der nächsthöheren Kulturstufe oder Untergang. Gelingt es den Völkern, ihre Regierungen zu zwingen, den Weg grundlegender Reformen zu beschreiten, so wird die höhere Kulturstufe sich verwirklichen; verbleiben die Diplomaten der alten Schule am Steuer der Staatsschiffe, so werden sich die Staaten teils mittels perfider Intrigen, teils durch Kanonen und Bajonette weiter bekämpfen." (S. 303.)

Wettrüsten und Wettgebären ist töricht. „Nicht darauf kommt es an, daß ein Maximum, sondern daß das Optimum der Geburten erzielt wird; der Staat ist der beste, der nicht die meisten, sondern die vortrefflichsten Bürger hat."

Durch Intensivierung des Landbaus (Erschließung von Ödland, künstliche und natürliche Düngemittel, Verwendung von Maschinen usw.) kann der landwirtschaftliche Ertrag gesteigert, durch fortgesetzte Industrialisierung und eine weitgetriebene zwischenvölkische Arbeitsteiligkeit die Güterhervorbringung erhöht, durch zwischenstaatliche Siedelungsverträge die Expansion der weißen Rasse gesichert werden. Der Nahrungsspielraum erweitert sich umsomehr, intensiv und extensiv, „je mehr alle Menschen und Völker kooperativ zusammenwirken, je mehr sie einen einheitlichen und planvoll wirkenden Überorganismus bilden, der für alle arbeitet, in dem einem jeden sein voller Arbeitsertrag gesichert ist und je weniger sie sich und ihre Produktion durch Krieg und Gewalttat zu stören und zu zerstören suchen."

Zu den so geforderten großen Mitteln zwischenvölkischer Neuordnung im Sinne einer eugenischen und dem Kulturstand unserer Zeit gerechtwerdenden Zuchtwahl sind die binnenvölkischen Reformen und Umordnungen zu gesellen. Sie heißen, neben der den Frauen nunmehr gewährten staatsbürgerlichen Gleichberechtigung und Mitverantwortlichkeit, großzügiger Mutter- und Kinder-, das ist aber Familienschutz, Wohnungsfürsorge für kinderreiche Familien und allgemeine Reform des Besiedelungs- und Wohnungswesens. Ferner die Gewährung von Kinderrenten, Sozialisierung der Erziehung, Schutz der Unehelichen, Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, der Prostitution und des Alkoholismus, Rationalisierung der Hauswirtschaft, hauswirtschaftliche Schulung der Frau zum Zweck einer planmäßigen Verbesserung der Ernährung. Endlich eine Reform des Erbrechtes und des gesamten Steuerwesens, durch die der plutokratischen Tendenz einer imperialistisch-kapitalistischen Ära ein Ende gemacht wird.

Die Entwicklung hat Müller-Lyer in allen seinen Forderungen Recht gegeben. Nun ist ein Chaos hereingebrochen. Eine Sintflut. Aber schon steigen die Eilande einer neuen Welt aus den Wassern empor. Einer Welt, deren Grundfesten die Solidarität der Völker, deren Kuppel die Kultur der Menschen ist. Die drei Schicksalsgöttinnen der Zuchtwahl, Erziehung und Erbfolge sollen nicht länger wahllos ihres Amtes walten. Der erkennende Mensch gibt ihnen Weg und Ziel, die unter aller Berücksichtigung der die Geburtenwilligkeit notwendig beschränkenden Kultureinflüsse höhenwärts führen.

Müller-Lyer war ein vornehmer Führer auf dem Weg zu diesem Ziel und ein früher Rufer im Streit. Wir haben viel mit ihm verloren. Henr. Fürth.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Iwan Bloch in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

Fünfter Band | Februar 1919 | 11. Heft

Die sexuelle Bedeutung des Geruchsinnes.

Von Dr. Ernst Schultze
Privatdozent in Leipzig.

Zwischen den Duftwellen, die ein Mensch aussendet, und der sexuellen Anziehung, die er übt, scheinen sehr enge Beziehungen zu walten. Erforscht sind sie noch fast gar nicht, wie überhaupt der ganze Problemkreis des Menschengeruchs, seine Entstehung und seine Ursachen von der Wissenschaft noch kaum in Angriff genommen ist. Es liegen ein paar individuelle Beobachtungen vor, die nicht sehr zahlreich sind, zum Teil auch ohne allgemeine Bedeutung.

Zahlreiche Männer der Wissenschaft, die Beobachtungen dieser Art machten, haben damit wohl hinter dem Berge gehalten, weil letzteren das Kriterium der allgemeinen Brauchbarkeit zu mangeln schien. Denn merkwürdigerweise hat die Wissenschaft gerade für den Geruch noch bei weitem nicht so vollendete Feststellungs- und Erforschungsmittel gefunden wie für die anderen Sinne. Für Gesicht und Gefühl, Gehör und zum Teil auch Geschmack besitzen wir äußerst feine Methoden, mit deren Hilfe sich Ergebnisse erzielen lassen, die der bloßen Anwendung der menschlichen Sinnesorgane nicht möglich wären. Eine chemische Wage wiegt viele millionenmal feiner als die empfindlichste menschliche Hand. Auch kennt sie ebenso wie alle anderen von der Wissenschaft erfundenen und von der Präzisionstechnik ausgearbeiteten Instrumente keine Ermüdung, während die Schärfe des menschlichen Beobachtungsvermögens nach einiger Zeit versagt.

Auch hier wieder steht der Geruch in einem gewissen Gegensatz zu den übrigen Sinnen: er ermüdet weit leichter. Wer sich an ein bestimmtes Parfüm gewöhnt hat, riecht schon nach kurzer Zeit geringe Mengen davon gar nicht mehr, so daß er sich in immer dichtere Wolken dieses Wohlgeruchs hüllen muß, um sie überhaupt noch wahrzunehmen. Auf der anderen Seite hat diese leichte Ermüdbarkeit des Geruchssinns die erwünschte Folge, daß wir uns auch an das Gegenteil von Wohlgerüchen überraschend schnell gewöhnen; was für die Zukunft der Menschheit, die immer mehr Automobilgerüche und ähnliches einzuatmen hat, von einiger Bedeutung sein mag.

Wenn es der Wissenschaft bisher nicht gelang, für die methodische Feststellung von Gerüchen auch nur annähernd so brauchbare und sichere Hilfsmittel zu erfinden wie für die übrigen Sinne, so deutet dies vielleicht darauf hin, daß der Geruch einer der jüngsten Sinne ist. Allerdings gibt es eine Richtung, die ihn umgekehrt für einen der ältesten ansieht und glaubt, er sei bereits im Absterben, weil er gewissermaßen schon verbraucht und entartet sei. Sicherlich aber ist diese Ansicht falsch. Nur das wird richtig sein, daß die Kulturmenschheit den Geruch erheblich seltener braucht als nament-

lich das Gesicht, so daß die Fähigkeit der scharfen Beobachtung durch den letzteren Sinn trotz aller durch die Großstädte geschaffenen Kurzsichtigkeit im wesentlichen doch wohl nicht gesunken ist, während wir den Geruch nicht mehr zur Aufspürung unserer Nahrung, zur Verfolgung eines Feindes oder zur rechtzeitigen Witterung eines herannahenden Raubtiers nötig haben. Was wir aber nicht beständig brauchen, bleibt ohne Übung, entwickelt sich nicht zur Vollkommenheit und erlahmt überraschend schnell.

Gegen die Theorie von der Entartung des Geruchssinns spricht auch eine weitere Tatsache: die wachsende Empfindlichkeit des verwöhnten Kulturmenschen gegen unangenehme Gerüche. Gewiß, man kann sich an alles, mithin auch an sie gewöhnen; sind wir aber auch nur kurze Zeit von ihnen frei gewesen, so fallen sie uns wieder ebenso arg auf die Nerven, als röchen wir sie zum erstenmal. Wir sind sehr viel empfindlicher geworden, jeder Fortschritt der äußeren Zivilisation macht uns noch anspruchsvoller. Nur nebenbei sei die bedeutungsvolle Tatsache berührt, daß die äußere Sauberkeit im allgemeinen auch die innere Reinlichkeit fördert. Geht die allerraffinierteste Körperpflege in den teuersten Schichten der Prostitution ebenso wie in gewissen Kreisen der vornehmen Welt mit äußerster Sittenlockerung Hand in Hand, so ist hier nicht sowohl die Sauberkeit das Entscheidende als die Durchtränkung der Haut mit Geruchsstoffen, denen das andere Geschlecht mehr oder weniger rettungslos unterliegt, und die Einhüllung der so vorbereiteten Haut in die feinsten, sexuell anregenden Wäsche- und Kleidungsstücke, soweit sie nicht absichtlich unverhüllt (anreizender noch: halbverhüllt) zur Schau getragen wird.

Das geschlechtliche Verlangen kann durch manche Geruchsstoffe außerordentlich angeregt werden. Der Student, der seiner katzenfeindlichen Wirtin einen Schabernack zu spielen wünscht, weiß sehr genau, daß eine geringe Menge von Baldrian genügt, um die sämtlichen Kater der Nachbarschaft mobil zu machen. Was für die Tiere gilt, beobachten wir auch an den Menschen — zum Teil sogar für dieselben Geruchsstoffe.

Ist es doch eine auffallende Tatsache, daß eine gewisse geschlechtliche Anziehung durch den Geruch sogar über die Grenzen hinüber vermittelt wird, die sonst das Tier vom Menschen trennen. Gustav Jäger, der in seinem Buche „Die Entdeckung der Seele" (Leipzig 1880) namentlich über die lust- und unlusterregenden Wirkungen bestimmter Düfte eine Menge lehrreichen Stoffes zusammengetragen hat, wenn er auch übertriebene Schlüsse daraus zieht, stellt beispielsweise fest, daß sich Ochsen von einer Magd leichter behandeln lassen als von einem Knechte, und daß der Grund nicht etwa in einer stark abweichenden Behandlung liegen könne. Ebenso erwähnt er, daß bei der Zähmung wilder Tiere die des Männchens einer Frau leichter gelinge als einem Mann, während die Zähmung eines wilden Tierweibchens mit größerem Erfolg wieder von dem Mann unternommen wird. Es ist eine bekannte Tatsache, daß Jäger fast ausschließlich mit Hündinnen auf die Jagd gehen, während sich männliche Hunde sehr gern an Frauen anschließen; selbst bissige Köter, z. B. Schäferhunde, die nicht dulden, daß irgend ein Mann mit Ausnahme des eigenen Herrn ihnen nahe kommt, lassen sich von jeder Frau anfassen und streicheln.

Häufig wird der Geschlechtstrieb der höheren Tiere von Menschen als Zähmungsmittel angewandt und zwar in so hohem Grade, daß bei wilden Tieren die Dressur damit vorbereitet wird. Zum Teil geschieht dies in der Art wie bei den Brieftauben, indem man neben dem

Ernährungstrieb auch den Geschlechtstrieb ausnutzt: die Tauben werden an einem Orte gefüttert, während man ihnen an einem anderen die Paarung gestattet, so daß ein regelmäßiger Verkehr zwischen zwei Orten erzwungen wird. Aber auch der menschliche Frauenduft spielt eine Rolle, wie etwa bei Löwen, die von einer Frau vorgeführt werden; sie pflegen bei der regelmäßigen Tätigkeit ihrer Bändigerin sehr aufmerksam zu sein, „aber es scheint, daß sie zu gewissen Zeiten überreizt sind und in diesem Zustande gefährlich werden“ [1]. Erwähnenswert ist auch, daß verschiedene Tropenreisende unabhängig voneinander festgestellt haben: anthropoïde Affenmännchen, namentlich des Gorilla und des Orang-Utang, bekundeten nicht selten eine leidenschaftliche Zuneigung zu blühenden jungen Frauen.

Sicher ist, daß der Geruch bei den Tieren nicht nur für das Auffinden der Nahrung der leitende Sinn ist, sondern auch für das Aufsuchen des anderen Geschlechts. Namentlich in der Brunstzeit wittert ein Tier das begehrte Weibchen oder Männchen auf unglaubliche Entfernung. So sehr nun auch der Geruchssinn beim Menschen zurückgegangen sein mag — er besteht doch gerade in dieser Beziehung ebenfalls weiter. Es ist eine unbestrittene Tatsache, daß es zahlreiche Menschen gibt, denen der Geruch des anderen Geschlechts außerordentlich angenehm ist, ja die ihn kaum entbehren können. Denn beide Geschlechter riechen in der Tat verschieden; ebenso pflegen sie eine Vorliebe für verschiedene Düfte zu haben. Das männliche Geschlecht bevorzugt gelegentlich Gerüche, die Frauen widerwärtig sind; andere Gerüche duldet es, ohne davon belästigt zu werden, während sie Frauen sehr unangenehm sein können (namentlich Tabakduft). Andererseits kann man nicht selten beobachten, daß Frauen, offenbar in der vollen Überzeugung, ihre Unwiderstehlichkeit dadurch zu steigern, sich in Duftwolken hüllen, die den Männern widerlich sind und von ihnen nur ruhig hingenommen werden, um den guten Ton nicht zu verletzen.

Übrigens kann das Verhalten desselben Menschen zu demselben Duft zu verschiedenen Zeiten erheblich abweichen, wie ja kein Reiz auf uns zu allen Zeiten gleichmäßig wirkt. Die schärfsten Unterschiede, offenbar hervorgerufen durch Affektänderungen, zeigen hysterische Frauen. Indessen können auch gesunde Frauen, z. B. während der Menstruationszeit, geruchsüberempfindlich (oder wie die Wissenschaft sagt „hyperosmisch“) sein. Gerüche, die ihnen für gewöhnlich gleichgültig oder doch erträglich sind, berühren sie während dieser Tage in unangenehmster Weise. Auch Männer, die an häufiger und starker Migräne leiden, werden für die Dauer der Anfälle oft sehr empfindlich gegen starke Düfte. Der Geruch gewisser Blumen etwa, der ihnen sonst angenehm ist, berührt sie dann unbehaglich.

Sehr unangenehm kann nicht erst dem voll entwickelten Geschlechtsmenschen, sondern schon dem Kinde der Menstruationsgeruch werden. Angenehm wirkt solcher Geruch lediglich auf erotisch krankhaft veranlagte

---

[1] Hachet-Souplet, Untersuchungen über die Psychologie der Tiere S. 128. Deutsch. Leipzig o. J. Ungleich. Kurz vor dieser Stelle meint der Verfasser: „Wir wollen hier nicht die Kniffe der Firanten erörtern, die bei Löwen, Tigern und sogar widerspenstigen Hunden angewendet werden, um sie gefügig zu machen; diese Kniffe sind nicht nur widerwärtig, sondern auch noch überflüssig, weil sie als Zähmungsmittel noch neben dem Hunger angewendet werden; es ist hierbei bemerkenswert, daß bei diesen Manipulationen die Frauen männliche Tiere und die Männer die Weibchen bearbeiten.“ (S. 127 f.)

Leute. Es gibt sogenannte Geruchsfetischisten, die sich auf jeden Geruch stürzen, der nur bei dem anderen Geschlecht, nicht auch bei dem eigenen zu finden ist, obwohl einige dieser Abnormen sogar den Schweißfüßen, ja selbst dem Fäkalduft gegenüber eine widerliche Vorliebe bekunden. In der Regel beschränken sie sich auf das Haar des anderen Geschlechts, und da es sich wohl ausschließlich um Männer handelt, wird die Frauen- und Mädchenwelt zuweilen durch einen „Zopfabschneider" in Schrecken versetzt, der ein Haarfetischist zu sein pflegt. Der Duft des weiblichen Haares pflegt auch sonst für Männer angenehm zu sein, das Haar der Geliebten strömt wohl gar Duftwellen aus, die die Verliebtheit steigern. Die Haarfetischisten aber, die durchaus zu den psychopathisch Kranken gehören, suchen sich nur einen weiblichen Zopf zu verschaffen, gewöhnlich von Kindern oder jungen Mädchen, um ihn als heimlichen Schatz aufzubewahren und sich durch Betrachten und Befühlen, Beriechen und Küssen erotisch damit zu beschäftigen [1]).

Das gleiche gilt von dem Genitalgeruch, dem spezifischen Geruch der Genitalgegend, der namentlich bei Frauen, die geboren haben, stark auftreten kann. Dieser Geruch pflegt in der Zeit der kräftigsten Körperentwicklung, dem sogenannten besten Lebensalter, bedeutende Steigerung zu erfahren, während er in höherem Alter wieder zurücktritt. Der unangenehme Duft, den man alten Männern mehr als alten Frauen vorwirft, pflegt kein unmittelbarer Genitalgeruch zu sein, sondern sich aus anderen Geruchsquellen zusammenzusetzen: aus dem Munde, den Achselhöhlen, den Füßen usw. Er wird dann zuweilen Bocksgeruch genannt, wodurch er in die Klasse der eigentlichen Sexualgerüche eingereiht wird.

Es sei daran erinnert, daß die sämtlichen sogenannten Sachverständigen, die in den Jahrhunderten des Hexenglaubens sich über den sexuellen Verkehr der Hexen mit dem Teufel bis in die kleinsten Einzelheiten verbreiteten — wonach übrigens der Teufel in dieser Beziehung eine ungeheure Wirksamkeit entfaltet haben muß — sämtlich darin übereinstimmten, daß der Gestank des Teufels, der im Mittelalter so häufig beschrieben wurde und den damals Zehntausende von Nasen rochen, sich auf die Opfer seiner Lust übertrage. Die Hexen selbst beschmierten sich, wie man steif und fest glaubte, vor der Zusammenkunft mit ihrem Herrn und Gebieter den nackten Körper mit Salben. Die genauen Rezepte finden wir in gar manchem Magiebuch jener Zeit angegeben. Aufgabe der Salbe sollte es sein, die damit Beschmierten für gewöhnliche Augen unsichtbar zu machen, so daß sie ungestört auf ihrem Besenstiel durch die Luft reiten konnten. Daneben wird der Zweck wohl auch die Verbesserung oder Verschönerung des Geruchs gewesen sein.

Für gesunde Menschen pflegen alle diejenigen Körpergerüche, die an dem eigenen Geschlecht als unangenehm empfunden werden, auch dadurch nicht ihre unlusterregende Wirkung einzubüßen, wenn sie von dem anderen Geschlecht ausströmen. Sie gehören also zu den negativen Sexualgerüchen, die von den positiven, lusterregenden zu trennen sind. Die alten Römer beklagten sich oft, obgleich wir nicht annehmen können, ihr Geruchssinn sei besonders fein entwickelt gewesen, über jene Düfte, die der Bordellbesucher mit sich herumzuschleppen pflegte. „Der verpestete Geruch dieser Höhlen war sprichwörtlich; wer einmal darin gewesen war, trug lange dieses

---

[1]) Siehe Professor Otto Stoll, Das Geschlechtsleben in der Völkerpsychologie. S. 818f. Leipzig 1908. Veit & Co. Auf noch bedeutend widerlichere Fälle, in denen der Menstruationsgeruch auf Männer anziehend wirkt, deutet er S. 839 hin.

ekelhafte Parfüm an sich, in dem man nicht nur den Qualm und den Gestank des Öls unterschied: Olenti in fornice, sagt Horaz; redolet adhuc fuliginum fornicis, sagt Seneca“ [1]). Mancher Reisende hat sich von dem unangenehmen Duft abgestoßen gefühlt, den körperlich sehr schöne Frauen fremder Völker ausströmten. So schrieb ein Reisender des 17. Jahrhunderts, Chardin, der die Weiber der Kaukasier, namentlich der Mingrelier, „absonderlich schön“ fand: „die Fürnehmen haben für anderen etwas Anmuthiges in ihrem Gesichte, und erinnere ich mich einige gesehen zu haben, welche wegen ihrer schönen Statur und Majestätischem Ansehen Printzessinnen bedeuten können. Man muß in dieselben nothwendig verliebet werden, weil sie bey ihrer natürlichen Schönheit alle, so sie anschauen, mit holden und liebelnden Augen, nicht anders, als wollten sie sie zur Liebe reitzen, anblicken.“ Aber so sehr ihn ihre schöne Gestalt reizte, so sehr fühlte er sich doch von ihrer Unsauberkeit zurückgestoßen, weil ihm der dadurch verursachte Geruch auf die Nerven fiel: „Mann und Weib, reich und arm hat niemals mehr alls ein Hembd und ein paar Schlaff-Hosen auf einmahl an, welche ihnen ein Jahr lang aushalten müssen; binnen der Zeit waschen sie zwey- bis dreymahl zum Höchsten, weil sie aber viel Ungezieffer haben, so schütteln sie selbe unter weilen über den Feuer aus, daß sie sich solcher getreuer Leibes-Zucht auff solche masse entschütten mögen, und dieser Ursach wegen pflegt es um das Weibs-Volck von Mingrelie nicht gar wohl zu riechen. Ich nahete mich ihnen vielmahls, durch ihre Schönheit gefangen; wenn ich aber nur einige Augenblicke bey ihnen verharrte, so stieg mir ein Geruch so in die Nase, daß meine Liebes-Hitze auf einmal verlöschen mußte [2]).“

Jede starke Anhäufung von Sexualdüften, zumal wenn sie mit anderen Körpergerüchen durchsetzt ist, pflegt unangenehm empfunden zu werden. In Frankreich suchten auch die höheren Klassen im 17. Jahrhundert, als sie der heutigen Reinlichkeit durchaus entbehrten, die übelriechenden Düfte der Achselhöhlen und der Genitalgegend nicht durch Waschung zu beseitigen, sondern durch parfümierte Salben und Essenzen zu übertönen, so daß einzelne Frauen Schwämme damit tränkten, um sie unter den Achseln und zwischen den Schenkeln zu tragen. Die Beinkleider, deren sich die Frauen jener Zeit häufig bei gewissen Tänzen bedienten, blieben so lange im Gebrauch, daß sie sehr schmutzig wurden und nach der Versicherung der Zeitgenossen schlimmer als eine Kloake rochen. Eine Ausnahme pflegten hauptsächlich die Prostituierten zu machen, wenigstens die der höheren Preisklassen, so daß sie die ehrbaren Frauen in bezug auf erträglichen Geruch oft übertrafen [3]).

---

[1]) Dufour, Geschichte der Prostitution. Deutsch. Bd. 2, S. 10.

[2]) Chardins Reisen 1667. Angeführt nach Stern, Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Rußland, Bd. 2, S. 470 ff.

[3]) „Aus überlieferten Schriften ersehen wir, daß ehrbare Frauen sich darauf etwas einbildeten nie geheime Waschungen vorzunehmen, und daß nur Buhlerinnen sich häufig Gesicht und Hände wuschen. ... Aber wenn auch die Frauen die Vorkehrungen der Reinlichkeit in ein tiefes Geheimnis hüllten, so scheuten sie doch nicht, den Gebrauch von Salben und Düften zuzugestehen, die ihnen den Zunamen muguettes verschafften. Erst im 16. Jahrhundert war die Reinlichkeit des Körpers zur wesentlichen Bedingung der Frauenschönheit geworden. ... Man muß diese ‚Controverses‘ lesen, um sich Rechenschaft darüber geben zu können, wie groß damals die Unreinlichkeit der Frauen war, besonders der reichen Frauen, trotz ihrer seltsamen Anwendung von Parfüm, was sie in keinem Fall als unziemlich betrachteten. ... Die Männer konnten sich daher rühmen, in bezug auf Reinlichkeit bedachtsamer gewesen zu sein als die Frauen. Auch bedienten sie sich viel weniger der Wohlgerüche und Salben.“ (Dufour, Geschichte der Prostitution, Bd. 3, S. 82 f. Deutsch. Berlin o. J. Gnadenfeld & Co.)

Es pflegt zu den negativen Sexualgerüchen namentlich der Achselhöhlenduft gerechnet zu werden. Vielleicht ist es die große individuelle Verschiedenheit dieses Geruchs, die ihm eine so starke — meistens abstoßende, zuweilen auch anziehende — Rolle zuerteilt. Übrigens ist die Behauptung einiger Gelehrten, der Achselhöhlenduft habe keinen geschlechtlichen Charakter, sicherlich falsch. Er gewinnt ihn allein schon dadurch, daß er sich mit der Geschlechtsreife bedeutend zu verstärken pflegt: die Alten wußten dies sehr wohl, so daß sie ihn geradezu als Zeichen der geschlechtlichen Reife betrachteten. Auch finden sich, wie etwa bei Aristophanes, unverkennbare Anspielungen auf den Bockgestank der Achselhöhlen als Zeichen sexueller Ausschweifung. Daß die Achselhöhlen andererseits durch die Behaarung eine unangenehm empfundene Aufspeicherung der Düfte veranlassen, pflegt auf der einen Seite sehr reinliche Leute zu veranlassen, sich die Achselgegend häufig zu waschen, andererseits läßt dies sehr eitle Leute lieber zu dem Mittel des Ausraufens der Achselhaare greifen. Der Zusammenhang zwischen Achselgeruch und Sexualleben ist übrigens ein uralter Volksglaube, an den sich mancher Liebeszauber knüpft. Von dem Schöffengericht I in Berlin wurde am 1. November 1895 ein Dienstmädchen zu 5 Mark Strafe verurteilt, weil es einem Zimmermieter seiner Herrschaft, in den es sich verliebt hatte, aus einem Rock ein schweißdurchtränktes Stück der Achselhöhle herausgeschnitten hatte, um es als Liebeszauber auf dem Busen zu tragen. Beim Tanzen auf dem Lande verursacht derselbe Glaube manche Eigentümlichkeit.

Hat hier ein gewöhnlich als unangenehm empfundener Geruch die Grenze zu den angenehmen überschritten, so gibt es eine Anzahl von Sexualgerüchen, die von vornherein auf die meisten Angehörigen des anderen Geschlechts lusterregend zu wirken pflegen. Es kommt zwar vor, daß Verliebte überhaupt nicht wissen, wie die oder der Geliebte riecht. Gustav Jäger meint sogar [1]): „Tatsache ist dagegen, daß die meisten verliebten Menschen keine Ahnung haben, daß ihr geliebter Gegenstand wohlriechend ist.“ Aber er behauptet, daß bei sämtlichen Brautpaaren, die sich wirklich zugetan sind, der Geruch des anderen Teiles angenehm empfunden werde, ja daß der entgegengesetzte Fall ein sicheres Zeichen dafür sei, daß die Leutchen nicht verliebt seien.

Für Mohammed gab es auf Erden nichts Köstlicheres als Frauen und Wohlgerüche; in der glühenden Schilderung seines Paradieses stellt er unter die Freuden, die dem Gläubigen dort winken, beides an erste Stelle.

Ja es scheint, als ob die höchste Schärfe des Geruchssinns beim Menschen zusammenfällt mit den Blütejahren seiner sexuellen Entwicklung. Dann ist die Geruchsempfindlichkeit außerordentlich gesteigert, sie kann sich so stark differenzieren, daß der Geruch der Geliebten mit Sicherheit aus dem aller anderen Menschen herauserkannt, ja von ihm gesondert wird. Die Sonderung von Gerüchen ist im übrigen ebenfalls eine Fähigkeit, die der Menschheit verloren zu gehen droht, während Tiere (nicht nur der Hund) sie in vollendeter Ausbildung zeigen. Wo sie beim Menschen in nennenswertem Maße auftritt, ist sie aufs höchste gerade wieder in geschlechtlicher Beziehung ausgebildet.

Im Alten Testament singt der Verfasser des Hohen Liedes dem Wohlgeruch der Geliebten ein begeistertes Lob: „Deiner Kleider Geruch,

[1]) Gustav Jäger, Entdeckung der Seele, Bd. 1, S. 140.

meine Braut, ist wie der Wohlgeruch Libanons." Es ist ein in vielen Schöpfungen der Weltliteratur wiederkehrender Zug, daß der Geruch der Geliebten die sehnsüchtig-angenehmsten Erinnerungen weckt. So ruft Faust, als er von Mephisto in das Zimmer des abwesenden Gretchens geführt wird:

„Umgibt mich hier ein Zauberduft?
Mich drängt's, so gerade zu genießen,
Nun fühl' ich mich in Liebestraum zerfließen,
Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft?"

Etwas derber äußert sich Rousseau in der „Neuen Héloise": als Saint-Preux in das Zimmer Juliens tritt und ihre dort umherliegenden Kleidungsstücke, namentlich ihr Korsett, sehnsuchtsvoll betrachtet, erfreut er sich auch an dem Geruch, der ihnen entströmt.

Man könnte die Frage aufwerfen, ob die Feinheit der sexuellen Geruchsempfindung bei der Frau ebenso ausgebildet ist wie beim Manne. Aus der Literatur besitzen wir keine stichhaltigen Zeugnisse, die uns die gleich scharfe Ausbildung vermuten ließen. Es ließe sich dagegen der gewöhnliche Einwand erheben, daß die Literatur hauptsächlich von Männern geschrieben sei, die daher alles Interesse auf sich konzentrierten und sich als das begabtere Geschlecht hinstellten. Indessen wäre dieser Vorwurf offensichtlich falsch: im Gegenteil haben nicht nur verliebte Männer, sondern auch ältere, die das weibliche Geschlecht tief zu achten gelernt hatten, die Frauen häufig in einer dichterischen Verklärung geschildert, die ihnen neben den hervorragendsten seelischen Eigenschaften auch bedeutende Sinnesschärfe zuschrieben; ein feiner Sexualgeruch ist jedoch meines Wissens nicht darunter. Auch scheint sich aus den Feststellungen der Experimentalpsychologie zu ergeben, daß in der Tat der Geruchssinn beim Weibe weniger ausgebildet ist als beim Manne. Ausnahmen kommen vor, aber selten. Die bedeutendsten Steigerungen des Geruchssinns finden sich jedenfalls bei einzelnen Männern. Allerdings wird nicht zu vergessen sein, daß die überwiegende Zahl der Frauen durch Schamhaftigkeit oder Sitte gehindert ist, das Vorhandensein scharfen sexuellen Geruchsvermögens bei sich zu rühmen oder auch nur zuzugeben. Eines der wenigen Beispiele des Gegenteils ist die Prinzessin Chimay, früher Miß Clara Wardy. Sie soll einem Journalisten gestanden haben, daß ihre merkwürdige Liebe zu dem Zigeuner Rigo in erster Linie durch dessen Geruch entfacht wurde. Aber es ist nicht zu vergessen, daß diese Frau stark hysterisch war.

Bei dem Manne ist von solcher Zurückhaltung in den allermeisten Fällen nicht die Rede. Immerhin liegen mancherlei Gründe vor, die uns vermuten lassen, daß der Sexualgeruch auf Männer stärker wirkt und feiner bei ihnen ausgebildet ist, als dies für das weibliche Geschlecht gilt. Selbst recht alte Männer können ein scharfes Sexualgeruchsvermögen behalten. So wußte der Kardinal Alessandro Albini, der Gönner Winckelmanns, als alter Mann erblindet, in Gesellschaft junge Damen durch den Geruch von alten zu unterscheiden.

Übrigens kannten alte Sünder zu allen Zeiten die sexuell anregende Wirkung bestimmter Gerüche und wandten sie gern an. So pflegte Kardinal Richelieu zur Anregung seiner sexuellen Gefühle die stärksten Parfüms um sich zu verbreiten; wobei übrigens zu berücksichtigen ist, daß die Unsauberkeit jener Zeit außerordentlich groß war, da man im damaligen Frankreich eine beträchtliche Abneigung gegen das Waschen, geschweige denn gegen das Baden bekundete. Der menschliche Körper roch daher in der feinsten Hofgesellschaft entsetzlich, woraus sich die Vorliebe jener Zeit für scharfduftende

Parfüms, Salben und Essenzen aller Art erklärt, für die riesige Summen ausgegeben wurden. Besaß doch sogar Ludwig XIV. nicht einmal einen Waschtisch.

Liebesdurstige Frauen kannten die sexuell anregende Wirkung bestimmter Gerüche sehr genau. Schon bei rohen Völkern ist daher das Parfümieren üblich. Als Beispiel sei erwähnt, daß der alte Herodot erzählt, wie die Weiber der Skythen auf einem rauhen Stein Zypressen- und Zedern- und Weihrauchholz reiben und Wasser dazu gießen. „Und sodann bestreichen sie sich damit, das nun ein dicker Brei geworden, den ganzen Leib und das Gesicht. Dadurch nun bekommen sie sowohl einen lieblichen Geruch, als auch, wenn sie am folgenden Tage den Überzug abnehmen, werden sie rein und glänzend [1].“

In Zeiten, deren Sittenlosigkeit über das gewöhnliche Maß emporsteigt, pflegt die Herstellung aller möglichen Wohlgerüche und Schminken, Pulver und Puder erstaunlichen Umfang anzunehmen. Was die vornehmen Römerinnen zur Zeit des Kaiserreichs dafür ausgaben, klingt uns heute beinahe unglaublich. In der Neuzeit ist die Benutzung von Parfüms durch vornehme Damen so gewöhnlich geworden, daß beinahe die Sitte vorschreibt, sich in eine Wolke unverkennbarer Wohlgerüche zu hüllen. Man mag im einzelnen auswählen, welchen Geruch man liebt — aber man darf sich nicht ohne ihn zeigen. Die Anwendung kosmetischer Mittel ist daher in diesen Kreisen nicht mehr, wie dies früher lange der Fall war, ein Unterscheidungsmerkmal für eroberungslustige Frauen geblieben; sie hat diesen Charakter in den Kreisen des Hofes und der „Gesellschaft“ ganz abgestreift. Wahrscheinlich ist der Einfluß des französischen Hofes dafür maßgebend geworden, denn die deutschen Fürstenhöfe seit dem 17. Jahrhundert in sklavischer Untertänigkeit alle Unarten nachahmten, um nur ja den Anspruch erheben zu können, im Reigen der Zivilisation sogleich hinter dem Sonnenkönig zu marschieren [2].

---

[1] Herodot, Buch 4, Kap. 75.

[2] Vor einigen Jahren ging folgende Notiz durch die Presse, die trotz ihres journalistischen Aufputzes einen Kern von Wahrheit in dem Hinweis auf die Beziehungen zwischen der Vorliebe für bestimmte Wohlgerüche und der allgemeinen seelischen Eigenart besitzt:

„Sage mir, wie du duftest, und ich werde dir sagen, wer du bist“, diese Devise könnte ein bekannter französischer Parfümfabrikant den Ausführungen voranstellen, die er über den Zusammenhang des Charakters der Frau mit dem Parfüm, das sie gebraucht, mitteilt. Er erklärt, daß er das Wesen einer Dame aus ihrem Taschentuch — wenn es parfümiert ist — „herauslesen“ könne. Die Frau, die den erfrischenden Duft von Jockey-Klub jedem andern Parfüm vorzieht, ist eine fröhliche, etwas leichtlebige Person, die alles von der besten Seite nimmt. Sie ist klug und in ihrem Wesen angenehm, so daß Jockey-Klub, wie uns der Kenner anvertraut, stets eine gute Gefährtin für den Mann verrät. Rosenessenz ist der Lieblingsduft der eleganten Dame von Welt. Mit Rosenduft eint sich stets eine Stimmung von Luxus und Verschwendungssucht. Diese rosenduftenden Damen sind es, die ihr kostbares Spitzentaschentuch auf der Treppe verlieren und beim Juwelier Einkäufe machen, über die dem Gatten die Haare zu Berge stehen. Glücklich derjenige, der einer Dame seine Neigung zu Füßen legt, die Lawendelwasser für ihren Toilettentisch auserkoren hat. Die bescheiden-gemütvolle Atmosphäre der Großmütter umfließt diese Verehrerin des typischen Biedermeierparfüms; sie ist bescheiden und treu, still und gütig, wie der Duft, den sie ausströmt. Wehe aber dem, dessen Lebenspfad eine Frau kreuzt, die sich an starken indischen Parfüms berauscht. Das sind dämonische, leidenschaftlich-wilde Naturen, die auch vor dem Verbrechen nicht zurückschrecken. Ein Taschentuch, getränkt mit dem indischen Parfüm Phul-Nana ward jüngst in den Händen eines Ermordeten gefunden, und als man feststellte, daß seine Frau dieses Parfüm über alles liebte, bot der Duft die Handhabe zur Entdeckung der Mörderin. Seltsamerweise ist Veilchenduft das Lieblingsparfüm der exzentrischen und launenhaften Frau. Diese bescheidene Blume wird von Damen bevorzugt, die flatterhaft, extravagant und frivol

Durch die allgemeine Verbreitung der Frauensitte, Wohlgerüche zu benutzen, ist ihnen der sexuelle Charakter in manchen Schichten verloren gegangen. In anderen ist er geblieben. Auch pflegt ein Mann, der mehrere Schritte weit nach Moschus oder gar nach Patschuli duftet — diesem unfeinsten und man möchte sagen aufdringlich sexuellen Parfüm — nicht eben in angenehmem „Geruch" bei uns zu stehen. Viele Menschen sind geneigt, Männern, die sich derartig parfümieren, den Charakter der Männlichkeit mehr oder minder abzusprechen. Auch dies ist eine allgemeine Erscheinung aller Kulturgeschichte. Sokrates tat gegen die Verweichlichung der Athener durch die vielen Düfte und Balsamarten Einspruch, mit denen sie ihre Jünglinge verunstalteten. Ebenso trat Cäsar und mancher andere hervorragende Römer gegen die Salbenschmierer auf; Cäsar, obwohl er selbst ein unverbesserlicher Freund des weiblichen Geschlechts, ja ein Frauenjäger war, wie er im Buche steht. Am stärksten parfümierten sich auch in jener Zeit die Jünglinge der jeunesse dorée — und die Buhlknaben. Letztere bildeten vom ersten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung an im römischen Reich eine für ebenso unentbehrlich gehaltene Menschenklasse wie die weiblichen Prostituierten. Wir besitzen manche Schilderung etwa von solchen Jünglingen in Tarent, die in durchsichtigen Gewändern, jedes Glied des Körpers sehen lassend, einherstolzierten, mit geschniegeltem Haar, weithin nach Salben und Essenzen riechend.

Ebenso pflegten die Freudenmädchen sich übermäßig stark zu parfümieren. Plautus ruft in der Mostellaria entsetzt aus: „Diese alten Fregatten, die sich mit Parfüms überschütten, diese zahnlosen Scheusäler, die die Ruinen ihrer Schönheit mit Puder bedecken, — sie duften, wenn ihr Schweiß sich mit den Wohlgerüchen vermischt hat, schlimmer als ein Koch, der ein Ragout von verschiedenen Saucen hergestellt hat." Und er macht seinem gepreßten Herzen in dem Wunsche Luft: „Ein Weib riecht gut, wenn es gar nicht riecht."

Man ist zuweilen versucht, diesen Notschrei zu wiederholen, wenn man in eine Wolke jener aufdringlichen Parfüms gerät, mit denen sich manche Damen umhüllen. Tritt fünf Reihen hinter uns ins Parkett eines Theaters selbst nach der Verdunkelung — die den Geruch ebenso wie den Geschmack herabsetzt — eine dieser duftenden Damen ein, so spüren wir es deutlich; nur eben durchaus nicht angenehm, wie sie sich einzubilden pflegt. Die Überladung mit Geruchsstoffen wirkt einmal dadurch abstoßend, daß jede allzu starke Häufung eines Reizstoffes den angenehmen Affekt in einen unlusterregenden wandelt, außerdem aber erweckt solche Überladung die Annahme, man bediene sich ihrer, um einen unangenehmen Körperduft zu übertönen. Die Vermutung nun gar, das überstarke Parfüm sei gewählt, um sexuell anzureizen, wirkt (außer auf

sind. Damen mit künstlerischer Veranlagung benutzen mit Vorliebe eine Essenz aus weißen Rosen. Ihrem phantasievollen Geiste erscheint nur dieser exotische, kühle und zarte Geruch angemessen; andere Parfüms dünken ihnen schwer, dumpf und gewöhnlich. Als das eigentliche Parfüm der „modernen Frau" bezeichnet unser Kenner Frangivanni. Die Benutzerin dieses Duftes liebt den Flirt, ist ihren Genossinnen eine gefährliche Freundin, raucht viel, ißt hauptsächlich unbekömmliches Zeug und liest Bücher, die alle Welt für unpassend erklärt. Das junge Mädchen von heute hat im Eau de Cologne das ihr zusagende Parfüm gefunden. Sie wählt diese einfache und unaufdringliche Essenz, nicht um Aufsehen zu erregen oder ihre Reize zu erhöhen, sondern weil sie ihr Frische und Lebensheiterkeit mitteilt. Die gute Hausfrau begnügt sich mit dem Duft der Feldblumen; sie findet in ihm die idyllische, würzige Einfachheit des Landlebens und der gesunden Natur." (Angeführt nach dem Hamburgischen Korrespondenten vom 13. September 1912.)

den unerfahrenen Milchbart) ebenfalls abstoßend, zumal wenn uns die wohlgeruchsschwangere Wolke in aller Öffentlichkeit entgegenbläst.

Indessen ist es falsch, bei jeder sich parfümierenden Frau eine dieser beiden Vermutungen zu hegen. Merkwürdigerweise wird von dem männlichen Geschlecht sehr häufig übersehen, daß viele Frauen sich nicht sowohl deshalb parfümieren, um einen Mann oder alle Männer anzuziehen, als vielmehr zu ihrem eigenen Vergnügen, weil sie danach verlangt, einen bestimmten Geruch möglichst stets um sich zu haben. Man könnte versucht sein, es als Rätsel der Frauensinne zu betrachten, daß einerseits das Weib in der Feinheit der Geruchsempfindung offenbar dem Manne nachsteht, während es andererseits ausgesprochene Freude an starken und auffallenden Düften besitzt. Wahrscheinlich aber ist dies kein Rätsel: es mag der ursächliche Zusammenhang bestehen, daß gerade infolge der geringeren Duftempfindlichkeit das Bedürfnis besteht, stärkere Duftmengen auf sich wirken zu lassen. Jedenfalls scheint es, als ob die Freude an starken und auffälligen Düften für die Frau eine Form der Sinnlichkeit ist — zumal für die unverheiratet bleibende, die durch Sitte und Gefahr zwar nicht zu einem Leben völliger Keuschheit gezwungen ist, aber doch zu wesentlich größerer Zurückhaltung als der Durchschnitt des männlichen Geschlechts.

Kulturgeschichtlich ist es ungemein lehrreich, daß der Haarduft, der sich bei beiden Geschlechtern vielleicht am stärksten unterscheidet, seit uralter Zeit durch Einfetten der Haare oder der Kopfhaut absichtlich verstärkt wird. Die Sitte hat sich so eingebürgert, daß man gar nicht mehr daran denkt, aus welchem Grunde sie entstanden sein mag. Aus gesundheitlichen Ursachen ist dies sicherlich nicht geschehen, da die Kopfhaut genug eigenes Fett abzusondern pflegt. Heute ist die Anwendung wohlriechender Stoffe für die Haarpflege so allgemein, daß nur ganz wenige Schichten der Bevölkerung davon absehen. Ein Mann allerdings, der davon allzu starken Gebrauch macht, muß, auch wenn er sich selbst unwiderstehlich dünkt, oder auch gerade dann argen Spott hinnehmen. Nicht nur der Berliner, der für solche Dinge ein besonders scharfes Auge und einen noch schärferen Mund hat, pflegt ihn „Pomadenhengst“ zu nennen.

Im allgemeinen ist jedenfalls das weibliche Geschlecht geneigter, Riechstoffe für die Haarpflege anzuwenden. Die Sitte geht weit in das Altertum zurück, und zwar findet sie sich in allen Kulturkreisen. Wir kennen sie sowohl bei den Griechen und Römern, die sie von den Ägyptern gelernt haben mögen, als auch bei den Indern, aber auch bei den Japanern, und ebenso bei den Rothäuten in Nord-, Mittel- und Südamerika. Übrigens dient auch die bei manchem Volk eingebürgerte Sitte, das Haar durch Einstecken von Blumen zu schmücken, der Erhöhung des Haarduftes, nicht etwa nur der Verschönerung für das Auge. Auf den Südseeinseln, in Birma, in dem blumenliebenden alten Mexiko und dem heutigen Südeuropa läßt sich die Sitte gleichmäßig beobachten.

Wie alles, was die sexuelle Anziehungskraft des Weibes heben kann, hat sie auch in den Bordellen eine Stätte gefunden. Ebendort werden unter den Riechstoffen diejenigen bevorzugt, die auf rein sexuelle Wirkung berechnet sind. Es ist sicherlich kein Zufall, daß dafür gewisse Präparate, wie Moschus und Bisam, in erster Reihe stehen; die Beziehungen dieser Duftstoffe zu dem Geschlechtsleben der Tiere, aus deren Körper wir sie gewinnen, sind unverkennbar.

Alle möglichen riechenden (es wäre falsch, auch in solchen Fällen immer zu sagen: wohlriechenden) Stoffe wurden von den weiblichen und

männlichen Prostituierten in Rom gebraucht; beispielsweise ein duftendes Öl, das die Bezeichnung arabus oder arabicus führte und das man zum Salben des Haares verwendete. Von der fabelhaften Ausdehnung des Gebrauches von Riechstoffen im alten Rom, namentlich zur Kaiserzeit, können wir uns kaum noch eine Vorstellung machen. Pierre Dufour sagt darüber in seiner „Geschichte der Prostitution“ [1]: „Die Alten, besonders die Römer, konnten sich den Liebesgenuß ohne Wohlgerüche gar nicht vorstellen; tatsächlich machten sie denn auch im täglichen Leben davon den ausgiebigsten Gebrauch. Man weiß, welchen Einfluß der Moschus, das Zibeth, das graue Ambra und andere animalische Geruchsmittel auf das Nervensystem, speziell auf die Sexualsphäre ausüben; die Römer trugen derartige Sachen aber nicht nur beständig in ihren Kleidern und ihren Frisuren, sondern sie wandten diese Mittel auch innerlich an, indem sie damit ihre Speisen und ihr Getränk würzten, ganz abgesehen von den starken und für Spezialfälle gebrauchten Liebestränken. Vermutlich hat man die außerordentlich starke Sinnlichkeit der Römer, die dem Volke schließlich zum Verderben gereichen mußte, der steten Anwendung solcher Mittel zum Teil zuzuschreiben. Das asiatische Wohlleben war auch der Einführung dieses Parfüms dienlich gewesen, und später schienen Arabien, Persien und der ganze Orient nicht hinzureichen, um Rom mit Wohlgerüchen zu versorgen. Vergeblich suchten einige ehrenwerte, sittenstrenge Männer — unglücklicherweise Greise — diese den Sitten wie der Gesundheit gefährliche Mode zu bekämpfen; vergeblich wurden ihre guten Ratschläge in den Lehrbüchern der Moral, in der Poesie, ja sogar in dem Theater wiederholt: man achtete nicht darauf, und Rom war bald ebenso parfümiert wie Sybaris und Babylon. Je mehr man die Parfüms liebte und anwandte, um so mehr verlor der Stand der Parfümeure und Parfümusen an sozialer Achtung; meist waren es nur ehemalige Courtisanen oder alte, berüchtigte Kuppler. Anständige Leute, die ihrer Dienste bedurften, betraten ihre Buden nur abends oder morgens in der Frühe mit verhülltem Haupte.“ . . . „Für eine freigeborene und auf ihr Bürgerrecht stolze Frau (ingenua) war es die schwerste Beleidigung, wenn man sie für eine Parfümeuse hielt. Die Parfümerien waren auch kaum etwas anderes als Anstalten für Kuppelei (lenocinium) im großen. Reiche Leute hatten ein eigenes Laboratorium, in dem einer aus der Schar ihrer Sklaven die für den Hausgebrauch notwendigen Wohlgerüche herzustellen hatte.“ . . . „Namentlich auch in den Bordells wurde ausgiebiger Gebrauch von den Essenzen gemacht. Nicht nur pflegten sich dort die Menschen zu salben und zu parfümieren, sondern auch die Zellen waren mit Räucherkerzen versehen, die Lagerstätten mit Rosen überschüttet und mit Wohlgerüchen durchtränkt.“ —

Aus der Zeit der Völkerwanderung ist uns eine lehrreiche Tatsache aufbewahrt, die zeigt, daß selbst den rohesten Völkern ein widerlicher Geruch so unangenehm sein konnte, daß sie deshalb von Weibern abließen, die sie gewaltsam zu ihrem Willen zwingen wollten. Als der Avarenkönig Kakan den langobardischen Herzog Gisulf in der Schlacht erschlagen hatte und durch den Verrat seiner Witwe, der Romilda, die dafür von den Avaren selbst grauenhaft bestraft wurde, die Stadt Forojuli genommen hatte, fielen auch die vier Töchter der Fürstin in die Hand der Eroberer. Ungleich ihrer Mutter, die sich dem feindlichen Heerführer preisgab, ja deshalb die Stadt verraten hatte, wünschten die Töchter ihre Keuschheit zu bewahren und gerieten deshalb, wie

[1]) Deutsch. Bd. 2, S. 80 f. Berlin, J. Gnadenfeld.

uns Paul Warnefried in seiner Langobardenchronik erzählt, auf den Einfall, rohes Hühnerfleisch zwischen die Brüste zu legen und durch den schrecklichen Geruch des verwesenden Fleisches die lüsternen Avaren von sich fernzuhalten.

Vor etwa 25 Jahren hat ein französischer Universitätsprofessor, Augustin Galopin, in echt gallischer Art geistreich zwar, aber mit lächerlichen Übertreibungen eine Wissenschaft des Frauenduftes aufzustellen versucht. Er teilt das weibliche Geschlecht in zwei große Klassen: die Veilchenduftigen und die Ambraduftenden. Zur einen Klasse sollen alle Blondinen gehören, mit Einschluß der Rothaarigen, während der anderen alle dunkelhaarigen zuzuzählen seien. Ambra und Moschus sollen benachbarte Gerüche sein. Galopin hat versucht, ein bis ins einzelne gehendes System der psycho-physischen Beziehungen zwischen Geruchssinn und Liebe aufzustellen. Einen Nachfolger hat er bisher meines Wissens nicht gefunden.

Mit seinen Beobachtungen deckt sich die häufiger anzutreffende Feststellung, daß den Rothaarigen ein besonders ausgeprägter Körpergeruch eigen sein soll. Soweit die verschiedene Haarfarbe auf Rassenverschiedenheiten schließen läßt, würden wir uns damit dem Gebiete des Völkergeruchs oder Rassengeruchs nähern. Daß der Sexualgeruch bestimmte Beziehungen zu dem letzteren hat, ist unverkennbar. Wie weit dies auf rein körperlichen Gründen beruht, läßt sich allerdings einstweilen nicht sagen, da eben brauchbare Beobachtungen darüber noch kaum vorliegen — kaum ist erst das Problem gestellt. Will man die Vorliebe für Frauen fremder Rasse unbedingt auf rein körperliche Verschiedenheiten zurückführen, so ist dies zunächst eine völlig unbewiesene Theorie. Spielen doch hier so viele seelische Einflüsse mit, die schwer zu erraten und noch schwerer zu erforschen sind, daß wir von einem sicheren Urteil noch weit entfernt sind. Es scheint mir keineswegs unmöglich, daß diese Vorliebe, die gar nicht angezweifelt werden kann und in verschiedenen Zeiten der Geschichte — namentlich bei großen Heereszügen, wie etwa im Zeitalter der Kreuzzüge — stark hervortritt, auf jene gänzlich unklaren, aller Grundlage entbehrenden Vorstellungen zurückgeht, die Völker und Menschen, weil sie das Ausland nicht kennen, verleiten, dort die größten Wunder vorauszusetzen. So war man fast immer geneigt, bei den Frauen des Auslandes unbekannte Reize und ungeahnte Liebeskünste anzunehmen.

So unbegründet diese Illusionen sein mochten — sie haben sich doch bis in die Gegenwart gerettet. Nicht nur im Kriege wirken sie sich unverkennbar aus; auch im Frieden läßt sich dieselbe Beobachtung machen. Während aber fremde Frauen besonders begehrt werden, fühlt der Mann sich von fremden Männern abgestoßen. Bei ihnen setzt man alle möglichen schlechten Eigenschaften, auch körperlicher Art, voraus, während man bei den Frauen von fremdem Fleisch und Blut umgekehrt die größten Reize vermutet. Offenbar treibt hier in der sexuellen Psychologie unbewußt jener uralte doppelte Grundtrieb seine Blüten: das Verlangen nach dem Weibe, zu dem die Natur den Mann durch tausend Lockmittel zieht — und die Abneigung gegen den Mann, weil er als Wettbewerber für den Liebesgenuß auftreten könnte. Es ist eine Tatsache, die zu denken gibt, daß zum Teil dieselben Leute, die völlig naiv den Männern eines fremden Volkes vorwerfen, sie röchen übel, ebenso naiv entzückt sind von dem Wohlgeruch, der ihren Frauen entströme.

Diese Männerfeindschaft wird im Kriege aufs höchste gesteigert; daher es denn auch nicht Wunder nimmt, wenn jetzt, in dem Weltkriege, das „Journal des Débats" den Deutschen üblen Geruch vorwirft:

„Jede Pflanze hat ihren Duft. Der der deutschen Pflanze heißt „Bromhidrose“; der Name kommt aus dem Griechischen: „Hidrose“ bedeutet Schweiß und „Bromos“ Gestank. „Bromhidrose“ wäre also mit „übelriechender Schweiß“ zu übersetzen. Die Deutschen nun riechen so stark nach Schweiß, daß der Geruch allein schon unsern Fliegern die Anwesenheit feindlicher Truppen offenbart; und dieser Geruch ist so beharrlich und durchdringend, daß er noch mehrere Stunden nach dem Durchzug preußischer Soldaten in der Luft schwebt: zwei Jahre brauchte man, um ihn im Hospital zu Beaujon aus den Räumen, die 1870 mit deutschen Verwundeten belegt waren, wieder verschwinden zu lassen. Man darf aber nicht glauben, daß der übelriechende Schweiß nur bei den im Felde stehenden Armeen zu finden ist: mitten im Frieden beleidigt er feine elsässische Nasen so sehr, daß — was man nicht für möglich halten würde — die Fahnenflucht elsässischer Soldaten oft einzig und allein auf ihn zurückzuführen ist. Der Schweiß ist ganz Deutschland gemeinsam, kommt aber besonders in Brandenburg, Mecklenburg, Pommern und Ostpreußen vor. Er ist unabhängig von der Hautfarbe, mit der einzigen Einschränkung, daß er bei blonden Menschen dem Gestank ranziger Fette gleicht, während er bei brünetten an den Geruch verdorbener Wurst erinnert. Und er ist so eigenartig und kennzeichnend, daß Dr. Bérillon in einer Schule einen Deutschen, der sich als Elsässer hatte aufnehmen lassen, sofort aus vielen Hunderten von Menschen herausfand.“

Aus solchem Erguß tritt allzu deutlich der sprühende Haß hervor, der dem Schreiber die Feder führte. Nicht Tatsachen liegen seinen Angriffen zugrunde, sondern die leidenschaftlichen Sprünge eines aufgeregten, unbeherrschten Nervensystems. Daß die Deutschen bei weitem reinlicher sind als die Franzosen, ist durch neutrale Beobachtung so oft festgestellt worden, daß wir dabei nicht zu verweilen brauchen. Während Paris auch im Frieden über bösen Schmutz hinwegsieht, gibt es keine saubereren Städte als die deutschen — vielleicht mit Ausnahme einiger holländischen. Dieser Unterschied läßt sich Jahrhunderte weit in der Geschichte zurückverfolgen. Selbst als Deutschland infolge der entsetzlichen Verarmung durch den 30jährigen Krieg ganz darniederlag, ging es dort sauberer zu als in Frankreich. Von keinem der Fürstenhöfe Deutschlands im 18. Jahrhundert, so viel wir sonst an ihnen auszusetzen haben, kennen wir Tatsachen, wie sie uns die Pfalzgräfin Lieselotte von Pfalz-Zweibrücken über die maßlose Unreinlichkeit am französischen Hofe berichtet. Selbst die Vorliebe für den Genuß des Sexualgeruchs vermochte diese nationale Unsauberkeit damals nicht zu bannen.

Denn diese Vorliebe ist unverkennbar. Galopin führt in seinem merkwürdigen Buche das Bekenntnis eines seiner Kollegen, Dr. X., eines französischen Arztes von weißer Abstammung auf Haiti, an, der eine Negerin heiratete. Ihr Duft berauschte ihn, wie er angab, und er äußerte zu Galopin: „Ich verstehe nicht, wie man eine fade und duftlose weiße Frau lieben kann“ [1]).

Wir haben schon gesehen, daß es ein altes Kunstmittel der Frauen ist, ihren Geruch zu verstärken, um den Mann anzulocken. Zuweilen geschieht dies bei jungen Mädchen mit dem ausdrücklichen Wunsche, anders zu riechen als Ehefrauen. Ein merkwürdiges Beispiel erzählte vor langer Zeit ein Reisender, der Grönland besucht hatte und im allgemeinen über den Ge...ruch der Grönländer ebenso wie ihrer Frauen außer sich war,

[1]) Augustin Galopin, Le parfum de la femme et le sens olfactif dans l'amour, S. 183.

schließlich aber meinte, man könne sich an alles gewöhnen. Dieser biedere Mann, Hans Egede, schrieb in seiner „Beschreibung und Naturgeschichte von Grönland“: „Es ist kein groß Vergnügen vor reinliche Leute, bey denen Grönländern zu seyn. Indessen, wann man einmahl daran gewöhnt ist, empfindet man keine so sonderliche Beschwerde davon.“ .... „Die Frauenspersonen waschen sich mit ihrem Urin, um ihre Haare wachsen zu machen, und sich, nach ihrer Einbildung, einen angenehmen Geruch zu verschaffen. Denn, wann sich ein Mädchen auf solche Art gewaschen hat, spricht man von ihr: Niviarsiarsuarnerks; d. h. ‚sie riecht wie eine Jungfer‘.“ [1]).

Vor einigen Jahren — früher hätte man einen Angehörigen der gelben Rasse wohl kaum danach gefragt — äußerte sich ein Japaner über den Rassengeruch der Weißen. Diejenigen Sätze, in denen er auch auf den Sexualgeruch unserer Rasse und auf ihre Wirkungen für die Nerven der Gelben zu sprechen kommt, seien hier angeführt: „Man könnte glauben, daß die Europäer von ihrem eigenen Geruch nichts wissen, oder ihn doch weniger empfinden als die Japaner. So viel aber ist gewiß, daß die Europäer nicht wissen, daß ihr Geruch ihnen eigentümlich ist, und ebenso gewiß, daß sie ihn nicht sonderlich beachten. Ja, es sollen im allgemeinen die Männer den Geruch der Frauen (und umgekehrt) mehr angenehm fühlen. Interessant ist es auch, daß betreffs europäischer Weiber für Japaner die Geruchsempfindung mit der Zeit sich ändert. Die meisten Japaner, die längere Zeit in Europa bleiben, finden den Geruch der Europäerinnen anfangs sehr widerlich, nach Monaten aber nicht mehr, endlich oft sogar mehr angenehm und wollüstige Vorstellungen hervorrufend. — Zugleich ist ihnen der Geruch der Männer nicht mehr so auffallend. — Der Geruch steht zweifellos mit der Geschlechtstätigkeit in Zusammenhang.

„Der Geruch kommt fast ausschließlich aus der Achselgrube und ist da so beharrlich, daß er — selbst bei nicht so stark riechenden Individuen — vermittelst Seife nicht ganz zu entfernen ist und in wenigen Minuten nach dem gründlichsten Waschen wieder ziemlich stark hervortritt. Der Riechstoff des Schweißes muß also schon aus den Achseldrüsen stammen. Auf die Ansicht, daß der Achselgeruch der Europäer mit der Geschlechtstätigkeit in Beziehung steht, könnte man eventuell gebracht werden bei Erinnerung der Tatsache, daß bei verschiedenen Wirbeltieren während der Paarungszeit die Funktion der Riechdrüsen sich steigert.“

Dagegen soll nach der Versicherung desselben Japaners der Achselgrubengeruch bei seinem Volke sehr selten sein: „Ein Japaner, der ‚Yeki-shiu‘ an sich hat, ist militärfrei. Und eine mit diesem Geruch behaftete Japanerin ist wegen der Schwierigkeit der Heirat häufig unglücklich. Betonen aber will ich, daß nach der Heirat der Geruch innerhalb der Ehe nicht mehr unangenehm gefühlt zu werden scheint. Ja, es ist sehr wohl möglich, daß die Beteiligten, wie man vielleicht auch vermuten wird, heimlich den Geruch ‚genießen‘, obschon ich noch keinen sichern Beweis zugunsten dieser Annahme angeben kann. Für gewöhnlich riecht die Achselgrube des Japaners gar nicht, weder für Japaner noch für Europäer, selbst bei lang vernachlässigter Reinigung nicht [2])“. —

Eine wesentliche Verstärkung der Sexualgerüche kann zugleich mit einer Erhöhung der Schweißabsonderung eintreten, wenn der Körper in starke Be-

[1]) Abgedruckt nach Stoll, Geschlechtsleben.

[2]) Bunsaro Adachi, Geruch der Europäer. In: Globus, Bd. 83, S. 14 u. 15. 1903.

wegung kommt oder schwere Arbeit zu verrichten hat, oder auch wenn die Seele einer **heftigen Gemütsbewegung** unterliegt. Aufregung, sowohl angstvolle wie lusterregende, also auch sexuelle Aufregung kann die verschiedenen Körpergerüche verstärken oder kann sie auch verändern. Sie kann, vielleicht dadurch, daß sie eine andere Zusammensetzung hervorbringt, einen abweichenden Gesamtduft erzeugen. Wer scharfe Geruchsnerven hat, kann namentlich bei Angehörigen des anderen Geschlechts zuweilen feststellen, auch wenn die äußerliche Ruhe gewahrt bleibt, daß innerliche Aufregung verspürt wird. Leichter als bei Mitgliedern derselben Rasse soll der Aufregungsgeruch an solchen anderer Rassen wahrnehmbar werden können.

Aber auch hier steht Behauptung gegen Behauptung. Im allgemeinen bedarf die **Wissenschaft des Menschengeruchs**, so weit man überhaupt schon von einer solchen sprechen kann, noch eifriger Forschungen, zunächst wohl einer größeren Menge von Beobachtungsstoff, an dem sich die verschiedenen Theorien nachprüfen ließen.

Kleine Mitteilungen.

Die Beweiskraft der Kasuistik.

Es hat lange gedauert, ehe die Sexualwissenschaft sich durchzusetzen vermochte. Völlig anerkannt ist sie von den Fakultäten noch nicht, da nirgends Lehrstühle dieser komplizierten Wissenschaft existieren und die Medizinstudierenden damit nur insofern bekannt gemacht werden, als die Sexualpathologie in Frage kommt. Wie ungeheuer wichtig aber gerade die objektive von aller Therapie losgelöste Sexualwissenschaft ist, hat uns der Weltkrieg gelehrt. Die Sexualwissenschaft wird, abgesehen von der Moralströmung Europas, auch darum nicht genug geschätzt, weil das Geschlechtsgefühl etwas scheinbar Einfaches ist. Nun würde es ja in der Tat genügen, wenn jedem Forscher etwa 500 ausführliche „Fälle" zur Verfügung ständen, aus deren gebrochener Widerspiegelung das reine Licht geschlechtlichen Grundfühlens auf eine mittlere, verallgemeinernde Linie gebracht werden könnte. Die Kasuistik ist seit Krafft-Ebing umfangreich angewachsen; aber ihre äußerliche Fülle steht in keinem Verhältnis zu ihrem inneren Wert.

Der Grundfehler ist gewöhnlich der, daß die meisten von irgendwelchen „Patienten" herrühren, die irgendwelche Heilung suchen. Wo aber der Wunsch nach Heilung besteht, ist der normale Verlauf der körperlichen oder seelischen Funktionen gestört. Diese Fälle — und das gesamte Material der Freudschen Schule besteht aus ihnen — können nun nicht als vollwertig normale angenommen werden. Eine wissenschaftliche Feststellung, was im Sexualleben als normal zu gelten hat, wohin also der Instinkt die Mehrheit treibt, fehlt noch völlig. Trotzdem wird aber lustig darauf los „geheilt", d. h. der Untersucher versucht, dem Patienten seine Erotik aufzudrängen.

Aber selbst da, wo keinerlei „Heilung" erzielt werden soll, ist Objektivität sehr selten zu finden. Wie man weiß, setzt sich die Mehrzahl der Leser populärer sexualwissenschaftlicher Literatur aus Leuten zusammen, deren Geschlechtsgefühl leichte Abweichungen vom allgemein üblichen aufweist. Da nun Sexualtheorien wohlfeil wie Brombeeren sind, und der auf diesem Gebiet nicht vorgebildete Laie selten merkt, welch tönerne Unterlage viele Theorien stützt, so kommt er dazu, seine Sexualität durch das Prisma einer dieser Rubriken zu brechen. Das eigentliche Geschlechtsgefühl an sich wird hierdurch natürlich nicht berührt. Nur die Zusammenhänge werden auseinandergerissen. Kommt der Betreffende dann zur schriftlichen Niederlegung seines Geschlechtsgefühls, so rubriziert er es gewöhnlich; anstatt Tatsachen mitzuteilen, gibt er einen Wust unbrauchbaren Materials.

Nun kommt es aber allein darauf an, Tatsachen zu erhalten, denn die Klassifizierung ist eben Arbeit des Untersuchers. Es ist aber für die menschliche Natur höchst bezeichnend, daß eine glatte Reportage sehr schwer fällt, da sich, namentlich bei

schriftlicher Fixierung, sofort der Ergänzungstrieb bemerkbar macht. Zum anderen kommt noch die Tatsache hinzu, daß sich die meisten Menschen nicht beobachten können. Die Ehrlichkeit der Offenbarung immer vorausgesetzt. Das gilt von Gebildeten vielleicht weniger als von der breiten Masse des Volkes. Nun ist aber gerade die Erforschung des Sexuallebens einfacher Leute unbedingt notwendig, da man nur so feststellen kann, ob die normale Kurve gradlinig verläuft, und ob Komplikationen von gesteigerten Lebensverhältnissen abhängen. Ich hatte im Felde Gelegenheit, viele Gespräche über sexuelle Themata mit einfachen Leuten zu führen — man kann behaupten, daß die größere Hälfte der Unterhaltungen an der Front geschlechtliche Dinge zum Gegenstand hatte. Sowie ich aber begann, den Sexualverhältnissen des Erzählers, der mit äußerlichen Dingen nicht zurückhielt, genauer nachzuspüren, stieß ich gewöhnlich auf die Weigerung, mehr mitzuteilen. In anderen Fällen wurde auch erklärt, es gäbe nichts Wissenswertes mehr, weil sich das Geschlechtsgefühl allein in der Vereinigung der Genitalien erschöpfe. Letzteres kann man immer als falsch zurückweisen. Es hat ja den Anschein, daß das Liebesleben der breiten Volksschichten sich so primitiv abspielt; wenn es einem aber gelingt, dem einzelnen Individuum genaue Darstellungen des Koitus abzulocken, so erfährt man, daß bei jedem einzelnen komplizierte Vorgänge zur Auslösung der Ejakulation nötig sind. So mußte ein Erzähler, um „fertig zu werden", die nates der femina mit den Händen umspannen, was er als ganz nebensächlich ansah, der Wiedergabe nicht wert, da er „annahm, daß es andere ebenso machten". In den meisten Fällen erfährt man diese Tatsachen allerdings nicht — wenn man zu dringend fragt, wird man angeflunkert, da die Mehrzahl der Menschen noch nicht imstande ist, den Wert dieser Untersuchungen zu begreifen.

Da sich die Verhältnisse einstweilen nicht ändern werden und die Kasuistik, das Rückgrat der Sexualwissenschaft, noch weiter unter so erschwerenden Umständen aufgenommen werden muß, so ist kühlste Prüfung und ein Fragezeichen hinter jedem Fall nötig, ob sich die Sexualität des Untersuchten wirklich in dem Mitgeteilten erschöpft; oder ob nicht wichtige Tatsachen verschwiegen wurden, die so nebensächlich erscheinen, daß sie keine Beachtung fanden. Ernst Ulitzsch.

Sexuelle Volksheilkunde in Persien.

Dem anglo-russischen Einfluß zum Trotz konnte die europäische Medizin keinerlei Einwirkung in Persien erlangen. Seit etwa 80 Jahren sind zwar die Leibärzte der Schahs Europäer gewesen und dadurch auch in Mode gekommen. Aber selbst ihre Schüler mußten, wenn sie sich Patienten sichern wollten, die europäischen Methoden aufgeben, da sie allerdings zu den Vorschriften des Koran im Gegensatz stehen, und sich der Heilmethoden bedienen, die ein seltsames Gemisch Galenscher und abergläubischer Praktiken sind — wie überall im Orient. Die Krankheit gilt dort noch meist als Dämon und öffnet deshalb dem Geheimnisvollen alle Pforten. Deshalb die Beliebtheit der Amulette, die ja, wie der Weltkrieg lehrte, auch in den Kulturländern des Westens nicht außer Kurs gesetzt sind.

Als Amulette gegen Impotenz und Unfruchtbarkeit werden die getrockneten Geschlechtsteile der Hyäne, des Hasen usw. getragen. Gedörrte penes der Pferde gelten für glückbringend. Einzelne Nomadenstämme, bei denen sich eine Blutfehde in die andere kettet, pflegen den gefallenen Feind zu entmannen, sein membrum zu trocknen und dann als Trophäe um den Hals zu tragen. Auf eine Schnur gereiht, führen die Wüstensöhne oft einen umfangreichen „Schmuck" mit sich herum. Die Geschlechtsteile werden in heißem Sand derart präpariert, daß die Fleischteile herausfallen und nur die Haut übrigbleibt, die gebräuntem Pergament ähnelt. — Ein anderes Amulett gegen die Unfruchtbarkeit, das aber auch den Abortus gelingen läßt und die Untreue des Mannes behindert, ist die Alaunwurzel, persisch merdum giah = Mannskraut, mit der all jene Verkleidungen und Zeremonien vorgenommen werden, wie sie im Mittelalter bei uns üblich waren und wohl auf morgenländischen Einfluß zurückgehen.

Zur Ader wird bei dem geringsten Unwohlsein gelassen. Bei den Frauen ist diese Prozedur besonders beliebt, namentlich in den letzten Monaten der Schwangerschaft, während sie es in den ersten Monaten, besonders gegen das Ende des dritten, für schädlich halten. Aus dem Pulsschlag will man die Natur jeder Krankheit, aber auch Schwangerschaft, sogar das Geschlecht der zu erwartenden Leibesfrucht erkennen. Der eingeborene Hakim („Arzt") ist natürlich klug genug, wenn es sich um einen Schwangerschaftsfall handelt, erst über die

menses, Potenz des Mannes, die letzte Beiwohnung usw. Erkundigungen einzuholen, ehe er sein Urteil abgibt. Trifft seine Voraussage ein, so ist es üblich, ihn mit einem Geschenk zu belohnen, wenn nicht, so entschuldigt er sich mit der anormalen Beschaffenheit des Pulses der „unergründlich ist wie das Meer".

Als Aphrodisiakum werden Pillen von gestoßenen Lotperlen, Blattgold, Ambra und Bernstein gekauft. Auch das Chinin, abends in einer Dosis von 1—2 Gran genommen, erfreut sich in dieser Beziehung eines guten Kredits. Dagegen scheut man die Anwendung des Kampfers als die Potenz herabsetzend; und weil es Sitte ist, den Toten ein Stück Kampfer in den Mund zu stecken. Zur Hebung der Potenz ist weiterhin der Genuß von Frauenmilch (schire dachter) eigentlich Tochtermilch, beliebt, den sich auch Kranke und Rekonvaleszenten gestatten, um die verlorenen Kräfte wieder zu ersetzen. Nach Polak („Persien", Leipzig 1865, Bd. 2, S. 225) soll Frauenmilch als Aphrodisiakum in vielen Fällen unleugbar günstige Erfolge aufweisen. Der Glaube an die Stärkung und Verjüngung dieses Trankes ist in der ganzen Welt verbreitet, doch wird ein offizieller Handel damit außer in China nur noch in Persien getrieben. Auf dem Strohmarkt zu Teheran kann man oft Nomadenweiber die Milch aus ihren Brüsten an Vorübergehende verkaufen sehen. Zu erwägen wäre hierbei, ob diese Milch nicht vielfach von Männern trotz guter Potenz als besonderes Reizmittel genossen wird. Das Saugen an Frauenbrüsten ist in der Kulturwelt von seiten der Männer verbreiteter als man meint und von einzelnen Sexualtheoretikern sogar als Antikonzeptionsmittel gepriesen worden.

Geschlechtliche Krankheiten sind fast nur in den größeren Städten verbreitet und in den Steppen des Ostens ganz unbekannt. Letzteres liegt an der Sitte der Nomaden, sich mit Frauen der Städter nicht zu vermischen und keinerlei sexuelle Handlungen bei einem Aufenthalt in den Städten vorzunehmen. Teheran ist, seit sich der russische Einfluß bemerkbar macht, eine der verseuchtesten Städte des Morgenlandes. Im allgemeinen sind die Perser durch den Befehl des Koran, die Geschlechtsteile nach dem Koitus zu waschen und die Landessitte, den Penis mit Öl oder zerlassener Butter, gelegentlich auch Erdpech, einzuschmieren, gegen Geschlechtskrankheiten gefeiter als der leichtsinnigere Europäer. Aber dem Perser sind die Erreger der Sexualleiden noch völlig unbekannt. Kummer und Sorge werden oft als Ursache von Genitalkrankheiten angegeben; teilweise werden sie auch als Nachwirkungen anderer Leiden, versetzte „Winde" (bads), ausgegeben, daher die Benennungen bade-kuft (sekundäre Syphilis) und bade-suzanek (Gonorrhöe).

Gegen Lues wird vornehmlich Quecksilber verwendet. Und zwar mischt man gewöhnlich den sehr starken Tombäkü-Schirazi-Tabak unter dem Kohlenbecken der Wasserpfeife mit Zinnober und läßt den Kranken den Rauch einziehen. Das Rauchen dieses Konglomerats ist sehr anstrengend, und der Patient kann nur mit Mühe bewogen werden, das Gemisch zu Ende zu rauchen. Die Wirkung tritt aber äußerst rasch und intensiv ein; eine acht- bis zwölfmalige Anwendung reicht gewöhnlich zur Kur hin. In derselben Weise wird auch Arsenik (arabisch: sam ul far, persisch: merg-e-mush) eingeatmet. Seltener ist der innere Gebrauch von feinzerriebenem Quecksilber, das entweder in Brotkügelchen geknetet und verschluckt, oder durch ein Röhrchen in den After geblasen wird. Letztere Prozedur geht sehr einfach vor sich, da der Schließmuskel bei den Persern infolge der vom Koran befohlenen Auswaschung des Afters mitsamt des unteren Darmstücks nicht so scharf wie bei Europäern zusammenzieht. Tripperkranke erhalten in den ersten Tagen eine Emulsion von summitates canabis indicae, später das Harz von terebinthina lentiscus. Zur Anwendung kommt auch decoctum chinae, das auch zur Vertreibung syphilitischer Hautausschläge und der Krätze dient, die, nach persischem Glauben, das Erzeugnis einer übervollen Galle (sanda) ist.

Zu erwähnen wäre noch die Unsitte der persischen Frauen, in den letzten zwei Monaten der Schwangerschaft allerlei Erden zu essen. Durch Übung erlangen sie einen feinen Geschmack dafür; sie unterscheiden sofort die verschiedenen Arten und machen sich gelegentlich leckere Bissen zum Geschenk.

Wie in der Türkei weicht auch in Persien der alte Aberglaube langsam aber stetig vor dem europäischen Geist der Aufklärung zurück. Ernst Ulitzsch.

„Männerliteratur".

Daß das erotische Folklore zum größten Teil zur „Männerliteratur" gehört, von Männern erfunden und weitererzählt wurde — vielfach zum Ergötzen der Frauenwelt — beweist ein soeben erschienener Subskriptionsband.

„Schwänke vom Bosporus" (herausgegeben von Paul Hansmann, Berlin 1919. Hyperion-Verlag. 8°. 208 S., 1200 Ex. à 38 Mk. [die Originalquelle ist bedauerlicherweise verschwiegen worden] Dionysosbücherei Bd. 9). Die beiden ersten der siebenundvierzig Zoten, wie man die „Schwänke" ihrer Derbheit halber schon nennen muß, gehören zum Erzählungskreis des türkisch-arabischen Folklore; die übrigen sind dem südslawischen Erzählungskreis zuzurechnen, und verschiedene hat F. S. Krauß bereits in den „Anthropophyteia" veröffentlicht. In vorliegender Ausgabe fehlen die letzten Derbheiten der Volkssprache, aber die Geschichten verlieren nichts an Erotik, wenn man den Penis, wie es Hansmann tut, Ackermännlein nennt, während Krauß den unverblümten Ausdruck vorzieht. Der Beweis, daß diese Geschichten Männerliteratur sind, wird nun nicht so sehr dadurch erbracht, daß sich die eheliche Treue der Frauen als sehr zweifelhaft erweist, sondern durch die Übertragung der männlichen Sexualkurve auf den weiblichen Partner. In den meisten Geschichten wird nämlich ausführlich beschrieben, daß die Frau die Ejakulation des Mannes spürt. In einer Zote werden sogar ausführlich die Gefühle der Frau beschrieben, als „der heiße Strahl" in sie fährt. Das ist aber ein spezifisch männlicher Irrtum, der in fast allen erotischen Büchern der Weltliteratur wiederkehrt. Man könnte daran sogar feststellen, ob die spärlichen, Frauen zugeschriebenen Pornographien wirklich von solchen verfaßt sind. Ellis hat sich in seinem „Geschlechtsgefühl" ausführlich mit der geringen Empfindlichkeit der Vagina gegenüber Flüssigkeiten befaßt. Die Ejakulation kann gar nicht gespürt werden. Nur weil die Frauen Kenntnis vom Verlauf der männlichen Sexualkrise haben, wird sie erwartet und aus äußeren Zeichen geschlossen. Möglich wäre es, daß sich die Kontraktationen des musculus bulbocavernosus in der Vagina bemerkbar machen; Forschungen hierüber liegen noch nicht vor. Der „heiße Strahl" ist auch männliche Sexualphantasie. Logischerweise kann liquor semen keine höhere als die Körpertemperatur aufweisen. Da die gegen die äußere Temperatur ziemlich abgeschlossene vagina nur ganz wenig kälter sein kann, so ist schon aus diesem Grunde ein Empfinden des Samens nicht möglich. Nebenbei wird die weibliche Sexualkurve durch die Ejakulation durchaus nicht beeinflußt. Spürte die Frau den Erguß des Samens, so wäre eine Erscheinung des Geschlechtsverkehrs nicht möglich, die populär mit dem Worte fraudieren bezeichnet wird: die Vortäuschung der Ejakulation. Es ist nicht so ganz selten, daß der Mann es wohl zur Erektion, aber nicht weiter bringt und die Frau, dann durch künstlich hervorgerufene scheinbare Erregung in den Glauben versetzt, er sei „fertig geworden". Möglich ist das aber nur, weil der Frau eine Kontrolle darüber fehlt. Wäre übrigens diese Tatsache allgemein bekannt, so kämen die Täuschungsversuche viel häfiger vor, weil sie eine billige Gelegenheit sind, starke Potenz zu behaupten und durch einen Scheinbeweis zu belegen. — Ellis hat aber auch die geringe Empfindlichkeit der Vagina durch einen mitgeteilten Fall bewiesen, in dem eine Frau reine Karbolsäure in die Vagina goß, was ihrem Manne sehr schadete, während sich bei ihr nichts bemerkbar machte. In dem Bosporusschwank „Der Schmied mit den zwei Knechten" (Knecht gleich Penis) handelt es sich nicht um Karbolsäure, sondern um Pfeffer. Der Mann bestreut den Penis dick mit Pfeffer und führt ihn dergestalt in die Scheide der Frau ein, bei welcher sich sofort eine heftige Reizwirkung bemerkbar macht. Abgesehen davon, daß sich der Pfeffer wahrscheinlich bei der Einführung abstreichen würde, müßte aber die stärkere Reizwirkung beim Manne festzustellen sein. Namentlich die glans wäre einer derartigen Mißhandlung nicht gewachsen, auch bei einem Orientalen nicht, dessen praeputium durch Beschneidung ja abgehärteter ist als das eines Europäers. Der übrige Teil des Penis bliebe allerdings ungereizt. Man sieht also, daß diese Geschichte nur der lustigen Wirkung wegen erfunden wurde, ganz unbekümmert um die tatsächlichen Verhältnisse. — Bemerkenswert bei diesen Schwänken scheint aber doch, mit welcher Ungeniertheit Männer und Frauen gegenseitig die Geschlechtsteile vorzeigen. Nordeuropäische Zoten sind hierin weit zurückhaltender. Das Lokalkolorit ist also bei den „Schwänken vom Bosporus" im Ethnographischen gewahrt.

Ernst Ulitzsch.

Die Erotik in der expressionistischen Kunst.

Als die Künstlergruppen der „Futuristen" vor nunmehr zehn Jahren jenes tolle „Manifest des Futurismus" in die Welt schleuderten, verkündeten sie darin auch: „Wir wollen den Krieg verherrlichen — die einzige Hygiene der Welt — die schönen Ideen, für die man stirbt und die Verachtung der Frau .... Wir fordern, daß auf dreißig Jahre hinaus jede Darstellung des Nackten in der Kunst verboten wird." Inzwischen sind ja die futuristischen Lärmmacher zu Pazifisten geworden (im Augenblick, wo man sie zu aktiver Dienstleistung in den Weltkrieg schicken wollte) oder laufen als zoologische Spielart pazifistischer Revolutionäre herum. Der Futurismus selbst ist aber in der Kunst von dem Expressionismus abgelöst worden, der aber, als eine Manifestation der Gehirne, die antierotischen Gedanken des Futuristenhäuptlings Marinetti übernommen hat. Diese Malerei stellt sich in bewußtem Gegensatz zur Natur, will, statt Gestalten und Landschaften, Gefühle, Gesichte und Reflexionen wiedergeben oder in Farbensymphonien auflösen. „Was ist Porträt," sagt Otto Freundlich (in „Aktive Kunst", S. 19 Berlin 1918, [Bücherei „Der rote Hahn", Bd. 137]), „was Leibesschönheit, was Raum, was Perspektive, was Pflanze und Tier und all ihr Beieinander! Was aber ist das, worin sie wandeln? Allgegenwärtig sind die Unsichtbarkeiten; das Sichtbare ist nur die Frage nach ihrem Sinn."

Also auch hier Ausschrotung des Körperlichen zugunsten spiritueller Aktivisierung, Nur-Geistiges als Zeichen höchster Verfeinerung (décadence supérieur), Kunst in absolutem Gegensatz zur Natur. Die Verfechter dieser Theorien halten das für etwas aufreizend Neues. Es ist dies natürlich nur die uralte religiöse Anschauung von der Minderwertigkeit der Natur, die namentlich kennzeichnend für den Katholizismus ist. Der Marquis de Sade, als Atheist, folgt hierin unbewußt den Spuren des Katholizismus, und Allermodernste wie Franz Blei und Guillaume Apollinaire (= Pinski) setzen sich für den Katholizismus ein, was man ihnen bei der Circumcisio auch nicht gesungen hat. Apollinaire sagt sogar in seinem Gedichtband „Zone" (Berlin 1913): „Der modernste Europäer seid ihr, Vater Pius X.", was aber nicht so ganz ernst gemeint ist.

Programme sind nun sehr leicht geschrieben und in die Welt geschickt, schwieriger ist es schon, sie auch zu erfüllen. Den Futuristen ist das nur im kleinsten Maßstab geglückt. Als wichtigster Eckstein männlicher Kunst ist die Darstellung der Frau zu betrachten. Es wäre nicht möglich, den vielen Schöpfungen, die das Weib zum Inhalt haben, auch nur eine annähernd gleichgroße Zahl mit Darstellungen des Mannes an die Seite zu setzen. Der Künstler schafft natürlich unbewußt. Aber indem er die Frau in den Mittelpunkt seines Schaffens rückt, entschleiert er sein Unbewußtes. Erotisch in diesem Sinne sind also nicht nur die Akte, die bei den Futuristen tatsächlich fortfallen, sondern überhaupt alle Darstellungen der Frau. Und in dieser Hinsicht verhalten sich die Futuristen nicht anders wie die geschlecktesten akademischen Maler. Sogar ihre symbolisierenden Schöpfungen bedienen sich der Frauen, die rein abstrakte Begriffe verkörpern müssen.

Alle anderen ihnen folgenden Gruppen moderner Maler aber haben, so nahe sie den Futuristen sonst stehen, die Parole der Unterdrückung des Nackten nicht beachtet. Die rein geometrischen Schöpfungen der Kubisten sollen Akte darstellen, aber man errät das gewöhnlich nur aus den Katalogbezeichnungen, wenn z. B. die Geburt der Venus durch längliche Striche und kistenförmige Gebilde markiert wird. Die Kubisten sind ja auch diejenigen, die auf eine Wiedergabe der Körper verzichtet haben. Sie geben nur noch Andeutungen von solchen, ohne dabei die Sexualität auszuschalten. Ich entsinne mich eines völlig unverständlichen Bildes, das den Titel „Verliebte Schnecken" führte.

Der Expressionismus, diejenige Kunstrichtung, die wirklich Aussicht hat, mehr als eine Kuriosität zu sein, hat zwar auch auf seine Fahne die rein geistige Darstellung geschrieben, aber die verschiedenen zu dieser Gruppe gehörenden Künstler packen die Erotik ganz individuell, nicht wie die Kubisten, nach einem Schema an. Akte haben sie alle gezeichnet. Pechstein, Kirchner, Kainer, Nolde, Meidner usw. haben sogar die rosafarbenen Fleischtöne kenntlich wiedergegeben, was in der Zeit der Farbensymphoniker viel heißen will. Der Expressionist Julius Pascin hat sich zum Maler der Prostituierten, der perversen Greise, Jünglinge und Mädchen entwickelt, er kann überhaupt weiter nichts zeichnen als Besucher von Bars und Nachtkaffees. Alle seine Figuren sind ungewissen Geschlechts. Die Mädchen haben kleine Brüste und knabenhafte Körper, während seine Jünglinge durch schleimig

weibische Figuren auffallen. Als Folie setzt er ihnen dann sehr weiblich gebaute Kupplerinnen und karikiert männliche Zuhälter hinzu, denen Kraft und Roheit angepaart ist. Jedenfalls weht durch alle Pascinschen Schöpfungen Bordell-Luft, der parfümierte Atem seltsamer Perversitäten und der Geruch verspritzten Morphiums.

Ludwig Meidner, einer der talentvollsten der jungen Generation, der auch dichterisch hervorgetreten ist, zeichnet seinen Männerakten stets deutlich sichtbare Geschlechtsteile an. Meidner ist der Männerdarsteller unter den Expressionisten, in der Art, wie es Greiner für die akademische Malerei war. Beiden gemeinsam ist die Vorliebe für den Muskelrhythmus; der Mann ist ihnen Symbol der Kraft und der Zeugung. Deshalb die peinlich genaue Darstellung der Geschlechtsteile und von Akten selbst da, wo die Symbolisierung auch in Gewandungen vor uns erscheinen könnte. Ein Beweis jedenfalls, daß der Expressionismus auch erotisch sein kann.

Ja er ist, wenn man genauer hinsieht, viel erotischer als der Impressionismus. Marc Chagall, ein russischer Maler, wird von seltsamen Schwangerschaftsphantasien beherrscht. Er malt nun seine Geschöpfe nicht nur mit aufgetriebenen Leibern, wie es die mittelalterlichen Meister liebten, sondern zeigt in seiner verblüffend seltsamen Malweise sogar das im Leibe befindliche Geschöpf. Allerdings nicht als Embryo, sondern als Geschöpf, das sogar bekleidet ist. Auf den naturwissenschaftlichen Beobachter macht das einen ganz merkwürdigen Eindruck. Chagall hat übrigens in einem auch normalen Augen verständlichen Bilde „Die Geburt", das einer impressionistischen Zeit entstammt, Schwangerschaftszenen wiedergegeben in einem Milieu, das Neigung zur Pica verrät.

Die expressionisten freilich sind blind für die wahren Zusammenhänge. „Ländliches Christentum", bei Sternschnuppensturz und in Überschwemmungsgefahr bringt uns heute der junge Russe Marc Chagall [Chagall ist wirklich Karäer und Zionist!]. Wenn er eine Geburt schildert, so sind Sirius, Großer Bär und Unterwelt daran beteiligt. Vater und Mutter, Gevatterschaften und anderer Anhang, vor allem die weise Frau, jeder, der im Augenblick, da ein Geschick aufsternt, irgendwie daran teil hat, wird um die Geburt zum Anwalt unheimlicher plötzlich zutage tretender Ummächte. Krebsrot ist das Kind. Der ganze Tierkreis wählt sich fürs Neugeborene Paten unter Menschen." Diese astrologischen Phantastereien, die sich in jeder Zeile als stammelnde Faseleien herausstellen, hat der expressionistische Schriftsteller Theodor Däubler im Insel-almanach für 1918, S. 183 veröffentlicht. Es heißt das, die Zusammenhänge mit der Sexualität absichtlich nicht sehen wollen. An derselben Stelle orakelt Däubler über die expressionistische Plastik, die zwar auch nur Gedankliches und Rhythmus geben will, in Wirklichkeit aber so tief im Körperlich-Sexuellen steckt, wie jede Plastik — stecken muß, denn es gibt eben nichts Darstellenswerteres als das Geschlecht bei Tier und Mensch — alles andere ist Architektur, nicht Plastik.

Und diese expressionistische Plastik verzichtet auf die Darstellung des menschlichen Körpers ebensowenig wie je eine andere. Der Körper wird zwar vielfach nur noch als Torso gegeben, aber selbst da verrät die Erotik den Geist. Man sehe einmal Archipenkos Plastiken darauf an, wie da Brüste aus dem schmalen Oberkörper steigen und wie (das ist so beweiskräftig wie nur irgend etwas) Oberschenkel und nates seiner Frauengestalten zu ganz unwahrscheinlicher Dicke anschwellen. Hier beherrscht eben das Symbol des Geschlechtlichen das Gehirn, das einen Körper spirituell manifestieren will.

Auch der eingangs zitierte Otto Freundlich spottet seiner selbst und weiß nicht wie. In seiner Schrift „Aktive Kunst" sind eine Anzahl Federzeichnungen von ihm enthalten, die ein bedeutendes Talent verraten. Es sind Akte, teilweise in sehr rhythmischen Stellungen, wie alle expressionistischen Bilder in scharfer Skizzierung des Gegenständlichen unter völliger Ausschaltung des Beiwerks. Und deshalb bei ihm die reine Darstellung des Geschlechts. Der Frauenkörper mit breiten Hüften und Brüsten. Ja, damit man nicht einen Augenblick im Zweifel ist, daß Frauen dargestellt werden, trägt der mons veneris straff markierte Behaarung, während das Kopfhaar nicht schraffiert ist. (Auf Seite 28 ist ein verschlungenes Paar wohl in einer Koitusszene dargestellt, wie denn eine Zeichnung Kokoschkas sich Offence erotique betitelt.) Die Männer Freundlichs sind nicht so scharf herausgearbeitet, sie sind ihm nur Ergänzungen zum Thema Weib. Männliche Geschlechtsteile zeichnet er überhaupt nicht im Gegensatz zu Meidner — ein psychologischer Fingerzeig über die verworrenen Wege der Erotik.

Hiermit soll an der modernen Malerei keine Kritik geübt werden, das fiele aus dem Rahmen der Zeitschrift, sondern nur die Tatsache erwähnt, wie schwer es ist, antisexuelle Programme zu erfüllen. Ernst Ulitzsch.

Referate.

Lißmann, Neuro-sexologische Beobachtungen in der Front. M. m. W. 1917. Nr. 11. S. 295.

Um das Vertrauen seiner Patienten in geschlechtlichen Dingen zu erringen, bedarf es besonderer Feinfühligkeit des Arztes. Unter der Straffheit und Kürze des militärischen Revierdienstes scheint dies nahezu unmöglich. Jedes tiefere Eingehen auf die feineren sexuellen Regungen der Mannschaften wird dem Truppenarzt leicht als Schwäche und große Gutmütigkeit ausgelegt. Um so anerkennenswerter ist es, wenn ein sexualpathologisch geschulter Arzt es versteht, eine ehrliche Aussprache über das durch den Aufenthalt in der Front beeinflußte Sexualleben seiner Mannschaften und Offiziere herbeizuführen.

Es handelt sich um Landwehrleute, meist vom Lande, zwischen 30—40 Jahren, größtenteils verheiratet und an einen regelmäßigen Geschlechtsverkehr gewöhnt. Die geschlechtliche Abstinenz wurde ohne erhebliche Störungen gut ertragen. Im Jahre 1915 wurden Klagen über gehäufte Pollutionen, erotische Träume, Spannungsgefühl und Brennen im Hoden und andere neurasthenische Beschwerden laut, die sämtlich in den Jahren 1916 und 1917 völlig verschwanden. Verf. führt dies in erster Linie auf den Rückgang in der Quantität und Qualität der Ernährung und Liebesgaben, dann auf reichlicheren Urlaub und öfteren Aufenthalt in Ruhequartieren zurück.

Verf. konstatiert bei zahlreichen Soldaten die schon von Loewenfeld als Abstinenzfolge angegebene temporäre Erektionsschwäche im Anfang des Urlaubs und faßt sie lediglich funktionell auf durch Entwöhnung, im Gegensatz zur psychischen und Erschöpfungsimpotenz. Eine Umfrage bei den hinter der Front in einem Städtchen tätigen Prostituierten ergab, daß die direkt aus der Front kommenden Krieger durchaus nicht die erwartete Sexualkraft zeigen, sondern eine deutliche Abnahme der Libido aufwiesen. Im Gegensatz zum Verf., der hier ausschließlich die Verschlechterung der Ernährung und die körperliche und geistige Übermüdung durch die Kriegslänge zur Erklärung heranzieht, halte ich das höhere Alter seiner Landwehrleute für ausschlaggebend. Bei aktiven Regimentern würden wohl andere Angaben erzielt werden. Pollutionen traten gehäuft nach dem ersten Kriegsjahr und einige Zeit nach dem Urlaubsende auf trotz hartem Lager und geringem Abendessen. Eine zu vorübergehender Dienstunfähigkeit führende Erkrankung kann die äußerst schmerzhafte Epididymitis und Funiculitis erotica werden. Homosexuelle und pseudohomosexuelle Neigungen als Ersatz heterosexueller Sexualentspannung konnte nicht beobachtet werden. Sexualpathologisch interessant ist noch der Fall eines durch starke Libido ausgezeichneten Mannes, der angibt, bei Trommelfeuer stets sexuelle Reiz- und Lustempfindungen gehabt zu haben, eine wohl in das Gebiet der metatropischen Sexualstörungen gehörige Erscheinung. Bruno Grießmann.

Hirschfeld, Magnus, Ist die Homosexualität körperlich oder seelisch bedingt? M. m. W. 1917. Nr. 11. S. 298.

Hirschfeld widerlegt Kraepelins Auffassung der rein seelischen Bedingtheit der Homosexualität. Er stützt sich dabei auf 24jährige „Erforschung dieser Menschengruppe" und auf über 15 000 eigene Beobachtungen. Wesentlich für die Betrachtung ist, ob man diese Personen immer nur im Zusammenhang mit schweren psychischen und physischen Degenerationserscheinungen zu Gesicht bekommt, oder in der Sprechstunde als ärztlicher Berater von rein Homosexuellen, bei denen abgesehen von der Triebrichtung keine erhebliche sonstige Störung der Entwicklung festgestellt werden kann. Wer das von Hirschfeld an Ort und Stelle allen ärztlichen Interessenten überlassene Material studiert hat, ließ die Lehre von der erworbenen Homosexualität fallen, zugunsten der Überzeugung, daß die „echte Homosexualität stets ein endogen bedingter, fast in der angeborenen Konstitution verankerter Zustand ist". Die letzte Ursache der Homosexualität, wie überhaupt aller zwischengeschlechtlicher Varianten, bildet eine endokrine Störung im polyglandulären System. Die 5 Hauptgruppen der Geschlechtsübergänge: Hermaphroditismus, Androgynie, Transvestitismus, Homosexualität und Metatropismus beruhen sämtlich

in letzter Instanz auf Sekretionsanomalien der Drüsen mit innerer Sekretion. Die doppelgeschlechtliche Keimanlage differenziert sich normalerweise in der Richtung einer männlichen oder weiblichen Pubertätsdrüse aus, wobei Hirschfeld das männlich erotisierende Sekret als „Andrin", das Körper und Seele feminierende als „Gynäzin" bezeichnet. Steinach hat durch Einführung von Pubertätsdrüsen beiderlei Geschlechts experimentell bei Tieren homosexuelle Regungen erzeugt und nimmt daher in den gewöhnlichen Fällen von Homosexualität eine „zwittrige Pubertätsdrüse" an. Außerdem ist es ihm gelungen, beim Menschen die Homosexualität operativ zu beseitigen durch Implantation normalen Pubertätsgewebes nach vorheriger Kastration. Die histopathologische Untersuchung des exstirpierten „homosexuellen" Hodens ergab in seiner Struktur „sehr beachtenswerte Unterschiede gegenüber normalen Leydigschen Zellen".

Die Befürchtung Kraepelins, wonach die Jugend durch homosexuelle Verführung auf die Dauer dem Fortpflanzungsziele entzogen werden könnte, ist mit den Tatsachen nicht vereinbar. Homosexueller Verkehr zwischen Heterosexuellen, von Bloch „pseudohomosexuell" behandelt, vermag ebensowenig eine Triebumkehrung herbeizuführen, wie ein erzwungener normalsexueller Verkehr Homosexueller imstande ist, den gleichgeschlechtlichen Trieb zu unterdrücken.

Die volkspolitischen und rassehygienischen Gefahren der Homosexualität liegen vielmehr auf anderem Gebiete. Einerseits engt die Eheuntüchtigkeit der Homosexuellen die Anzahl der Nachkommen ein, andererseits werden in „homosexuellen Ehen" selten vollwertige Kinder erzeugt. Gerade die Fernhaltung solcher Elemente von der Eheschließung ist ein die Volkskraft in quantitativer und qualitativer Beziehung förderndes Moment.

Hirschfeld wendet sich dagegen, ein verschiedenes Schutzalter für Knaben und Mädchen einzuführen und empfiehlt sexuelle Aufklärung zur Züchtung eines besser geleiteten Geschlechtswillens. Von hypnotischen Kuren hat er keine Heilerfolge gesehen. Man darf nicht vergessen, daß Homosexualität ebenso wie die übrigen sexuellen Atypien häufig mit psychopathischer Konstitution verknüpft ist. Die Art der Verbindung ist uns noch unbekannt; wir wissen nicht, ob ersteres die Folge des letzteren oder beides aus einer gemeinsamen Wurzel stammt, der endokrinen polyglandulären Störung. Immerhin liegt in der Erkenntnis des konstitutionellen Faktors auch der einzig heilerfolgversprechende, prophylaktische Weg einer rationellen Vererbungshygiene.

„Menschen mit Geschlechtsanomalien gehören nicht vor ein juristisches, sondern vor ein medizinisches Forum". Bruno Grießmann.

Bücherbesprechungen.

Krische, Paul, **„Jugendehe?"** Eine Forderung für unsere Zukunft. Leipzig 1918. Verlag von Otto Wigand. Preis 2 Mk. 50 Pf.

Unter den vielen Fragen, die zu dem heute besonders wichtig gewordenen Bevölkerungsproblem irgendwelche Beziehung haben, erscheint dem Verfasser Zeit und Art der Lebensgemeinschaft der Geschlechter innerhalb der Eheform von ganz besonderer Bedeutung. Die interessant und mit Wärme des Herzens geschriebene Broschüre stellt sich auf Grund statistischer Tatsachen und sozial-hygienischer Erwägungen auf den Standpunkt, daß zur Arterhaltung und Artverbesserung prinzipiell die Ehe am geeignetsten sei, die unmittelbar nach völliger Geschlechtsausreifung von gleichaltrigen Eheleuten eingegangen wird; also die vom 21. bis 25. Jahre geschlossene Jugendehe.

Nach einer wissenschaftlichen Würdigung dieser „Jugendehe", in welcher völkerkundliche und kulturgeschichtliche Daten gegeben werden und zugleich die biologischen, soziologischen und eugenischen Möglichkeiten ihre Berücksichtigung finden, bemüht sich sodann Verfasser, diese Jugendehe als ein mögliches und wünschbares Ziel vor Augen zu stellen, indem er alle ihr heute noch entgegenstehenden Hindernisse, z. B. Widerstände der Eltern, der Sippe und Sitte, auch die aus der allge-

meinen Wirtschaftslage und dem bisherigen Gemeinschaftsleben stammenden, bespricht und widerlegt.

Wir sehen, daß Krische sich dem Altmeister der Sexuologie, August Forel, anschließt, der seit Jahrzehnten ein gut Teil aller Probleme des Geschlechtslebens dadurch zu beseitigen trachtet, daß er die Paarung der Liebenden in irgendeiner bindenden Form schon in viel früheren Lebensjahren empfiehlt, als es die noch heute geltende schlechte Regel ist. — Man kann diesen Bestrebungen wohl von ganzem Herzen zustimmen, und es ist zu wünschen, daß auch Krisches Arbeit, „Jugendehe", dem guten Ziele näherführt. H. Koerber.

Zu den Ausführungen Karl Bornsteins in seinem Aufsatze „Alkohol und Sexualität" 1918, Heft 6 der Zeitschr. f. Sexualwissensch. 188—198, sendet uns Herr Dr. Max Hötzel in Sauerlach die folgenden ergänzenden und berichtigenden Bemerkungen:

Bornstein führt in der ganz kurzen eigentlich nicht zum Aufsatz gehörigen Abhandlung, die durch die Frage „natürlich oder unnatürlich" ausgelöst wurde, an, daß katholische Patientinnen, denen wegen Kinderlosigkeit der coitus modo bestiarum angeraten wurde, dieses Verfahren wegen Verbotes des katholischen Geistlichen nicht ausüben dürften. Das ist ein ganz entschiedener Irrtum der betreffenden Geistlichen, dem mit aller Gewalt entgegengetreten werden muß. Die letzte Entscheidung in solchen Dingen hat bekanntlich der Zweck, der verfolgt wird. Wird dabei die Erzeugung eines Kindes angestrebt, so ist selbstverständlich jede Art von Koitus erlaubt, die zum Ziel führt. Nur wenn durch eine Koitus-Art Schwangerschaft vermieden werden soll, oder wenn dieselbe lediglich zum Zwecke erhöhten Genusses angewendet wird, kann dieselbe als leicht sündhaft bezeichnet werden. Ist aber dabei nur entfernt wieder die Möglichkeit, daß Gravidität eintritt, ist also das Verfahren so, daß es nicht ausdrücklich nur zu dem Zwecke der Vermeidung der Schwangerschaft oder lediglich wegen des Genusses (z. B. aus der Vorstellung, als handle es sich um einen Coitus in anum) ausgeübt wird, dann kann es nicht verboten werden. Ich stütze mich dabei auf die Ansicht der hervorragendsten Moraltheologen, wie Ligorio und den hl. Thomas, deren Ausführungen ich im Wortlaut bringe. Diese beiden selbst stützen sich dabei wieder auf die Ansicht der Ärzte ihrer Zeit, machen also vom ärztlichen Standpunkte aus ihre Endentscheidung abhängig, obwohl sie, vom theologischen Überlegen allein ausgehend, ursprünglich anderer Meinung sind. Ich füge die Ausführungen gleich an:

Im IV. Abschnitt, § 2 der Waibelschen Moraltheologie wird „De modo coïtus" abgehandelt. Ligorio definiert folgendermaßen: „Situs naturalis est, si mulier sit succuba, et vir incubus; hic enim modus aptior est effusioni Seminis virilis, et receptioni in vas femineum ad prolem procreandam. Situs autem innaturalis est, si coïtus aliter fiat, nempe sedendo, stando, de latere, vel praepostere more pecudum, vel si vir sit succubus, et mulier incuba." Es werden also alle Arten abgelehnt, die er nicht für geeignet hält zur Erzeugung von Nachkommenschaft oder zur Aufnahme des männlichen Samens. Interessant ist nun gleich die Fußnote des Herausgebers Waibel: „Da dieses im confessionale wirklich vorkommt, wolle es der Leser wohl bemerken, nämlich dies „praepostere more pecudum", v. gr. sicut equus et equa coeunt. Medici non dubitant, sic coïre posse conjuges, ita quidem, ut femina vel concipere possit. Cum ergo ex foedo hoc coëundi modo possit procreatio prolis in se non est illicitus adeo, ut nunquam possit licite habere locum. Si vero conjuges sic coeunt, ex petulantia libidinis, increpanti sunt, nonnihil acciter, ita tamen, ut haec

agendi ratio non declaretur peccatum mortale." Da auf die angeführte Weise nach Ansicht der Ärzte also Schwangerschaft entstehen kann, weist er das Verfahren, das er für abscheulich erklärt, nicht rundweg ab, sondern gestattet es für gewisse Fälle. Ja, er geht sogar so weit, daß er es für eine leichte Sünde erklärt, selbst im Fall, daß es lediglich in ausgelassener Lust ausgeübt worden ist.

Ich könnte noch eine Reihe Zitate anführen, die alle auf das gleiche hinauslaufen; andererseits gibt es gewiß rigorose Theologen, die sich ablehnend verhalten, wie es ja anscheinend auch Ligorio in dem oben angeführten Zitat tut. Später korrigiert er sich aber selbst: Hinc communiter dicunt praefati auctores cum Concina (einem anderen Moraltheologen), conjuges minime peccare, si mutent situm ex justa causa, nempe ob aegritutidenem, vel pinguedinem viri, vel ob periculum abortus aut scandali aliorum etc. Es handelt sich also im Endeffekt um Begründung der Handlung durch eine justa causa, wozu man den Wunsch einer Gravidität wird wohl rechnen müssen. In diesem Falle „heiligt der Zweck sicher das Mittel"! Manchmal geht ja der Gedankengang der Moraltheologen Wege, auf denen unser naturwissenschaftliches Denken uns kaum zu folgen gestattet, oder richtiger ausgedrückt: die Erziehung zum logischen Denken erfolgt wohl bei den Theologen auf anderen Bahnen, als bei den Naturwissenschaftlern. So kannte ich eine fromme katholische Familie, die mich einmal konsultierte in folgender Angelegenheit: Der Kindersegen hatte genügend eingesetzt, der Ehemann selbst war krank und wünschte wegen Vererbung seines schweren Augenleidens (hochgradige Myopie mit Netzhautablösung) keine Kinder mehr. Aus religiösen Gründen standen sie jeder Verhinderung ablehnend gegenüber. Ein „Theologe" hatte ihnen nun auseinandergesetzt, daß am 13. Tage nach Beginn der menses eine Befruchtung nicht zu fürchten sei. Deshalb wurde dieser Tag als Festtag auserwählt. Der Erfolg war dem Wunsche entsprechend, ob post oder propter hoc geht über meine Kenntnisse hinaus. Obwohl übrigens der Koitus lediglich deswegen ausgeübt wurde, weil Kinder nicht erzeugt werden konnten an diesem Termin, so lag doch, theologisch gedacht, kein Fehler gegen die Moralgesetze vor. Ich kann leider diesem Gedankengang nicht folgen; in obiger Ausführung aber bin ich mit Ligorio zum Teil wenigstens einverstanden.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Iwan Bloch in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

Zeitschrift für Sexualwissenschaft

Fünfter Band März 1919 12. Heft

Zum Abschied!

Mit diesem Hefte muß ich mich infolge unerwarteter Lösung des Vertragsverhältnisses von seiten des Verlages zu meinem Bedauern von den Lesern dieser Zeitschrift verabschieden.

Drei Monate vor Ausbruch des Weltkrieges ist dieses erste Organ der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik" in Berlin in Gemeinschaft mit dem unvergeßlichen Albert Eulenburg (gestorben 3. Juli 1917) gegründet und dann unter den schwierigsten Verhältnissen und trotz dauernder dreijähriger Abwesenheit des Unterzeichneten von Berlin ein volles Lustrum hindurch bis zum 60. Hefte fortgeführt worden.

Indem wir hoffen, daß die innigen Beziehungen, die die Gesellschaft und Redaktion mit unseren Lesern und Mitarbeitern verknüpft haben, uns auch in Zukunft erhalten bleiben, ist unser letztes Wort an dieser Stelle ein herzlicher Dank an alle diejenigen, die durch Mitarbeit und werktätiges Interesse diese ersten fünf Bände zu einem Mittelpunkt der Sexualwissenschaft gemacht haben.

Iwan Bloch.

Strindberg und die Frauen.

Von Dr. Heinrich Stümcke in Berlin [1]).

Goethe sagt einmal in „Dichtung und Wahrheit": Alles, was von ihm bekannt geworden, seien nur Bruchstücke einer großen Konfession. Er habe alles, was ihn erfreute und quälte, in ein Bild, ein Gedicht verwandeln müssen, vornehmlich um sich selbst im Innern deshalb zu beruhigen, und er setzt hinzu: „Die Gabe hierzu war wohl niemand nötiger als mir, den seine Natur immerfort aus einem Extrem in das andere warf."

---

[1]) Vortrag gehalten in der Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik in Berlin am 24. Januar 1919.

In dem vorletzten Bande seiner Lebensgeschichte kommt Strindberg auf Goethe als den großen literarischen Freund seines Lebens zu sprechen und beruft sich, um sein Verhältnis zu dem deutschen Dichter zu begründen, besonders auf dieses Selbstbekenntnis. Und in der Tat, wenn ein neuzeitlicher Poet sein ganzes Schaffen als Bruchstücke einer großen Konfession bezeichnen durfte, so durfte es Strindberg in noch weit höherem Grade als Henrik Ibsen und Leo Tolstoi. Gleich Goethe hat er das Bedürfnis gespürt, seine dichterische Beichte durch umfängliche lebensgeschichtliche Aufzeichnungen zu erläutern und zu ergänzen, so daß sie den wichtigsten Teil seines gesamten Schrifttums mitbilden und die unentbehrliche Voraussetzung zur näheren Kenntnis und Erkenntnis seines Wesens und Schaffens. Aber Strindberg ist es im Gegensatz zum Olympier von Weimar in einem Leben, das mehr als sechs Jahrzehnte umfaßte, niemals gelungen, jene Harmonie des inneren und äußeren Menschen, jene Ausgeglichenheit des Wollens und Vollbringens zu erreichen, die Goethe, der Universalmensch, freilich nach schweren Kämpfen, unter ganz anderen Lebens- und Schaffensbedingungen im Alter erreicht hat. —

Auch insofern ist Strindberg ein echtes Kind der neuen Zeit mit ihrer Verschärfung des Lebenskampfes, ihren aufs höchste gesteigerten Gegensätzen und Widersprüchen und ihrer zunehmenden Differenziertheit des seelischen Empfindens. Zu diesen allgemeinen Bedingungen kommt der individuelle Einfluß von Abstammung und Erziehung und eine ungewöhnlich verwickelte Charakteranlage. Das gilt im besonderen Grade von seinem Verhältnis zum weiblichen Geschlecht und von Strindberg als Dichter der Frau.

Es ist gewissermaßen Mode geworden, den Schweden mit dem Schlagwort: „Der Dichter des Geschlechterkampfes“ oder „Strindberg der Frauenhasser“ zu klassifizieren. Aber die Brüche seines Wesens lassen sich nicht so leicht unter einen bequemen Generalnenner bringen, wie wir später sehen werden.

Überschauen wir Strindbergs Leben, so sehen wir einen ewig Werdenden, ewig Wechselnden und ewig Ringenden, einen Menschen und Dichter, der sich gewiß auf den prometheischen Funken in der Brust und auf das faustische Streben nach Erkenntnis und Erlösung berufen durfte wie je nur einer, und der auch Ibsens Sprüchlein bekennen mochte: daß Leben ein Krieg mit den Wichten sei und dichten sich selber richten bedeute. Aber ihm wurde der Kampf von Natur aus besonders schwer gemacht. Ein schwedischer Kritiker hat treffend Strindbergs Kopf charakterisiert als einen Oberteil, Stirn und Augen mit der Majestät des Zeus von Otricoli und einen plebejischen, vielleicht auf weitvererbte finnisch-mongolische Einflüsse zurückzuführenden Unterteil. Er selber hat sich gelegentlich wohl als Paria bezeichnet, der sich zum Aristokraten des Geistes emporläuterte, als Sohn der Unterkaste, der in der Betrachtung der Höhergeborenen unwillkürlich etwas Schielendes und Schiefes hat; „Der Sohn einer Magd“, hat Strindberg mit Bitterkeit den ersten Band seiner Lebensgeschichte überschrieben. Die Erinnerung, daß seine Mutter Ulrike Norling, die einstige Dienstmagd und Kellnerin, die seinem Vater als Geliebte bereits drei Kinder geboren hatte, erst kurz vor Augusts Geburt geehelicht wurde, hat wie ein Alp auf ihm gelegen. Den Kleinleute-Geruch seiner Kinderstube und der Familienwohnung seiner Knabenjahre, wo Vater, Mutter und Großmutter mit sieben Kindern und zwei Dienstboten in drei Zimmern hausen mußten, ist er nie los geworden. Als die Mutter, durch zwölf rasch aufeinanderfolgende Wochenbetten erschöpft, noch nicht vierzigjährig, 1862 ins Grab sank, machte der Vater die bisherige Hausdame zur Stiefmutter. Strindberg hat ihr stets zweifelnd oder ablehnend gegenüber gestanden. Die

Erinnerung an gelegentliche lieblose Behandlung, an Hunger und schlechtes Essen haftete so tief in ihm, daß noch in den „Kammerspielen" des Sechzigjährigen, in der „Brandstätte" und im „Scheiterhaufen" die bitteren Erinnerungen, die gehässige Anklage in der Zeichnung der Frauencharaktere nachklingen. Auch den Vater sah er im eigenen Hause wie auf Gnade leben, ein Motiv, das er dichterisch so oft verwertet hat, und gegen die leibliche Mutter findet er in seinem Jugenddrama „Meister Olaf" die ausdrücklich als Selbstbekenntnis später von ihm gekennzeichneten bitteren Worte: „Glaubt ihr, eure Tat, dem Sohne Leben und Erziehung gegeben zu haben, verdiene Dankbarkeit? War das nicht die Aufgabe und Bestimmung eures Lebens?" — In der „Entwicklung einer Seele" heißt es: „Die Familie kam mir immer wie ein Gefängnis vor, in dem zwei Gefangene einander beobachten, ein Ort, wo Kinder gepeinigt wurden und Mägde zankten." — Man vergegenwärtige sich die genialisch-furchtbare Ausgestaltung dieses Verhältnisses im „Totentanz" und man erinnere sich, daß im „Traumspiel" Indras Tochter ihre tiefste Demütigung in der Alltags-Ehe erlebt. Sein Lebtag ist der Dichter seine persönliche peinliche Erinnerung an die mit Kindern überfüllte enge elterliche Mietswohnung, wo in denselben Zimmern gearbeitet, gewaschen, gekocht, gegessen, geschlafen und Windeln getrocknet wurden, nicht los geworden.

Des jungen Strindberg erste erotische Beobachtungen und Erfahrungen, nachdem er das Martyrium der Pubertätsempfindungen überstanden, waren nach seinem offenherzigen Geständnis mit starken Unlustgefühlen verbunden. Das zynische Treiben der Studenten in den sogenannten Bierstuben, verschleierten Bordellen niedrigster Gattung in Upsala, war auch geeignet, jeden feiner Empfindenden abzustoßen. Als Vierundzwanzigjähriger verliebte er sich dann in einem Badeort in ein Dienstmädchen „mit weißer Haut, feinen Zügen und blanken Zähnen", aber, wie er selber einsah, nur wegen Mangel an Mädchen aus höheren Gesellschaftsschichten. Den Gedanken an eine dauernde Verbindung verwarf er schon im Hinblick auf seine tote Mutter; die, meint Strindberg, hätte, ihre Herkunft vergessend, aus Kummer über solche Erniedrigung ihres Sohnes geweint. Beim Besuch städtischer Fräuleins verdunkelt sich ihm das Bild des Dienstmädchens schnell und verschwindet. Er fällt bald darauf in die Netze einer geschiedenen Frau, die er aber als sogenannte mangeuse d'homme durchschaut. Als er eines Abends seine Geliebte berauscht am Arm eines Offiziers erblickt, ist auch dieser erotische Traum verflogen. In der Liebe, meint Strindberg, ist der Mann Aristokrat, aber seine Sehnsucht nach der großen Dame, nach dem Sprossen der Oberkaste, wird zum schweren Verhängnis seines Lebens. Als Hilfsbeamter der Kgl. Bibliothek in Stockholm lernt er 1875 die damals etwa 23jährige Hauptmannsgattin Freifrau Siri von Wrangel, geborene von Essen, kennen. Ihr Aussehen wird uns von andrer Seite nicht eben vorteilhaft geschildert: „Ein kleines hartknochiges Vogelgesicht, großer Mund, fahlblonde Haare, große Magerkeit, eckige Figur, Mannweib, sprunghafte Künstlernatur." Aber der junge Dichter empfand so etwas wie Liebe auf den ersten Blick. Seine Verheiratung mit der geschiedenen Frau erfolgte erst kurz vor der Geburt des ersten Kindes. Geldnöte, da das angebliche Vermögen der Frau sich infolge einer Bankkatastrophe verflüchtigte, werfen ihren trüben Schatten auf die Verbindung. Die Frau will als Schauspielerin und Schriftstellerin das Ihrige zum Unterhalt der Familie beitragen; der Dichter schreibt für Siri die Dramen: „Das Geheimnis der Gilde" und „Frau Margit" (Ritter Bengts Gattin). Im Jahre der Uraufführung dieses Stückes (1882) geht das bis dahin leidliche Zusammenleben in die Brüche. Die Frau selbst bekannte später:

„Er hat mir sieben glückliche Jahre geschenkt.“ Strindbergs erster, 1879 erschienener Roman: „Das Rote Zimmer“ spiegelt seine noch ziemlich ideale Anschauung von der Ehe wieder: „Mann und Weib schließen ein freies Bündnis. Keiner von beiden gibt seine Selbständigkeit auf, der eine respektiert die Schwächen der andern, und man hat eine Kameradschaft für das ganze Leben.“ Die Skepsis beginnt 1883 in dem Buche: „Ehestandsgeschichten“ (Giftas), das im skandinavischen Norden gewaltiges Aufsehen erregte und zeitweilig verboten wurde. Eine Galerie von Ehekrüppeln und Pantoffelhelden wird vorgeführt und namentlich die wirtschaftliche Not nicht nur bei steigender Kinderzahl, sondern schon beim ersten Familienzuwachs, wenn die materielle Grundlage für ein eheliches Zusammenleben fehlt, in grelle, ironisch-satirische Beleuchtung gerückt. Mit fortschreitender Entfremdung zwischen den Gatten beschäftigte das Problem des Geschlechterkampfes den Dichter immer stärker. In seiner dramatischen Ausgestaltung erreicht er 1887 im Schauspiel „Der Vater“ die einsame Höhe der Weltliteratur neben Ibsen, der neidlos das Stück zur Aufführung empfiehlt. Georg Brandes nennt es „eine unvergeßliche Psychologie der spezifisch weiblichen Schwächen und Laster“. Vollends Nietzsche, dem Strindberg damals brieflich näher trat, kargte bei aller sonstigen Zurückhaltung nicht mit seiner Anerkennung und Bewunderung: „Zweimal habe ich tiefbewegt Ihre Tragödie gelesen. Es hat mich über alle Maßen überrascht, ein Werk kennen zu lernen, in dem mein eigener Begriff von der Liebe: in ihren Mitteln Krieg, in ihrem tiefsten Grunde tödlichster Haß zwischen den Geschlechtern, in so großartiger Weise Ausdruck findet.“ In der Gattin des Rittmeisters, die ihren Mann zum Schluß als vermeintlich Wahnsinnigen von der alten Amme in die Zwangsjacke schmeicheln läßt, lebt der Wille zur demütigenden Herrschaft über den Gefährten, aber nicht mit erotischen Mitteln; vielmehr flieht sie seine Umarmungen und fühlt ein wenig von der abgestorbenen einstigen Neigung wenigstens in Form von Mitleid erst dann wieder aufflackern, als er hilflos wie ein kleines Kind vor ihr liegt. Ihre stärkste Waffe im Geschlechterkampf ist der Zweifel, den sie bezüglich seiner Vaterschaft in dem Manne weckt. 1888 schuf Strindberg, einen älteren Entwurf wieder aufnehmend, zu der herben Tragödie das satirische Gegenstück mit der Komödie „Die Kameraden“. Diesmal sucht er seine Vertreter des Geschlechterkampfes in der Pariser Maler-Bohème und verwendet das unsern Bühnen ja nicht unbekannte dankbare Motiv der Rivalität zweier ungleicher Schaffenden. Die Frau ist lügnerisch, neidisch, untreu, verschwenderisch und versucht, um ihre Herrschaft über den Mann zu betonen, ihn auch äußerlich in Kleidung und Haartracht zu effeminieren, aber Axel erweist sich trotz anfänglicher Schwäche und Nachgiebigkeit zum Schluß als der Stärkere und befreit sich aus der moralischen Zwangsjacke mit brutalem Zynismus. Aus derselben Stimmung heraus ist die volkstümlichste von Strindbergs älteren Bühnenschöpfungen, die Tragikomödie „Gläubiger“ (1888) entstanden. Hier spaltet er seine Persönlichkeit in die Gestalten Adolfs und Gustavs, die ungleich den Kampf mit dem begehrlichen, ehrgeizigen und oberflächlichen Weibchen bestehen. Den Hamlet-Vers: „Ei, der Gesunde hüpft und lacht, dem Kranken ist's vergällt“ könnte man dieser in ihrer Art „unvergleichlichen moralischen Aktion“ als Motto geben. — Das Jahr 1889 zeitigte den Einakter „Fräulein Julie“, der nicht nur im Schaffen Strindbergs, sondern in der Entwicklungsgeschichte des modernen Dramas überhaupt, schon wegen der von neuen Gedanken strotzenden Vorrede, einen Markstein bedeutet; die streng im Sinne der Taineschen Milieu- und Vererbungs-Theorie durchgeführte Geschichte der jungen Komtesse, die sich zur

Auslösung unerträglicher sexueller Spannungen faute de mieux an den Lakaien, den Typus des modernen Mannes und Strebers, im Rausch einer Mitsommernacht wegwirft. Björnstjerne Björnson sah, damals ganz im Banne seiner überspannten Reinheitstheorie stehend, in der mit unerbittlicher Folgerichtigkeit durchgeführten Charakteristik dieser beiden Menschen nur eine „Schweinerei", wie sein Brief an seine Tochter Bergliot bezeugt. Nicht milder mag sein Urteil über den dritten Band von Strindbergs Selbstbiographie, „Die Beichte eines Toren", gelautet haben, die der Dichter in französischer Sprache in den Jahren 1887/88 niederschrieb und, nachdem er 1892 von Siri von Wrangel geschieden war, zunächst nur in französischer und deutscher Sprache erscheinen ließ. Eine im Buchhandel erhältliche schwedische Ausgabe kam erst 1914 nach seinem Tode heraus. Man begreift diese Rücksicht, denn das Buch ist die grausamste Abrechnung, die je ein Mann mit seiner langjährigen Lebensgefährtin und der Mutter seiner Kinder öffentlich gehalten hat. Indem er die Schuldige am Pranger mit Skorpionen züchtigt, enthüllt er, Rousseau noch überbietend, ebenso unbarmherzig die eigenen Schwächen und Fehler und bekennt insbesondere rückhaltlos seine sexuelle Hörigkeit, die ihn immer wieder dem Banne der begehrten und gehaßten Partnerin verfallen ließ. —

Im April 1893 machte Strindberg die Bekanntschaft der Wiener Schriftstellerin Frida Uhl, die in ihrem Äußeren und durch ihre gesellschaftlichen Talente seinen Anforderungen an eine Weltdame vielleicht noch mehr als die geschiedene Baronin entsprach. Bereits im Mai erfolgte die Heirat in Helgoland. Aber schon während des anschließenden Londoner Aufenthalts begann die Entfremdung; sie liest trotz seines Verbotes die Geschichte seiner ersten Ehe und fängt an, ihn mit andern Augen zu betrachten. Er aber erblickt in der schriftstellernden Gattin die neidische Wettbewerberin und spricht ironisch von seiner „schönen Gefangenenwärterin". Man beschließt, sich zu trennen. Wieder wird der Dichter eine Beute der gegensätzlichsten Empfindungen: Bei einem Londoner Hafenspaziergang spürt er in aufsteigendem Haß Neigung, die neben ihm Schreitende meuchlings ins Wasser zu stoßen, dann auf der Fahrt zum Bahnhof in offener Droschke bedeckt er sie mit leidenschaftlichen Küssen und folgt der Abgereisten bald zu ihren Verwandten nach Nieder-Österreich. Nach Geburt einer Tochter wird auch diese Ehe, 1895, geschieden, und es beginnt Strindbergs unglücklichste Lebensperiode, die Infernozeit in Paris. Die beiden Bände: „Einsam, Entzweit" und „Inferno" bilden die autobiographischen Dokumente, den dramatischen Niederschlag enthält die Trilogie: „Nach Damaskus". Seine Auffassung von Liebe und Ehe ist durch die Inferno-Prüfung verändert und geläutert. Strindberg, der Mineraloge und Alchimist, suchte zeitweilig auch das Eheproblem naturwissenschaftlich zu lösen und vergleicht beispielsweise die Verbindung zwischen Mann und Weib mit dem chemischen Vorgang zwischen Säuren und Basen. — Jetzt wollte er, völlig im Bann Swedenborgs stehend, dem Weib-Problem mit den Mitteln der Theosophie und Mystik beikommen. Der Schüler Swedenborgs weigert sogar dem Hexenglauben des Meisters nicht die Gefolgschaft und will die geliebte Frau gelegentlich mit Altersspuren behaftet, mumienhaft vertrocknet, mit vorgeahnter Hexenphysiognomie erblicken und vor ihren Zärtlichkeiten plötzlich Abscheu empfinden. Andrerseits neigt er der indischen Auffassung zu: einer Prüfung des Büßers durch verführerische Himmelsjungfrauen. Als solche Apsara mag ihm, nach der Scheidung von Frida Uhl, zeitweilig die interessante blonde Schwedin Dagny Juel erschienen sein, die Geliebte des deutsch-polnischen Schriftstellers Stanislaus Przybyszewsky, der damals zu Strindbergs engstem Bekannten-

kreise zählte. Strindberg glaubte später in einer Art von Verfolgungswahn, daß der Pole den erfolgreichen Bewerber um die Gunst der schönen Frau als Todfeind betrachte und mit den höllischen Künsten schwarzer Magie zu vernichten bestrebt sei, und prangerte ihn unter dem Namen Popowsky als solchen Sendboten und Beherrscher finsterer Mächte an. Dagny Juel wurde später die Geliebte eines russischen Studenten im Kaukasus und während des Schlafes von dem jungen Menschen hinterrücks in den Kopf geschossen und getötet, worauf der eifersüchtige Liebhaber sich gleichfalls eine Kugel ins Gehirn jagte. Prszybyszewsky hat angesichts einer 1913 in Schwabinger Ästhetenkreisen versuchten Glorifizierung des Falles Dagny-Strindberg rücksichtslos über die verblichene einstige Gefährtin und zugunsten des toten Dichters geurteilt[1]: „Hier ein gewaltiges Genie, selbst mit der ‚dementia', die dem Genie anhängt — dort eine Frau, deren Blut ‚heult', die von einem zum andern ‚taumelt' . . . Hier ein großer Märtyrer seines Genies, der mit seiner mächtigen Tragik des Lebens an das Schicksal eines Baudelaire, eines Edgar Poë erinnert — und dort eine Frau, die in ihrer ‚blutheulenden' Lust von einem jungen Studenten erschossen wurde! Für Strindberg war sie kaum von der geringsten Bedeutung und ich habe ihr, lange vor ihrem Tode, die Tür meines Hauses verschließen müssen, obwohl sie klägliche Versuche machte, das Haus zu erobern und mein Herz, das schon längst einer anderen, meiner jetzigen Frau gehörte." —

Um die Jahrhundertwende spielte die norwegische Schauspielerin Harriet Bosse die Dame in „Damaskus" und andre Strindberg-Rollen. Sie sehen und lieben war bei dem immer noch leicht entzündlichen Dichterherzen eins. Im Mai 1901 ließ er sich zum drittenmal in Hymens Fesseln schlagen, doch wurde auch diese Ehe 1904 nach Geburt einer Tochter geschieden. Und doch glaubte der alternde Mann in Harriet Bosse endlich sein Lebensglück, die passende Gefährtin gefunden zu haben. An ihrer Seite schmolz die harte Rinde von seinem Herzen. Für sie schrieb er, ein neuer Frauenlob, sein sonniges Märchendrama „Schwanenweiß" und das „Traumspiel" mit der verklärten Gestalt der Tochter Indras, die von ihrem himmlischen Vater zur Erde gesandt wird, mitzufühlen Freud und Qual. Selbst in der „Kronbraut", der Tragödie der unehelichen Mutter und Kindesmörderin, zeigt er sich ganz vom Glauben an den gütigen Kern und an die Besserungsfähigkeit des Weibes beherrscht. Um so stärker machte sich nach der Scheidung wieder Strindbergs Pessimismus in den sogenannten „Kammerspielen" und in den „Blaubüchern" geltend. Man höre ein paar Proben: „Früher ließen sich die Frauen scheiden, um Kokotten zu werden; jetzt aber lassen sie sich trauen, um Kokotten zu werden! Das ist die Entwicklung!" Oder: Der Schüler fragte: Hast du nie ein gutes Weib gesehen? — Nein, antwortete der Lehrer. — Und nie eine glückliche Ehe? — Nein, antwortete der Lehrer. Der Lehrer fuhr fort: Warum das Weib als eine Sphinx von den Männern abgebildet wird, hat mehrere Ursachen. Sie ist unbegreiflich, weil ihre Seele unausgebildet ist; sie denkt mit dem Magen, der Leber und der Gebärmutter. Ihre Urteile sind von Interessen und Leidenschaften diktiert, vom Hunger und Geschlechtstrieb; sie zieht Schlußfolgerungen nach der Witterung und dem Mondwechsel. Ihren besten Freund verrät sie für ein Theaterbillet. Sie geht von ihrem kranken Kinde fort, um einen Ballon aufsteigen zu sehen. Sie mordet ihren Mann, um ins Bad reisen zu können. Sie schwört ihre Religion für einen Brillantring ab. Gleichzeitig aber kann sie eine reizende Frau sein, zärtlich gegen ihre Kinder, liebenswürdig,

[1]) In der Berliner Wochenschrift: „Die Aktion".

vor allem höflich und zuvorkommend. Sogar eine gute Hausmutter, oder wenigstens im Ruf einer solchen stehen."

In solcher Stimmung kam es 1908 wohl noch einmal zu einer Verlobung mit einem Fräulein Falkner, aber schon nach einigen Tagen gab der Dichter der Dame das Wort zurück. Kurz vor seinem Tode 1912 gestand der große Kenner des menschlichen Herzens, infolge so vieler widersprechender Erfahrung in sexuellen Fragen keinen Rat erteilen zu können. Weniger duldsam als Swedenborg, der unter Umständen dem Manne die Kebse nach alttestamentlichem Vorbild gestattet, stellt Strindberg mit der asketischen Strenge des alten Tolstoi in der „Kreuzersonate" die Kardinalpunkte auf: „Spiele nicht mit der Liebe! Sieh nicht auf das Weib eines andern! Sei deiner Gattin treu!"

Während der Forscher, der das Bild der vita sexualis eines bedeutenden Mannes zu enträtseln strebt, häufig aus Mangel an hinreichenden zuverlässigen Belegen im Dunkeln tappt, erleben wir im Falle Strindberg den Vorgang, daß wir über der Fülle der Selbstzeugnisse des Dichters sozusagen förmlich stolpern. Andrerseits muß, wie im Falle Nietzsche, von vornherein zugestanden werden, daß Strindbergs Stellung zum Weib-Problem zahlreiche Widersprüche aufweist. Der Dichter selber hat sich zu verschiedenen Malen ausdrücklich dagegen verwahrt, als Misogyn in der Literaturgeschichte weiterzuleben: „Obwohl man mich Frauenhasser nennt, habe ich immer das Weib geliebt, und obgleich man mich einen Freund der Unsittlichkeit nennt, habe ich immer die Ehe gewollt", heißt es einmal im „Blaubuch". Und an einer andern Stelle tönen die Scheltworte: „Wer mich Frauenhasser nennt, ist ein Dummkopf, ein Lügner oder ein Tropf, oder alles auf einmal." — Sehr wichtig ist auch das Gespräch im dritten Teil der „Damaskus"-Tragödie, wo der Dichter bekennt, dreimal wie ein feuerspeiender Berg geliebt, aber immer das Gefühl gehabt zu haben, daß die Frauen ihn hassen. Er dachte wohl in erster Linie an die drei Ehegenossinnen, wenn er die Frau als „schöne Undine ohne Seele" bezeichnete. Von solchen Nixlein schreibt Grete Meisel-Heß, ohne allerdings gerade an Strindbergs Schicksal zu denken, in ihrem Buche über „Die sexuelle Krise" (1909): „Gerade die ‚interessante Frau', die Undine aller Sagen, die der Moralphilister so gerne zur Abenteuerin stempelte und in deren jähen Gegensatz er die andere stellte, die, die am Herde waltet; sie, die Elementare, die der Mann nicht aufzulösen vermag und die er darum fürchtet, ist neuerdings auch fähig geworden, ‚das Haus zu teilen'."

Es war Strindbergs Schicksal, daß er stets auf weibliche Wesen verfiel, die zwar sein Schönheitsbedürfnis mehr oder weniger befriedigten und seinen Intellekt anregten, aber nach ihrer ganzen Charakteranlage nicht geeignet waren, die selbstlose, ausdauernde und opferwillige Gefährtin eines so schwer zu behandelnden, mit allen Schrullen und Eigentümlichkeiten des Genies behafteten und außerdem durch fast fortwährende Geldnöte, wirtschaftliche Sorgen, literarische Feindschaften und Prozesse bedrängten Ausnahmemenschen zu sein. Ob freilich Strindberg an der Seite einer Christine Vulpius oder eines noch weniger von Lebenslust erfüllten Hausmütterchens glücklich geworden wäre, ist bei seiner ganzen Charakteranlage sehr die Frage.

Leopold von Wiese, der unlängst (1918) Strindbergs Antifeminismus zum Mittelpunkt einer eingehenden Studie über die „Soziologie der Geschlechter" genommen hat, bemerkt treffend: „Es ist der ewige Zirkel männlicher Torheit, reizvolle und zugängliche Frauen beständig zu suchen und sie zu entbehren, wenn sie nicht vorhanden sind, zugleich aber sie vor Dritten und in jeglicher Art Theorie zu schmähen und dafür das jungfräuliche, aber unzugängliche Weib

zu loben und zu preisen." — Und Wiese kommt zu dem Schluß: „Strindberg besaß keinen allgemeinen Frauenhaß, aber einen Haß gegen die Frauen, nach denen er verlangte; das muß das Leben und das Glück vernichten." — Aber auch wenn wir das Beweisthema so eingeschränkt haben, bietet die Untersuchung des Problematischen noch genug. Ich glaube, daß die Lehre vom Ressentiment, die der Philosoph Max Scheler, ausgehend von einem geflügelten Worte Nietzsches, in einer scharfsinnigen Abhandlung begründet hat [1]), uns als Leuchte auf der dunklen via sexualis des Schweden dienen kann. Scheler geht von der richtigen Erkenntnis aus, daß das Ressentiment sich nie ohne die Mittlerschaft eines spezifischen Ohnmachtsgefühls ausbilden kann und bemerkt insbesondere über das Geschlechtsressentiment: „Das zur Einstellung vieler alter Jungfern gewordene Immerwiederaufsuchen sexuell bedeutsamer Vorgänge in der Umgebung, um harte negative Werturteile über sie zu fällen, ist hierbei nur die in die Ressentimentbefriedigung umgewandelte, letzte Form der geschlechtlichen Befriedigung selbst." — Ressentiment, dauernd unbefriedigtes Rachegefühl und Mittel zur Wiederherstellung verletzten Selbstgefühls, ist die Folge von Unterdrückung des Menschen, namentlich in den Entwicklungsjahren. Welch reichen Nährboden dies Gefühl im Falle Strindberg finden mußte, wissen wir aus den ersten beiden Bänden seiner Lebensgeschichte. Dem Krüppelressentiment im übertragenen Sinne, von dem Scheler spricht, möchte ich aber im Falle Strindberg mit Sigmund Freud den Sexualkrüppel an die Seite stellen, den sexuellen Zwangsneurothiker, der wohl in physischer Hinsicht sein Ziel erreicht, aber infolge Gefühlsimpotenz auf dem Höhepunkt des Genusses unbefriedigt bleibt. Strindberg hat, wohl irrtümlich, geglaubt und sich darüber erbost, daß Ibsen ihn in der Maske des Photographen Hjalmar Ekdal in der „Wildente" auf die Bretter gebracht habe. Viel eher könnte man behaupten, daß in Strindberg ein Stück Gregers Werle steckt, daß er, vom chronischen Rechtschaffenheitsfieber besessen, als Ankläger herumläuft und insbesondere den Frauen seine moralische Forderung präsentiert. So konnte dem Dichter die wahre Befreiung aus dem Liebeserlebnis nie zuteil werden. Angestrebte oder aufgezwungene Askese, die jede Befriedigung des Liebesgefühls als Sündenfall betrachten läßt, spielt bei der Entstehung der Lieblingsvorstellung des Dichters vom Kampf der Geschlechter natürlich eine bedeutsame Rolle. Andrerseits hängt mit dieser Vorstellung Strindbergs Neigung für sogenannte sadistische und masochistische Gefühlsäußerungen seiner Helden und Heldinnen zusammen. Schon die ins Kloster gesperrte junge Margit erregt sich bei der Betrachtung der Leiden des gegeißelten und gekreuzigten Heilands und wünscht, selber gepeitscht zu werden. — Eine Gefühlsgenossin von Wildes „Salome" ist die junge Araberin im „Samum", die den gefangenen französischen Offizier zu Tode peinigt. Komtesse Julie rühmt sich, ihren Bräutigam mit der Reitpeitsche traktiert zu haben. In der Historie von den Folkungern liebt Ritter Porse die Königin-Mutter nur, wenn sie sich als Furie gibt. Die Schwedenkönigin Christine wie die Blaustrumpfkokotte Thekla in den „Gläubigern" durchschauert es wollüstig, wenn sie von den Geliebten wenigstens in Worten verkleinert werden. Von Sadismus in der schonungslosen öffentlichen Abrechnung zweier Gatten miteinander vor Gericht kann man schon im Einakter „Das Band" sprechen. „Liebeshaß, der aus der Hölle stammt", hetzt den Artillerie-Kapitän und Alice im „Totentanz" zur gegen-

[1]) „Das Ressentiment im Aufbau der Moralen" (Abhandlungen und Aufsätze, 1. Band, Leipzig 1915).

seitigen Zerfleischung. In der „Damaskus"-Trilogie heißt es: „Sie sollen einander treffen, um einander zu quälen", und die Dame quält in der Tat den Unbekannten trotz ihrer ursprünglichen Gutherzigkeit durch Briefraub, Indiskretionen und geflissentliche Isolierung von der Mitwelt. Im Kammerspiel vom „Scheiterhaufen" vollzieht sich die Quälerei seitens der selbstsüchtigen und gewissenlosen Gattin mit den kleinlichsten Mitteln der ehelichen Ranküne und des Küchendiebstahls. Der Gedanke von der Hörigkeit des Mannes bis zur Effeminierung und masochistischen Unterwürfigkeit wird vornehmlich in den „Kameraden" und „Gläubigern" vertreten. Licht und Schatten auf beide Parteien annähernd gerecht zu verteilen, ja, den Mann als den eigentlichen Vampyr hinzustellen, hat Strindberg nur im Doppeldrama „Totentanz" unternommen. Und ganz nach der entgegengesetzten Richtung hat der Pendel, wie schon früher erwähnt wurde, in den Dramen der vorletzten Periode im Schaffen des Dichters ausgeholt, die das Weib als Erlöserin feiern.

Um Strindbergs Stellung zum Weib-Problem recht zu würdigen, muß man auch die Entwicklung der Frauenfrage in den skandinavischen Ländern betrachten, insbesondere die große Bewegung, die von Ibsens „Puppenheim" und Björnsons Dramen „Leonarda" und „Svava" (Ein Handschuh) ausgeht. Strindberg hat Ibsen Zeit seines Lebens „mit Zweifel bewundernd und mit Bewunderung zweifelnd" gegenübergestanden. In seinen besten Stunden hat er sich der Größe des älteren Meisters nicht verschlossen, aber in der Kampfstimmung, wenn er sich als Sachwalter der unterdrückten Männerwelt fühlte, ihn rücksichtslos in seinen Büchern als den berühmten männlichen Blaustrumpf gekennzeichnet und Ibsens Protest gegen das Puppenheim als Schwindel erklärt. Strindberg war empört, daß Nora, die leichtsinnige Haustyrannin und Fälscherin, freigesprochen und verherrlicht, und Helmer, der liebende und ehrliche Mann, verurteilt wird. — Naturgemäß mußte er auch die Anti-Männer-Literatur einer Camilla Collet und Ellen Key wie einen Akt persönlicher Feindschaft empfinden; noch in seinem letzten Roman: „Schwarze Fahnen" (1911) hat er die vielgepriesene Frauenrechtlerin als Hanna Pay lächerlich gemacht. Aus Solidaritätsgefühl gewissermaßen bezeichnete die greise Hedwig Dohm ihrerseits Strindberg Leopold von Wiese gegenüber einfach als „bornierten Kerl". Sein dichterischer Protest gegen „Nora" war sein Drama: „Frau Margit"; in einem fingierten Interview als Vorwort hat er sich deutlich darüber ausgesprochen. Das mittelalterliche Milieu und Kostüm des Stückes sind ihm nur Maske. „Das Kloster, aus dem Margit von Bengt befreit wird, das ist das Pensionat. Der Ritter, das ist ‚er'; alle sind Ritter für unsere jungen Mädchen. Dann kommen sie in die Wirklichkeiten des Lebens hinaus und müssen sehen, daß er ein Bauer ist. Er glaubt, sie ist ein dummes Ding, die Wirklichkeit aber entwickelt sie zu einem Weib; was das Pensionat nicht tun konnte. — Die Frauenfrage, erklärt der Dichter weiter, hat in unsern Tagen einen häßlichen Anstrich von Poussade bekommen. Das ganze Puppenheim ist eine altmodische romantische Galanterie. Ich habe die Ehe unter den jetzigen Verhältnissen angegriffen: ich habe die Erziehung des Weibes angegriffen, die kirchliche Ehe und die Galanterie-Emanzipation der Männer. Ich habe also nicht das Weib angegriffen, sondern ich habe die jetzigen Verhältnisse angegriffen. — Das Weib braucht meine Verteidigung nicht! Sie ist die Mutter, und darum ist sie die Herrin der Welt!"[1])

---

[1]) Die wörtlichen Anführungen aus Strindbergs Werken sind der großen deutschen von Emil Schering übersetzten Gesamtausgabe entnommen, von der im Ver-

Phallosgebilde bei französischen Kämpfern.

Von Prof. Dr. A. Krämer

in Stuttgart.

Bei einem kriegs-medizinischen Abend zu Tübingen am 20. Oktober 1914 hat Gaupp einen Phallos demonstriert, der ihm als Merkwürdigkeit für kurze Zeit übersandt worden war. Er war im Tornister eines französischen Offiziers aus Orleans gefunden worden, bestand aus Gips und maß in Länge 19,5 cm und in Breite 5,5 cm, Umfang 16,5 cm. Derartige Gegenstände wurden bei mehreren





gefallenen französischen Offizieren gefunden und hatten in deutschen militärischen Kreisen die Besorgnis erweckt, daß es sich um Instrumente für rohe Schändungsversuche an deutschen Frauen und Mädchen handeln könnte. Ausgefragte französische Gefangene gaben nur die Auskunft: C'ést seulement pour

---

lage Georg Müller in München bislang 27 Bände erschienen sind. Die Abteilung „Gedichte", 5 Bände, darunter die für unser Thema wichtige „Liebeslyrik" (1903), sowie das 3. Blaubuch, mehrere Bände der Abteilung „Wissenschaft", darunter „Frauenfrage" (1885), die Novellen „Studentenleben" (1877) und der gesamte von Strindbergs Erben unlängst zur Veröffentlichung freigegebene dichterische Nachlaß stehen noch aus.

rire. Gaupp glaubt [1]), daß man zum Spaß kein so großes Gewicht mitschleppe, was ich übrigens angesichts der krankhaften französischen Begeisterung für jeder Art Sexualia nicht für unmöglich halten möchte, zumal das Gewicht nicht mehr als 250 g betragen kann. Der Gedanke liege näher, es sei vielmehr wahrscheinlich ein Talisman, wogegen aber auch Form und Größe spreche. Vielleicht liege eine Art Exhibitionismus vor, indem der Aussteller durch Vorweisung des Gegenstandes bei weiblichen Wesen Beschämung und Schrecken zu seiner Erregung hervorrufen wolle.

Kurt Boas nimmt zu diesen Ausführungen in seinen Kriminalistischen Studien [2]) Stellung, im ganzen beipflichtend. Er meint, es sei eine Art Phalluskult [3]). Der objektive Exhibitionismus sei aber unwahrscheinlich, da sonst der subjektive als Präliminarie zum Akte bestimmt vorgezogen worden wäre, was ich für ganz unwahrscheinlich halte. Als Talisman könne der Phallos schon eher gebraucht worden sein, freilich als sexueller, ein Geschenk seitens eines Urning zum Schutz der Genitalien oder als Äquivalent für den Ausfall des homosexuellen Verkehrs.

„Noch näher im Bereiche der Wahrscheinlichkeit scheint mir die Mitnahme der Phalli ins Feld als einen Akt von Fetischismus zu liegen. Erst im Felde, abgeschnitten von jedem normalgeschlechtlichen Verkehr, lernt der Fetischist den Phallus als solchen schätzen. Er bringt ihm, wie die Völker des Altertums, eine Art göttlicher Verehrung dar. Repräsentiert er doch den Kern und das wesentliche Merkmal der Männlichkeit. Daß der Phalluskult im Felde natürlich viel intensiver betrieben wird als zu Hause, liegt daran, daß das Risiko, die Genitalien im Kriege zu verlieren, besonders ins Gewicht fällt, und daß der, der Phalluskult treibt, mit Inbrunst das bei sich getragene Symbol bei Tag und Nacht anfleht, ihm mit gesunden und heilen Geschlechtsorganen nach Hause kehren zu lassen."

Wie Boas hier auf den Begriff Fetischismus kommt, ist mir nicht klar, da er doch selbst an anderer Stelle von der Tendenz der Fetischisten spricht, sich vom eigenen Geschlecht in sexueller Beziehung völlig frei zu machen. Nach den jetzt so verbreiteten Erörterungen über den sexuellen Fetischismus scheint mir das Wort Fetisch jetzt in der Sexualpathologie das gleiche Unheil anzurichten wie einst in der Völkerkunde, wo man es zu verbannen bestrebt ist. Fast könnte es scheinen, daß der alte Spruch wieder in Gefahr ist wahr zu werden:

Was man nicht definieren kann,
Sieht man als einen Fetisch an!

Gerade mit dem fetischistischen Phalloskult als Zauber gegen Unfruchtbarkeit der Frauen haben wir es doch sicher hier nicht zu tun.

Das Urbild des Phallos war ja doch aus Holz gebildet und wurde am Bacchusfest als Sinnbild der Zeugungskraft in der Natur in Prozession auf einer Stange herumgetragen. Ich selbst fand in Holz nachgebildete Membra noch im Gebärhause der kleinen Insel Tobi in den S.-W.-Karolinen, mitten im Hause an einem Hängetisch baumelnd. Um solche Fruchtbarkeitszauber kann es sich bei den französischen Offizieren nicht gehandelt haben.

Schon in der Diskussion bei der Tübinger Sitzung wies ich auf den bekannten indischen Linggam-Dienst hin, bei dem die Defloration wegen Angst

---

[1]) Der Bericht über die Sitzung befindet sich in der Münch. Med. Woch. 1914. Feldärztl. Beil. Nr. 14 (S. 2230).

[2]) Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik. Bd. 64. 1915. S. 69.

[3]) Ich bemerke, daß es ein lateinisches Wort Phallus plur. Phalli nicht gibt, sondern nur das griechische Phallos.

der Männer vor der Berührung mit Blut durch phallosähnliche Gegenstände erfolgt. Weiteres Material zu der Frage ist bis heute meines Wissens nicht beigebracht worden.

Bei der Weiterverfolgung der Angelegenheit stieß ich auf eine französische Arbeit von Dr. Raphaël Blanchard [1]), aus der hervorgeht, daß noch vor 100 Jahren in der Gegend von Rouen Phallosgegenstände bei Prozessionen in Gebrauch waren, die jährlich am 9. September zu Ehren des heiligen Gorgonius stattfinden, eines Palastbeamten zu Nikomedia, der unter Diocletian den Märtyrertod starb. Es ist ja bekannt, daß im alten Griechenland und Rom der Phalloskult sehr verbreitet war, um nur an die Ergebnisse der Ausgrabungen zu Pompeji zu erinnern; von dort kam er mit der römischen Invasion nach Gallien, wo er also bis in die 1800er in Duldung seitens der katholischen Kirche sich erhalten hat.

Die Kapelle des St.-Gorgon war zu Genetay. Aber auch 5 km von Rouen, an der Straße nach Neufchâtel, war eine der heiligen Veronica, der Sainte Vénisse, geweihte Kapelle, die früher eine Leproserie war. Dorthin pilgerten ehemals jedes Jahr am 11. Februar die jungen Leute, die heiraten wollten, und sie brachten dabei ein Brot in einer „Spezialform" mit, in das sie Stechpalmenzweige hineinsteckten. Das Brot hieß pain à oreilles. Es hatte die Form einer Schere, in deren einem Loch (oreille) der Zweig stak. In der Tat hatte es die Form eines männlichen Geschlechtsteiles, bei dem die beiden Testikel durchlöchert waren, so daß es wie eine Schere aussah. Viele Leute konnten sich um 1900 noch dieser Prozessionen erinnern. Bis in die neueste Zeit aber wird die heilige Veronica in jener Gegend, besonders im Dorf Boisguillaume, noch bei allen Arten von Blutverlust angerufen, da sie ja von einem Blutfluß durch den Herrn geheilt worden sei. Es steht also die heilige Veronica einesteils mit einem Phalloskult, andererseits mit der Blutbesprechung in engem Zusammenhang, und so dürfte es sich bei dem hier vorliegenden Phallos auch um ein Amulett handeln, das jenem französischen Ideenkreis entstammt.

Hinzufügen will ich zum Schluß noch, daß S. 108 der Blanchardschen Arbeit zwei Männchen aus Rouen stammend abgebildet sind, die hinsichtlich ihres „Speeres" ganz den Heldenfiguren auf den Bai der Palauer gleichen, und ohne den die dortigen Eingeborenen sich keinen tapferen Mann vorstellen können. Der Phallos ist eben allenthalben nicht allein ein Zeichen der Fruchtbarkeit, sondern auch von Übermut, Kraft und Stärke. Hier freilich scheint mir die obige Auslegung die wahrscheinlichere.

Referate.

Rassenhygiene, Eugenik und Geburtenrückgang.

Organisation der Ehevermittlung. Die neue Generation. Januarheft 1919.

Ein Anonymus hat einen feinen Plan ausgeklügelt, wie den Ehelustigen beiderlei Geschlechts auch ohne die nicht geschmackvolle „Zeitungsannonce" und ohne das kostspielige und zeitraubende „Seebad" es leichter gemacht werden könnte, das für sie passende Deckelchen zu finden. In allen Städten werden unter Mitwirkung und Kontrolle der städtischen Verwaltung „Klubs der Jugend" geschaffen. Mitglieder können nur heiratslustige Ledige werden. Da kann man lunchen, jeuen,

---

[1]) Persistance du Culte phallique en France. Bull. de la Soc. franç. d'Histoire de la Médicine. 1904. S. 106—121. Mit zahlreichen Abbildungen.

tanzen und hat gleichzeitig die Annehmlichkeit, unter einer großen Anzahl von Ehekandidaten Umschau halten zu können. Jedes Mitglied trägt ein Nummernschildchen im Knopfloch — dieselbe Nummer ist auch Garderobenummer, die Garderobe wird unentgeltlich aufbewahrt, was gewiß sehr erfreulich ist. — Mit Hilfe der festgestellten Nummern kann sich jeder aus einer Liste alle wünschenswerten Auskünfte über den Erkornen verschaffen. Eine andre, streng vertraulich geführte Liste enthält schließlich auch den Namen des betreffenden Klubmitgliedes. Verlockend klingt auch die Ankündigung, daß in der Form des Verkehrs und der Anknüpfung der Bekanntschaften eine sehr große Freiheit herrschen wird, so daß an sich schon das Klubleben einen großen Reiz für die Mitglieder gewinnen würde, Anonymus weiß sich von jedem Klassengeist frei, aber er möchte doch für die verschiedenen Bevölkerungsschichten getrennte Klubs einrichten, da die gesellschaftlichen Bedürfnisse und Ansprüche an sich natürlich in wohlsituierten Kreisen andre als im kleinen Mittelstand sind.

Sprinz (Berlin).

Allgemeines, Ethnologie und Folklore, Pathographie, Kultur- und Literaturgeschichtliches.

von Wiese: **Das weibliche Geschlecht und die Politik.** Neue Generation. Januar 1919.

Verf. geht davon aus, die Unterschiede in der Wesensart des Mannes und des Weibes klarzulegen. Der Mann ist mehr abstraktem Denken zugewandt, während sich die weibliche Art mehr konkreten Dingen hinneigt; dem Manne ist „der Staat“ das Höchste, das Weib liebt die Heimat, den Fürsten.

Um die weibliche Denkungsart richtig begreifen zu können, muß man sich erinnern, daß das Weib durch seine biologische Bestimmung, die Leibesfrucht zur Reife zu bringen und das Kind aufzuziehen, mehr auf das natürlich-Geschlechtliche hingewiesen ist, was für den Mann mehr etwas Episodenhaftes ist. Dieser Sinn des Weibes für das Natürliche ist keineswegs als etwas Minderwertiges anzusehen. Andere wesentliche Eigenschaften des Weibes können nur historisch begriffen werden. Das Weib war in der Urzeit auf den Schutz des starken Mannes angewiesen, ihm mußte es zu gefallen suchen. In milderer Form setzte sich das in die Kulturzeit fort. So erklärt sich das Listenreiche und die Sucht zu gefallen. Die Hingabe des Weibes und die Fähigkeit der Anpassung lehrt das Weib, sich in die männliche Sphäre einzufühlen. Erleichtert wird die Einstellung auf das Männliche durch den Umstand, daß das Weib von Kindesbeinen an auf rein männliche Institutionen wie den Staat, das Recht, die Schule angewiesen ist. Die Frauenemanzipation und äußere soziale Nötigungen drängen das Weib immer mehr von dem ihm eigentümlichen, natürlichen Wesen ab.

Es kann deshalb kein Wunder nehmen, wenn die politische Betätigung der Frauen, wie sie sich bis jetzt darstellt, auch nur wieder eine Anpassung an schon bestehende männliche Parteien erkennen läßt. Eine einheitliche Frauenpolitik wird nicht gemacht. Dasselbe gilt auch für die ästhetischen und ethischen Gebiete. Dies könnte nur dann ein Vorzug sein, wenn wir einen Grund hätten, mit der männlichen Geistesherrschaft zufrieden zu sein. Aber wir müssen aus der Weltrevolution die Erkenntnis ziehen, daß die bisherige Volks- und Staatspolitik Schiffbruch erlitten hat; ebenso steht es mit unsrer Wirtschaftspolitik. Um wieder vorwärts zu kommen, gilt es, neue Wege zu wandeln. Das, was nottut, entspricht mehr der Frauenart, wie Mitempfinden für alle Art Bedrängnis, Unmittelbarkeit des Gefühls und Bereitwilligkeit, Mensch unter Menschen zu sein. Das Weib soll also mittun im Staats- und Kommunaldienst — Wiese ist kein Antifeminist — aber es soll nicht männliche Schwächen nachäffen, sondern die natürlichen, spezifisch-weiblichen Eigenschaften zur Geltung bringen.

Sprinz (Berlin).

Zur Diskussionsbemerkung des Herrn Dr. Grimm auf S. 334 des Januarheftes dieser Zeitschrift:

Im Anschluß an meinen Vortrag über „Das Jahr im Lebendigen“ hat Herr Dr. Grimm seine Diskussionsbemerkungen auf S. 334 anders wiedergegeben, als er sie mündlich gemacht hat. Er beruft sich dabei auf eine Wahrscheinlichkeitsausrechnung, die er in der Diskussion nicht ausgeführt hat

und kommt zu dem Schluß, daß danach jede Person in einem Abschnitt von 10 Jahren zufällig einmal an einem Gedenktag ihrer Vorfahren (bis zu den Großeltern beiderseits gerechnet) unwohl gewesen ist. Daher könne das Zusammentreffen von Krankheitstagen mit Geburts- oder Todestagen der Vorfahren nicht für den Schluß verwendet werden, daß in der Erbsubstanz kritische Tage abliefen. Herr Dr. Grimm übersieht, daß seine Voraussetzungen völlig andere sind als die meinigen und weit hinter den Tatsachen zurückbleiben, die bereits mein erstes Beispiel lieferte. Es war das ein Fall, wo durch 8 Jahre jedes Jahr bei demselben Mann am Geburtstag des Vaters eine Krankheit kam. Und als sie im 9. Jahr ausblieb, kam sie am Todestag der Mutter und kritisierte am Geburtstag der Mutter. Die Mutter hatte also die väterliche Erbsubstanz im Individuum des Sohnes verdrängt. Nicht aber in der Familie. Denn bei der nächsten Wiederkehr des väterlichen Geburtstages starb der Vaterbruder, der denselben Geburtstag hatte wie der Vater, wenn auch mit anderer Jahreszahl. Für solche Häufung des Zusammentreffens gibt es gar keine Zufallswahrscheinlichkeit. Und diese Häufung findet sich auch in zahlreichen anderen Beispielen, von denen in meinem Buch „Das Jahr im Lebendigen“ berichtet wird. Dr. Wilhelm Fließ.

Bibliographie der Sexualwissenschaft[1].

Biologie.

(Anatomie, Physiologie, Entwickelungsgeschichte, Vererbungslehre.)

Binnendyk, W., Partus praematurus und Partus serotinus. Nederl. Maandschr. voor verlosk. en vrouwenz. en kindergeneesk. 1918. H. 10. 8. 555 ff.

Binz, F., Einiges über den Zusammenhang über Frucht und Geburt. M. m. W. 1919. Nr. 1.

Born, Paul, Kompendium der Anatomie. Ein Repetitorium der Anatomie, Histologie u. Entwicklungsgeschichte. 16.—20. Aufl. Freiburg i. Br. 1918. Speyer & Kaerner. Kl. 8°. 400 S. 8 Mk.

Buchner, P., Vergleichende Eistudien. 1. Die akzessorischen Kerne des Hymenoptereneies. Arch. f. mikr. Anat. 91. 1918. H. 3/4. S. 1 ff.

Dekker, H., Naturgeschichte des Kindes. Mit zahlr. Abbild. 22. Aufl. Stuttgart o. J. (1918). Franckh. 8°. 103 S. 1 Mk. 25 Pf.

Ebstein, Erich, Angeborene familiäre Erkrankungen an den Nägeln. Derm. Wochenschr. 68. 1919. Nr. 8. S. 113—124.

Ernst, Alfred, Bastardierung als Ursache der Apogamie im Pflanzenreich. Eine Hypothese zur experimentellen Vererbungs- und Abstammungslehre. Mit 172 Abbild. im Text u. 2 Taf. Jena 1918. G. Fischer. Lex. 8°. XIV, 666 S. mit 2 Tab. u. 2 Bl. Erklärungen. 36 Mk.

Gassul, R., Nachtrag zu meiner Mitteilung über „Eine durch Generationen prävalierende symmetrische Fingerkontraktur“. D. m. W. 1918. Nr. 52.

Greil, A., Erwerb der Kranistenorganisation. Ein Beitrag zur allgem. Dynamik der Entwicklung und Vererbung. Anat. Hefte 55. 1918. H. 3. S. 513.

Gumprich, G., Der Einfluß der Menstruation auf das Blutbild bei gesunden Individuen. Beitr. z. Geburtsh. 19. 1918. H. 3.

Herr, O., Begattung der Vögel in der Luft. Natur 1918/19. H. 5/6. S. 51—52.

---

[1]) Umfaßt die Zeit vom 1. Dezember bis 1. März 1919 sowie Nachträge und Ergänzungen. Im Hinblick auf die durch die Kriegsereignisse bedeutend erschwerte Berichterstattung bitten wir wiederholt die Verfasser einschlägiger Arbeiten, uns zwecks vollständiger und genauer bibliographischer Aufnahme möglichst umgehend nach Erscheinen einen Sonderabdruck zu übermitteln (unter der Adresse: Dr. Iwan Bloch, Berlin W. 15, Joachimsthalerstr. 9).

Hertwig, G., Kreuzungsversuche an Amphibien. I. Wahre und falsche Bastarde. Arch. f. mikr. Anat. 91. 1918. H. 3/4. S. 203 ff.

Hertwig, Oscar, Das Werden der Organismen. Zur Widerlegung von Darwins Zufallstheorie durch das Gesetz in der Entwicklung. 2. verm. u. verb. Aufl. Mit 115 Abbild. im Text. Jena 1918. G. Fischer. Gr. 8°. XVIII, 680 S. 24 Mk.

Hirsch, R., und **E. Blumenfeldt,** Innere Sekretion und Gesamtstoffumsatz des wachsenden Organismus. Kranke aus dem Jahre 1914. Zeitschr. f. exper. Path. u. Ther. 19. 1918. H. 3. S. 494.

Maurer, F., Die Beurteilung des biologischen Naturgeschehens und die Bedeutung der vergleichenden Morphologie. Jena 1917. G. Fischer. 8°. 36 S. 1 Mk. 80 Mk.

Meves, F., Zur Kenntnis des Baues pflanzlicher Spermien. Arch. f. mikr. Anat. 91. 1918. H. 3/4. S. 272 ff.

Meyer, L., Les primipares âgées. Arch. mens. d'Obstétr. et de Gyn. 5. 1917. Nr. 7/9. S. 264 ff.

Rohleder, Hermann, Normale, pathologische und künstliche Zeugung beim Menschen. 2. verb. Aufl. Leipzig. G. Thieme. Lex. 8°. XVI, 317 S. 10 Mk. 50 Pf.

Rohleder, Hermann, Künstliche Zeugung und Anthropogenie. (Menschwerdung. Bastardierung von Mensch und Menschenaffe.) Leipzig 1918. G. Thieme. Lex. 8°. XIII, 243 S. 8 Mk.

Scheurer, P., Zum Problem der Geschlechtsvorhersage. Korr.-Bl. f. Schweizer Ärzte 1918. Nr. 44.

Schlesinger, H., Über die Zirbeldrüse im Alter. Arbeiten aus dem Neurolog. Institut an der Wiener Universität 22. 1917. H. 1.

Sieglbauer, F., Die normale Anatomie in ihrer Entwicklung und in ihren Beziehungen zur praktischen Medizin. Leipzig 1918. G. Thieme. 8°. 24 S. 1 Mk. 50 Pf.

Stern, Erich, Psychologische Bemerkungen zur Vererbungs- und Familienstatistik. Arch. f. Rassen- u. Gesellsch.-Biol. 13. 1918. H. 1. S. 67—74.

Sternberg, H., Zur Frage des Isthmus uteri. Beitr. z. Geburtsh. 19. 1918. H. 3.

Vogt, Alfred, Vererbung in der Augenheilkunde. M. m. W. 1919. Nr. 1.

Vorberg, G., Die geschlechtliche Leistungsfähigkeit des Mannes. Beobachtungen und Betrachtungen. München 1918. Verlag der ärztl. Rundschau. Gr. 8°. 34 S. 2 Mk.

Weidenmann, Thyreoidea und Menstruation. Zeitschr. f. Geburtsh. u. Gynäk. 8°. 1918. H. 2.

Wolff, Friedrich, Ein Fall dominanter Vererbung von Syndaktylie. Arch. f. Rassen- u. Gesellsch.-Biol. 13. 1918. H. 1. S. 74—75.

Ziegler, H. E., Die Vererbungslehre in der Biologie und in der Soziologie. Ein Lehrbuch der naturwissenschaftlichen Vererbungslehre und ihrer Anwendungen auf den Gebieten der Medizin, der Genealogie und der Politik. Jena 1918. G. Fischer. Gr. 8°. XVI, 480 S. mit 114 Fig. im Text u. 8 z. T. farb. Tafeln. 20 Mk.

Psychologie und Psychoanalyse.

Anton, G., Aus der ärztl. Seelenkunde. Macht des Geistes über den Körper. Übergeistige Wechselwirkung beim menschl. Beisammensein. Psychologie der Masse. Über Volksvermehrung und Höherzüchtung. 3 Vorträge f. Ärzte, Lehrer, Erzieher. Berlin 1918. Jul. Springer. 8°. 48 S. 2 Mk.

Deutsch, Helene, Ein kasuistischer Beitrag zur Kenntnis des Mechanismus der Regression bei Schizophrenie. Intern. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 5. 1919. H. 1. S. 41—44.

Ebbinghaus, H., Abriß der Psychologie. 6. Aufl., durchges. von Prof. Karl Bühler. Leipzig 1919. Veit & Co. Gr. 8°. 206 S. mit 19 Fig. 5 Mk.

Ferenczi, S., Technische Schwierigkeiten einer Hysterieanalyse. Intern. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 5. 1919. H. 1. S. 34—40.

Ferenczi, S., Sonntagsneurosen. Intern. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 5. 1919. H. 1. S. 46—48.

Flatau, G., Kursus der Psychotherapie und des Hypnotismus. Berlin 1918. S. Karger. 8°. 176 S. 6 Mk.

Jung, C. G., Die Psychologie der unbewußten Prozesse. Ein Überblick über die moderne Theorie und Methode der analytischen Psychologie. 2. Aufl. Zürich 1918. 8°. 149 S. 5 Mk.

Kornfeld, S., Psychologie der Moral insanity. D. m. W. 1918. Nr. 50.

Krüger, Psychisches Werden und Vergehen. Monatsschr. f. Psychiatr. u. Neurol. 44. 1918. H. 1.

Levy-Suhl, Über die dreifache psychische Wurzel der hysterischen Krankheitserscheinungen. D. m. W. 1919. Nr. 5.

Müller-Freienfels, R., Persönlichkeit und Weltanschauung. Psychologische Untersuchungen zu Religion, Kunst und Philosophie. Leipzig 1919. B. G. Teubner. 8°. XII, 274 S. mit 4 Abbild. im Text und 5 auf Tafeln. 6 Mk.

Schultze, E., Zur sozialen und sanitäts-polizeilichen Bedeutung der Hypnose. Ärztl. Sachverst.-Ztg. 1918. Nr. 21.

Tausk, Victor, Über die Entstehung des Beeinflussungsapparates in der Schizophrenie. Intern. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse 5. 1919. H. 1. S. 1—33.

Türck, Herm., Der geniale Mensch. 9. verb. Aufl. Berlin o. J. (1918). Borngräber. 8°. XVI, 406 S. 10 Mk.

Pathologie und Therapie.

Brugsch, Theodor, Allgemeine Prognostik oder die Lehre von der ärztlichen Beurteilung des gesunden und kranken Menschen. Berlin-Wien 1914. Urban & Schwarzenberg. Gr. 8°. VI, 498 S. mit 13 Textabbild. 24 Mk.

Esser, J. F. S., Die Vagina als Harnblase. D. m. W. 1918. Nr. 52.

Goeritz, D., Der Kryptorchismus, seine operative Behandlung und Resultate. Inaug.-Diss. Berlin 1918. 8°.

Hell, K., Fortschritte und Wandlungen in der Physiologie, Diätetik und Pathologie des Wochenbetts während des Jahrzehntes 1906—1915. Bericht und eigene Erfahrungen. Leipzig 1918. Repertorienverlag. 8°. 70 S. 4 Mk. 80 Pf.

Heller, Th., Psychasthenische Anfälle. Zeitschr. f. Kinderheilk. 19. 1918. H. 1/2.

Kraepelin, E., Ziele und Wege der psychiatrischen Forschung. Berlin 1918. Springer. Gr. 8°. 37 S. 1 Mk. 40 Pf.

Jankovich, L., Über die abnorme Entwicklung der Geschlechtsorgane eines neugeborenen Mädchens. Verein f. gerichtl. Med. 58. 1918. H. 2.

Krafft-Ebing, R. v., Psychopathia sexualis mit besonderer Berücksichtigung der konträren Sexualempfindung. Eine medizinisch-gerichtliche Studie für Ärzte und Juristen. 15. verm. Aufl. Hrsg. v. Alfred Fuchs. Stuttgart 1918. Enke. Lex. 8°. XII, 431 S. 16 Mk.

Mönch, G., Zwei ungewöhnliche Genitaltumoren. Leipzig 1918. Konegen. Gr. 8°. 8 S. 1 Mk.

Oczeret, H., Die Nervosität als Problem des modernen Menschen. Ein Beitrag zur psychologischen Weltbetrachtung. Zürich 1918. Orell Füssli. Gr. 8°. 95 S. 4 Mk.

Ottow, Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett in ihren Beziehungen zur Grippe. Zentralbl. f. Gynäk. 1919. Nr. 1.

Pilcz, A., Zur Organotherapie der Dementia praecox. Psych.-Neurol. Wochenschr. 1917/18. Nr. 47/48.

Schumann, E. A., A study of dystrophy adiposo-genitalis in women. Amer. Journ. of Obst. 78. 1918. Nr. 3. S. 428 ff.

Sterling, W., Degeneratio genito-sclerodermica als besondere Abart der pluriglandulären Insuffizienz. D. Zeitschr. f. Nervenheilk. 61. 1919. H. 1—6.

Strong, L. W., Report of a case of paragenital teratoma. Amer. Journ. of Obst. 78. 1918. Nr. 1. S. 5 ff.

Taussig, T. J., A new operation for urinary incontinence in women by transposing the levator ani muscle. Amer. Journ. of Obst. 77. 1918. Nr. 6. S. 881 ff.

Walther, Fr., Über fieberhafte Aborte, mit spezieller Berücksichtigung der Therapie. Beitr. z. Geburtsh. 19. 1918. H. 3.

Zivilrechtliche, strafrechtliche und kriminalanthropologische Beziehungen des Sexuallebens.

Alexander, Zum Entwurf eines Gesetzes gegen Unfruchtbarmachung und Schwangerschaftsunterbrechung. Ärztl. Vereinsbl. 47. 1918. Nr. 172.

Bohn, Für und wider die Abschwächung des § 180 R.Str.G.B. Die christl. Welt 32. 1918. Nr. 42/43.

Bridgman, O., An experimental study of abnormal children. With special reference to the problems of dependency and delinquency. Bukely Col 1918. 8°. 65 Cents.

Dittmer, Fürsorgestelle bei der Polizei und Jugendgerichtshilfe. Jugendfürsorge 13. 1918. Nr. 7/8.

Entwurf eines Jugendfürsorgegesetzes nebst Begründung. Zeitschr. f. Bevölkerungspolitik 10. 1918. Nr. 10/11.

Entwurf eines (franz.) Gesetzes zur Bekämpfung der Entvölkerung durch Unterdrückung der verbrecherischen Abtreibungen. Veröffentlichung des Kaiserlichen Gesundheitsamtes 42. 1918. Nr. 42.

Fried, Entstehung und Verführung unter Zusage der Ehe. Österr. Zentralbl. f. d. Juristenpraxis 36. 1918. H. 8.

Hellwig, A., Das Berner Gesetz gegen Schundliteratur und Schundfilme. Bl. f. vergl. Rechtsw. 14. 1918. Nr. 4/6.

Hellwig, Albert, Entwurf eines Jugendschutzgetzes nebst Begründung. Halle 1918. Gesenius. 8°. 56 S. 1 Mk. 30 Pf.

Hirsch, L., Über den vom Arzt unbeabsichtigt eingeleiteten Abort und seine strafrechtliche Bedeutung. Verein f. gerichtl. Med. 56. 1918. S. 105.

Hurwicz, E., Eine Lücke im Gesetz? D. Strafr. Ztg. 6. 1919. H. 1/2. S. 48—49.

Jadassohn, J., Zu dem Gesetzentwurf zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. D. m. W. 1918. Nr. 34. S. 942.

Kisch, E. H., Zur Psychologie des Ehebruches der Frau. D. Strafr. Ztg. 6. 1919. H. 1/9. S. 39—42.

Kühn, Über Epilepsie mit besonderer Berücksichtigung der psychischen Epilepsie in gerichtsärztlicher Beleuchtung. Verein f. gerichtl. Med. 1919. H. 1.

Lehner, R., Über serbische Fruchtabtreibungsmittel. Verein f. gerichtl. Med. 55. 1918. H. 2.

Lund, D., Über die Ursache der Jugendasozialität. Kriminalpsychologie und soziale Untersuchungen mit Einschluß von Familienforschungen in Schweden. Stockholm 1918. Werner. 8°, 20 Mk. 70 Pf.

Lungwitz, Drei Gesetzentwürfe zur Bevölkerungspolitik. Moderne Med. 9. 1918. Nr. 8—11.

Meyer, W., Ein Beitrag zur Lehre von der forensischen Beurteilung sexueller Delikte. Inaug-Diss. Kiel 1918. 8°.

Mezger, Edmund, Der psychiatrische Sachverständige im Prozess. Tübingen 1918. Mohr. Gr. 8°. IV, 203 S. 8 Mk. 40 Pf.

Miessner, Irene, Das Kinderschutzgesetz, seine Durchführung und seine Wirkung. Ianug.-Diss. Breslau 1918. 8°. 116 S.

Neue bevölkerungspolit. Gesetzentwürfe. Gewerkschaftl. Frauenztg. 3. 1918. Nr. 21.

Oetker, Zum Entwurf eines Gesetzes zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Das Recht. 22. 1918. Nr. 13/14.

Oetker, Zum Entwurf eines Gesetzes gegen Unfruchtbarmachung und Schwangerschaftsverhütung. Das Recht. 22. 1918. Nr. 13/14.

Reinold, Der Entwurf des Jugendschutzgesetzes. Allg. österr. Gerichtsztg. 69. 1918. Nr. 43/44.

Reiß, Gerichtsärztliche Erfahrungen mit geistig Minderwertigen im Heimatgebiet. Med. Korrbl. des Würtemb. ärztl. Landesvereins 88. 1918. Nr. 43.

Skalsky, G. A., Die Ehegesetzgebung des Papstes Pius X. mit besonderer Rücksicht auf Österreich. Jahrb. der Gesellsch. f. d. Geschichte des Protestantismus in Österreich 38. 1917.

Staffel, Strafrechtliche Probleme im Lichte der Völkerpsychologie. D. Strafr. Ztg. 5. 1918. H. 9/10. Spalte 264—267.

Stellung der katholischen Caritas zum preußigen Gesetzentwurf über Jugendfürsorge. Zeitschr. f. kathol. caritative Erziehungstätigkeit 7. 1918. Nr. 11/12.

Welcker, A., Abortus criminalis mittels oleum Sabinae mit tödlichem Ablauf. Ned. Tijdschr. vor Geneesk. 2. 1919. H. 16. S. 1307 ff.

Wolff, Zum Entwurf eines preußischen Jugendfürsorgegesetzes. Kommunale Praxis. 18. 1918. Nr. 47.

Zingali, G., La statistica della criminalità. Bologna 1918. Cappelli. 8°. 5 Lire.

Zum Entwurf eines Gesetzes zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten und eines Gesetzes gegen die Verhinderung von Geburten. Eingabe des Vorstandes des Börsenvereins vom 5. 7. 1918. Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel 85. 1918. Nr. 166.

Prostitution und Bekämpfung der venerischen Krankheiten.

Baldy, J. M., The most effective methods of control of venereal diseases. Amer. Journ. of Obstetr. 78. 1918. Nr. 2. S. 238 ff.

Bethmann, Die Anamnese der Syphilitiker. Med. Klin. 15. 1919. Nr. 1. S. 10—11.

Blaschko, A., Zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. D. Strafr.-Ztg. 6. 1919. H. 1/2. Sp. 44—46.

Blaschko, A., Ein neuer Weg zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. D. m. W. 1919. Nr. 1.

Bohn, Alte und neue Wege und Erfahrungen in der Rettungsarbeit an Mädchen und Frauen. Allg. evang.-luther. Kirchenztg. 51. 1918. Nr. 42.

Busch, A., Geschlechtskrankheiten in deutschen Großstädten auf Grund einer Erhebung des Verbandes Deutscher Städtestatistiker. Breslau 1918. Korn. 8°. 42 S. 1 Mk. 60 Pf.

Denkschrift zur Petition des Zentralverbandes für Parität der Heilmethoden, E. V. betr. Stellungnahme zu den Gesetzentwürfen zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten und gegen die Verhinderung von Geburten, insbes. auf Aufhebung aller gegen die Kurierfreiheit gerichteten gesetzlichen Bestimmungen. Medizinalpolit. Zeitfragen 2. 1918. Nr. 5.

Elert, Helene, Männerschande — Frauenknechtschaft. Die Prostitution vom Standpunkte der Frau. Ein offenes Wort an die Männer. Graz 1918. Verlag „Volksheil". 8°. IV, 124 S. 2 Mk. 50 Pf.

Fantl, Gust., und **Rob. Willheim,** Die Prostitution und die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Zeitschr. f. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 18. 1918. H. 10. S. 253—269.

Schweden, Gesetz, betr. Maßnahmen gegen die Verbreitung von Geschlechtskrankheiten. Vom 20. Juni 1918. Zeitschr. f. Bekämpf. d. Geschlechtskrankh. 18. 1918. H. 10. S. 270—275.

Weinberg, Zur Behandlung der weiblichen Urethralgonorrhoe. D. m. W. 1919. Nr. 2.

Zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten und Verhinderung der Geburten in Deutschland. W. kl. Rundschau 32. 1918. Nr. 37/38.

Rassenhygiene, Eugenik und Geburtenrückgang.

Bauch, Bevölkerungsproblem und Hebammenlehranstalt. Monatsschr. f. Geburtsh. u. Gynäk. 48. 1918. H. 1.

Berend, N., Der Kampf gegen die Säuglingssterblichkeit. Monatsschr. f. Kinderheilk. 14. 1918. H. 8/12.

Bley, K., Die Aborte in den Jahren 1912—1917 einschließlich. Monatsschr. f. Geburtsheilk. 48. 1918. H. 6.

Calmann, A., Ist der Dämmerschlaf unter der Geburt ungefährlich. D. m. W. 1918. Nr. 47.

Dietrich, E., Die Entwicklung der Medizinalverwaltung und der sozialen Hygiene bis zur Novemberumwälzung. B. kl. W. 56. 1918. Nr. 4. S. 76—80.

Deacon, M. A. S., Thoughts on the employment of pregnant women in munition factories. Lancet 1918. Nr. 4958.

Dörfler, Eignet sich die Hebamme zur Säuglingsfürsorgenden? Zeitschr. f. Med.-Beamte 32. 1919. Nr. 1. S. 21—23.

Dresel, E. G., Soziale Fürsorge. Eine Übersicht f. Studierende und sozial Tätige. Berlin 1918. S. Karger. Lex. 8°. IV, 225 S. 11 Mk.

Finkelstein, H., Säuglingsfürsorge. B. kl. W. 56. 1919. Nr. 4. S. 85—87.

Das Finnische Alkoholverbotsgesetz. Intern. Monatsschr. z. Erforsch. d. Alkoholismus 28. 1918. Nr. 7.

Engel, Fürsorge für uneheliche Kinder. D. Strafr.-Ztg. 6. 1919. H. 1/2. Sp. 46—48.

Hochenegg, J. v., Das Ministerium für Volksgesundheit. Klin.-therap. Wochenschr. 1918. Nr. 31 und 32.

Hoffmann, G. v., Rassenhygiene in Ungarn. Arch. f. Rassen- u. Gesellsch.-Biol. 13. 1918. H. 1. S. 55—67.

Israel, Säuglingsfürsorge und Hebammen. Zeitschr. f. Med.-Beamte 32. 1919. Nr. 1. S. 13—17.

Kirchner, Dringende Aufgaben des öffentlichen Gesundheitswesens nach Friedensschluß. Ärztl. Sachverst.-Ztg. 1918. Nr. 24.

Kirchner, Ziele und Leistungen der öffentlichen Gesundheitspflege und der Medizinalverwaltung. B. kl. W. 56. 1918. Nr. 4. S. 74—76.

Marcuse, M., Wandlungen des Fortpflanzungsgedankens und -Willens. Bonn 1918. A. Marcus & E. Weber. 8°. 73 S. 5 Mk. 20 Pf.

Mayer, Zur modernen Abortusfrage. Zentralbl. f. Gynäk. 1918. Nr. 48.

Meyer-Ruegg, H., Die Frau als Mutter. 6. Aufl. Stuttgart 1918. F. Enke. 8°. 335 S. mit 53 Abbild. 4 Mk. 40 Pf.

Mutterschutz und Pazifismus. Die neue Generation 15. 1919. H. 2. S. 61—68.

Newsholme, A., An address on some aspects of maternity and child-welfare work. Lancet 1918. Nr. 4949.

Organisation der Ehevermittlung. Die neue Generation 15. 1919. H. 1. S. 482 bis 488.

Peller, J., Zur Kenntnis des Abortus. D. m. W. 1918. Nr. 49.

Pooler, H. W., Infant mortality and the education of the mother; a criticism of the report of the medical research committee. Lancet 1918. Nr. 4949.

Posner, C., Medizinalministerium. B. kl. W. 56. 1919. Nr. 4. S. 93—94.

Reform des deutschen Hebammenwesens. Zeitschr. f. Med.-Beamte 32. 1919. Nr. 1. S. 1—13.

Rommel, Fr., Besoldungspolitik und Familienstand. Leipzig 1918. Quelle & Meyer. 8°. 48 S. 1 Mk. 50 Pf.

Rosenthal, M., Sexualreform im neuen Volksstaat. Die neue Generation 15. 1919. H. 2. S. 79—82.

Rott, Richtlinien für die Einrichtung und den Betrieb einer Säuglingsfürsorgestelle. D. m. W. 1918. Nr. 49.

Schallmeyer, W., Vererbung und Auslese. Grundriß der Gesellschaftsbiologie und der Lehre vom Rassedienst. Für Rassehygieniker, Bevölkerungspolitiker, Ärzte, Anthropologen, Soziologen, Erzieher, Kriminalisten, höhere Verwaltungsbeamte und politisch interessierte Gebildete aller Stände. 3. durchweg umgearb. u. verm. Aufl. Jena 1918. G. Fischer. Gr. 8°. XVI, 536 S. 15 Mk.

Schwabe, Eignet sich die Hebamme zur Säuglingsfürsorgerin? Zeitschr. f. Med.-Beamte 32. 1919. Nr. 1. S. 17—21.

Sickinger, Gefährdung unserer Volks- und Wehrkraft. Körper u. Geist 27. 1918. Nr. 15/16.

Siemens, H. W., Bevölkerungspolitische Gesichtspunkte zur Reichsfinanzreform. Potsdam 1918. Stiftungsverlag. Lex. 8°. 19 S. 1 Mk. 20 Pf.

Spinner, J. R., Soll Deutschland in den nächsten 5 Jahren Geburtenpolitik im bisherigen Verhältnis weitertreiben? Die neue Generation 15. 1919. H. 2. S. 68—73.

Tugendreich, G., Mutterschutz. B. kl. W. 56. 1919. Nr. 4. S. 87—89.

Das Volksvermehrungsamt der Sowjet-Republiken. D. Strafr.-Ztg. 6. 1919. H. 1/2. Sp. 56—57.

Wassermann, August v., Medizinische Forschung und Volk. B. kl. W. 56. 1919. Nr. 4. S. 80—82.

Wolbe, Eugen, Selbstmord oder neues Leben? Ein Wort zur Bevölkerungspolitik der deutschen Juden. Oranienburg 1918. Orania-Verlag. Gr. 8°. 29 S. 1 Mk.

Sexuelle Pädagogik, Ethik und Lebensführung.

Doernberger, E., Körperliche Erziehung und Schule. Leipzig 1919. Veit & Co. Gr. 8°. 96 S. 3 Mk. 50 Pf.

Fischer-Defoy, W., Schule und Bevölkerungshygiene. Zeitschr. f. Kinderforsch. 1918. H. 7/8. S. 273 ff.

Freyer, H., Antäus. Grundlegung einer Ethik des bewußten Lebens. Jena 1918. Diedrichs. 8°. 95 S. 3 Mk.

Görland, Albert, Neubegründung der Ethik aus ihrem Verhältnis zu den besonderen Gemeinschaftswissenschaften. Berlin 1918. Reuther & Reichard. 8°. 59 S. 2 Mk.

Hafkesbring, Clara, Sexualbiologischer Jugendunterricht. Frauenbildung 17. 1918. H. 10.

Hellmaier, Ludwig, Der Moralunterricht in der französischen Laienschule. Kempten. 1918. Kösel. Gr. 8°. VIII, 112 S. 2 Mk. 40 Pf.

Kruse, U. J., Lebenskunst. Ein Wegweiser für die neue Zeit. 3. Aufl. Buchenbach 1919. 8°. 117 S. 4 Mk. 50 Pf.

Lebensquell, Am. Ein Hausbuch zur geschlechtlichen Erziehung. Herausgegeben vom Dürerbund. Betrachtungen, Ratschläge und Beispiele als Ergebnisse des Dürerbund-Preisanschreibens. 24.—26. Tausend. Dresden 1918. A. Köhler. 8°. XII u. 363 S. mit 1 Titelbild. 6 Mk. 50 Pf.

Radomski, Ursachen der sittlichen Verwilderung unserer Jugend und Mittel zu ihrer Bekämpfung. Volkswart 12. 1919. Nr. 1.

Rohden, G. v., Ehe und freie Liebe. Ein Wort zum Individualismus in der Frauenfrage. Nassau 1918. Zentralbl. zur Verbreitung guter deutscher Literatur. 8°. 58 S. 1 Mk. 50 Pf.

Samter, Ernst, Kulturunterricht. Erfahrungen und Vorschläge. Berlin 1918. Weidmann. 8°. III, 204 S. 7 Mk.

Spencer, Herbert, Die Erziehung in intellektueller, moralischer und physischer Hinsicht. Deutsch von Dr. Heinr. Schmidt. Leipzig 1918. Kröner. Kl. 8°. IV, 170 S. 2 Mk.

Spranger, Eduard, Kultur und Erziehung. Gesammelte pädagogische Aufsätze. Leipzig 1919. Quelle & Meyer. 8°. VIII, 151 S. 3 Mk. 80 Pf.

Stürbled, Georg, Die Moral in ihren Beziehungen zur Medizin und Hygiene. Erster Band. Hildesheim 1918. Borgmeyer. 8°. VIII, 208 S. 3 Mk.

Vietor, C. R., Du und deine Braut und deine Frau. Für Mußestunden des Feldgrauen. Barmen o. J. (1918). Biermann. 8°. 63 S. 80 Pf.

Wedermann, Mitwirkung der freiwilligen Jugendfürsorgeeinrichtungen bei der Fürsorgeerziehung. Bayer. Caritas-Blätter. 17. 1918. Nr. 10—12.

Werdermann, H., Elternspiegel für alle, die ihre Kinder gut erziehen wollen. Witten o. J. (1918). Verlag „Eckart". 8°. 32 S. mit Abbild. 50 Pf.

Allgemeines, Vorgeschichte, Ethnologie und Folklore, Pathographie, Kultur- und Literaturgeschichtliches.

Bäumer, Gertrud, Goethes Freundinnen. Brief zu ihrer Charakteristik, ausgew. und eingeleitet. 2. Aufl. Leipzig 1919. Teubner. 8°. VII, 464 S. mit 12 Bildnissen auf Tafeln. 6 Mk.

Bierbaum, Otto Jul., Leichtfertige Geschichten. Illustr. von F. Christophe. Dachau o. J. (1918). Einhorn-Verlag. 2 Mk.

Dr. Brosses, des Präsidenten, Vertrauliche Briefe aus Italien an seine Freunde in Dijon 1739—1740. Übers. von Werner Schwartzkopff. München 1918. Georg Müller. Erster Band. Gr. 8°. XXXII, 519 S. mit 46 Taf. 18 Mk.

Bunsen, Marie v., Die Frau und die Geselligkeit. Leipzig 1918. Seemann & Co. 8°. 136 S. mit 8 Taf. 2 Mk. 40 Pf.

Burdach, K., Über den Ursprung des mittelalterlichen Minnesangs, Liebesromans und Frauendienstes 6/7. Sitzungsbericht der preuß. Akademie der Wissensch. 1918. Nr. 47.

Burdach, Konrad, Die Entdeckung des Minnesangs und die deutsche Sprache. Berlin 1918. G. Reimer. Lex. 8°. 29 S. 1 Mk.

Burger, Erna, Wie gewinne ich die Liebe eines Mannes? Ein praktischer Ratgeber für junge, heiratslustige Damen. Oranienburg o. J. (1918). Orania-Verlag. 8°. 64 S. 2 Mk.

Corvin, Pfaffenspiegel. Historische Denkmale des Fanatismus in der römisch-kathol. Kirche. 5. Aufl. Rudolstadt o. J. (1918). Bock. Kl. 8°. XXIV, 440 S. 6 Mk.

Crusenstolpe, M. J. v., Russische Hofgeschichten. Unter Benutzung zeitgenössischer Originaldokumente bearbeitet, eingeleitet und mit zahlreichen Anm. hrsg. von Joachim Delbrück. III. Bd. München 1918. G. Müller. 8°. 371 S. mit 36 Bildbeigaben (auf Taf.). 21 Mk.

Dehn, Günther, Großstadtjugend. Beobachtungen und Erfahrungen aus der Welt der großstädtischen Arbeiterjugend. Berlin 1919. C. Heymann. Gr. 8°. VIII, 192 S. 6 Mk.

Eine Vision Leo Tolstois. Aus seinem Todesjahre 1910. Die neue Generation 15. 1919. H. 2. S. 82—84.

Elkuß, S., Zur Beurteilung der Romantik und zur Kritik ihrer Erforschung. Hrsg. von Franz Schultz. München 1918. Gr. 8°. IX, 115 S. 5 Mk.

Eulenberg, Herbert, Komödien der Ehe. Berlin 1918. F. Gurlitt. Gr. 8°. 109 S. 8 Mk.

Finke, H., Über Friedrich und Dorothea Schlegel. Köln 1918. Bachem. 8°. 119 S. 2 Mk. 40 Pf.

Ford, Giovanni und Annabella ('Tis Pity She's a Whore). Die alte englische Tragödie des John Ford in deutscher Sprache und für die deutsche Bühne von E. Kaiser. München 1918. Georg Müller. 8°. 102 S.

Friede, Elfriede, Mann und Weib in Liebe und Ehe. Leipzig 1918. Xenien-Verlag. 8°. 50 S. 1 Mk.

Gerling, R., Freie Liebe oder bürgerliche Ehe? 3. Aufl. Oranienburg o. J. (1918). Oranien-Verlag. Kl. 8°. 38 S. 1 Mk.

Glaeßner, R., Die Probleme des Geschlechtslebens. Die Liebe von Mann und Weib, von Liebesglück und Eheglück. Eine wohlmeinende Studie für das gereifte weibliche Geschlecht. Wien 1919. Anzengruber-Verlag. Gr. 8°. 46 S. 2 Mk. 50 Pf.

Glaser, Kurt, Georges Rodenbach, der Dichter des toten Brügge. Marburg 1917. Elwert. 8°. VII, 79 S. 1 Mk. 50 Pf.

Gleichen-Rußwurm, A. v., Der Ritterspiegel. Geschichte der vornehmen Welt im romanischen Mittelalter. Stuttgart 1918. Hoffmann. 8°. XV, 436 S. 11 Mk.

Gleichen-Rußwurm, A. v., Vom Zopf zur Romantik. Beitrag zum Werdegang der modernen Frau. Leipzig 1918. Seemann & Co. 8°. 120 S. 2 Mk.

Goethe-Handbuch, hrsg. von Dr. Julius Zeitler. Dritter Bd. Stuttgart 1918. Gr. 8°. IV, 660 S. 17 Mk.

Hannak, Jacques, Geschlechtlichkeit. Eine Paraphrase Weiningerscher Ideen. Wien 1918. Verlag des Ver. 8°. 28 S. 1 Mk. 80 Pf.

Hasterlik, Alfred, Von Reiz- und Rauschmitteln. Unsere wichtigsten Genußmittel nach Zusammensetzung, Gewinnung und Mengen. Mit 7 Kapitelbild. v. W. Planck. Stuttg. 1918. Franckh. 8°. 77 S. 1 Mk. 25 Pf.

Höfer, Edm., Goethe und Charlotte von Stein. 4. Aufl. Berlin-Steglitz 1919. B. Behr. 8°. 143 S. mit Titelbild. 3 Mk. 20 Pf.

Jahrbuch des Bundes Deutscher Frauenvereine. Handbuch der kommunalsozialen Frauenarbeit 1919. Im Auftrage des Bundes Deutscher Frauenvereine. Hrsg. v. Elisabeth Altmann-Gotheiner. Leipzig 1919. B. G. Teubner. 8°. 8 + 100 + 153 S. mit dem Bildnis von Helene Lange. 5 Mk. 50 Pf.

Indische Märchen, Hrsg. von Johs. Hertel. Jena 1919. Diederichs. 8°. 390 S. mit 7 Abbild. 6 Mk.

Koehne, C., Bevölkerungspolitik im Gesetzbuche des Königs Hammurabi von Babylon. Zeitschr. f. Sozialw. Nr. 7/9. 1918. H. 11/12.

Krische, Paul, Die Frau als Weltbürger. Die neue Generation 15. 1919. H. 2. S. 73—79.

Meth, Max J., Vom Kriegstheater der Liebe. Heiteres und Ernstes aus dem Wiener Junggesellenleben. Wien o. J. (1918). Anzengruber-Verlag. 8°. V, 87 S. mit 2 Taf. 4 Mk. 50 Pf.

Mras, Karl, Die Personennamen in Lucians Hetärengesprächen. Wiener Studien 38. 1916. H. 2.

Münz, B., Shakespeare als Philosoph. Halle 1918. Niemeyer. Gr. 8°. III, 105 S. 3 Mk. 60 Pf.

Prilipp, B., Die Bedeutung der Frau im deutschen Volksleben. Daheim 55. 1918. Nr. 13.

Sacher-Masoch, Leop. v., Don Juan von Kolomea. Leipzig o. J. (1918). Rabinowitz. 8°. 96 S. 30 Mk.

Sacher-Masoch, Leop. v., Mondnacht. Leipzig 1918. Rabinowitz. 8°. 150 S. 3 Mk. 50 Pf.

Schelenz, H., Nochmals Goethes Krankheit. B. kl. W. 1919. Nr. 11.

Schnitzler, Arthur, Casanovas Heimfahrt. Novelle. Berlin 1918. S. Fischer. 8°. 182 S. 4 Mk. 50 Pf.

Schwänke vom Bosporus. Hrsg. von Paul Hausmann. Berlin 1918. Hyperionverlag. 8°. 208 S. 20 Mk.

Simmel, Georg, Lebensanschauung. Vier metaphysische Kapitel. München 1918. Duncker & Humblot. Gr. 8°. III, 245 S. 6 Mk.

Stöcker, Helene, Zu den Waffen — des Geistes und der Güte! Die neue Generation 15. 1919. Nr. 1. S. 453—465.

Stratz, C. H., Die Rassenschönheit des Weibes. 9. Aufl. Stuttgart 1918. Enke. Gr. 8°. XVI, 443 S. mit 1 Tafel und 346 Textabbild. 16 Mk.

Susman, Marg., Die Revolution und die Frau. Frankf. a. M. 1918. Fiedemann & Uzielli. Gr. 8°. 9 S. 40 Pf.

Tolstoi, Leo N., Tagebuch der Jugend. 1. Bd. 1837—1852. Von Wladimir Tschertkow autor. vollst. Ausgabe. München 1919. Georg Müller. Gr. 8°. XIII, 292 S. m. 1 Bildnis und 1 Stammtafel. 9 Mk.

Toth, Karl, Französisches Salonleben um Charles Pinot Duclos 1704—1772. Gedr. m. Subventon d. kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien. Wien 1918. A. Holzhausen. Gr. 8°. 219 S. 7 Mk. 50 Pf.

Vernon, Hedda, Die Nebenehe. Eine unmögliche Geschichte. Mit Einleitung von Artur Landsberger. Hamburg 1919. Enoch. 8°. 170 S. 4 Mk.

Voisenon, Abbé v., Drei galante Erzählungen. Übertr. von Alfred Semerau. Berlin 1918. Hyperionverlag. 8°. 201 S. m. 6 Taf. 10 Mk.

Voß, Neue Standespflichten. Ärztl. Sachverst. Zeitschr. 1918. Nr. 22.

Wiener, Otto, Physik und Kulturentwicklung durch technische und wissenschaftliche Erweiterung der menschlichen Naturanlagen. Mit 72 Abbild. im Text. Leipzig 1919. Teubner. 8°. VIII, 109 S. 4 Mk. 40 Pf.

Wiese, L. v., Das weibliche Geschlecht und die Politik. Die neue Generation 15. 1919. H. 1. S. 465—475.

Wiese, Leop. v., Strindberg. Ein Beitrag zur Soziologie der Geschlechter. München 1918. Duncker & Humblot. 8°. IV, 143 S. 4 Mk.

Wilde, Oskar, Werke in 12 Bdn. Berlin o. J. (1918). Globus-Verlag. 35 Mk.

Zauberflöte, Die, Eine Sammlung von erotischen Novellen, Märchen und Liedern der asiat. Literatur. Hrsg. von Paul Hansmann. Berlin 1918. Hyperionverlag. 8°. 263 S. mit 8 farb. Taf. 20 Mk.

Zikel, H., Das Sexualleben der Frauen. Handbuch der Geschlechtslehre und Gefühlshygiene für Fauen und Erzieher. 25.—31. Aufl. Berlin o. J. (1918). Schweizer & Co. 8°. 216 S. 7 Mk. 50 Pf.

Kriegsliteratur.

Bickel, H., Über die Kriegsneurosen, ihre Entstehung und die Erfolge ihrer Behandlung. Monatsschr. f. Psychiatr. u. Neurol. 44. 1918. H. 4.

Bing, F., Einiges über den Zusammenhang zwischen Krieg und Geburt. M. m. W. 1919. Nr. 1.

Bluhm, Agnes, Zur Kenntnis der Gattungsleistungen der Industriearbeiterinnen im Kriege. Arch. f. Rassen- u. Gesellsch.-Biol. 13. 1918. H. 1. S. 75—78.

Bonhoeffer, K., Fürsorge für Hirnverletzte und Neurotiker. B. kl. W. 56. 1919. Nr. 4. S. 91—93.

Braun, Adolf H., Die Bevölkerung einer bayrischen Mittelstadt (Passau) im Kriege. Nachtrag 1917. Klin.-therapeut. Wochenschr. 26. 1919. Nr. 3/4. Sp. 21—28.

Bulle, Helene, Warum schweigen die Mütter? Die neue Generation 15. 1919. H. 1. S. 490—491.

Fischler, F., Ärztliche Betrachtungen über unsere Ernährungslage und ihre Einwirkungen auf die Volksgesundheit. M. m. W. 66. 1919. Nr. 2. S. 50—51.

Ferriani, Kriminalität der Jugendlichen und Krieg. Dokumente des Fortschritts 11. 1918. Aprilheft.

Friedländer, C., Die sanitären Verhältnisse der Zivilbevölkerung während des Krieges. D. m. W. 1918. 48.

Hellwig, A., Die Kriminalität der Jugendlichen in Hamburg unter dem Einfluß des Krieges. Zeitschr. f. Sozialwissensch. N. F. 9. 1918. H. 11/12.

Heskil, Aus der Kriegsarbeit der Behörde f. öffentliche Jugendfürsorge. Bl. f. d. Hamburger öffentl. Jugendfürsorge 17. 1918. Nr. 2—5.

Kammerer, Paul, Der Krieg und die Nachkommen. Die neue Generation 15. 1919. H. 1. S. 475—482.

Kaupe, W., Muttermilch und Krieg. Monatsschr. f. Kinderheilk. 15. 1918. H. 1.

Kuhlendahl, Einfluß des Krieges auf die Kriminalität der Jugendlichen. Nachrichten des Hamburgischen Landesverbandes für Jugendpflege 1. 1918. Nr. 10.

Kutzinski, Klinisches und Theoretisches zur sogenannten Kriegsneurose. Monatsschr. f. Psychiatr. u. Neurol. 44. 1918. H. 6.

Neundörfer, Der Krieg und die Kriminalität der Jugendlichen. Caritas 23. 1919. Nr. 1.

Prinzing, Fr., Der Frauenüberschuß nach dem Kriege. D. m. W. 1918. Nr. 49.

Proßkurjakow, Über die venerischen Krankheiten unter der Bevölkerung Petersburgs nach den Berichten des Kalinskin- und Alafusowhospitals in Verbindung mit dem Kriege. Russ. Zeitschr. f. Haut- und venerische Krankheiten 1916. Bd. 32.

Reach, Kriegsödem und endokrine Hodenfunktion. W. kl. W. 1918. Nr. 47.

Stiefler, Georg, Über nervöse und psychische Erschöpfungszustände im Kriege. Klinisch-therapeut. Wochenschr. 25. 1918. Nr. 47/48. Sp. 373—377.

Vischer, A. L., Die Stacheldraht-Krankheit. Beiträge zur Psychologie der Kriegsgefangenen. Zürich 1918. Rascher & Co. 8°. 55 S. 1,60 Fr.

Weinberg, Siegfried, Belagerungszustand und Sexualethik. Die neue Generation 15. 1919. H. 1. S. 488—490.

Namenregister.

Sachregister.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Iwan Bloch in Berlin.
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.
Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H. in Leipzig.

ZEITSCHRIFT FÜR SEXUALWISSENSCHAFT

INTERNATIONALES ZENTRALBLATT FÜR DIE BIOLOGIE, PSYCHOLOGIE, PATHOLOGIE UND SOZIOLOGIE DES SEXUALLEBENS

Offizielles Organ
der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik"
in Berlin

BEGRÜNDET VON

PROF. Dr. A. EULENBURG UND Dr. IWAN BLOCH
IN BERLIN IN BERLIN

UNTER MITARBEIT VON FACHGELEHRTEN HERAUSGEGEBEN VON

Dr. IWAN BLOCH

V. BAND APRIL 1918 1. HEFT



BONN

A. MARCUS & E. WEBERS VERLAG



Inhaltsverzeichnis.

Originalarbeiten.

Band-Titel, Inhalt und Register des IV. Bandes werden mit Heft 2 nachgeliefert.

Alle Sendungen sind an den Herausgeber Dr. Iwan Bloch, Berlin W 15, Joachimsthalerstraße 9, zu schicken, während alle Mitteilungen, die das Abonnement, die Zustellung der Hefte und die Inserate betreffen, an den Verlag zu richten sind.

ZEITSCHRIFT FÜR SEXUALWISSENSCHAFT

INTERNATIONALES ZENTRALBLATT FÜR DIE BIOLOGIE, PSYCHOLOGIE, PATHOLOGIE UND SOZIOLOGIE DES SEXUALLEBENS

Offizielles Organ der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik" in Berlin

BEGRÜNDET VON

PROF. Dr. A. EULENBURG IN BERLIN UND Dr. IWAN BLOCH IN BERLIN

UNTER MITARBEIT VON FACHGELEHRTEN HERAUSGEGEBEN VON

Dr. IWAN BLOCH

. BAND SEPTEMBFR 1918 6. HEFT



BONN

A. MARCUS & E. WEBERS VERLAG



Inhaltsverzeichnis.

Originalarbeiten.

Alle Sendungen sind an den Herausgeber Dr. Iwan Bloch, Berlin W 15, Joachimsthalerstraße 9, zu schicken, während alle Mitteilungen, die das Abonnement, die Zustellung der Hefte und die Inserate betreffen, an den Verlag zu richten sind.

ZEITSCHRIFT FÜR SEXUALWISSENSCHAFT

INTERNATIONALES ZENTRALBLATT FÜR DIE BIOLOGIE, PSYCHOLOGIE, PATHOLOGIE UND SOZIOLOGIE DES SEXUALLEBENS

Offizielles Organ
der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenik"
in Berlin

BEGRÜNDET VON

PROF. Dr. A. EULENBURG UND Dr. IWAN BLOCH
IN BERLIN IN BERLIN

UNTER MITARBEIT VON FACHGELEHRTEN HERAUSGEGEBEN VON

Dr. IWAN BLOCH

V. BAND SEPTEMBFR 1918 6. HEFT



BONN

A. MARCUS & E. WEBERS VERLAG



Inhaltsverzeichnis.

Originalarbeiten.

Da vom 1. April 1919 ab Herr Dr. Max Marcuse in Berlin W 35, Lützowstraße 85 I, die Schriftleitung dieser Zeitschrift übernommen hat, so sind alle Manuskriptsendungen an diesen zu richten, während alle Mitteilungen, die das Abonnement, die Zustellung der Hefte und die Inserate betreffen, an den Verlag zu richten sind.



